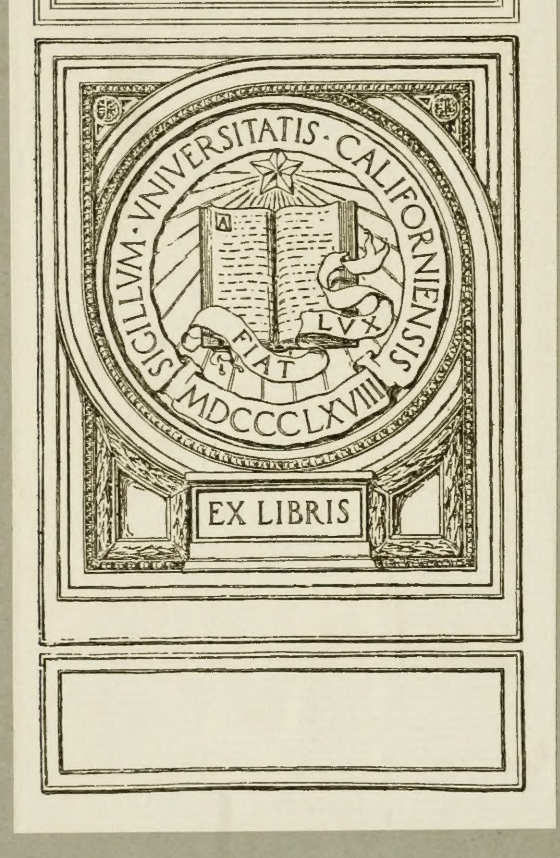
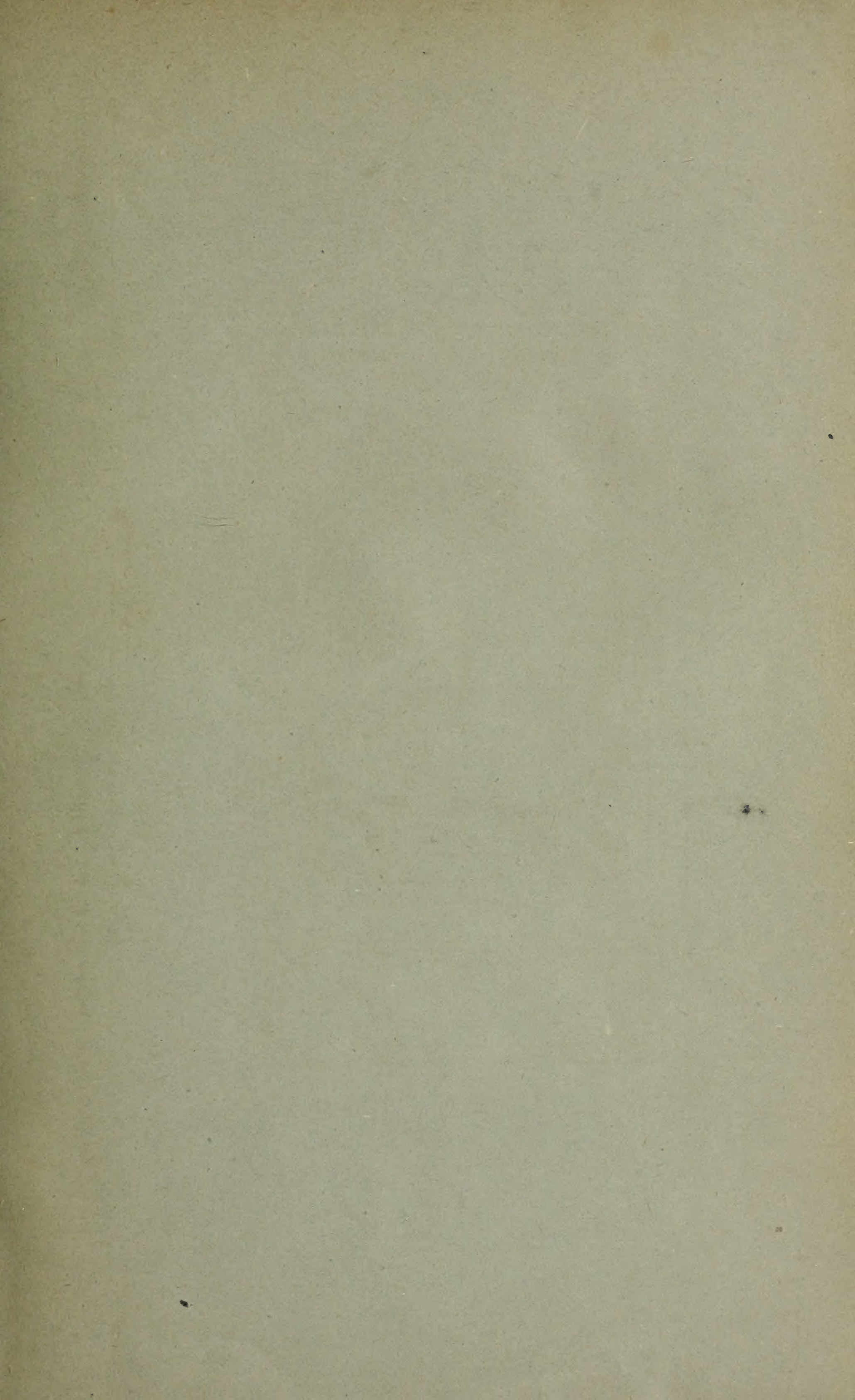
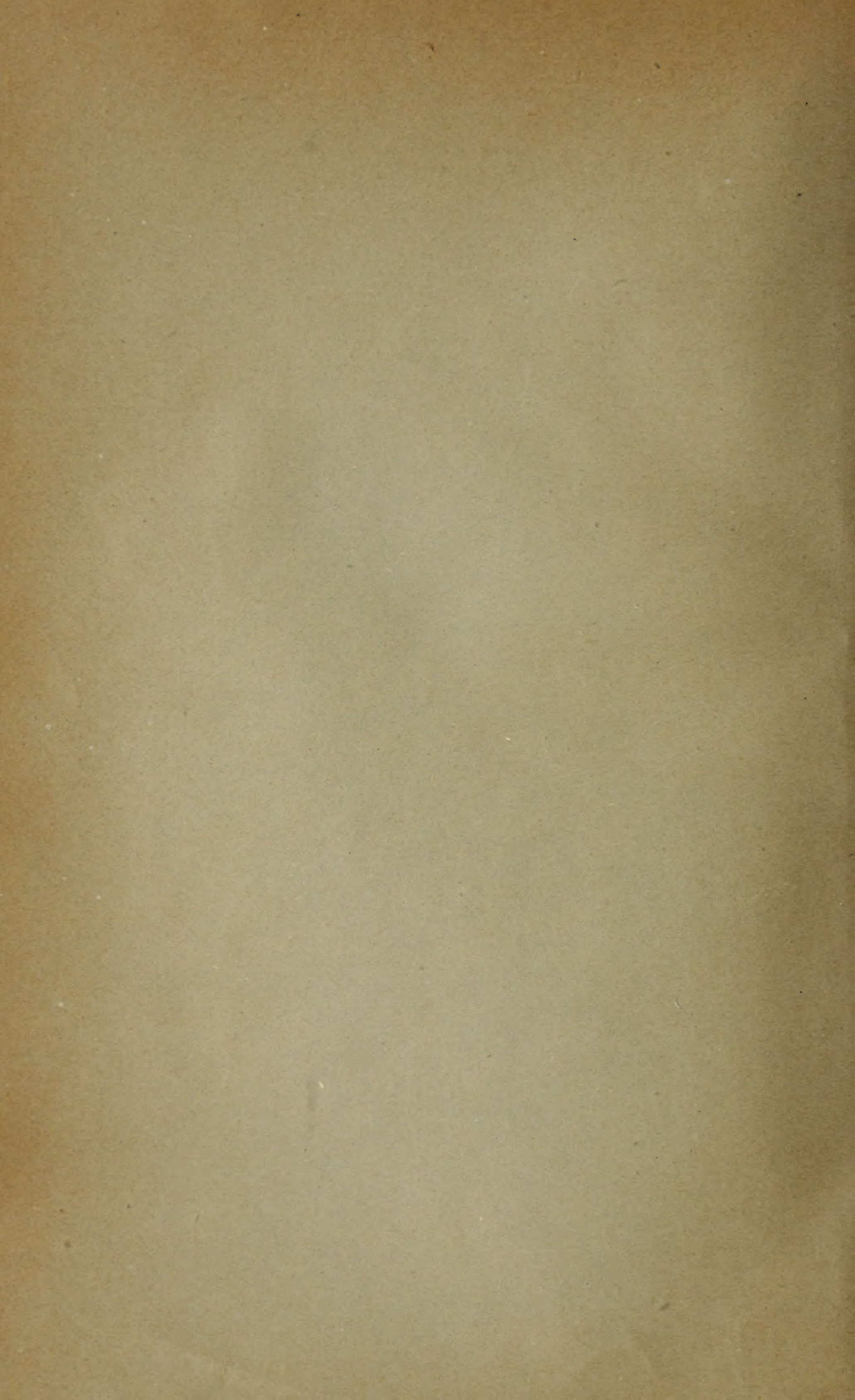

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS











Allgemeine Geschichte
in
Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedrich Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, Wilh. Oncken, M. Philippson, S. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben
von
Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Siebenter Theil.

Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Von G. F. Hertzberg.



Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1883.

Geschichte

der

Byzantiner und des Osmanischen Reiches

bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. G. F. Hertzberg,

a. o. Professor an der Universität Halle.

Mit Illustrationen.

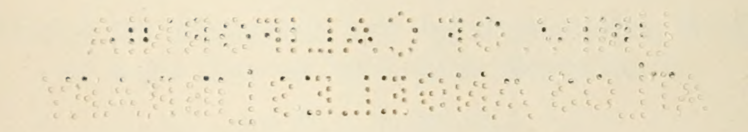


Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1883.





Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Beginn des Satzes am 28. April 1882.

Erstes Buch.

Das Byzantinische Reich bis zur Lateinischen Eroberung im Vierten Kreuzzuge (1204).



Einleitung.

Als in den ersten Septembertagen des Jahres 476 n. Chr. der kühne Held Odovakar durch sein entschlossenes Zugreifen dem langen Todeskampfe des abendländischen Reiches der Römer ein Ende gemacht hatte, mochte für nicht wenige seiner Zeitgenossen der Zusammensturz auch der östlichen Hälfte des alterthümlichen Riesenbaues der Cäsaren nur als die Frage einer ziemlich nahen Zukunft erscheinen. Aber alle Hoffnungen der Gegner, alle Befürchtungen der Freunde des oströmischen Thrones wurden getäuscht. Dem alternden Reiche des römisch-griechischen Orients war noch die Lebensdauer von nahezu Einem Jahrtausend beschieden, ehe ein turanischer Stamm, dessen Name zu Odovakars und Theoderichs Zeit in der romanischen Welt noch kaum bekannt war, — zugleich der starke Träger einer neuen Religion, — die Möglichkeit gewann, mit der Eroberung der prächtigen Schöpfung des großen Constantin und des griechischen Südens nicht nur weithin auf der Balkanhalbinsel in uralt christlichen Ländern nach Einstampfung der letzten Trümmer byzantinischer Macht eine neue Fremdherrschaft aufzurichten, sondern auch auf diesem alle Zeit verhängnißschweren Boden sich für lange Jahrhunderte als das neue Herrenvolk der Erde einzurichten, welches als Erbe von Byzanz von seinem Stambul aus sich nunmehr anschickte, der Welt des Abendlandes Gesetze vorzuschreiben.

Lange Zeit ist bei uns diese tausendjährige Geschichte mit großer Mißgunst, mit übermäßiger Strenge und Geringschätzung behandelt worden. Auch wer im Hinblick auf die wechselvollen Schicksale dieses Reiches nicht von „tausendjährigem Verfall" oder gar „tausendjähriger Verwesung" sprach, wendete gewöhnlich nur ungern seine Aufmerksamkeit einem Staatswesen zu, dessen Annalen nicht viel Anderes zu bieten schienen, als die Berichte von immer wiederkehrenden Palastrevolutionen, unaufhörlichem Thronwechsel despotischer Machthaber, romantischen Blutscenen, und wilder Parteiung über schwer verständliche dogmatische Fragen. Aber auch nach dieser Richtung hat die Forschung der Gegenwart schon jetzt Erhebliches verändert. Nicht zu reden von den griechischen Gelehrten unseres Zeitalters, die nun auch mit Eifer begonnen haben, diesen lange vernachlässigten Theil ihrer Nationalgeschichte energisch zu durchforschen: immer entschiedener ist die Geschichtschreibung unseres Zeitalters dem Reiche der Byzantiner gerecht geworden. Schon die

einfache Thatsache, daß dieser Rest der alten Monarchie der Constantiner und Theodosier, immerhin vielfach zerbröckelt und verkleinert, den unaufhörlichen furchtbaren Angriffen bulgarischer, slawischer, arabischer, turanischer Völkermassen zu widerstehen, aus jeder tiefsten Demüthigung wieder neu emporzukommen, und selbst die schwerste Katastrophe, die Zertrümmerung des Reiches durch die Ritter und Flottenführer des vierten Kreuzzuges, und den Verlust



Piedestal vom Obelisken des Theodosius zu Constantinopel (s. Anmerkung auf Seite 19).

der Hauptstadt am Goldenen Horn, zu überwinden vermocht hat, ehe er unter der osmanischen Fluth versank: schon diese grandiose Thatsache forderte doch auf, der wahren Geschichte eines Reiches von so ungeheurer, so beispielloser Lebenszähigkeit unbefangenen Sinnes näher zu treten.

Unsere Aufgabe ist es nun nicht, im Verlaufe der hier zu bietenden Darstellung überall und nach allen Seiten in das Detail der byzantinischen Geschichte, bis zum ritterlichen Ausgange des letzten Paläologen, einzugehen. Es handelt sich für uns wesentlich darum, zunächst bis zu dem Eintreten der

Osmanen in die Geschichte der Levante, in kräftigen Umrissen und großen Zügen nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung die Schicksale des Reiches von Byzantion bis herab zu der Zeit zu entwickeln, wo einerseits die italienisch-französische Welt die Herrschaft in der Westhälfte dieses Reiches gewonnen hat, wo anderseits die südslawischen Völker auf der Balkanhalbinsel in Gestalt geschlossener Staaten auftreten, wo endlich das Geschlecht der Paläologen



Piedestal vom Obelisken des Theodosius zu Constantinopel (s. Anmerkung auf Seite 19).

noch einmal auf dem uralten Herrensitze der Constantiner festen Fuß gefaßt hat. Wir werden uns dabei vorzugsweise mit den Momenten zu beschäftigen haben, auf denen die zähe Lebensfähigkeit des byzantinischen Staates eigentlich beruhte. Wir haben ferner ein großes Gewicht zu legen auf die ganz außerordentliche Bedeutung, welche das byzantinische Reich seit dem Ausleben des abendländischen Kaiserthums jahrhundertelang behauptet hat als Erbe und Träger einerseits einer reich entwickelten Civilisation, anderseits der Schätze

der antiken Kultur: auf der einen Seite neben der neu und glänzend aufblühenden arabischen des älteren Khalifats, auf der anderen gegenüber und theilweise im Zusammenhange mit der langsam emporwachsenden des Abendlandes, die großentheils einer Durchdringung des romanischen mit dem germanischen Wesen ihre Entstehung verdankte. Der Moment, wo die türkischen Vollkugeln endlich in die Riesenmauern von Constantinopel die verhängnißvolle Breśche legten, ist dann auch derselbe, wo das zu neuer Kultur stark und glücklich entwickelte Abendland das schützende Asyl wird für die letzten Träger der untergehenden griechischen Bildung.

In diesem Sinne soll unsere Darstellung dem großen Gange der wechselvollen Schicksale des Reiches von Byzanz folgen, — bis zu seinem Niedergange, um dann noch weiter die Nachfolger des schrecklichen Mohammed II. bis zu der Zeit zu begleiten, wo die neuen turanischen Herren des illyrischen Dreiecks den Zenith ihrer Macht erreicht haben, um dann auch ihrerseits auf die Bahn des langsamen Niederganges der furchtbaren osmanischen Weltmacht einzulenken.

Erster Abschnitt.

Von Justinian I. bis zum Ausgang der makedonischen Dynastie.

Erstes Kapitel.

Das romanische Zeitalter des Reiches der Byzantiner.

Wir beginnen unsere Darstellung mit dem Zeitalter des Kaisers Justinian I. Nicht als ob gerade dieser Machthaber das System geschaffen hätte, welches in der Geschichte der Völker und Staaten die charakteristischen Züge des „Byzantinismus“ trägt. Ganz im Gegentheil: die wesentlichsten Grundzüge der Physiognomie, welche das Reich des Ostens bis zu dem Ausgange der Basiliden trägt, wurzeln bereits in der durch die Schöpfungen Constantins des Großen am Bosporus eingeleiteten Entwicklung. Und wieder, der eigenthümlich griechische oder vielmehr „rhomäische“ Charakter, der durch das Mittelalter hindurch hier unserer Beobachtung begegnet, beginnt erst mehrere Menschenalter nach Justinians Regierung überall durchzudringen, als einerseits das griechische Wesen die seit Arcadius am Goldenen Horn herrschend gebliebenen romanischen Formen zurückgedrängt, andrerseits aber die arabische Völkerfluth im Osten und im Süden des Mittelmeeres alle Provinzen des großen Reiches verschlungen hatte, in denen das uralte semitische und berberische Element nur äußerlich gräcisirt oder romanisirt war, — als mit Einem Worte das Reich der sogenannten Oströmer, der „Rhomäer“, auf eine Gruppe von Landschaften beschränkt war, welche, die inzwischen durch Südslawen und Bulgaren neu durchsetzten Striche der nördlichen Balkanhalbinsel ausgenommen, wesentlich als griechische oder doch als durch und durch gräcisirte gelten konnten.

Die Regierung Justinians I. (527—565 n. Chr.) zum Ausgangspunkte unserer Darstellung zu nehmen, nöthigen uns andere Motive von durchschlagender Bedeutung. Ist es doch dieser Abkömmling einer romanisirten Bauernfamilie aus Tauresium in dem dardanischen Distrikt von Bederiana (geb. 11. Mai 482 n. Chr.), der mit aller Macht die letzten Schläge gegen das antike Wesen geführt hat, soweit dasselbe überhaupt getroffen werden konnte oder sollte. Die gänzliche Vernichtung der uralten, noch immer in tief heidnischem Sinne arbeitenden Universität der Neuplatoniker in Athen (529 n. Chr.), die Sistirung des Consulates seit 541, der große Feldzug



Reste der Säule Constantins d. Gr. zu Constantinopel (s. Anmerkung auf Seite 19). Die Säule war, wie diejenige Trajans, mit einem spiralförmig empor-ziehenden Reliefriese umgeben.

gegen die Massen der Ungetauften in den Jahren 528 und 532, und die energische Weise, in welcher namentlich unter dieser Regierung das architektonische Erbe der alten hellenischen Olympier für die anatolische Kirche in Beschlag genommen wurde, zeigten den Zeitgenossen mit handgreiflicher Deutlichkeit, daß die einst durch des spanischen Theodosius I. grimme Dekrete gegen die Heidenwelt eingeleitete Uebergangsperiode nun ihren Abschluß finden sollte.

Auf der anderen Seite bezeichnet dieses Kaisers lange Regierung und die seines ersten Nachfolgers in imposanter Schärfe den Abschluß jenes Zeitalters voll ungeheurer Schicksale, weltgeschichtlicher Katastrophen, kolossaler Glückswechsel, welches die Geschichtsforschung die Zeit der germanischen Völkerwanderung zu nennen sich gewöhnt hat. Weiter aber liegt die Bedeutung dieser Regierung darin, daß sie bis zu einer gewissen Grenze mit staunenswerthem Erfolg die romanische Reaktion gegen das siegreiche Germanenthum und dessen junge Schöpfungen versucht, und durch neue und für lange Zeit festgehaltene Grenzregulirungen das Areal festgestellt hat, mit welchem das Reich von Byzantion in das eigentliche Mittelalter und in dessen neue politische Bewegungen eintritt. Und endlich leiten sich eben damals die Angriffe der neuen nordischen Gegner dieses Reiches ein, der bulgarischen, der slawischen, der turanischen Völker, die bereits die Schicksale der Westhälfte des Reiches für viele Menschenalter bestimmen, ehe noch der Islam und das Khalifat den Feuerkreis um den Osten und den Süden des Reiches ziehen.

Trotz der kläglichen Schwäche der beiden ersten oströmischen Kaiser Arcadius (395—408) und Theodosius II. (408—450) war ihr Reich, dessen vorzugsweise gefährdete illyrische Provinzen jetzt an den Wällen von Thessalonike und an der für alle Mittel der damaligen Kriegskunst, namentlich der „Barbaren", unüberwindlichen, neuen Centralstellung von Constantinopel einen unvergleichlich starken militärischen Rückhalt besaßen, den schweren Gefahren glücklich entgangen, welche im Laufe des fünften Jahrhunderts das Abendland rettungslos zu Grunde gerichtet haben. Das Abströmen der Westgothen und anderer kraftvoller germanischer Völker aus bedrohlichster Nähe nach Italien und Gallien zu Anfang, und die Richtung des furchtbaren hunnischen Stoßes nach Westen in der Mitte dieses Jahrhunderts, dazu endlich Attilas früher Tod (453 n. Chr.) waren für den Osten die rettenden Ereignisse gewesen. Und nun tritt sogleich die schlaue Diplomatie und die staunenswürdige Zähigkeit in den Vordergrund, die bis zu der Sterbestunde der Paläologen die charakteristischen Züge des Byzantinerthums geblieben sind.

Die kühne That Odovakars und das Absterben des Thrones von Ravenna hatte für den Hof in Constantinopel in Wahrheit nur die Bedeutung, daß nunmehr das alte Anrecht der oströmischen Krone auf den Besitz des gesammten römischen Abendlandes von Seiten der Romanen nirgends mehr in Zweifel gestellt werden konnte. Und seit 476 n. Chr. haben die Oströmer, so lange es ihnen überhaupt möglich blieb, an die Länder westlich von der Adria noch zu denken, mit einer Zähigkeit, die nachher auf die Curie im Vatikan sich vererbt hat, ihr „Erbrecht" auf die Provinzen des Westens festgehalten, die nur durch die unermüdliche Ausdauer übertroffen worden ist, mit welcher sie bis zur Zeit des Ueberganges der Osmanen über den Hellespont unabläßig es versucht und vermocht haben, unter den verzweifeltsten Umständen auf der Donauhalbinsel immer wieder wenigstens die Balkanlinie zu gewinnen und zu behaupten. Dieser Zähigkeit nun ging, wie wir bereits bemerkten, eine erstaunliche Meisterschaft in der Kunst der auswärtigen Politik zur Seite. Unter den Staatsmännern des ausgehenden fünften Jahrhunderts galt es nicht mit Unrecht als ein Kabinetsstück feiner diplomatischer Arbeit, daß des zweiten Theodosius dritter Nachfolger, der Kaiser Zeno (474—491) im Jahre 488 n. Chr. den jungen König der Ostgothen, den seinem Reiche höchst unbequemen, kriegerischen Theoderich zu bestimmen vermochte, mit seinem ganzen Volke die Sitze in Mösien zu verlassen und sich auf Odovakar zu stürzen. Bekämpfung von Germanen durch Germanen; die Vernichtung des Helden Odovakar; die Eroberung Italiens durch Gothen, die die staatsrechtliche römische Fiction als im Auftrage des Kaisers kommend ansah, das waren erhebliche Erfolge.

Nur daß diesmal doch die schlaue Diplomatie der Byzantiner durch ihren nächsten glücklichen Gewinn wider ihr Erwarten dem Reiche weit mehr geschadet als genützt hat. Wir denken dabei nicht an die den Politikern am Goldenen Horn sehr unerwünschte italische Machtstellung, zu welcher der ge-

waltige Gothenkönig sich schnell genug jenseits der Adria emporgeschwungen hat. Aber der beschränkte römisch-griechische Deutschenhaß und die Unfähigkeit Zenos, sich mit einem Manne, wie Theoderich, ehrlich zu verständigen, hatte durch die Entfernung der Ostgothen von der unteren Donau den Weg nach dem Balkan neuen und viel schlimmeren Feinden des Reiches geöffnet, als die Gothen jemals gewesen waren. Es ist müßig, sich in Phantasien zu verlieren über die gänzlich andere Wendung, welche die Geschichte des europäischen Südostens hätte nehmen mögen, wenn bei ehrlichem Frieden zwischen Rhomäern und Ostgothen der starke Held Theoderich zwischen dem Balkan und Siebenbürgens Felsenwällen den Grund zu einem solide basirten deutschen Staatswesen gelegt hätte. Die Aussicht aber, an der Donau eine starke gothische Vormauer gegen die späteren Einbrüche slawischer und finnisch-tatarischer Schwärme, die sich damals von den pontischen Steppenländern nach dem Delta der Donau bewegten, aufgerichtet zu sehen, hatte Zenos überpfiffige Staatskunst sich selbst ein für allemal vernichtet.

Nun blieb von befreundeten deutschen Stämmen nur noch das gothische Volk der Gepiden in Dakien wohnen; auch dieses je nach Umständen durch die Politik der Rhomäer für ihre momentanen Zwecke benutzt und wieder in gefährliche Verlegenheiten verwickelt, und jedenfalls zu schwach, um als Fluthenbrecher zu dienen gegenüber den Massen, die seit Abzug der Ostgothen immer bedrohlicher an der mösischen Donau auftraten. Schon die letzteren hatten die Angriffe einzelner Vorposten namentlich der Bulgaren auszuhalten gehabt. Und als sie erst in mörderischen Kämpfen mit Odovakars Truppen standen, da dauerte es nicht lange, und die Reitergeschwader des bulgarischen Volkes, dessen Name seitdem bis auf diese Stunde untrennbar mit der Geschichte der Donauhalbinsel verbunden geblieben ist, traten in die Reihe der gefährlichsten Feinde der Rhomäer. Die Bulgaren sind damals noch den Slawen ethnographisch wie sprachlich vollkommen fremd. Man sieht sie für jene Zeit ihres Eintretens in die byzantinische Geschichte gewöhnlich an als identisch mit den sogenannten „kutrigurischen" Hunnen, und hält die später zwischen Asowschem Meere, Wolga und Kaspimeer auftretenden Chazaren und die Samojeden für die Stämme, denen dieses finnisch-ugrische Volk seiner Abkunft nach am nächsten stand. Alle Verlegenheiten aber, welche früher die Ostgothen seit Attilas Ausgang den Rhomäern bereitet hatten, traten in deren Schätzung zurück hinter dem Schrecken, der vor den Bulgaren herging, als diese von der Wolga, dem Don und dem Dnjestr her streifenden Schaaren den Weg über die Donau gefunden hatten und nun anfingen, nach der alten Praxis des großen Khans Attila ihren Stoß gegen das Herz des Reiches, gegen die Landschaften am Bosporus und an der Propontis zu richten. Seit 493 n. Chr. begannen die Rhomäer sie ernsthaft zu fürchten, und ihre Raubzüge 499 und noch mehr seit 502 zeigten einen ungewöhnlichen Grad von Gefährlichkeit und Verderblichkeit für das Land. Des Kaisers Zeno Nachfolger Anastasius I. (491—518), der wiederholt durch asiatische,

namentlich persische Schwierigkeiten in Anspruch genommen war, suchte wenigstens das Vorterrain der Reichshauptstadt durch eine Kette von Schanzen zu decken, die er in den Jahren 507 bis 512, in einer Entfernung von 50 Kilometern westlich von Constantinopel, von Selybria an der Propontis nach Derkon am schwarzen Meere ziehen ließ. Nur daß dadurch die Bulgaren sich veranlaßt sahen, ihre wilden Heerfahrten, die namentlich durch Wegschleppung zahlreicher Einwohner den Provinzen so sehr schädlich wurden, nunmehr südwärts zu richten und bis nach den Thermopylen auszudehnen.

Diese bulgarischen Raub- und Brandzüge bilden aber nur den ersten Ring in einer Kette ähnlicher, wiederholt grauenhaft entsetzlicher Heerfahrten nordischer, theils slawischer, theils turanischer Völker aller Art, die hinabreicht bis in die Zeit des Kaisers Alexios I. Komnenos. Nach dieser Richtung schließt die blutige Geschichte der Donauhalbinsel erst ab mit der Niederlage der Patzinaken bei Lebunion i. J. 1091. Da ist es nun für die Schicksale des Reiches der Rhomäer bis zum elften Jahrhundert geradezu verhängnißvoll geworden, daß des alten Anastasius zweiter Nachfolger, eben der Kaiser Justinian I., — trotz vieler Schwächen seines Charakters ein Herrscher, der sich ganz als Nachfolger der alten Constantiner und des ersten Theodosius fühlte und mit großartiger Zähigkeit festhielt an den Traditionen der römischen Weltherrschaft, — den Schutz der Donauhalbinsel nur als eine Aufgabe von sekundärer Bedeutung behandelt und die Chancen, einen großen Theil des Abendlandes den Germanen wieder abzugewinnen, mit schrecklichem Nachdruck und in umfassendster Weise ausgenutzt hat. Freilich hat er dadurch für seine Nachfolger Verhältnisse geschaffen, auf Grund deren im Laufe der weiteren Jahrhunderte das Reich der Byzantiner, wie einst das der Imperatoren des dritten Jahrhunderts, und nachher das des Honorius und des Aëtius, mehr als einmal einer von allen Seiten bestürmten Riesenfestung glich; auf Grund deren wiederholt die langen Grenzen des Reiches von den Apenninen bis nach Jerusalem, von den Syrten bis zu den Hochthälern Armeniens gleichzeitig gegen die Kriegsheere einer halben Welt vertheidigt werden mußten.

Unberührt durch die Restaurationsarbeit Justinians I. sind eigentlich nur die neuen politischen Schöpfungen geblieben, welche der kolossale Franke Chlodwig auf gallischem Boden aufgerichtet hatte. Aber das schon lange hinsiechende Reich der Vandalen in Afrika erlag zum Entsetzen schnell der brillanten Strategie des großen byzantinischen Heerführers Belisar i. J. 533 4. Und nun begann der langjährige Kampf um Italien, der höchst unnützer und verderblicher Weise bis zur vollständigen Vertilgung und Austreibung des edlen Volkes der Ostgothen geführt worden ist. Begonnen i. J. 535 durch den tapfern Belisar, schloß der entsetzliche Krieg, der Italien kaum minder schlimm zu Grunde gerichtet hat, als einst der Hannibalische, erst in Folge der überlegenen Strategie des Generals Narses i. J. 555. Wie immer, so hatten hunnische, persische, und namentlich deutsche Hilfstruppen, Langobarden,

Heruler und Gepiden, im Dienste der Römer auch diesmal bei der Niederwürgung eines der tüchtigsten deutschen Völker sehr wesentlich mitgewirkt. Die von Rom auf Byzanz vererbte Kunst einer großartigen, durch alle Mittel einer durch lange und vielseitige Schulung zu vollendeter Meisterschaft und Sicherheit ausgebildeten Diplomatie unterstützten Anlage der Feldzüge hatte dem Reiche noch einmal einen gewaltigen Erfolg eingetragen. Mehr noch, auch der fernste Theil der alten Länder des weströmischen Reiches, das jetzt in westgothischen Händen befindliche Spanien entging seit den ersten ernsten Reibungen d. J. 542 den Angriffen der Byzantiner dieser Zeit nicht. Unter kluger Benutzung der Empörung des Athanagild gegen den westgothischen König Agila (549—554) gelang es ihnen, namentlich dem General Liberius, einen bedeutenden Theil der südwestlichen und südlichen Küstenlandschaften der Pyrenäischen Halbinsel, im Inneren selbst Plätze von der Bedeutung wie Corduba, zu erobern.

Der Glanz dieser Regierung war aber theuer erkauft. Nicht bloß die folgenden Generationen der Rhomäer haben lange genug für die Eroberungs- und Restaurationspolitik des ersten Justinian büßen müssen. Schon dieser Kaiser selbst mußte wiederholt inne werden, daß mit dieser Art der Ausdehnung der Rhomäermacht über das ganze Küstengebiet des Mittelmeeres eine höchst bedenkliche Ueberspannung der finanziellen und noch mehr der militärischen Kräfte des Reiches fast unvermeidlich verbunden war. Es zeigte sich als unthunlich, den chronischen Perserkrieg, der als eine überaus lästige Erbschaft auf die Byzantiner übergegangen war und (neben Motiven oft sehr untergeordneter Art) namentlich theils in kommerziellen Streitfragen, theils in der unablässigen Rivalität zwischen den Höfen von Madaïn und Constantinopel um den entscheidenden Einfluß oder eine günstigere Grenzlinie in Armenien (welches seit 428/9 seine Selbständigkeit an die mächtigen Nachbarn verloren hatte und jetzt in einen kleineren rhomäischen und einen viel größeren persischen Theil zerfiel), unablässig neue Nahrung fand, um von Zeit zu Zeit wieder akut zu werden, mit rechtem Nachdruck zu führen. Weit schlimmer aber war es, daß der Verbrauch der byzantinischen Heereskräfte auf den Schlachtfeldern und bei den Belagerungskämpfen der Apenninenhalbinsel es außerordentlich schwer machte, den mit wachsender Heftigkeit sich fortsetzenden Einbrüchen der transdanubischen Völker in die Balkanhalbinsel nachdrücklich zu wehren. Die Zeit war gekommen, wo die Rhomäer nun auch mit den Vorposten der großen slawischen Völkerfamilie bekannt werden sollten, deren südliche Abzweigungen dann schon im siebenten Jahrhundert begonnen haben, die ethnographische Physiognomie der Länder zwischen Donau, Sawe und den grauen Klippenwänden des Taygetos in höchst eigenthümlicher Weise umzugestalten. Von den beiden Hauptheilen der slawischen Massen, welche den Byzantinern damals näher bekannt und von ihnen unterschieden wurden — den östlichen Anten zwischen Dnjepr und Dnjestr (ein Volksname, der aber später verschwindet), und den westlichen Slawinen, (für die auch die

Namen Slawenen, Slowenen oder Winden gebraucht werden,) hatten sich die letzteren an der Seite der bereits sehr gefürchteten Bulgaren und unter Zulassung der in Siebenbürgen und Ostungarn wohnenden Gepiden, allmählich über das walachische Donauthal bis aufwärts nach dem jetzt sogenannten Slawonien ausgedehnt und dann ihre Angriffe auf das Gebiet der Rhomäer begonnen. Im Jahre 534 fanden sie bereits die Wege nach den inneren Provinzen der Balkanhalbinsel. Schon 539 oder 540 drangen gewaltige Massen unter grausamen Zerstörungen und schlimmen Räubereien bis in das Herz der großen Halbinsel vor; ein Theil der wilden Haufen zerstörte Kasandreia und drang bis zum Hellespont vor, ein anderer erreichte die Thermopylen, überschritt den alten Umgehungspaß des Epialtes und Hydarnes, und konnte erst am Isthmus von Korinth mit Erfolg aufgehalten werden. Die heillose Praxis, aus den von ihnen heimgesuchten Provinzen große Massen von Gefangenen mit über die Donau zu entführen, wurde gerade von diesen Völkern recht systematisch betrieben.

Justinian war natürlich gegen diese Gefahr seiner europäischen Kernprovinzen keineswegs gleichgültig. Er entwarf vielmehr den Plan, durch Verschanzung der wichtigsten strategischen Punkte der natürlichen Vertheidigungslinien der Donauhalbinsel und durch Verstärkung oder zweckmäßige Neubefestigung sehr zahlreicher Städte des inneren Landes allmählich die gesammte Ländermasse zwischen der Donau und der Landenge von Korinth in eine wahre Riesenfestung zu verwandeln. Schon seit 530 n. Chr. hatte er angefangen, die Donaulinie, die zu behaupten bis zu Anfang des siebenten Jahrhunderts die zäh und erfolgreich festgehaltene Tendenz der byzantinischen Staatsmänner blieb, erheblich zu verstärken. Im weiteren Fortschreiten wurde die zweite Hauptlinie in Angriff genommen, die sich durch Dardanien und das südliche Mösien nach den Pässen des Balkan zog; dann die dritte, welche von der Adria her durch das südliche Makedonien und Thrakien nach den Küstenfestungen des Chersonnesos, der Propontis und der Mauer des Anastasius hinlief. Die griechische Halbinsel sollte namentlich durch Sperrforts an den wichtigsten Pässen und durch starke Binnenfestungen, wie Larissa, Theben, Chalkis, Athen, Megara, endlich Korinth geschützt werden. Ihren Werth für die Behauptung des Landes haben diese Arbeiten namentlich gegenüber den Reitermassen der nordischen Völker allerdings gehabt. Aber Justinian erreichte für seine Zeit nur erst wenig. Einerseits nämlich hatte er nicht die finanziellen Mittel, um diese sämmtlichen kostspieligen Bauten schnell und überall vollständig ausführen zu lassen; andererseits fehlte es ihm bei seinen schweren auswärtigen Kriegen an den nöthigen mobilen Truppen, um die Vertheidigung des Landes, auf die Festungen gestützt, nachdrücklich und offensiv führen zu können. Denn die mißtrauische Weise dieses Despoten hinderte wohl noch mehr, als rein militärische Vorurtheile, die zweckmäßige Organisation provinzieller Milizen zur selbständigen Vertheidigung ihrer Heimath. Unter diesen Verhältnissen litt namentlich der Norden bis vor die Pforten von Dyr-

rhachion und Thessalonike immer wieder durch die Raubzüge der Slawen, die theils an der Seite, theils unter Führung der kräftigeren und kriegstüchtigeren Bulgaren zunächst den offenen Gegenden überaus verderblich wurden. Gelang es ihnen aber einmal, wie 551 mit Toperos geschah, eine feste Stadt zu überrennen, so erneuerten sich in grausiger Weise alle Schrecken der dunkelsten Tage der Völkerwanderung. Justinian selbst wurde noch einmal im Jahre 559 gewaltig erschreckt durch einen furchtbaren Einbruch der Slawen und Bulgaren unter Zaber-Chan; zwei Heersäulen dieses Zuges wurden erst am Chersonnes und dicht vor Constantinopel, eine dritte an den Thermopylen zurückgeschleudert. Und die Aussicht der Rhomäer in die Zukunft wurde nicht heiterer, als seit 562 n. Chr. in den nördlichen Ländern, die man noch immer Dakien und Pannonien nannte, von den pontischen Steppen her ein neues Volk auftrat, finnisch-uralischer Rasse, aber sehr stark mit türkischen Elementen durchsetzt. Es waren die kriegerischen Avaren, die schon im Jahre (566 oder) 567 als Verbündete der Langobarden die gothischen Gepiden niederwürgen halfen und deren Gebiet besetzten, dann aber nach Westen wie nach Osten ihre drückende Herrschaft über Slawinen und Bulgaren ausdehnten, und nun für mehr denn siebzig Jahre als die gefährlichsten nordischen Feinde der Rhomäer, als die Führer bei allen Angriffen der Barbaren auf die schon seit mehr denn drei Jahrhunderten unaufhörlich mit Strömen Blutes getränkte Balkanhalbinsel auftraten.

Als Kaiser Justinian I. am 14. November 565 starb, hatte nichtsdestoweniger das Reich der Byzantiner den größten Umfang erreicht, zu dem es jemals gelangt ist. Von den Küsten Spaniens, — wo freilich jener Athanagild, seit er 554 selbst den Thron der Westgothen bestiegen, bereits angefangen hatte, die Waffen nunmehr gegen die Rhomäer zu richten —, von den fernen oceanischen Gestaden Nordafrikas und vom Atlas bis zum mittleren Eufrat gebot der Wille des Kaisers von Byzantion. Soweit nicht die maurischen Reitervölker ihre alte Politik gegen die römische Herrschaft wieder aufnahmen, war Afrika mit seinem Karthago wieder eine höchst werthvolle Provinz für das große Reich geworden. Die großen Inseln des Mittelmeeres, und nun auch Italien, das alte Stammland des Römerreiches, genossen endlich das zweifelhafte Glück, das verhaßte Regiment der milden gothischen Arianer vernichtet, und sich wieder mit dem Reiche verbunden zu sehen, welches noch immer den stolzen Namen eines römischen trug. Der seit des Pompejus Tagen unter römischer Herrschaft zusammengefaßte kleinasiatische und syrische Orient endlich sammt dem Nilthale galt als der sicherste und zur Zeit werthvollste Besitz der Kaiser. Das Reich selbst, im Großen angesehen, jetzt zwar ohne Spanien, Gallien, Britannien und die alten Provinzen an der obern und mittlern Donau, — wie es sich im Ganzen in den seit Constantin dem Großen entwickelten Formen bewegte, trug noch sehr stark die Physiognomie des römischen Wesens der späteren Jahrhunderte der Kaiserzeit. Für

uns, die wir seit Alters gewohnt sind, die meisten Staatswesen der Gegenwart auf überwiegend nationaler Grundlage erbaut zu sehen; die wir ferner wiederholt Zeugen gewesen sind von der elementaren Wucht des sogenannten Nationalitätsprincips: für uns erscheint dieses byzantinische Reich ganz besonders fremdartig und schwer verständlich. Abgesehen von der schließlich immer rücksichtsloser verbrauchten Kraftfülle der romanisirten Völker der „illyrischen" Provinzen, war schon seit dem Ableben des großen Constantin nicht viel mehr die Rede von der nationalen Kraft eines großen herrschenden Volkes, welches dem weiten Reiche der Römer einen festen und einheitlichen inneren Kern und Halt zu geben vermocht hätte. Dieses aber tritt uns in der Geschichte der Byzantiner noch weit auffallender entgegen. Seit Justinian I. die Reichsgrenzen wieder bis nach Tanger und Algarbien, bis zu den Seealpen und bis zu den Klausen der Etsch vorgeschoben hatte, zeigte das Reich wieder ein überaus buntes Gemisch verschiedener Abzweigungen der romanischen und der hellenistischen Völkergruppen, neben denen ein starker Rest wirklicher Hellenen, dazu die Nachkommen der alten Aegypter, und massenhafte Semiten und Berbern Platz fanden. Nur daß nach wie vor in Syrien der Gegensatz des semitischen Landvolkes und (mit Ausnahme einiger rein griechischer Städte) der unteren Schichten des Stadtvolks gegen die griechischen und die gräcisirten oberen Schichten der Gesellschaft in voller Schärfe sich erhalten hatte. Nur daß in Aegypten immer nur Alexandria der wirklich griechische Centralplatz blieb. Nur daß die maurischen Völker in Nordafrika seit der Zeit der Vandalenherrschaft noch mehr als früher geneigt waren, sich gegen das restaurirte Römerthum aufzulehnen. Das Schlimmste endlich war es, daß die alte Kraft der illyrischen Romanen zum größten Theile verbraucht, daß seit der Zeit des Probus die Bevölkerung der großen Nordosthälfte der Balkanhalbinsel einerseits die denkbar bunteste Durchsetzung mit fremden Elementen jeder Art erfahren hatte, andrerseits von Geschlecht zu Geschlecht immer grausamer durch die Einbrüche der nordischen Barbaren dezimirt worden war.

Unter diesen Umständen wurde in der byzantinischen Zeit das Princip der späteren römischen Kaiserzeit, alles Gewicht auf die Erhaltung des Staates als solchen zu legen, auf die denkbar höchste Spitze getrieben. Das „Staatsgefühl" und der „Staatsgedanke" ist bei diesen Epigonen des Constantin zu einer Stärke ausgebildet worden, wie das in der Universalgeschichte ohne Beispiel dasteht. Der byzantinische Staat ohne nationale Unterlage und seine Verwaltung ist ein vollendetes Werk der Kunst. Selbst seit der Zeit Leos III., wo das Reich seine semitischen, afrikanischen und romanischen Provinzen größtentheils schon verloren hatte und der Hauptsache nach auf gräcisirte und griechische Landschaften zurückgeführt war, spielt in den Augen der Kaiser das nationale Element nur eine sehr untergeordnete Rolle. Einzig allein die Athenerin Irene ausgenommen, sind es bis zum Ausgange der Basiliden romanische, asiatische und gräkoslawische Kaiser, die bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts am Goldenen Horn das Scepter führen.

Erst die letzten Dynastien, die Komnenen, die Dukas, die Angelos, die Paläologen, fühlen sich wirklich als Griechen; und zuerst seit einer Zeit, wo durch das Eindringen des in Justinians Zeit noch gar nicht als politisches Princip bekannten, abendländischen Feudalsystems in das griechische Reich dessen Charakter von Grund aus verändert und umgebildet wird. Bis dahin geht die Richtung der byzantinischen Kaiser in immer rücksichtsloserer Steigerung eines Systems der späteren römischen Imperatoren dahin, vor Allem den Bestand der Unterthanen zu erhalten. Bis auf Alexios I. Komnenos herab werden daher von Jahrhundert zu Jahrhundert ganz ungeheure Massen fremder Einwanderer, sobald sie nur erst militärisch überwältigt oder mindestens unter die Hohheit des Reiches gebeugt sind, in das weite Gefäß des Rhomäerthums aufgenommen. Südslawen, Bulgaren, die verschiedensten turanischen oder finnischen Völker, daneben aber kleinere deutsche, armenische, persische, arabische, türkische Splitter haben nach einander die ungeheuren Lücken ergänzt, welche immer wieder durch neue große Katastrophen in die Bevölkerung des Reiches gerissen wurden. Die Mittel aber, auch die großen, militärisch gezähmten Massen zu Rhomäern zu machen, waren in Fülle vorhanden. Die Auflösung des nationalen Zusammenhanges, Verpflanzung großer Massen nach zuverlässigen Provinzen, Durchsetzung der besiegten Einwanderer durch Kolonisten älterer Schichtungen, waren nur die gröbsten. Das Meiste wurde dann der überlegenen rhomäischen Civilisation und der Missionsthätigkeit der anatolischen Kirche überlassen, während in der Armee der Assimilirungsprozeß sich vielleicht nicht minder schnell vollzog. Die Annahme der Taufe und der griechischen Sprache, der Kirchensprache und seit Ablauf des sechsten Jahrhunderts des allgemeinen Verkehrsmittels in dem weiten Reiche, öffnete schnell genug den Weg hier zu Eheschließungen mit den alten Einwohnern, dort auch zu der Stufenleiter der byzantinischen Bureaukratie.

In dieser Weise mußte naturgemäß bei den Byzantinern bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts mit höchster Energie dahin gearbeitet werden, die Traditionen und Institutionen solide und unerschüttert zu erhalten, durch welche allein es möglich wurde, den unausgesetzt sich wiederholenden Angriffen barbarischer und civilisirter Feinde zu begegnen, die bald einzelne Grenzprovinzen bedrohten, bald den Bestand des Reiches überhaupt zu erschüttern geeignet waren; durch welche allein auch in minder gefährlichen Zeiten das Reich wirksam zusammengehalten wurde. Und in der That wiederholt sich in Byzanz die Erscheinung, die uns in den älteren Jahrhunderten des Kaiserthums der römischen Cäsaren mehrfach in die Augen springt. Der Grundbau dieses Reiches war so fest gelegt, die wesentlichsten Institutionen so sicher begründet, daß dieser merkwürdige politische Organismus für schwächere Regenten gleichsam von selbst arbeitete, selbst von schlechten Kaisern nicht leicht gänzlich zu verderben war, und wiederholt ohne eigentliche Lebensgefahr die schwersten Krisen zu überdauern vermocht hat. Es bedurfte einer hundertjährigen Arbeit des zersetzenden Feudalismus und der ganzen Nichtsnutzigkeit

des elenden Hauses der Angelos, um endlich im J. 1204 den unheilvollen Sieg Enrico Dandolos und der Ritterschaft der Lombardei, Burgunds, der Champagne und Flanderns über das zum Untergange verurtheilte Reich der Rhomäer überhaupt nur möglich zu machen.



Die Reste des Hebdomon.

Das Grundprincip, auf welchem die ungeheure defensive Kraft des byzantinischen Reiches beruhte; das Grundprincip, auf welches, bis herab zu dem großen Alexios I. Komnenos, und noch einmal unter dem schrecklichen Andronikos I. Komnenos, alle groß veranlagten Träger oder leitenden Minister der rhomäischen Krone immer wieder zurückkamen, wenn es galt, gründlich zu reformiren, war die straffste Centralisation. Nicht gerade eine kümmerliche Vielregiererei, die von der Residenz aus über den Neubau jeder Hütte in dem letzten Grenzdorf befinden will, sondern die Tendenz, den Zusammenhang zwischen dem Centralsitz der Reichsmacht und den weit auseinander geblätterten Provinzen des ungeheuren Reichsgebietes so fest und sicher als möglich zu gestalten, das Reich jeden Augenblick vollkommen zu übersehen, und die noch immer überaus reichen Mittel desselben allezeit flüssig und verwendbar zu erhalten.

Materiell fand diese Richtung der Rhomäer ihren denkbar stärksten Rückhalt an der Lage und militärischen wie merkantilen Bedeutung der Reichshaupt-

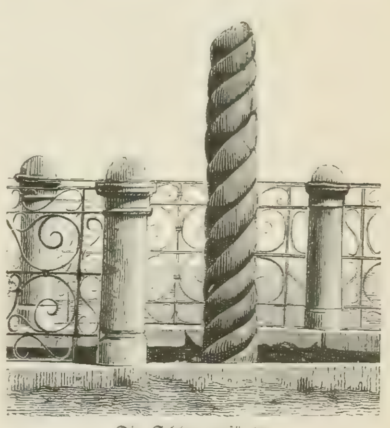
stadt Constantinopel. Die neunhundertjährige Geschichte von Justinian I. bis zu dem Einzuge des kolossalen Osmanen Mohammed II. in die blutgetränkten Straßen von Byzanz zeugt für den genialen Zug, der einst Constantin den Großen bei der Neugründung seiner Residenz auf der Halbinsel zwischen dem Chrysokeras und der Propontis geleitet hatte. Das alte Erbtheil des dorischen Byzantion, der Fischreichthum des Bosporus, wie die Leichtigkeit, hier große Emporien für das pontische Getreide zu schaffen, und sehr bequem einen Sundzoll zu erheben, war auf die neue Weltstadt übergegangen. Aber erst seit dem Tage, wo der große Sohn des Chlorus seinen Herrschersitz nach der neuen Hofburg am Bosporus verlegte, trat es von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlicher zu Tage, nicht nur, welche erstaunliche natürliche, offensive und defensive Stärke die neue Centralstellung an der Mündung des pontischen Sundes in die Propontis für den Fall eines Angriffes zu entwickeln vermochte, sondern noch mehr, wie unvergleichlich dieselbe geeignet war, ein großes Reich zusammenzuhalten, dessen Glieder über drei Erdtheile sich ausbreiteten. Constantinopel vereinigte während der Zeit der Byzantiner bis zu den Schreckenstagen der venetianisch-französischen Eroberung i. J. 1204 den Zauber einer Schönheit, die auf barbarische, wie auf civilisirte Völker unter allen Umständen ihren berauschenden Reiz ausübte, mit der furchtbaren Kraft des gewaltigsten Waffenplatzes, den das ganze Mittelalter jemals kennen gelernt hat. Der sanfte landschaftliche Reiz der grünen Ufer und Hügellandschaften am Bosporus und des blauen Meeres mit den zauberischen Fernsichten hinüber nach der bithynischen Gebirgswelt umgab die blendende, bunte, unruhige Pracht der Schöpfungen Constantins. Neben diesen, neben den Prachtpalästen der Kaiser[1]) und neben den allmählich neu entstehenden stolzen kirchlichen Riesenbauten des sechsten Jahrhunderts umschloß die glänzende Residenz eine geradezu betäubende Fülle der edelsten Denkmäler der hellenischen Kunst und Wissenschaft aus deren besten Zeiten; selbst die schrecklichen Feuersbrünste, die 465 und 476 die Stadt heimsuchten, hatten deren Menge doch nur in mäßigem Grade verringert.[2]) Die Volkszahl war seit den Tagen der Constantiner be-

1) Der eigentliche Sitz der byzantinischen Kaiser war der umfassende, aus einem Complex zahlreicher, verschieden benannter Gebäude, Hallen, Höfe und Gärten, wie später das osmanische Serai, bestehende Palast im östlichsten Theile der Residenz, den einst der große Constantin geschaffen hatte. Außerdem aber bestanden noch in anderen Theilen der Stadt kleinere Paläste. Der mehrfach erwähnte P. Magnaura scheint nicht fern von dem Kaiserschlosse, auf der Ostseite des Augustusforums gelegen zu haben. Innerhalb der Linien des großen Schlosses lag dicht am Meere der kastellartige Bukoleon, wo später die lateinischen Kaiser residirten. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts war bei den Byzantinern der Palast „in den Blachernen" oder Blachernä besonders beliebt, im fernen Nordwesten der Riesenstadt. Und in dessen Nähe (S. 19) am Rande der Ringmauer, j. Tekfur-Serai, der Palast Hebdomon; die heute noch erhaltenen mächtigen (von manchen auch für Magnaura gehaltenen) Ueberreste (s. Abbildung auf Seite 17) werden jedoch erst dem neunten Jahrhundert zugeschrieben. 2) Abgesehen von den Ringmauern des byzantinischen Constantinopel, von verschiedenen Ruinen der Kaiserpaläste und einigen anderen interessanten

ständig gewachsen; schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts belief sie sich auf mehr denn eine halbe Million. Nördlich vom Chrysokeras, und westlich vom Goldenen Thor und der Ringmauer Constantins d. Gr. (vom j. Fanar bis zum Vlangabostan) hatten sich immer neue Vorstädte angesetzt. Und nun hatte des Kaisers Theodosius II. berühmter Präfekt Anthemius i. J. 413 zur Deckung der letzteren außer starken Uferschanzen eine zweite gewaltige Mauer vorgelegt. Diese wurde 439 durch eine neue, nach wiederholten Verwüstungen durch Erdbeben i. J. 447 großartig erneuerte Mauer verstärkt. Das Schanzensystem, welches sich vom Heptapyrgion (j. Jedikulle) an der Propontis über das Hebdomon (j. Tekfur-Serai) nach Balat-Kapusi am Chrysokeras zog, zeigte nun eine doppelte Mauer, und bei 4950 Meter Länge 118 starke Thürme, und hatte einen 20 Meter breiten, durch ein Schleußensystem zu bewässernden Graben. Die äußere Mauer war von der inneren 18 Meter entfernt, und wurde durch diese, die zu 15 bis 20 Meter aufsteigt,

---

Alterthümern, und von mehreren Kirchen, über die später in anderem Zusammenhange zu sprechen sein wird, sind heute noch mehrere denkwürdige Monumente aus den ältesten Jahrhunderten der neuen Reichshauptstadt vorhanden. Wir machen hier namentlich auf die sogenannte „Verbrannte Säule" aufmerksam, nämlich auf die gewaltige Porphyrsäule Constantins d. Gr., (damals der Mittelpunkt des großen Constantinsmarktes), so wie sie der Blitzstrahl zugerichtet hat, der sie am 5. April 1101 traf (s. Abbildung auf Seite 8). Ferner auf dem osmanischen Platze Atmeidan, einst dem Terrain des Hippodroms, namentlich zwei Denkmäler, die damals in der Achse des Cirkus aufgestellt waren. Einmal die durch Constantin d. Gr. von Delphi nach seiner neuen Residenz versetzte sogen. Schlangensäule, nämlich ein bronzenes, mit Inschriften bedecktes Gewinde dreifach verschlungener Schlangen, auf deren Häuptern ursprünglich ein goldener Dreifuß geruht hatte, das Weihegeschenk, welches die siegreichen Hellenen nach der Schlacht bei Platää nach Delphi geweiht hatten. Auf der Spina der Rennbahn aufgestellt, scheint es in byzantinischer Zeit als Wasserspeier gedient zu haben. Dann der Obelisk, welchen Kaiser Theodosius I. aus Aegypten über Athen nach Constantinopel hatte bringen lassen, wo er durch den Präfekten des Orients, Proklos, i. J. 390 n. Chr. in der Spina des Hippodrom aufgerichtet wurde. Es ist ein Monolith aus grauröthlichem syenitischem Granit von etwa 30 Meter Höhe und 2 Meter Breite an seiner Basis. Nach Angabe seiner Hieroglypheninschrift stammt er von Heliopolis, wo ihn der Pharao Thutmes III. (1599—1560 v. Chr.) errichtet hatte. Die Reliefs des marmornen Postaments, welches Theodosius dem Obelisken zur Unterlage gegeben hatte, stellen theils Scenen aus dem Hofleben mit diesem Kaiser und seiner Familie als Mittelpunkt, theils Cirkusspiele, und die Aufrichtung des Obelisken selbst dar (s. Abbildungen auf Seite 4 und 5).



Die Schlangensäule.

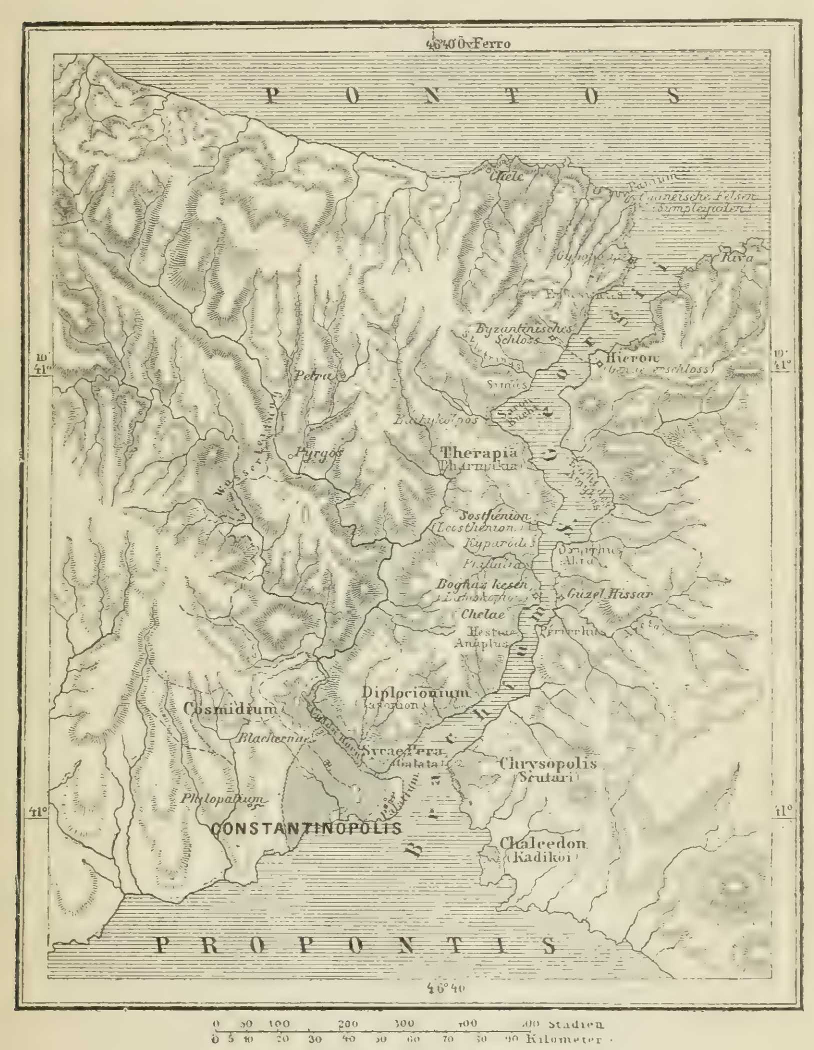
sehr bedeutend überhöht. Die Stadt zwischen Propontis und Chrysokeras hatte damals ihre wesentliche Ausdehnung erreicht, und zeigte bei einer Ausbreitung über sieben Hügel, mit nunmehr 14 Quartieren, einen Umfang von 5½ Stunden. Ihre größte Längenausdehnung rechnete man zu 14,075′, ihre größte Breite zu 6150′. Mehrere Menschenalter nach der Befestigung des Vorterrains durch die Linien des Kaisers Anastasius I. (S. 11) hat der Kaiser Heraklius in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts die Mauerlinie vom Hebdomon bis zum Goldenen Horne niedergelegt, noch ein neues Quartier zur Stadt gezogen, und die (nachher unter Leo V. 813—820 noch verstärkte)



Plan von Constantinopel zur byzantinischen Zeit.

Mauer mit 20 Thürmen nordwestlich in der Art ausgedehnt, daß sie nun erst bei dem jetzigen Thore Aivan-Serai-Kapusi den Chrysokeras erreichte. Später hat namentlich Kaiser Theophilos (829—842) durch gewaltige Verschanzung der nördlichen und der südlichen Uferlinie, die mit starken Thürmen besetzt wurden, und durch gründliche Reparatur der Landmauern, das Festungssystem der Hauptstadt vollendet. Für die Mittel aller Völker, mit denen die Rhomäer bis zum Jahre 1204 sich zu schlagen hatten, war die Stadt so gut wie unverwundbar; ganz besonders als erst die Erfindung des Seefeuers die griechische Artillerie durch eine neue Waffe von wahrhaft furchtbarer Wirkung verstärkt hatte. Zu Lande war Byzanz nur durch die Cam-

pagna auf der thrakischen Seite zugänglich. Wer aber zu Wasser angreifen wollte, mußte erst die beiden großen, wohlverschanzten Seestraßen nach der Propontis erobern, und hatte dann noch immer den gefährlichen Kampf um



Spezialkärtchen des Bosporus zur byzantinischen Zeit.

den Besitz des Goldenen Hornes und gegen die Angriffe der griechischen Flotte zu bestehen. Eine wirksame Blokade aber, um die Stadt auszuhungern, war bei der Natur des Terrains und der Seelage von Byzanz nur mit den größten

Schwierigkeiten ins Werk zu setzen, und hat sich fast stets als unthunlich erwiesen. So ist es denn den Rhomäern wiederholt möglich geworden, unter den Mauern ihrer Hauptstadt gewaltige Massen schlauer und tapferer Gegner schmählich zu Falle zu bringen, und ihr so gut wie verlorenes Reich immer wieder zurückzuerobern und neu zu organisiren. Erst der Fall von Constantinopel und die Umwandlung des griechischen Byzantion in das osmanische Stambul gab noch im 15. Jahrhundert der neuen Herrenmacht der Türken in Europa für zwei Jahrhunderte ihre sichere Grundlage.

Die Lage der Reichshauptstadt war aber, wie wir schon bemerkten, nicht nur in rein militärischem Sinne von der höchsten Bedeutung. Sie ist auch für das Zusammenhalten eines von hier aus regierten und zusammenzufassenden Reiches von erstaunlichem Vortheile und heute noch in der schwachen Hand der Epigonen Osmans von höchst fühlbarer Wirkung. Der altberühmte Hafen Chrysokeras, der heute den schwersten Panzerschiffen der Gegenwart eben so gut genügendes Fahrwasser, Sicherheit, Freiheit der Bewegung, und bequeme Landung gewährt, wie einst den Treideckern der Athener, und den Dromonen der Byzantiner, hat in Bezug auf seine Vortheile für Handel und Schifffahrt im weitesten Umkreise nicht seines Gleichen. Weitaus der größte und beste Hafen auf der ganzen Linie vom Schwarzen Meere bis nach Tenedos, liegt er ferner im Kreuzungspunkte aller Seestraßen, die von dem Liman des Dnjepr, vom Asowschen Meere, vom Phasis, von Trapezunt, von Thessalonike, von Attika, von Kreta und Rhodos, endlich vom Delta des Nil her hier zusammentreffen und hier insgesammt ihren natürlichen Abschluß finden. War es nun nach der merkantilen Seite überaus werthvoll für die Byzantiner, daß mehrere dieser großen Seestraßen, namentlich die sämmtlichen vom Schwarzen Meere kommenden, und nicht minder die von Alexandrien, nur die Fortsetzungen sind anderer großer Linien, die den Verkehr hier mit dem Inneren der pontischen Länder, dort mit Turan und Iran, auf der Südseite endlich mit dem inneren Afrika und mit den Häfen des Rothen Meeres und des indischen Oceans vermittelten, so ist es merkantil, politisch und militärisch allezeit überaus wichtig gewesen, daß wenigstens für die europäischen und die levantinisch-syrischen Provinzen Constantinopel der Centralplatz ist, wo alle großen Heerstraßen des Reiches einander kreuzen. Neben der uralten Via Egnatia der Römer, die von Dyrrhachion her über Thessalonike nach dem Bosporus lief, hat auf der Balkanhalbinsel in der Zeit der Rhomäer die große, durch die Natur selbst gezeichnete Linie durch die Thäler der serbischen Morawa, durch die altberühmten Pässe von Succi, dann durch das Hebrosthal nach der Mulde von Adrianopel, endlich nach der Campagna von Byzanz allmählich immer größere Wichtigkeit gewonnen. Und für Asien dominirte wieder die byzantinische Centralstellung die große Linie, welche Kleinasien diagonal durchschneidet, die schwierigen kilikischen Pässe überwindet, und dann in zwei Bahnen sich theilt, deren eine hinüberzieht nach den mesopotamischen Stromthälern, während die andere das lang-

gestreckte syrische Küstenland und weiter das Delta des Nils mit der Reichshauptstadt verbindet.

Die eminente militärische und politische Bedeutung von Constantinopel für das Reich und dessen Behauptung hat begreiflicherweise zu allen Zeiten eine ganz spezielle Sorgfalt der Kaiser für diese Hauptstadt zur Folge gehabt. Nur darf man hieraus und aus dem leidigen Umstand, daß die meisten der hauptstädtischen Historiker des byzantinischen Reiches die Geschichte der Provinzen über jener der Hauptstadt ungebührlich vernachlässigen, nicht den Schluß ziehen, — weder daß deshalb intelligente Regenten die Provinzen vernachlässigt, noch auch, daß Constantinopel von Anfang an in dem Sinne „das Reich" bedeutet habe, wie in der Gegenwart etwa Paris mit Frankreich zusammenfällt. Ganz äußerlich angesehen, war das allerdings seit Sultan Bajesid I., während des letzten halben Jahrhunderts der Paläologen der Fall. Aber das unbestrittene Uebergewicht im Reiche hat Constantinopel doch erst erlangt, als zu Anfang des achten Jahrhunderts die großen politischen und theilweise auch kirchlichen und wissenschaftlichen Rivalen, als so wichtige Provinzialhauptstädte wie Jerusalem und Antiochia, wie Alexandria und Karthago, an den Islam verloren waren; als Athen eine stille Landstadt geworden war, und nur noch das prachtvolle Thessalonike militärisch und merkantilisch einigermaßen mit der Hauptstadt rivalisirte. Aber erst seit dem 12. und 13. Jahrhundert traten auch für die Reichsregierung die Interessen der Provinzen immer bestimmter hinter denen der Hauptstadt zurück.

Nur in Einer Beziehung behauptete das Volk der Residenz, die schon im sechsten Jahrhundert auf Kosten damals noch des romanischen, wie später des ihr nur allzureichlich zuströmenden slawischen und bulgarischen Elementes, immer bestimmter ein griechisches Colorit trug, ein ganz entschiedenes Uebergewicht über die Völker der Provinzen; nämlich durch einen gewissen Einfluß, den seine Stimmung auf die Kaiser und auf deren Ernennung ausübte. Die Regierung, welche an der Spitze des Reiches der Rhomäer stand, war, wie die des ausgehenden weströmischen Reiches, eine vollkommen despotische. Und bei der Natur einerseits der Völker dieses Reiches, andererseits seiner politischen Aufgaben, konnte das auch kaum anders sein; nur daß sich zeigen wird, in welcher Weise die Institutionen und die Traditionen des Reiches diesen Despotismus sehr eigenthümlich gefärbt und modificirt haben. Die Kaiser regierten der Hauptsache nach auf Grund der Zustände, wie sie seit Constantins d. Gr. politischem Neubau sich ausgebildet hatten. Sie repräsentirten in ihrer Person die Majestät, die Einheit und den Zusammenhang des Reiches. Prunkvolle Titulaturen; glänzender Pomp und steife, feierliche Grandezza in der äußeren Erscheinung; weiter aber ein peinliches Ceremoniell, welches nur derbe soldatische Naturen zeitweise durchbrachen; und höfische Gewohnheiten, (wie unter anderen die, derzufolge jedes Wort aufgeschrieben wurde, was der Kaiser bei öffentlichen Gelegenheiten, wie im Cirkus, sprach,) machten diese Monarchen namentlich für die turanischen, sla-

wischen und germanischen Völker mit ihren noch lange sehr primitiven Hofhaltungen, zu einer ebenso fremdartigen, wie imponirenden Erscheinung. Politisch angesehen, so lag in den Händen des Kaisers die Leitung des Heerwesens und der auswärtigen Politik, der exekutiven und im Wesentlichen auch der legislativen Gewalt vereinigt. Aber gerade auf diesem Punkte trifft Alles zusammen, was auf der einen Seite die Stärke dieses Kaiserthums ausgemacht hat, auf der andern wieder theils seine zeitweise Schwäche verständlich macht, theils die scheinbar schrankenlose Gewalt der Selbstherrscher der Rhomäer thatsächlich recht fühlbar beschränkt hat.

Wenn auch, wie wir später zu zeigen haben, die Byzantiner nicht gerade in jeder Generation um ihre Existenz zu kämpfen genöthigt gewesen sind, so war doch die Lage des großen Reiches während der sechs bis sieben Jahrhunderte von Justinian I. bis zum vierten Kreuzzuge nur sehr selten so bequem oder gar so behaglich, daß die Stellung eines byzantinischen Kaisers etwa als das höchste erreichbare Erdenglück hätte angesehen werden mögen. Nicht viel anders als in den schwierigen späteren Zeiten des römischen Imperatorenthums forderte diese Stellung, wenn wirklich der „intelligente Despotismus" überall zu seiner vollen Wirksamkeit kommen sollte, unausgesetzt Männer von hohem Pflichtgefühl und Bewußtsein ihrer gewaltigen Aufgabe, von erheblichen Talenten und tüchtiger Vorbildung für ihren Beruf, von durchdringender Einsicht und durchschlagender Kraft. Es versteht sich aber von selbst, daß für diese imposante Stellung, die durch den wachsenden Einfluß der Kaiser auf die Kirche andauernd noch an Machtfülle gewann, keineswegs immer die Männer auf dem Throne vorhanden waren, die durch jenen Verein fürstlicher Eigenschaften sich auszeichneten; und noch weniger haben allemal solche Regenten an der Spitze dieses Reiches gestanden, wie sie bei der oft sehr schwierigen Zeitlage jedesmal nöthig gewesen wären. Dieser Mangel wurde nun in der That durch die Institutionen und Traditionen des Reiches wenigstens einigermaßen gedeckt und ergänzt.

Weitaus vom zweifelhaftesten Werthe war und blieb freilich die Art, wie der Thron bei dem Ableben eines Kaisers neu besetzt wurde. Die Byzantiner so wenig wie vor ihnen die Römer sind jemals dahin gelangt, eine feste verfassungsmäßige Ordnung in der Thronfolge herzustellen. Das Verhängniß, welches über dem römischen Principat, wie später über der constantinischen absoluten Monarchie seit ihrer Entstehung waltete, folgte auch der Geschichte der Rhomäer bis zum Obsiegen der Osmanen. Allerdings hat auch in Constantinopel der jeder Monarchie eigenthümliche Zug zur Erblichkeit sich geltend gemacht. Imponirende oder verdiente Herrschergestalten, die durch allgemeine Popularität getragen wurden, und mit deren Haltung die Interessen der Machtelemente des Reiches eng verknüpft waren, sind sehr wohl im Stande gewesen, selbst jugendlichen Söhnen, ja selbst ihren Wittwen, die Krone zu vererben, und bis zur Sterbestunde des Reiches finden wir nach einander eine ganze Reihe von Dynastieen am Goldenen Horne herrschend. Allein auch dieses hat die mit

der Unsicherheit der Erbfolge unvermeidlich verbundenen Nachtheile nur theilweise zu neutralisiren vermocht. Weil eben eine feste Regel in der Thronfolge nicht bestand; weil auch die Erstgeburt nur ein thatsächliches Vorrecht gewährte; weil überhaupt ein durch die Kirche und das Volksbewußtsein getragenes System der „Legitimität" sich nicht auszubilden vermocht hat, so war auch innerhalb der fürstlichen Familien bald für verständige Erwägungen, bald für ehrgeizige Pläne und lichtscheue Intriguen aller Art freie Bahn, so oft immer im Laufe der Natur ein Thronwechsel in Aussicht stand. Aufstände und blutige Palastrevolutionen, feiger Mord und offene Gewaltthat begleiten in schrecklicher Häufigkeit die lange Geschichte der rhomäischen Dynastieen. Der Einfluß fürstlicher Damen und mächtiger Minister, aber auch der immer stärker in den Vordergrund tretenden Eunuchen des Palastdienstes, wird für solche Momente immer bedeutsamer; und zu den Erinnerungen der im Hofdienst ergrauten Diener der Hofburg am Bosporus oder in anderen Kaiserpalästen gehörte nur allzu häufig die Scene, wo sie eines Morgens kaiserliches Blut von dem Marmorfußboden hatten abwaschen müssen. War aber eine Dynastie unter wilden Stürmen zu Ende gegangen, dann war es sehr gewöhnlich, daß in der Zwischenzeit, bis wieder ein großer Mann auf diesem unheimlichen Throne sein Geschlecht durch die Kraft seines Schwertes und seines Genies „legitimirt" hatte, ein kecker Usurpator nach dem andern den kühnen Griff nach dem Perlendiadem wagte. Die schweren Uebelstände, welche mit diesem System verbunden waren, wurden nur dadurch einigermaßen aufgewogen, daß — ähnlich wie in Rom seit den Tagen des Decius — auf diesem Wege nicht gar selten, bald mit List oder Gewalt, bald mit der Hand einer der fürstlichen Damen, tüchtige Männer aus den verschiedensten Klassen und Völkern des Reiches, die sonst niemals an die Spitze der Verwaltung gelangt sein würden, dazu kamen, ihre imposante Herrscherkraft und ihre überlegenen Talente auf dem Throne zu entfalten. Das Volk seinerseits beruhigte sich dabei, daß nach der in Byzanz geläufigen Idee der seit Alters festgehaltene Charakter des „Wahlreiches" dasselbe von einer Despotie unterschied, wie dieselbe seit Jahrhunderten namentlich in den Reichen der Arsakiden und Sasaniden, nachher auch in Damaskus und Bagdad, den Rhomäern wohl bekannt war. Noch immer betrachtete man die dem Kaiser zu Gebote stehende Macht nur als eine demselben übertragene Gewalt. Thatsächlich freilich war von einer wirklichen Kaiserwahl nur sehr selten die Rede; nur daß wohl, sobald der neue Selbstherrscher nicht geradezu ein wüster Landsknecht und lediglich durch eine Revolution getragen war, der Senat oder Staatsrath der Reichshauptstadt, der Klerus, die bevorzugten Truppentheile, und selbst das Volk der Residenz eine Art Anerkennungsrecht auszuüben pflegten. Unter Umständen vermochten diese Machtelemente doch auch wirksam auf eine schwankende Entscheidung einzuwirken. Die Krönung endlich durch den Patriarchen von Constantinopel war seit Kaiser Leo I. (457—474) das Symbol der persönlichen „Legitimität", dessen die meisten Kaiser eben so ungern entbehrten, wie die Träger

des römischen Principats bis auf Kaiser Carus die formelle Anerkennung durch den Senat.

Von „schrankenloser Allmacht" im Sinne der alten Cäsaren war nun in der That bei den byzantinischen Kaisern nicht die Rede. Genau es zu bezeichnen, so dominirte in Constantinopel ein seit der Zeit der Regentin Pulcheria, des zweiten Theodosius kluger und hochbegabter Schwester, allmählich immer sicherer ausgebildeter, wohlgeordneter Absolutismus, der allerdings bei dem wiederholt bemerkbaren Kampfe zwischen den Kaisern und den sie einengenden Machtelementen während der langen Zeit vom fünften Jahrhundert zunächst bis zu der Zeit der Komnenen keineswegs immer denselben Charakter trug, am meisten jedoch in der Zeit von der Mitte des 8. bis zu der des 11. Jahrhunderts in das Colorit der eigentlichen Despotie, (das Wort in staatsrechtlichem Sinne gefaßt) hinüberspielte.

Ein Hauptfaktor, welcher die Gewalt der Kaiser thatsächlich beschränkte, war die anatolische Kirche. Einerseits nämlich hatte sich von dieser aus eine „öffentliche Meinung" entwickelt, mit welcher auch die Kaiser rechnen mußten. Freilich überwog in Byzanz die formelle Rechtgläubigkeit gar sehr das ethische Moment; freilich ließ namentlich in der Reichshauptstadt die byzantinische Sittlichkeit viel zu wünschen übrig, und auch die Kirche vermochte, wie wir noch sehen werden, Laster und Leidenschaften, namentlich im Falle scharfer Conflikte mit inneren und äußeren Feinden durchaus nicht so weit zu zähmen, daß nicht die glänzende Civilisation der Rhomäer bald durch grauenhafte Ausbrüche elementarer Wildheit, bald durch gewisse Greuel der Justiz in einer für uns wahrhaft unheimlichen Weise durchbrochen worden wäre. Nichtsdestoweniger war doch christliche Gesittung und Lebensanschauung so stark durchgedrungen, daß ein so wüstes Treiben, wie nicht wenige der älteren römischen Kaiser es gezeigt hatten, nicht wohl, oder höchstens nur noch vorübergehend möglich war. Die Geschichte darf jedoch nicht verschweigen, daß auch in Constantinopel wiederholt der Eifer für die Rechtgläubigkeit schwere Thaten mancher Kaiser und fürstlicher Damen aufwog. Noch auch, daß die Byzantiner und ihr Klerus ihren Beherrschern manche bedenkliche Verirrungen leichter verziehen, als gewisse Verletzungen der kirchlichen Zucht; wie sie denn unter anderem eine Heirath in zu nahem Verwandtschaftsgrade und eine dritte oder gar vierte Ehe für viel tadelnswerther hielten, als offene Ausschweifungen derbster Art.

Auf der andern Seite war und blieb bis zu dem Heldentode des Kaisers Constantin Dragases die Religion ein so gewaltiges Moment im Leben der von Constantinopel aus beherrschten Völker, daß die Stellung der Kaiser, die auch bei ihrer Krönung ihre Unterwerfung unter die Beschlüsse der großen Concilien und unter die Kanones der orthodoxen Kirche zu unterschreiben hatten, zu den großen dogmatischen Problemen, zu großen Streitfragen des kirchlichen Dienstes, und zu den kirchenpolitischen Interessen, die nach einander vom fünften bis zum fünfzehnten Jahrhundert diese Massen bis in deren letzte Tiefen aufgeregt und in der leidenschaftlichsten Weise beschäftigt haben,

für ihre persönliche Sicherheit wiederholt geradezu entscheidend geworden ist. Die Leidenschaften des Volkes der Rhomäer konnten auch sonst, trotz der jahrhundertelangen Gewöhnung an despotisches oder mindestens selbst-



Miniature in einem Psalterium mit 14 Bildern nebst Commentar aus dem Anfange des 10. Jahrh. (Paris). Dargestellt ist David im byzantinischen Krönungsornate, neben ihm die Gestalten der Weisheit und der Prophetengabe. Original 26 Centimeter hoch, 23 Centimeter breit.

herrliches Regiment, unter Umständen bis zu elementaren Explosionen gegen die Träger des Kaiserpurpurs sich steigern. Grausames Wüthen wurde mehr als einmal durch alle Greuel jäh entzügelter Volkswuth gerächt. Constantinopel kannte so gut, wie das Rom der Cäsaren, wie das Stambul der

Osmanen, wie das Rußland der nihilistischen Aera, die durch politische Mordbrenner entzündeten Feuersbrünste. Und bei den Parteiungen des Cirkus lebte halb unbewußt bei den Massen der Großstädte, namentlich aber in Constantinopel noch einmal die Erinnerung auf an das souveräne Volk von Rom. Aber dauernd und konsequent machten sich doch die Stimmungen des Volkes den Kaisern fühlbar und forderten die zarteste Rücksicht, wo dieselben sich unmittelbar an die Kirche anschlossen. Und wiederum zog aus diesen Verhältnissen der Klerus eine sehr fühlbare Verstärkung seiner Macht. Daher ist es wiederholt geschehen, daß sich politische Unzufriedenheit unter kirchlicher Maske verbarg; und das sicherste Mittel, um einen verhaßten Machthaber zu bedrohen oder zu stürzen, war gefunden, wenn es gelang, dessen Orthodoxie zu verdächtigen. Wiederholt sind seit der entscheidenden Trennung von der römischen Curie die politisch wohlgemeinten Unionsversuche der Kaiser an dem ebenso zähen wie stürmischen Widerwillen des Volkes und des Klerus gegen die Lateiner gescheitert, und die kirchlichen Reformversuche der mächtigen „bilderstürmenden" Kaiser sind immer nur so weit von Erfolg begleitet gewesen, als es denselben gelang, sich der Zustimmung und Mitwirkung eines überwiegenden Theiles des höheren Klerus zu versichern. Aber auch in diesen Verhältnissen sind verschiedene Phasen zu beobachten. Die langwierigen Kämpfe zwischen den Parteien der Bilderfeinde und der Bilderfreunde führten allmählich zu fühlbarer Herabdrückung der Macht des Klerus, namentlich des Patriarchen von Constantinopel, unter die kaiserliche Gewalt, und die seit Beginn der Conflikte mit Rom und mehr noch seit dem Schisma sich vollziehende innige Allianz zwischen Krone und Patriarchat ließ den Zustand in die Erscheinung treten, den man als Cäsaropapismus zu bezeichnen pflegt. Unter den Komnenen dagegen und noch mehr unter den Paläologen gewinnt die Kirche wieder eine neue Bedeutung. Hatten in den ältesten Zeiten des Rhomäerthums die furchtbaren konfessionellen Kämpfe des fünften Jahrhunderts einigermaßen mit dahingewirkt, daß die innere Widerstandskraft der südlichen Provinzen des Reiches gegen die arabische Eroberung schwächer sich zeigte, als man in Byzanz hätte hoffen mögen, so fanden wieder die Komnenen und Paläologen in der Kirche die mächtigste Verbündete gegen die neu erwachsende Aristokratie, und das stärkste Gegengewicht wider die centrifugalen und partikularistischen Neigungen des feudalen Adels und der großen Machthaber in den Provinzen.

Soweit nun nicht die Kirche in Betracht kommt, gab es ein zweites Element, welches den kaiserlichen Absolutismus fühlbar einengte, nämlich die Bureaukratie. Die byzantinischen Selbstherrscher machten in noch höherem Grade, als die ersten Constantiner die Erfahrung, daß in großen, hoch entwickelten Monarchieen mit sehr seltenen Ausnahmen von einem wirklich persönlichen Regiment nur in der Weise einer poetischen Licenz gesprochen werden kann. Die Wahrheit zu sagen: bis zu der Zeit, wo die Nachfolger des großen Basilios II. im eilften Jahrhundert anfingen, nach Seiten des Avancements und der Ernennung der höheren Beamten durch Willkür und schlimme Mißgriffe

der feudalen Zersetzung den Boden zu bereiten, bildet die ausgezeichnet gegliederte Bureaukratie mit ihrer zu seltener Vollendung entwickelten Routine das wesentliche Element der Regierung. Dieses büreaukratische Wesen ist für nahezu sechs Jahrhunderte für das Rhomäerthum charakteristisch geblieben. Es erklärt uns einerseits die dauerhafte Art des Unterbaues dieses Reiches; andrerseits hat es sehr bestimmt dahin gewirkt, daß das Rhomäerthum sich nur sehr selten über eine gewisse anständige Mittelmäßigkeit erhebt, und neben seiner immer von Neuem bewährten Zähigkeit und einer sehr achtbaren, ausgiebigen Leistungsfähigkeit nur selten einen Zug wahrer Genialität zeigt. Da ferner die jungen Männer, welche sich der Justiz und der Verwaltung zu widmen gedachten, im Zusammenhange mit der sorgfältigen Ausbildung der byzantinischen Jugend eine solide, tüchtige Schule durchzumachen hatten, so konnte die administrative Maschinerie des großen Reiches, einmal sicher regulirt, dauernd mit gutem Erfolge arbeiten. Die Kaiser, sobald sie nicht etwa das Zeug hatten, mit genialer Kraft und Erfindsamkeit gerade auf diesem Gebiete Neues zu schaffen, fanden sich nicht nur durch alle Rücksichten verständiger Politik, sondern noch mehr durch die fast immer unüberwindliche Hartnäckigkeit ihrer routinirten und wohlorganisirten Bureaukratie, in der Regel genöthigt, die Ausübung ihrer Macht an die einmal bestehenden großen Institutionen und an die seit Alters hergebrachten legalen Formen und Maximen der Verwaltung und der Justiz zu knüpfen, namentlich auch von der Durchkreuzung des üblichen Ganges des Civildienstes durch willkürliche und sprungweise Ernennungen und persönliche Entschließungen Abstand zu nehmen. Erst die Jahrzehnte des Verfalls nach Basilios' II. Ausgang bis zur Erhebung Alexios' I. Komnenos zeigen nach dieser Richtung eine auffallende Abweichung von den alten Grundsätzen.

Die Gesetze waren im Allgemeinen vortrefflich; die Rechtsgelehrten, und bis gegen Ausgang des neunten Jahrhunderts der große Staatsrath zu Constantinopel, hatten bei der Ausarbeitung neuer Gesetze mitzuwirken. Das Studium der Jurisprudenz hatte eine feste und schulmäßige Tradition ausgebildet, die Rechtsgelehrten eine Art Controle über das gerichtliche Verfahren der Tribunale gewonnen. Die Verwaltung der Justiz war zwar von der Exekutivgewalt abhängig, mäßigte aber doch die Willkür der Administration. Die Kaiser selbst konnten nicht umhin, an die verkündeten Gesetze des Reiches und an die auf eine vielhundertjährige Praxis begründete Ordnung der Rechtspflege sich zu binden. Nur das war und blieb das Grundübel des byzantinischen Systems, daß es kein Mittel öffentlicher, volksthümlicher Controle gab über die politische Sittlichkeit, über die moralische Haltung der mächtigen Beamten des Reiches.

Daneben lagen nun drei große Machtmittel unmittelbar in den Händen der Kaiser, die Finanzwirthschaft, die Armee und die Diplomatie; es sind diejenigen, mit deren Hülfe sie ganz vorzugsweise das wunderbare Kunstwerk, welches man das byzantinische Reich zu nennen pflegt, so erstaunlich lange zusammenzuhalten und durch eine Reihe schrecklicher politischer Stürme hin-

durchzuführen vermocht haben. Sollte überhaupt dieses Staatswesen, welches der einheitlichen nationalen Unterlage entbehrte und materiell namentlich durch die Verwaltung und durch die Armee repräsentirt wurde, wirksam zusammengehalten werden, so mußte (von der zusammenhaltenden Kraft der Religion und der griechischen Civilisation abgesehen) in erster Reihe die finanzielle Kraft des Reiches ausgebildet werden. Neben den indirekten Steuern, namentlich den Grenzzöllen und Hafengefällen; neben den Erträgen der kaiserlichen Domänen, Regalien und Monopole, basirte diese Finanzwirthschaft noch immer auf römischer Grundlage, spielte die Grund- und Gewerbesteuer andauernd eine große Rolle. Im Allgemeinen hat nun, namentlich auch unter dem ersten Justinian, die Wirthschaft der Rhomäer den „räuberischen" Charakter der römischen Fiskalität niemals vollständig abgestreift. Aber es waren doch manche schlimme Härten der älteren Zeit beseitigt worden. Seit Anastasius I. hatten die Rhomäer begonnen, die verderbliche Härte aufzugeben, mit welcher die Römer der späteren kaiserlichen Jahrhunderte die Dekurionen der Stadtbezirke ihres Reiches zur wechselseitigen Verpflichtung für den gesammten Betrag der Grundsteuer ihrer Bezirke gezwungen hatten. Man hatte auch unter allen intelligenten Regierungen das bestimmte Interesse, durch Pflege der alten und Eröffnung neuer Quellen des Wohlstandes die Steuerfähigkeit der Völker des Reiches zu erhalten und zu verstärken. Im Ganzen war die Finanzwirthschaft der Rhomäer knapp und sparsam; tüchtige Staatsmänner und Finanzpolitiker in Constantinopel konnten während der besseren Zeiten des Reiches so bedeutende Geldmittel aufbringen, wie während des früheren Mittelalters keine andere Macht, allenfalls die arabischen Khalifen in den Tagen ihrer Vollkraft ausgenommen. In den Augen der Byzantiner war die Finanzverwaltung ihrer Centralregierung im Ganzen auch gemäßigt. Das hat natürlich Episoden sinnloser Verschwendung, gewissenloser Raubgier, und der Nachahmung schlimmer Gewohnheiten oder „Usancen" römischer Fiskalität durchaus nicht ausgeschlossen. Gar zu weit durfte jedoch nach dieser Seite auch ein harter Tyrann nicht gehen. Auch hier hatten sich feste Grundsätze ausgebildet, die ohne Gefahr Niemand zu durchbrechen wagen durfte. Als geradezu unverzeihlich galt eine Verschlechterung der normalen Goldmünze des Reiches. Und wenn die Kaiser, — selbst wenn sie im Rufe einer zweifelhaften Orthodoxie standen, — der höchsten Volksgunst sich zu erfreuen hatten, denen es gelang, die fiskalischen Lasten zu ermäßigen, so waren die ungestümen Massen der Hauptstadt gar sehr bereit, harte Erpressungen, die das Volk nicht etwa durch eine außerordentliche Nothlage des Staates gerechtfertigt fand, durch umfassende Brandlegungen und blutige Aufstände von zuweilen wahrhaft grauenhaftem Charakter zu rächen.

Mit dem blühenden und wohlgeordneten Zustande der Finanzen stand nun allemal im innigsten Zusammenhange die Schlagfertigkeit und Brauchbarkeit der mobilen Armee. Die moderne Forschung hat uns darüber aufgeklärt, daß die früher lange festgehaltene Annahme von der militärischen

Schwäche und Leistungsunfähigkeit des Reiches der Rhomäer, einige Episoden des Verfalls und namentlich die Zeiten der späteren Paläologen ausgenommen, unhaltbar ist. Richtig ist nur, daß auf der einen Seite die Politik der Rhomäer sich unter Umständen nicht bedachte, durch Geldzahlungen, die man immerhin Tribute nennen mag, auf der einen oder anderen Grenze des Reiches den Frieden zu erkaufen, um sich für andere Unternehmungen Rücken und Arme frei zu machen; daß auf der anderen Seite die Armee der Rhomäer nicht zu allen Zeiten gleichmäßig tüchtig war. Auch dieses mächtige Werkzeug der Kraft des Reiches unterlag begreiflicherweise dem Wechsel der Zeiten; aber der Einfluß imponirender und kriegstüchtiger Herrscher- und Feldherrngestalten, die sich einen Stab und eine Schule tüchtiger Offiziere schufen, wirkte von Belisars und Narses' Zeiten bis zu Theodor Laskaris, Johannes Vatatzes und Michael Paläologos immer wieder auffrischend und neu belebend. Das Heerwesen der Rhomäer entsprach vollkommen dem Charakter des Reiches, und behielt noch sehr lange die Physiognomie des späteren Römerthums; nur daß seit dem siebenten Jahrhundert das Commando nicht mehr lateinisch, sondern griechisch war. Man hatte es längst aufgegeben, die Wehrkraft des Reiches auf die allgemeine Wehrpflicht zu stützen. Der grundbesitzende, grundsteuerzahlende Theil des Volkes blieb von der eigentlichen Armee dauernd getrennt. Lokale Milizen in Stadt und Land spielten gewöhnlich nur eine untergeordnete Rolle, kamen nur in verzweifelter Nothlage, Seitens der Städte namentlich der Balkanhalbinsel wesentlich nur in solchen Zeiten zur Geltung, wo es darauf ankam, sich gegen die slawischen und bulgarischen Angriffe der gefahrvollen Periode bis zum Antritt der makedonischen Dynastie zu vertheidigen. Die eigentliche mobile Armee, die unter Justinian I. auf 150,000 M. berechnet wird, theilte sich in regelmäßige Truppen und in Söldnerkorps. Die ersteren wurden aus den brauchbaren Elementen des Reiches ausgehoben, die sich namentlich unter den kriegerischen Gebirgsvölkern, — zunächst in Thrakien und in den Thalgebieten des Taurus, später in den Gebirgskantonen der Albanesen und Walachen, — die sich auch unter den handfesten jungen Männern niederen Standes in Constantinopel und anderen Städten des Reiches noch immer in Menge fanden, und aus barbarischen Völkern, die immer von Neuem Aufnahme im Reiche gefunden haben, erhebliche Ergänzungen erhielten. Söldner dagegen lieferten zahlreiche kleine Stämme auf den verschiedenen Grenzen des Reiches, die von den Rhomäern mehr oder minder abhängig waren. Bis zu dem Verlust von Afrika maurische, bis zu dem Siegesmarsch des Islam durch Syrien saracenische, bis zum vierten Kreuzzuge armenische und kolchische Krieger bildeten solche Heerhaufen, die unter ihren eigenen Führern und mit nationaler Bewaffnung fochten, wobei sie zwar der regelmäßigen Organisation und Disciplin der rhomäischen Armee, nicht aber deren Exercitien und Manövers unterworfen wurden. Dazu traten die Massen der Heruler auf der Donauhalbinsel, längere Zeit auch Gepiden, Hunnen, Massageten, denen sich im Laufe der Jahrhunderte immer neue Corps frisch auftretender südslawischer,

bulgarischer, turanischer Stämme aller Art für gutes byzantinisches Geld angeschlossen haben. Denn die wunderbare Stadt am Bosporus mit ihrem Glanze, mit ihren Reichthümern, mit ihren schönen Frauen, bildete bis zu den Zeiten des Kaisers Manuel I. Komnenos für die Völker des Nordens den gewaltigen Magnet, der fast noch stärker fesselte, als früher die alte Welthauptstadt an der Tiber. Heimat- und friedlos gewordene, kriegs- und beutelustige Abenteurer aus ganz Europa, später auch persische und arabische Flüchtlinge, fanden sich unablässig in Constantinopel zusammen, um den Kaisern zu dienen, die aus solchen Fremdlingen am liebsten ihre Garden bildeten. Namentlich Germanen aller Stämme haben gern für die Rhomäer gefochten; die große Bedeutung, die seit Ausgang des neunten Jahrhunderts die skandinavischen Garden, dann die Isländer, endlich die deutschen Engländer für das Reich gewonnen haben, wird uns noch später bemerkbar werden. Freilich sind auch die Kaiser der Rhomäer keineswegs immer den Schwierigkeiten entgangen, die mit der Haltung von Miethstruppen so häufig verbunden zu sein pflegen. Der Zug mißtrauischer Politik, der von den Imperatoren auf die Byzantiner vererbt war, nöthigte die Kaiser, nicht unähnlich den späteren Khalifen in Bagdad und den osmanischen Sultanen in der Zeit der Uebermacht der Janitscharen, zu einer höchst künstlichen Politik gegenüber ihren Truppen. Es schien sehr oft nöthig, den fremden Truppen auch durch einheimische Regimenter imponiren, und wieder diese durch jene aufwiegen zu können; und die Aufgabe, den Ehrgeiz der Generale im Zaume zu halten, war für Kaiser, die nicht selbst große Heerführer sein konnten, kaum minder schwer, als die, die Ausreißerei der Rekruten für manche der einheimischen Abtheilungen zu hemmen.

Unter den im Reiche selbst ausgehobenen Truppen war das Fußvolk der Legionen, der „Themata", wie sie später griechisch genannt wurden, an Tüchtigkeit mit der alten römischen, oder der aus romanisirten Germanen formirten Infanterie nur selten zu vergleichen; in der Regel verließen sich die byzantinischen Heerführer lieber auf die verschiedenen Waffengattungen der Soldtruppen unter dem Fußvolk, von denen die riesigen, mit dem Reiche besonders eng verbundenen, Hochländer des rhomäischen Theiles von Armenien besonders imposant erschienen. Dagegen behauptete die schwer gerüstete Reiterei der Rhomäer, die auch darauf eingeübt wurde, unter Umständen auch zu Fuß zu fechten, einen guten Ruf. Namentlich aber wurden die technischen Truppen, die Artillerie und das Geniewesen, andauernd mit höchster Sorgfalt gepflegt, und die Arsenale in der Regel in gutem Zustande erhalten. Mochte endlich immerhin ein erheblicher Theil älterer römischer Gewohnheiten den Byzantinern abhanden gekommen sein, so sind doch ihre Heere noch Jahrhunderte lang durch ihre Taktik und Disziplin den wilden barbarischen und civilisirten Gegnern überlegen geblieben, mit denen die Rhomäer bis zur Zeit der Kreuzzüge zu thun hatten. Noch mehr blieb den Barbaren und nicht bloß diesen gegenüber die byzantinische Kriegführung dadurch über-

legen, daß die Heerführer dieses alten civilisirten Staates in guten Zeiten einerseits gewohnt waren, ihre Feldzüge systematisch anzulegen, andrerseits die regellose, stoß- und ruckweise Kriegführung des Mittelalters vermieden, übrigens aber auch politisch immer sehr bestimmte Ziele verfochten. Sobald also nicht das Mißtrauen der Kaiser die Aktion der Feldherrn lähmte oder störte; sobald die Truppen der Rhomäer gut bezahlt und tüchtig geführt wurden, blieben sie noch erstaunlich lange den Feinden des Reiches überlegen. Dasselbe galt von der meistentheils mit griechischen Seeleuten bemannten Flotte, welche in den Jahrhunderten des Mittelalters als Normalschlachtschiffe die sogenannten Dromonen in See stellte. Diese Schiffe, die hauptsächlich aus kleinasiatischen, thrakischen, makedonischen und griechischen Contingenten bestanden, waren am meisten den „Dreiruderern" der alten Hellenen zu vergleichen; nur daß sie — Kriegsschiffe von mittlerer Größe und leichter Bauart und vorzüglich zum Schnellsegeln eingerichtet, nicht mehr drei, sondern zwei Reihen von Ruderbänken führten.

Daneben aber wußten die Byzantiner, denen auf diesem Gebiete nur sehr allmählich erst in der römischen Curie und in der Aristokratie von Venedig ebenbürtige Rivalen erwuchsen, mit gleicher Meisterschaft wie früher die Römer die furchtbare Waffe zu handhaben, die ihnen von diesen vererbt war, nämlich die Diplomatie. Die Sicherheit und Gewandtheit, mit welcher die Staatsmänner in Constantinopel von einem Jahrhundert zum andern die auswärtige Politik betrieben, war staunenswerth. Freilich mischten sich dabei, wie immer in Byzanz, großartige Züge gar sehr mit recht niedrigen, ja selbst gemeinen. Bewundernswerth ist das energische Staatsgefühl und die felsenharte Zähigkeit, mit welcher diese Politik bis herab zu der Wiedergewinnung des Peloponnesos durch die Paläologen im 15. Jahrhundert keinen Fuß breit des Reiches bedingungslos und für immer aufgiebt. Erstaunlich die Virtuosität, mit welcher diese Diplomaten je nach Umständen große und kleine Politik treiben, und je nach den Forderungen der Zeitlage bald drohenden Stürmen ausweichen, bald selbst mit furchtbarem Nachdruck offensiv vorgehen, — hier die Zustände eines kleinen Nomadenstammes, dort die verwickelte Lage einer halben Welt mit klarem Blicke und sicherer Erfahrung beurtheilen und behandeln. Aber wahrhaft unheimlich berührt uns die Kunst, mit welcher diese Erben der Imperatoren und der Constantiner es verstanden, die fremden Völker aller Art an ihren Grenzen bald einzuschüchtern, bald durch Schmeicheleien und Geschenke zu gewinnen, namentlich aber unter barbarischen Völkern Parteien für sich zu schaffen, die inneren Zwistigkeiten zu schüren, innere Gegensätze zur Unversöhnlichkeit zu schärfen, und ganz besonders zum Vortheil des Reiches ein Nachbarvolk gegen das andere aufzuhetzen. Dabei sind die Rhomäer in der Anwendung wirksamer Mittel niemals „prüde" oder delikat gewesen. Herzlose Berechnung, tiefe Unredlichkeit, List und Verlogenheit, unter Umständen selbst eine auffallende Gleichgültigkeit gegen die eigene politische Ehre, waren allezeit in dem Arsenal ihrer diplomatischen Waffen zu finden; nur

der direkte Meuchelmord wurde gemieden. Nicht immer freilich geschah es, daß solche Waffen ohne eigene Gefahr zur Anwendung kamen. Aber in der Hauptsache ist es bis zum Auftreten der Katalonier in der Levante (zu Anfang des 14. Jahrhunderts) der großen und der kleinen Politik der Rhomäer immer wieder gelungen, die rohe Naturkraft der wildesten, wie die Heldenkraft der frischesten Völker, die sich auf das Reich stürzten, abzustumpfen, die gefährliche Macht selbst der Ostgothen, der Avaren, der Normannen, der Villehardouins, zu zerreiben und zu zersetzen, durch die Feder, die List und das Gold (und nicht immer echtes) zurückzugewinnen, was das Schwert ihnen entrissen hatte, und selbst der feinen Politik hier des Vatikan, dort der Republik der Lagunen die Spitze zu bieten.

Wir haben unsere Aufmerksamkeit bisher ganz vorzugsweise den politischen und militärischen Faktoren zugewendet, auf denen die erstaunlich lange Dauer des so vielseitig bedrohten Reiches der Rhomäer der Hauptsache nach beruht hat. Dieses rechtfertigt sich dadurch, daß in der That bis zum lateinischen Kreuzzuge die eigentliche Lebensaufgabe der Beherrscher dieses Reiches es gewesen ist, zuerst den ungeheuren Umfang desselben, wie Justinian I. ihn wieder bestimmt hatte, und nach Verlust des ganzen Südostens und Südens an die Heerführer der Khalifen den alten Kern des Reiches von Palermo bis zu den Pässen des Amanos, zuweilen selbst nur die Existenz des Reiches zu behaupten, — die furchtbaren Verluste wieder auszugleichen, die man bald durch Slawen und Bulgaren, bald durch die Araber erlitt. In der That bestand zwar nicht die einzige, wohl aber die in der Geschichte am bemerkbarsten hervortretende Lebensthätigkeit dieses alternden Reiches in einem vielhundertjährigen Kampfe um das Dasein, dessen düstere Eintönigkeit hauptsächlich nur durch die sehr verschiedene Natur der vielen Feinde verändert wurde, die nach einander das Werk fortzusetzen strebten, welches im Laufe des fünften Jahrhunderts im Westen der Adria den Germanen gelungen war.

Die Bewunderer der kriegerischen Großthaten, durch welche die Regierung Justinians I. Epoche gemacht hatte, mußten sich schnell genug überzeugen, daß dieser Kaiser durch die Uebertreibung seiner Restaurationspolitik die Kräfte und die neuen Aufgaben des Reiches bedenklich überspannt und demselben in einer Zeit, wo die Ostgrenze und die Donaulinie von gefährlichen Gegnern bedroht waren, durch die schonungslose Ausrottung und Austreibung der italischen Ostgothen in der Halbinsel der Apenninen einen Besitz von sehr zweideutigem Werthe gewonnen hatte. Justinians Nachfolger, sein Neffe Justin II., bisher kaiserlicher Kuropalates oder Aufseher der Paläste (14. November 565 — 5. Oktober 578 n. Chr.), sollte das schnell genug erkennen. Die Vernichtung des Reiches der befreundeten Gepiden (567) durch Langobarden und Avaren machte es zunächst möglich, daß die letzteren sich ungehindert an der Donau und Sawe ausbreiten und schnell genug aus ihrer

mächtigen Stellung in den Donau-, Theiß- und Karpathenländern unter ihrem schlauen, habgierigen und gewaltsamen Häuptling (oder Khathan) Bajan-Chan der Balkanhalbinsel höchst gefährlich werden konnten. Und nun machte die unzeitige, wie es heißt durch die Privatmalice der Kaiserin Sophia veranlaßte Abberufung (567) des Generals Narses, des gefürchteten Vertilgers der Ostgothen, aus Ravenna, wo er als byzantinischer „Exarch" die neue italische Provinz kraftvoll und einsichtig, aber auch anscheinend mit rücksichtsloser Strenge regiert hatte, dem jungen König der deutschen Langobarden, dem glücklichen Bezwinger der Gepiden, Alboin, Muth, von Pannonien her die Eroberung des noch immer mit unwiderstehlichem Zauber lockenden Landes südlich von den Alpen zu versuchen. Obwohl dann Narses doch wieder den Oberbefehl übernehmen mußte, konnte er Italien nicht mehr retten, denn er starb noch im J. 567 vor der Ankunft der gefährlichen Feinde. Als dann im J. 568 die Langobarden wirklich die Päſſe der julischen Alpen überschritten hatten, zeigte sich des Narses Nachfolger Flavius Longinus durchaus nicht im Stande, ihrer raschen Ausbreitung zu wehren, die nur durch den hartnäckigen Widerstand einiger Städte, wie namentlich Pavia, zeitweise aufgehalten wurde. Auch als Held Alboin im J. 573 durch Mörderhand gefallen war, kamen die Eroberungen der Langobarden nicht zum Stehen. Zuletzt vermochten die Rhomäer nur einen Theil ihrer italischen Provinz wirksam zu behaupten. Das Exarchat von Ravenna war auf die später sogenannte Romagna und den Küstenstrich von Rimini bis Ancona, und auf Unteritalien mit Rom beschränkt; auch Genua wurde einstweilen noch behauptet. Die Inseln dagegen, Sicilien, Sardinien, Corsika, die Balearen, gehörten noch zum Besitz der Rhomäer. Universalhistorisch bedeutsam wurde es, daß einerseits seit dieser Zeit die seit mehr denn 800 Jahren bestandene politische Einheit Italiens verloren ging, um erst in unserer eigenen Zeit wiedergewonnen zu werden, daß andrerseits durch die erhebliche Schwächung der byzantinischen Macht auf der Halbinsel das immer kraftvollere Streben der zu „päbstlicher" Stellung gelangten Bischöfe von Rom nach möglichst vollkommener Unabhängigkeit wesentlich gefördert worden ist. Für das byzantinische Reich aber erwuchs aus der neuen Lage der Dinge in Italien der wiederholt höchst fühlbare Uebelstand, daß nicht allein seine Kriegsmacht unaufhörlich in italischen Kämpfen verbraucht, sondern auch seine Politik in die wechselnden Gänge der abendländischen Streitfragen verschlungen, endlich aber in langen und gefährlichen Gegensatz zu jener des seit Karl dem Großen neu auflebenden abendländischen Kaiserthums gebracht wurde.

Eine wirklich nachhaltige Bekämpfung der Langobarden mit größeren Machtmitteln wurde für Justin II. und dessen Nachfolger namentlich dadurch unmöglich gemacht, daß neben den Avaren, den neuen Feinden an der Donaugrenze, die alten iranischen Reichsfeinde seit 571/2 den vor zehn Jahren abgebrochenen Krieg in nachdrücklicher und höchst bedrohlicher Weise erneuert hatten. Gerade in dieser Zeit war es zu Berührungen zwischen dem Hofe

der Rhomäer und einer damals zuerst in die Geschichte eintretenden Völkerfamilie gekommen, deren einer Zweig neun Jahrhunderte später siegreich an die Stelle der Griechen auf der Balkanhalbinsel treten sollte: nämlich den Türken. Ein Theil nämlich dieses Gliedes der altaischen oder tatarischen Gruppe hatte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts von dem Quellgebiet des Irtisch aus, wo auf dem Zelte des Großkhans als Zeichen der Herrschaft eine mit goldenem Wolfshaupte gezierte Fahne wehte, eines jener ephemeren Reiche ins Leben gerufen, wie sie wiederholt durch mittelasiatische Nomaden geschaffen worden sind. Vom Kaspimeere und den turanischen Zwillingsströmen ostwärts, an den gewaltigen Gebirgen des innern Asien hin bis zum Ocean gebietend, hatten diese Türken, vor denen seiner Zeit die Avaren nach Westen gewichen waren, als deren Gegner schon 562 mit Justinian I. Verbindungen angeknüpft. Und als sie ihre Zelte bis zur unteren Wolga und dem Asowschen Meere vorschoben, ist es 568 und 569 zu gegenseitigen Gesandtschaften zwischen dem türkischen Großkhan und Kaiser Justin II. gekommen. Man schloß mit einander Freundschaft und eine Allianz gegen Avaren und Perser. Gerade diese gefährliche Verbindung hatte jedoch den Hof von Madaïn hauptsächlich veranlaßt, die Waffen gegen die Byzantiner wieder zu erheben. Und viel Vortheil brachte das neue Bündniß den Rhomäern nicht ein, weil das türkische Reich bald nach 572 durch unaufhörliche Theilungen im Inneren sich schwächte.

Der Krieg, der in ähnlicher Weise, wie die alten Parther- und Sasanidenkriege der Römer auf der langen Linie von dem Phasis und den kaukasisch-armenischen Ländern bis zum mittleren Eufrat und bis zum südlichen Palästina geführt wurde, ließ sich anfangs für die Rhomäer nicht sehr glücklich an. Der seit 532 regierende, seit Alters von ihnen gefürchtete Perserkönig Chosroës I. Nushirwan konnte 573 das wichtige Dara, damals ein Hauptbollwerk Mesopotamiens, erobern und Syrien, aus dessen Marken große Massen Gefangener nach Persien geschleppt wurden, grausam verheeren, während gleichzeitig die Avaren, und an ihrer Seite slawische, hunnische, bulgarische Haufen, das Süddonauland und Dalmatien schrecklich heimsuchten. Erst als der treffliche thrakische Feldherr Tiberius Constantinus, der freilich auch i. J. 574 ohne Glück gegen die Avaren im Felde gestanden hatte, im Spätjahre 574 zum Cäsar erhoben und mit dem persischen Kriege betraut worden war, nahmen die Dinge eine bessere Wendung. Die Diplomatie und das Gold der Rhomäer ermöglichten zuerst i. J. 575 den Abschluß eines fünfjährigen Waffenstillstandes, von dem jedoch Armenien ausgeschlossen blieb. Als nun Chosroës die letztere Bestimmung benutzen und durch Armenien in das griechische Kleinasien einbrechen wollte, kam ihm Tiberius zuvor. Ein durch den energischen Cäsar neu formirtes Heer, welches der bewährte General Justinian führte, schlug den Schahinschah im J. 576 bei Melitene am Eufrat aufs Haupt. Nun konnten die Rhomäer durch Iberien und Persarmenien bis zum Kaspimeere vordringen, während im J. 578 der treffliche

kappadokische General Mauritius in Mesopotamien, wo er namentlich Singara eroberte, erhebliche Erfolge davontrug. Demselben Feldherrn blühten auf diesem Kriegsschauplatze noch eine Reihe weiterer glänzender Erfolge. Der alte Schahinschah Chosroës war bereits geneigt gewesen, auf die billigen Friedensvorschläge einzugehen, welche ihm Tiberius, der seit Justins Tode am 5. Oktober 578 nun selbst die Krone trug, machen ließ. Als aber 579 der persische König starb, wies sein Nachfolger Hormisdates oder Hormisdas IV. in sultanischem Uebermuth den bereits eingeleiteten Vertrag schnöde zurück. Nun griff Mauritius aber kräftig zu, und führte den Krieg namentlich im J. 581 in Mesopotamien mit entschiedenem Glücke.

Zum Unheil für das Reich war aber die Regierung des hochbegabten und überaus wohlmeinenden Tiberius, der mit aller Macht nach Herstellung des Friedens strebte, um sich inneren Reformen widmen zu können, nur sehr kurz. Schon am 14. August 582 sank er in das Grab, und nun sollte





Silbermünze von Chosroës I.

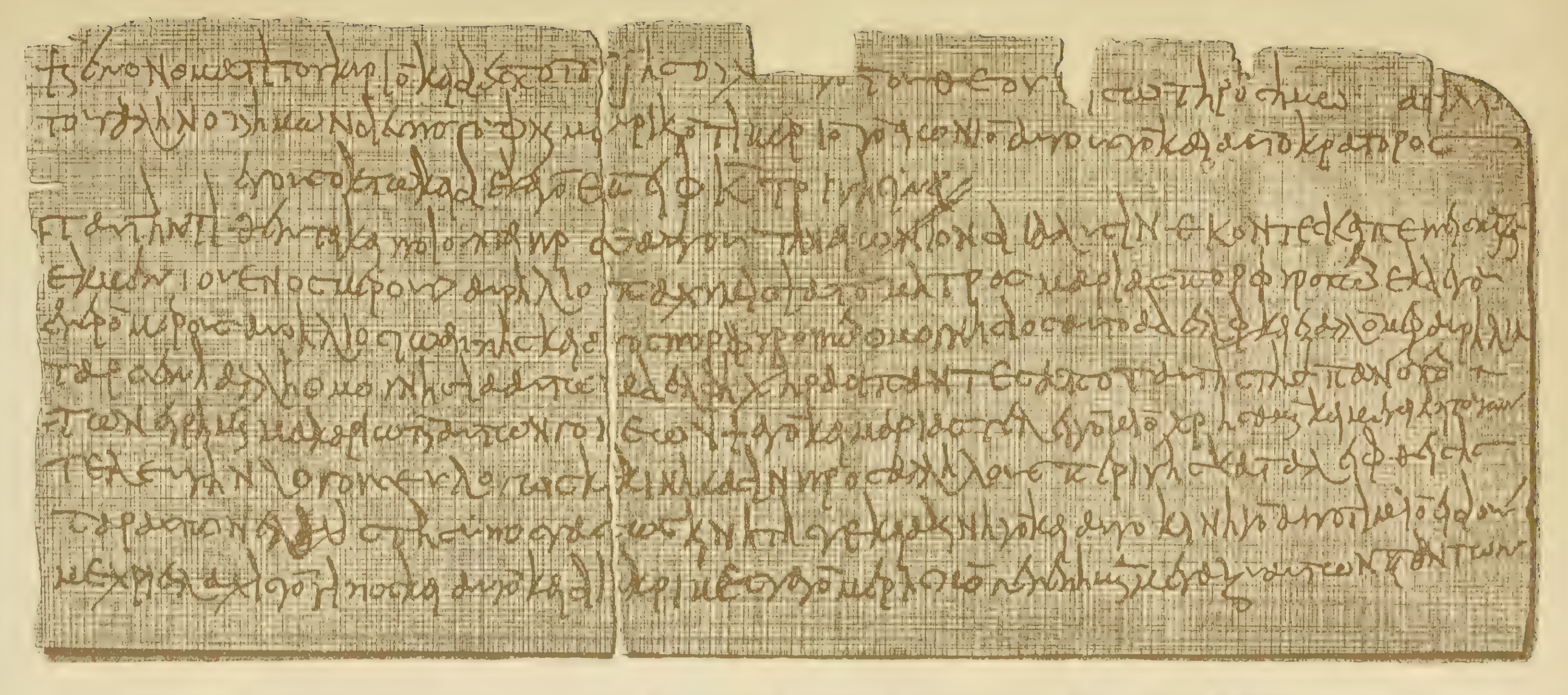
Auf der Vorderseite das Brustbild des Königs. Vor dem Kopf steht: Chusrui; hinter dem Kopf **a**fzu(t), ein Wort von unsicherer Bedeutung. Auf dem Revers ist der Feueraltar zwischen seinen Wächtern abgebildet. Links steht sidschwist „23", d. h. 23. Regierungsjahr; rechts rd, Abkürzung eines Städtenamens von unsicherer Deutung; (Berlin, Kgl. Münz-Cabinet).

Mauritius, den er zu seinem Schwiegersohne und Nachfolger gemacht hatte, auch der Erbe seiner Pläne sein. Aber das Glück stand dem neuen Kaiser nicht oder doch nur selten zur Seite. Ein Mann von ganz vortrefflichem Charakter und tüchtiger Bildung, scheint er doch seiner fürstlichen Aufgabe nicht recht gewachsen gewesen zu sein, und verlor namentlich sehr bald die Gunst der Armee. Dieses besonders durch seine Versuche, neben anderen Neuerungen die zu großen Ansprüche der Truppen einzuschränken und weiter zu einer Reduktion des hohen Soldes zu schreiten. Das wirkte dann auch ungünstig auf den Verlauf des Perserkrieges ein, den der Kaiser jetzt nicht mehr persönlich führen konnte; ja, im J. 588 kam es im byzantinischen Lager zu einer ausgedehnten Meuterei, die nur mit Mühe wieder unterdrückt werden konnte und zwischen der Armee und dem Kaiser eine bleibende Verstimmung zurückgelassen hat. Das Beste unter den Heerführern auf der mesopotamischen Grenze leistete der General Heraklius, ein Sohn einer der reichsten adeligen Grundherrnfamilien im karthagischen Afrika; ihm gelang es noch zuletzt im

Jahre 591, bei Nisibis einen schwer erkämpften, aber gewaltigen Sieg über die Perser zu erringen.

Zuletzt machten es die inneren Zustände des persischen Reiches dem Kaiser Mauritius möglich, den Krieg zu einem glücklichen Ende zu bringen. Der grausame und launenhafte Hormisdas war i. J. 590 durch die Erhebung seines in türkischen Kämpfen bewährten Generals Bahram Tschubin entthront worden. Aber auch sein Sohn und Nachfolger Chosroës II. Parviz, einer der bedeutendsten Männer unter den letzten Sasaniden, gerieth bald in offenen Krieg mit Bahram und sah sich i. J. 591 genöthigt, auf rhomäisches Gebiet überzutreten und nach Circesium zu flüchten. Und nun gelang es der feinen und großmüthigen Politik des Kaisers Mauritius, sich diesen iranischen Machthaber zum ergebenen Freunde zu machen. Die Anträge Bahrams wurden abgewiesen; dagegen erhielt Chosroës, der dafür Dara, Martyropolis und andere Plätze zurückgab und eine den Römern günstige Grenzregulirung in Armenien zugestand, die Unterstützung byzantinischer Truppen, so daß er seit 593 unbestritten in Madaïn als Schahinschah regieren konnte.

Es war allerdings für die Rhomäer hohe Zeit, daß es in Asien zum Frieden kam; denn seit Jahren schon hatte sich die Lage der Dinge auf der Donauhalbinsel unter dem Drucke der jetzt vom schwarzen Meere bis zu den karnischen Alpen ausgebreiteten Avaren immer bedenklicher gestaltet. Während die Kernkraft des Reiches in den persischen Kämpfen sich verzehrte, hatte i. J. 577 ein Heer von angeblich 100,000 Slawinen in mehreren Colonnen alles thrakische Land bis zum thrakischen Chersonesos und bis zu den Linien des Anastasius plündernd durchzogen, südwärts aber seine von Thaten wilder Grausamkeit begleiteten Raubzüge bis tief in das Herz der alten hellenischen Landschaften ausgedehnt. Seit 579 waren die Avaren selbst in diese Thätigkeit eingetreten, und hatten 581 den Kaiser Tiberius, der wegen des Perserkrieges den Frieden an der Donau unter allen Umständen sichern wollte, zur Ueberlassung der alten Grenzfestung Sirmium genöthigt. Unter Mauritius aber brach der Kampf im Norden nur allzubald wieder los; je nach Belieben ließen die avarischen Fürsten die von ihnen abhängigen slawischen Stämme gegen das Reich wieder los, oder traten selbst in den Krieg ein. Und nach der alten Praxis des großen hunnischen Khans Attila richteten sie ihre Stöße bald gegen das Herz des Reiches, bald gegen die starken byzantinischen Bollwerke an der Donaulinie, ohne deren Vernichtung, wie sie mit scharfem kriegerischem Instinkt erkannt hatten, selbst jetzt eine wirkliche Eroberung der Landschaften im Süden der Donau für sie und die abhängigen slawischen Völker noch immer nicht ausführbar war. Es gelang den Avaren wirklich, i. J. 583 die Donaufestungen von Singidunum bis Viminacium zu erobern, und bis Anchialos am schwarzen Meere vorzudringen. Während dann der byzantinische General Commentiolus i. J. 584 wieder im Stande war, die Slawinen hinter den Balkan zurückzudrängen, senkte sich seit 586 abermals die Schaale der Avaren. Diese haben 586 und 587



Facsimile einer Urkunde vom Kaiser Mauritius. Auf Papyrus geschrieben; um 600. (Paris, Louvre.)

Diese Urkunde ist in Aegypten gefunden worden; ihr erstes Zeichen ist ein Kreuz, welches auf die christliche Epoche Aegyptens hindeutet. Die drei ersten Zeilen lauten:

† Ἐν ὀνόματι τοῦ Κυρίου καὶ δεσπότου Ἰησοῦ [Χριστοῦ], Θεοῦ καὶ Σωτῆρος ἡμῶ[ν, β]ασιλείας
τοῦ γαληνοτάτου ἡμῶν δεπότου Φλ[αβίου] Μαυρικίου Τιβερίου, αἰωνίου Αὐγούστου καὶ αὐτοκράτορος,
ἔτους ὀκτωκαιδεκάτου, Ἐπιφ. κ̄, τρίτης ἰνδ]ίκτου.

Durch diese Zeilen leitet sich die Urkunde ein als „im Namen des Herrn und Meisters Jesus Christus, Gottes und unseres Heilandes, und der Regierung Serenissimi, unseres Herrn Flavius Mauritius Tiberius, allezeit Mehrer des Reichs und Selbstherrscher, im Jahre 18 seiner Herrschaft, am 20. Epiphanias, dritte Indiction“ (15jähriger Reichsschatzungs- und Steuercyklus).



die niedermösischen Festungen von Ratiaria bis Marcianopolis erobert, südlich vom Balkan die blühenden Thäler Thrakiens bis nach Adrianopel heimgesucht, und 588 dies Geschäft durch die Slawinen fortsetzen lassen. Wie es scheint, so ist damals (588 oder 589) selbst der Peloponnes durch solche Raubfahrer erreicht worden; ja, die Annahme ist nicht wohl abzuweisen, daß damals ein Theil derselben es gewagt hat, in verödeten Strichen dieser Halbinsel, namentlich in Elis und im nordwestlichen Arkadien sich bleibend niederzulassen.

Die elende Lage der Donauhalbinsel, die jeden Gedanken ausschloß, sich ernsthaft um die Fehde mit den Langobarden zu kümmern, bestimmte den Kaiser Mauritius, sobald das Jahr 591 der Persernoth ein Ende bereitet hatte, mit nachdrücklicher Kraft gegen Slawinen und Avaren vorzugehen. Und in der That bewährte sich die Leistungsfähigkeit der rhomäischen Armee





Silbermünze von Chosroës II

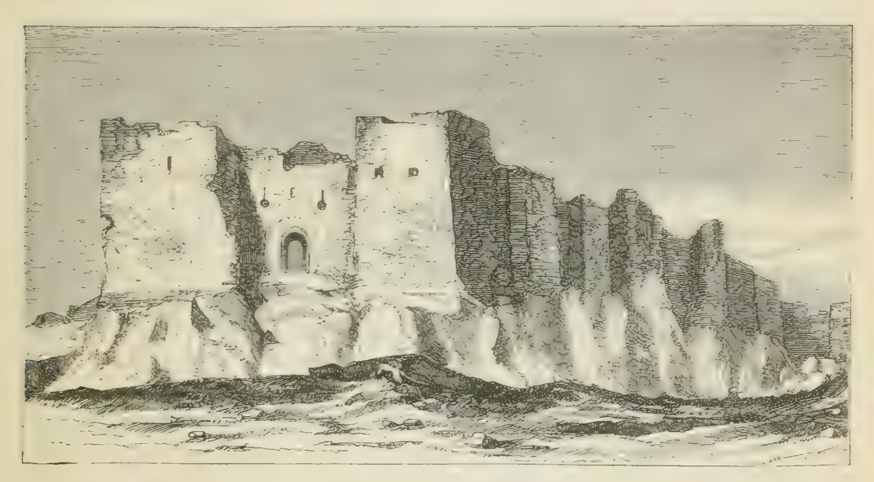
Auf der Vorderseite das Brustbild des Königs, vor dem Kopf Chusrui, hinter dem Kopf afzut. Auf dem Revers ist dieselbe Darstellung wie auf der Münze Chosroes' I., der Feueraltar zwischen seinen Wächtern: links davon ist sidschdh „13" zu lesen (13. Regierungsjahr), rechts kr, Abkürzung eines Städtenamens; (Berlin, Kgl. Münz-Cabinet).

auch in diesen Kämpfen. Am Balkan und an der Donau wurde blutig gestritten, und i. J. 593 konnte Priscus, einer der besten Heerführer des Kaisers, nach erheblichen Erfolgen gegen die Slawinen sogar die Donau überschreiten und in die jetzige Walachei eindringen. Im Jahre 594 wurden diese Operationen mit entschiedenem Glücke fortgesetzt. Zu seinem eigenen großen Schaden aber fand Mauritius nicht mehr den Weg, um die Verstimmung zwischen den Truppen und der Krone auszugleichen. Anscheinend aus unzeitiger Eifersucht auf Priscus rief er diesen General i. J. 595 zurück und übergab seinem eigenen Bruder, dem Prinzen Petrus, das Commando. Dieser aber zeigte sich so wenig fähig, den Avaren, Slawen- und Bulgaren die Spitze zu bieten, daß endlich (22. September 597) mehr denn 100,000 Avaren und Slawen einen furchtbaren Angriff auf das Bollwerk des Südens, Thessalonike, versuchten. Nun hielten freilich die Besatzung und die griechische Bürgerschaft, deren Muth der wackere Erzbischof Eusebios belebte, so tapfer Stand, daß die Barbaren, in deren Lager die Pest ausbrach, nach sieben

schweren Tagen wieder abziehen mußten. Und i. J. 598 fesselte der tapfere Priscus noch einmal das Glück an die kaiserlichen Waffen. Nun aber brachte es der höchst bedenkliche Versuch des Kaisers, abermals unter der Mitwirkung seines Bruders, seine immerhin wohlgemeinten Reformen gerade jetzt durchzuführen, dahin, daß die meuterischen Stimmungen in den Lagern mit neuer Macht in gefährlichster Weise sich regten. Die Avaren Bajan-Khans konnten unter solchen Umständen die wenig geschickten Nachfolger des Priscus leicht aus dem Felde schlagen und bis zu den Linien des Anastasius vordringen. Freilich nöthigte sie dann eine Pest in ihrem Lager, mit Mauritius i. J. 600 einen Frieden zu schließen, der noch einmal die Donau als die Nordgrenze des Reiches anerkannte. Aber das Schicksal des unglücklichen Kaisers war doch besiegelt. Als nämlich i. J. 601 der Krieg wieder zum Ausbruch gekommen und diesmal die Rhomäer siegreich bis zur Theiß vorgedrungen, i. J. 602 in der Walachei gegen die Slawinen glücklich gewesen waren: da wollte Mauritius, daß die Armee in dem unwirthlichen feindlichen Lande überwintern sollte. Nun waren aber die Krieger, unter denen offenbar die gehässigsten Reden über den Kaiser umliefen, dermaßen gegen diesen aufgereizt, daß sein Befehl, der an die guten alten Traditionen der früheren Kaiserzeit erinnerte, die Verstimmung bis zum offenen Aufstande steigerte. Die Armee kündigte dem Bruder des Kaisers den Gehorsam auf und stellte einen wüsten Landsknecht, den schon sonst als Meuterer bekannten Hauptmann Phokas an ihre Spitze, überschritt im Oktober 602 die Donau und marschirte auf Constantinopel, wo die Massen ebenfalls gegen den Kaiser tief aufgeregt, und speziell die grüne Circuspartei bereits mit der Revolution in offenem Einverständniß war. Die gewaltige Stadt war also unhaltbar. Ohne Schwertstreich konnte Phokas einrücken; am 23. November 602 wurde der Usurpator als neuer Kaiser gekrönt, und das unheilvolle Regiment des neuen Machthabers am 28. d. M. durch die Ermordung des entthronten Mauritius und seiner Familie inaugurirt.

Anders als manche der militärischen Revolutionen des dritten und selbst des fünften Jahrhunderts hatte diese Bewegung einen der verderblichsten Gewalthaber an die Spitze des Reiches geführt. Es gab nach sehr kurzer Zeit nur Eine Stelle in dem weiten Bereich des byzantinischen Machtsystems, wo der blutige Phokas nicht mit Abscheu betrachtet wurde, nämlich Rom. Kaiser Mauritius war seit 586 mit den Kirchenfürsten der alten Welthauptstadt in steter Spannung gewesen, weil er den Patriarchen Johannes Nesteutes von Constantinopel in der Annahme des Titels eines „ökumenischen Patriarchen" unterstützt hatte. Phokas dagegen erwarb sich in Rom großen Dank, weil er das wieder abstellte. Mehr Grund freilich hatte man an der Tiber, sich der Verhältnisse zu freuen, die nunmehr die ungehinderte Ausdehnung der politischen Macht des Pabstthums ermöglichten. Denn nicht lange nach des Mauritius Untergange begann die furchtbare politische Krisis, die für lange Jahrzehnte die Kaiser der Rhomäer zwang, ihre ganze Aufmerksamkeit der Vertheidigung des Reiches gegen die Kriegsvölker des Orients zuzuwenden.

Die Ermordung des Mauritius bestimmte seinen Freund (S. 38), den Perserkönig Chosroës II., schon i. J. 604 wieder die Waffen gegen das Reich der Rhomäer zu erheben. Der Einmarsch der iranischen Schwadronen in das römische Mesopotamien gab das Signal zum Ausbruch eines Krieges von 24 Jahren, des schwersten und zugleich des letzten, den die Byzantiner jemals mit den Sasaniden zu führen gehabt haben. Das Glück versagte sich diesmal den Waffen der Rhomäer entsetzlich lange. Es war umsonst, daß Phokas durch Erhöhung der Jahrgelder Frieden mit den Avaren gewann, um alle mobilen Kräfte nach der Ostgrenze ziehen zu können. Während trotz des sogenannten Friedens die Avaren und Slawen nun jahrelang ungehindert die Nordgrenze der Balkanhalbinsel überschritten und sich fast ungestört über Mösien und das innere Dalmatien ausbreiteten, vermochte



Ruinen der Burg von Edessa.

Phokas als Regent und Feldherr durchaus nichts Erhebliches zu leisten. Ja, während der auch sonst völlig bigotte Usurpator durch die thörichten Versuche, die im Orient massenhaft verbreiteten Juden zwangsweise zur Annahme der Taufe zu bestimmen, blutige Unruhen hervorrief, welche nur den Erfolgen der Perser Vorschub leisteten, waren die byzantinischen Truppen, bei denen seit der Revolution d. J. 602 die Disciplin immer schlimmer in Verfall gerieth, je länger je weniger im Stande, die Perser aufzuhalten. Amida, Dara, ganz Mesopotamien, endlich auch Edessa, fielen in die Hände der Iranier. Und nun kam auch über die inneren Landschaften des reichen Kleinasien die Verheerung durch die Reitergeschwader des Schahinschah, bis endlich i. J. 609 die persischen Fahnen sogar vor den Mauern von Chalkedon sich zeigten und die persischen Rosse den Bosporus erreichten. Dann aber warf der König seine Massen zerschmetternd auf Syrien.

Unter solchen Schlägen, die im Inneren durch ein despotisches, schauerlich grausames Wüthen des Phokas gegen alle ihm Verdächtigen begleitet wurden, erwachte endlich in Constantinopel der leidenschaftliche Wunsch, den unfähigen Tyrannen gestürzt zu sehen. Der Senat der Hauptstadt trat heimlich in Verbindung mit dem alten General Heraklius, der jetzt als Exarch in Karthago regierte und zur Zeit wie ein unabhängiger Fürst sich hielt. Der alte Statthalter griff sofort kräftig zu und stellte ein namhaftes Heer und eine ansehnliche Flotte auf. Die Landtruppen führte sein Neffe Niketas nach der großen Kornprovinz des Reiches, Aegypten, dann nach Syrien. Die Flotte segelte unter den Befehlen seines Sohnes, des jüngeren (geb. 575) Heraklius, im Herbst 610 direkt nach dem Bosporus, wo ein Seegefecht unter den Mauern des Kaiserschlosses sofort die Niederlage des Phokas entschied. Der letztere wurde der grauenhaften Wuth des Volkes preisgegeben, später seine bedeutendsten Anhänger ebenfalls getödtet. Heraklius aber, der am 5. Oktober 610 seinen Einzug in die Hauptstadt hielt, wurde der Stifter einer neuen, der letzten romanischen Dynastie in Byzantion.

Freilich gestaltete sich die Lage des Reiches einstweilen trotz der Beseitigung des Phokas immer verzweifelter. Die erste neue Unheilsbotschaft, welche der junge afrikanische Kaiser im Jahre 611 von dem persischen Kriegsschauplatze erhielt, war die von dem Verluste der großen Provinzialhauptstadt Antiochia. Und noch lange Jahre setzten sich die Schreckensnachrichten immer grausiger fort. Im Jahre 614 eroberten die Perser auch Damaskus und überflutheten von hier aus Palästina. Perser, Araber und erbitterte Juden, (gegen welche Heraklius die Politik des Phokas fortsetzte,) vergossen christliches Blut in Strömen, warfen Feuer in die stolzen Dome aus der Zeit Constantins des Großen, und schleppten außer anderer kostbarer Beute auch das Kreuz Christi nach Persien. In den drei folgenden Jahren aber eroberten die Völker aus Iran Alexandrien, trugen die alten Schrecken des Kambyses nilaufwärts bis nach Nubien, streiften ihre Reiter mordend und zerstörend westwärts bis nach Tripolis. Dabei lag Kleinasien noch immer ihren Raubzügen offen; so sehr, daß sie 617 sogar Chalkedon erobern und ausplündern, dann aber am Bosporus für mehrere Jahre ein festes Lager behaupten konnten.

So schweren Nothständen gegenüber war Kaiser Heraklius längere Zeit über fast wehrlos. Es kostete gewaltige Mühe, der heillosen Verwirrung im Inneren Meister zu werden, die das wüste Regiment des Phokas hinterlassen hatte. Und noch schwerer war es, die nöthigen Geldmittel aufzubringen und die militärischen Kräfte des Reiches herzustellen, wieder neu zu organisiren, für den entscheidenden Kampf mit den zerstörungsfreudigen Barbaren des Ostens, die durch keinerlei diplomatische Unterhandlungen zu versöhnen waren, genügend vorzubereiten. Ueber solchen Anstrengungen mußten manche Außenwerke des Reiches aufgegeben werden, namentlich in Spanien. Schon dem tapferen Westgothenkönig Leovigild gegenüber (569—586) war die Lage der Rhomäer

auf der pyrenäischen Halbinsel sehr schwierig geworden. Doch konnten sie immer ca. 70 Jahre lang auf der Küste von Cartagena bis Lagos sich behaupten. Als aber in der schweren Nothzeit des Heraklius der tapfere König Sisibut (612—620) den griechischen General Cäsarius mehrmals schlug und durch seine Flotte die Verbindung der Rhomäer in Spanien mit Afrika abschnitt, dazu auch Tanger eroberte: da hielt es der Kaiser für angemessen, 615/6 einen Vertrag zu schließen, der ihm nur Algarbien und einige Städte am Mittelmeer ließ. Als er dagegen den Gedanken, nach dem Verlust von Aegypten, auf dessen Kornflotte Constantinopel sehr wesentlich angewiesen war, diese Stadt nur als Festung zu behandeln und den Sitz der Centralregierung nach Karthago zu verlegen, auf dringende Bitten des Volkes, des Adels und des heldenmüthigen Patriarchen Sergius (618) aufgegeben hatte, waren es wieder die Avaren, die 619 einen schrecklichen Raubzug bis vor die Schanzen der Hauptstadt ausführten. Der ihnen gewährte Frieden hinderte sie auch nachher durchaus nicht, je nach Belieben ihre slawischen Vasallenvölker auf das Reich loszulassen.

Endlich im Jahre 622, als die Perser auch Ankyra in Galatien erobert hatten, war Heraklius so weit, um mit Anspannung aller Kräfte einen großartigen Stoß gegen die Perser zu führen, der allerdings nur durch die äußerste Verwegenheit des Kaisers und durch den Umstand gelingen konnte, daß seine letzte Basis, Constantinopel, nun doch für mehrere Jahre lediglich als eine Riesenfestung behandelt wurde. Der Kaiser nämlich vertraute die Hauptstadt der Ausdauer und dem Heldenmuth des Patriarchen Sergius an, und führte dann sein Heer auf der Flotte in Einem Zuge nach Kilikien, um von hier aus nordostwärts marschirend, die persischen Truppen in Kleinasien von denen im inneren Orient abzuschneiden, weiter aber in den pontisch-armenischen Landschaften sich festsetzen und von hier aus scharfe Vorstöße gegen das innere Persien führen zu können. Sein Plan ist vollkommen gelungen. Mehrere Jahre hindurch führte Heraklius den Krieg in Armenien, in den Ländern am Südfuße des Kaukasus, in Adherbeidschan und in Medien mit entschiedenem Glücke. Die größten Schläge fielen im Jahre 626. Heraklius, der am Halys überwintert hatte, wußte, daß Chosroës einerseits neue und gewaltige Rüstungen angestellt, andrerseits die Avaren, — deren slawische Vasallen jetzt sogar das ägäische Meer bis nach Kreta unsicher machten, — zur Mitwirkung gewonnen hatte. Er schickte deshalb 12,000 Mann zur Verstärkung nach Constantinopel, und gewann endlich die (den Bulgaren wie den Türken ethnisch nahe stehenden) Chazaren, die damals nordwestlich vom Kaukasus am schwarzen Meere saßen, sich mit ihm gegen die Perser zu verbünden. Und nun blieb das Glück den byzantinischen Waffen in wunderbarer Weise treu. Während der Kaiser selbst mit einem starken Corps in Iberien hielt, und auf die Ankunft der Chazaren am Kaspimeere wartete, zertrümmerte sein Bruder Theodor in Kleinarmenien mit einer zweiten Colonne die gegen ihn vorgehenden persischen Schaaren vollständig. Das neu nach Chalkedon, den Avaren zu Hülfe ge-

schickte persische Corps aber wurde durch die griechische Flotte auf dem asiatischen Ufer festgehalten, und mußte müßig es mit ansehen, wie die wüthenden Angriffe der Avaren mit ihren slawischen und gepidischen Hülfsvölkern auf Constantinopel (29. Juli bis zum 8. August) so vollständig als möglich scheiterten. Und nun brach Heraklius im Jahre 627 mit seiner Armee und mit 40,000 Chazaren durch Atropatene in Assyrien ein, gewann endlich am 12. December dieses Jahres auf dem Ruinenfelde von Ninive eine neue Hauptschlacht, eroberte zu Anfang des Jahres 628 die persische Residenz Dastadscherd, bedrohte selbst Ktesiphon. Da brach am persischen Hofe eine Palastrevolution aus. Ein Sohn des Chosroës, der blutige Siroës, entthronte und ermordete den Schahinschah, und eilte dann, im April 628 mit Heraklius den Frieden zu schließen, welcher den Rhomäern alle seit 604 verlorenen Provinzen, wie auch das Kreuz von Jerusalem zurückbrachte.

Die Kraft der Sasaniden war gebrochen. Kaiser Heraklius konnte in Constantinopel seinen wohlverdienten Triumph feiern. Und noch höher pries dieses tief kirchlich gestimmte Zeitalter seinen Ruhm, als er im folgenden Jahre Jerusalem besucht und dort am 14. September 629 das zurückgewonnene heilige Kreuz auf Golgatha feierlich wieder aufgerichtet hatte: ein Tag, den die Kirche als ein hohes Triumphfest nun andauernd als das Fest der „Kreuzeserhöhung" feierte.

Der gewaltige Sieg war aber sehr theuer erkauft worden. Einerseits waren zwei Glieder des großen Reiches während der furchtbaren Anstrengungen im inneren Asien und am Bosporus für immer verloren gegangen. In Spanien nämlich hatte des Königs Sisibut Nachfolger Svinthila (621—631) sich mit rascher Energie auf die letzten Besitzungen der Rhomäer geworfen und deren Besatzungen genöthigt, die letzten in Algarbien noch behaupteten Seeplätze nunmehr für immer zu räumen (623/4). Nur die Balearen blieben auch damals im Besitze des Kaisers. Für die spätere Geschichte der Balkanhalbinsel dagegen bis auf unsere Tage ist es hochbedeutsam geworden, daß damals auch die Nordwestecke dieses Gebietes den Byzantinern abhanden kam. Wie jetzt die Forschung steht, so war unter dem Antrieb und der Führung der Avaren auch das reiche und blühende Dalmatien seit 568 n. Chr. wiederholt durch Bulgaren und andere Stämme, namentlich Slowenen, die auch durch Istrien sich den Weg nach Italien zu bahnen suchten, arg mitgenommen worden. Während der Regierung des Heraklius hatte im Jahre 611 namentlich Istrien entsetzlich gelitten. Die slawischen Greuel, — Pfählung, Verbrennung, Kreuzigung, und sonstige Ermordung zahlreicher Einwohner, — das Wegschleppen zahlreicher anderer, die allgemeine Ausraubung des Landes, hatten diesen Strich und Dalmatien weithin verödet, und die massenhafte Flucht der alten Bevölkerung nach den haltbaren Küstenplätzen und den vorliegenden Inseln der Adria war bereits in vollen Fluß gekommen. Wirklich slawisirt aber wurden die Hochlandschaften zwischen Mösien und der Adria erst durch zwei andere slawische Völker, nämlich die ethnisch und sprachlich

unter einander nahe verwandten Kroaten (Chorwaten) und Serben. Es ist gar nicht daran zu denken, daß dieselben durch Heraklius als Gegner der Avaren nach der Balkanhalbinsel gerufen worden sind. Vielmehr standen auch diese Völker, die zuletzt längere Zeit in den Flachlandschaften nördlich von den Karpathen an der oberen Weichsel und Oder ihre Sitze gehabt hatten, wie fast alle übrigen slawischen Stämme rings umher unter der Hoheit der Avaren, und folgten mit deren Bewilligung den Slowenen. Als feindliche Eindringlinge rückten auch sie in das Reich der Rhomäer ein, und fielen mit Wucht auf die Reste der romanischen Einwohner und deren noch vorhandene Städte im Nordwesten der Balkanhalbinsel, um später auch die Gewässer der Adria als gefährliche Korsaren zu beunruhigen. Nur daß diese Völker nicht mehr bloß als Räuber auftraten, sondern sehr bestimmt die Absicht verfolgten, sich in diesem Theile altromanischen Gebietes bleibend niederzulassen. Nach Seiten der slawischen Geschichte ist hier lediglich zu betonen, daß damals (etwa seit 620 n. Chr.) die Kroaten und die Serben keilartig zwischen die slowenischen Völker in Kärnten und Pannonien, und jene des Ostens, sich einschoben, und dieselben für immer aus einander rissen, so daß deren Entwickelung seit dieser Zeit ganz gesonderte Bahnen einschlug.

Nach Seite der Rhomäer dagegen finden wir, daß die romanisirte und andauernd lateinisch redende alte Bevölkerung, soweit sie nicht unter slawische Botmäßigkeit gerieth und (namentlich im Westen) mit den Slawen verschmolz, nur einen Theil des Küstenlandes zu behaupten vermocht hat. Von dem alten Liburnien, nämlich dem Lande zwischen der Arsa und Kerka, hielten die Romanen die vier nördlichen großen Inseln Veglia, Arbe, Cherso und Lussin, und auf dem Gestade des Festlandes die alte, ansehnliche Hafenstadt Jadera, deren Name die Slawen später in Zadar, die Italiener in Zara umgeformt haben. Eine Zerstörung durch die Kroaten hat Jadera niemals erfahren. Ferner behauptete sich noch eine romanische Ortschaft auf der Insel Levigrad (jetzt Vergada), zwischen Pasman und Morter. Auf dem Küstenstriche dagegen von der Kerka bis Durazzo rettete sich von den alten Städten nur Tragurium (jetzt Trau, von den Slawen Troghir genannt), indem die Einwohner sich auf die benachbarte Landspitze Bua zurückzogen, die nur durch eine schmale Landzunge brückenartig mit dem Gestade verbunden war. Cattaros Entstehung ist zweifelhafter Art. Dagegen wurden durch flüchtige dalmatinische Romanen die neuen Städte Spalato (oder Aspalathos) und Ragusa (oder Rausium) gegründet. Als das alte Salonä in die Hände der Kroaten fiel, wichen die Einwohner auf die nächsten Küsteninseln; ein Theil von ihnen setzte sich später in dem alten, leicht zu vertheidigenden, Kolossalpalaste des Diokletian fest, aus dem heraus sich nun die Stadt Spalato entwickelte. Die Flüchtlinge dagegen von Epidaurus, das sich bis zu Ende des 6. Jahrhunderts erhalten hatte, und ein Theil derer von Salonä, gründeten Ragusa (slawisch Dubrownik). Den Rest dieser Besitzungen regierte der Kaiser der Rhomäer durch einen zu Jadera domizilirten Strategen, der von dem

Exarchen in Ravenna ressortirte, so lange dieses selbst noch byzantinisch war. Diese Küstenorte durften sich in einer freien Munizipalverfassung bewegen; nach Byzanz hatten sie nur einen Tribut zu entrichten und im Kriegsfall Schiffe und Matrosen zu stellen.

Die gesammten inneren Landschaften dagegen waren in die Hände jener beiden Völker gefallen, die wir heute gewöhnlich kurz als Südslawen zu bezeichnen pflegen. Die Kroaten, deren Bedeutung erst im Laufe des neunten Jahrhunderts weit hinter jener der Serben zurücktritt, hatten sich allmählich auf der Küstenseite hinter den Resten der Romanen von dem Flusse Arsa, der alten Grenze Istriens, bis südwärts über die Mündung der Cettina hinaus ausgebreitet. Im Nordwesten reichten ihre Ansiedlungen bis zu dem Quellgebiet der Kulpa, im Nordosten aber bis zur Plewa, einem Nebenflusse des bosnischen Werbas. Wie es scheint, so gehörte damals aber auch Bosnien zum Besitze der Kroaten, nämlich das (östlich durch die Drina begrenzte) Flußgebiet der Bosna, und weiter der äußerste Theil von Unterpannonien, Syrmien, zwischen der unteren Sawe und der Donau. Von diesen beiden letzten Landschaften abgesehen, von denen Bosnien im 10. Jahrhundert als ein Theil Serbiens erscheint, so zerfiel das „dalmatinische Kroatien" in 14 Zupen oder Gaue, in deren jedem ein fester Centralpunkt angelegt war; als ihre damals bedeutendsten Orte kannte man Nona und Bielograd. An der Spitze der Gaue standen Zupane, ursprünglich unabhängige Häuptlinge, unter denen aber allmählich der Großzupan von einem bloßen Vorrange zu einer wirklichen Oberherrschaft gelangte.

Das serbische Volk endlich, dessen großartige Stellung auf der Balkanhalbinsel uns in der Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts näher beschäftigen wird, ist nach seiner Festsetzung südlich von der Sawe auf einem weit gedehnten Gebiet ziemlich weit auseinander gefallen, und erst ziemlich spät zu mehr einheitlicher Macht gelangt. Von den nördlichen und östlichen Gliedern dieses Volkes zwischen der Drina und Morawa und darüber hinaus, die nachmals auch über Bosnien sich ausgebreitet haben, sind damals wesentlich nur die Timotschaner am Timok und die Branitzewzer im Mündungsgebiet der Morawa, in der Landschaft Branitzewo, bekannt. Dagegen wurden unter den südlichen Nachbarn der Kroaten, unter den „Küstenserben", vier Stämme unterschieden. Nämlich die Narentaner, zwischen der Cettina und Narenta, im Thalgebiete des letzteren Flusses, und auf mehreren Inseln der Küste, von denen aus sie schon 633 schlimme Raubzüge zur See unternahmen. Die stärkste Macht aber in dieser Gegend gewannen deren südliche Grenznachbarn die Zachlumer, die von der Narenta bis zu den Marken von Ragusa sich ausdehnten und tief in das Binnenland hinein wohnten. Die Trawunjer oder Terwunjer, deren Name in dem heutigen Trebinje fortzuleben scheint, hielten die Küste von Ragusa bis Cattaro, und einen erheblichen Theil des inneren Landes. Die Dukljaner endlich, die nach der Stadt Dioklea (Diokletians Geburtsort), an der Zeta und Moratscha, benannt wurden, hatten die Küste

von Cattaro bis Antivari, und im Inneren das Gebiet der späteren Czernagorzen eingenommen und berührten bereits im Süden die Grenze der byzantinischen Provinz Dyrrhachion. Bei ähnlicher Verfassung wie die Kroaten, hatten auch die Serben als gemeinsames Oberhaupt ihren Großzupan, der in der ältesten Zeit zu Desniza an der unteren Drina seinen Sitz hatte. Aber es hat sehr lange, bis über das 9. Jahrhundert hinaus, gedauert, bis derselbe, namentlich über die wilden Küstenserben, vor Allem über die Narentaner, eine wirksame Oberhoheit geltend machen konnte.

Nichtsdestoweniger war die frische Naturkraft dieser neuen Ansiedler für die Rhomäer sehr gefährlich. Es hat noch mehrere Jahrzehnte gedauert, bis ihre Verfeindung mit den Avaren und die Annahme der Taufe auf dieser Seite erträgliche Verhältnisse zu dem Hofe von Byzantion herstellte. Kaiser Heraklius zumal war noch gar nicht in der Lage, sich mit ihnen friedlich zu benehmen. Er konnte nach der Rückkehr aus Persien zur Zeit höchstens dulden, was mit den Waffen zunächst gar nicht zu ändern war. Denn das Reich bedurfte im höchsten Grade des Friedens; die Nothlage seit nahezu 30 Jahren hatte auf den verschiedensten Seiten die größte Erschöpfung herbeigeführt, und dazu gedachte der Kaiser, der jetzt auf der Höhe seines Ruhmes stand, vor Allem die zurückgewonnenen Provinzen des Ostens erst innerlich wieder mit den alten Besitzungen zu verbinden. Die Thätigkeit des Heraklius ist jedenfalls sehr hoch anzuschlagen. Die Herstellung einer geordneten Verwaltung, die Herstellung einer Armee, die glänzenden Traditionen der großen Siege, die in den schweren Jahren 622 bis 627 unter seiner Leitung erkämpft waren, machen es verständlich, wie wenigstens der Kern des Reiches, freilich nur erst nach furchtbaren Verlusten, dem schrecklichen Sturm zu widerstehen vermochte, der noch bei Lebzeiten des Heraklius von Arabiens Wüsten her über alle Kulturstaaten jener Zeit herzufahren begann. Leider aber hatte gerade ein wohlgemeinter Versuch dieses Kaisers, in den kirchlichen Fragen überall die innere Einheit herzustellen, ihm selbst und seinen Nachfolgern die Erhaltung des nur eben erst mit Strömen Blutes wiedergewonnenen Ostens bis zur Unmöglichkeit erschwert.

Die alten konfessionellen Kämpfe innerhalb der Kirche des römischen Reiches waren freilich abgeschlossen, seitdem der erste Theodosius den Arianismus verfehmt hatte; der Krieg zwischen Orthodoxen und Arianern hatte sich akut nur noch auf dem Boden der neuen germanischen Staaten fortgesetzt. Aber das leidenschaftliche Interesse innerhalb der Kirche des Ostens für dogmatische Spekulationen, und zwar immer, oder doch mit besonderer Vorliebe, auf dem Gebiet der unerforschlichsten transcendentalen Geheimnisse, hatte das ganze fünfte Jahrhundert in unaufhörlicher Bewegung erhalten, und diesmal war es allen Mitteln geistlicher und weltlicher Gewalt nicht gelungen, die neuen „Häresien" vollständig zu verdrängen. Die Theorie des Nestorius von Constantinopel (seit 428) über das Verhältniß der „beiden Naturen" in der Person Christi, der menschlichen und

der göttlichen, welche zwischen den Eigenschaften beider möglichst scharf zu unterscheiden bemüht war, hatte den Anstoß zu einem langen und höchst folgenreichen Streit gegeben. Nestorius war zunächst 431 vor der leidenschaftlichen Gegnerschaft der durch den begabten, aber furchtbar gewaltsamen Patriarchen Kyrillos vertretenen Alexandriner gefallen. Aber der Kampf innerhalb der Kirche tobte weiter. Und 449 setzte es die ägyptische Partei auf der (sogenannten „Räuber-")Synode zu Ephesos wirklich durch, daß die durch den byzantinischen Abt Eutyches in ihrem Sinne formulirte, sogenannte monophysitische Theorie, welche nur Eine (ausschließlich göttliche) Natur in Christo anerkannte, zum bindenden kirchlichen Dogma erhoben wurde. Rom freilich und das Abendland wiesen diese neue Wendung entschieden ab. Und auch im Osten war die Stimmung den Monophysiten keineswegs so günstig, daß diese ihre Alleinherrschaft hätten behaupten können. Das neue Concil zu Chalkedon, welchem (451) Kaiser Marcianus präsidirte, schuf eine vermittelnde Formel; dieselbe sprach aus, daß allerdings „Christus aus zwei, ohne Vermischung mit einander verbundenen Naturen bestehe"; aber sie betonte zugleich sehr bestimmt die Einheit der Person Christi, und nannte (im Sinne der Alexandriner) Maria die „Gottgebärerin" oder Gottesmutter, (Theotokos,) — ein Ausdruck, gegen den früher Nestorius sich sehr bestimmt erklärt hatte. Mit diesen Beschlüssen war jedoch die innere Einheit der orientalischen Kirche keineswegs hergestellt. Auf der einen Seite waren früher zahlreiche Anhänger des Nestorius nach Persien übergetreten, wo sie um so schneller das Uebergewicht gewannen, als die Sasaniden, — sobald sie sahen, daß diese Gruppe von Christen der kaiserlich römischen Orthodoxie als Gegnerin gegenüberstand, — sie offen begünstigten und die alte Verfolgung gegen die Christen als vorgebliche Parteigänger des römischen Reiches einstellten. Barsumas, ein aus der Schule zu Edessa vertriebener Lehrer, gab der neuen Nestorianischen Kirche als Bischof ihre erste feste Organisation. Weit bedenklicher aber wurde es, daß die ägyptische Partei, durch die Formel von Chalkedon durchaus nicht befriedigt, sich deren Annahme schroff und zeitweise selbst tumultuarisch widersetzte. Und nun geschah es, daß allmählich die Christen des gesammten Nilthales und bald auch Syriens und Mesopotamiens, hier namentlich die semitischen Schichten, theils aus innerer Ueberzeugung, theils aus nationaler Abneigung gegen das in ihren Landschaften und in der Kirche herrschende Griechenthum, sich immer entschiedener in den Monophysitismus versenkten. Aber auch in Constantinopel gewann diese Lehre, welche weit über die Linie der Orthodoxie hinaus das Wesen Christi vergöttlichte, während des fünften Jahrhunderts immer mehr Anhänger, und zwar in sehr einflußreichen Kreisen. Seit Justinian I., der die Monophysiten wenigstens eine Zeit lang fühlbar zurückzusetzen und zu plagen begann, vertieften sich die Gegensätze innerhalb der Kirche noch mehr; und während der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts erschienen die Kirchen des eigentlichen Orients, die von den Patriarchaten Alexandria und Antiochia

bestimmten Gebiete, und Armenien, als Glieder einer neuen Confession gegenüber der „orthodoxen" Kirche des Reiches. Dabei waren freilich auch die Monophysiten wieder mehrfach durch abweichende Lehrmeinungen unter einander getheilt.



Eherne Kolossalstatue zu Barletta in Apulien, fur Kaiser Heraklius gehalten.

Das größte uns überkommene antike Gußwerk einer menschlichen Gestalt: 16½ Fuß rhein. hoch. Rumpf, Kopf und Arme sind ursprünglich. Das Diadem auf dem Haupte, die corona, ist die alte mit Perlen besetzte Imperatorenbinde.

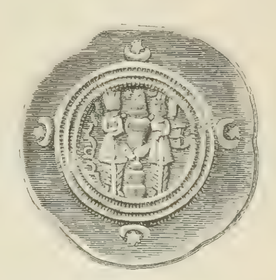
Diese Verhältnisse waren seiner Zeit dem Perserkönig Chosroës II. gar sehr zu Statten gekommen. Die Nestorianer seines Reiches, namentlich in Mesopotamien, und deren Gesinnungsgenossen in Syrien waren ihm sehr ergeben.

Aber auch die Monophysiten, — oder, wie sie seit dem Tode ihres großen syrischen Organisators, des Bischofs von Edessa, Jakob Baradai (541—578) vielfach genannt wurden, die Jakobiten, — erfreuten sich der Gunst des Sasaniden, der ihnen unter Anderem nach Einnahme von Edessa die Kirchen dieser Stadt überlassen hatte. Die lange Trennung der syrisch-ägyptischen Lande vom griechischen Reiche hatte die Monophysiten natürlich bedeutend gestärkt, und auch die politisch-nationalen Gegensätze gegen die Rhomäer erheblich gefördert. Es war daher nicht bloß der alte absolutistisch-centralisirende Zug und die alte Richtung dieses Kaiserthums auf Herstellung sogenannter Glaubenseinheit, was den Kaiser Heraklius bestimmte, eine kirchliche Ausgleichung zu versuchen, welche die wiedergewonnenen Provinzen auch innerlich wieder mit seinem Reiche verbinden sollte. Anfangs war er noch gewaltsam, namentlich gegen die Nestorianer Mesopotamiens aufgetreten. Aber bald ließ er sich durch die Vorstellungen des syrischen Priesters Athanasius, eines mächtigen Führers der Monophysiten, bestimmen, i. J. 630 in Syrien, wo er jetzt mehrere Jahre verweilte, eine vermittelnde Formel zu proklamiren, durch welche er die Schismatiker des Ostens mit der orthodoxen Kirche auszusöhnen hoffte. Die fein ausgedachte Theorie, „daß in Christo nach der Vereinigung der zwei Naturen nur Ein Wille und Eine Wirkung sei," schien in der That die Kluft zwischen den Orthodoxen und den Monophysiten glücklich überbrücken zu sollen. Außer andern intelligenten Männern im Rathe des Kaisers wurden auch die Patriarchen von Constantinopel und Alexandrien für dieses Dogma gewonnen, jener Athanasius aber zum Patriarchen von Antiochia erhoben. Aber die bis 639 lebhaft fortgesetzten Anstrengungen des Kaisers in dieser Richtung sollten doch scheitern. Der national-religiöse Gegensatz zwischen den orientalischen Monophysiten und den orthodoxen Rhomäern war nicht so leicht zu überwinden. Und es dauerte nicht gar lange, so schleuderte der Patriarch Sophronios von Jerusalem, ein fanatischer Mönch, der die Ausgleichung leidenschaftlich bekämpfte, das neue Schlagwort in die Kirche, welches für den Kaiser und die Anhänger der Union den Schimpfnamen der Monotheleten in Umlauf brachte. Der Streit wurde wieder allgemein; und während der Bischof von Rom und mit ihm das Abendland sich gegen Heraklius pronuncirte, fand die Union auch innerhalb der Orthodoxie seines Reiches eine ausgedehnte Gegnerschaft.

So war denn Alles möglichst solide vorbereitet, um dem furchtbaren Anprall der Araber die Wege zu bahnen, als diese kriegerischen Söhne der Wüste sich anschickten, ihre weltgeschichtliche Rolle zu spielen und mit dem Schwert in der Hand eine halbe Welt für den Islam zu erobern. Der neue Prophet der Araber, ihr Mohammed, war am 7. Juni 632 gestorben. Und nun überflutheten die von kriegerischem Ungestüm und fanatischer religiöser Begeisterung erfüllten Heerhaufen seiner Nachfolger, zuerst des Khalifen Abu Bekr, dann (seit dem 23. August 634) des Omar, die Grenzen des arabischen Landes, um sich auf die alternden Reiche der Rhomäer und der

Sasaniden zu stürzen. Kaiser Heraklius erlebte es noch, daß das in Byzanz so oft und so lange gefürchtete Reich von Iran in seinen Grundfesten erschüttert wurde. Der Thron von Ktesiphon war seit des grimmen Chosroës II. Ausgang binnen wenigen Jahren unter unaufhörlichen Palastrevolutionen mehrfach erledigt worden und ein Spielball der Prinzen und Prinzessinnen der Dynastie und ihrer Heerführer gewesen. Endlich bestieg (16. Juni 632) des Chosroës 21jähriger Enkel Jezdedscherd III. den Thron, über den sich die Schrecken der arabischen Völkerwanderung nun ergossen. Mit der naiv einfachen Forderung, entweder den Islam anzunehmen, oder tributär zu werden, oder aber sich zum Kampfe zu stellen, erschienen im J. 632 die arabischen Sturmhaufen unter dem Bluthund Khalid auf der persischen Südwestgrenze, und nun wurde schon in demselben Jahre die Schlacht bei Obolla, in welcher die Feldherrntüchtigkeit des arabischen Führers und die stürmische Tapferkeit der Mohamedaner es davontrugen, die erste große Scene des langen





Silbermünze von Jezdedscherd III.

Auf der Vorderseite das Brustbild des Königs; vor dem Kopfe steht Jzdkrt, hinter dem Kopfe afzut. Auf dem Revers ist der Feueraltar zwischen seinen Wächtern dargestellt; links wohl hscht „8", rechts au, Abkürzung eines Städtenamens; (Berlin, Kgl. Münz-Cabinet).

Siegeslaufes, der die Araber nachher bis zu den fernsten Grenzen des Reiches der Sasaniden geführt hat. Die gewaltige Schlacht bei Kadesia (jetzt Kadder,) südlich von Kerbela, im März 635, in welcher der Araber Saad in dreitägigem Kampfe die Kraft der persischen Armee zerbrach, entschied für den inneren Orient die große Partie. Schon im März 637 räumte der letzte Schahinschah für immer das schätzereiche Ktesiphon, und nun begannen langwierige lokale Kämpfe, die aber zuletzt ebenso entschieden zu Gunsten der Khalifen ausfielen, wie die letzte große Schlacht, die König Jezdedscherd im Inneren des Reiches noch einmal (640) bei Nehawend wagte. Der letzte der Sasaniden ist endlich im Sommer 651 in der Oasenlandschaft von Merw als Flüchtling durch Raubmord umgekommen.

Die Rhomäer hatten zur Zeit des Einzuges der Beduinen in Ktesiphon bereits erkennen müssen, daß für sie der Untergang des persischen Reiches durchaus kein Gewinn war; daß vielmehr derselbe Feind, vor dessen Angriffen die Macht der Sasaniden in Trümmer sank, die Aufgabe übernommen hatte,

mit schier unerschöpflicher Naturkraft gegenüber den Epigonen der Constantiner die Rolle fortzuspielen, wie einst die Parther und nun seit 400 Jahren die Perser. Heraklius hatte wahrscheinlich zu Anfang, als im Jahre 632 die Araber des Khalifen Abu-Bekr in das römische Arabien einbrachen, ihre Kraft und überhaupt die volle Bedeutung dieser neuen Bewegung sehr erheblich unterschätzt. Allerdings hielten die starken Mauern von Bostra die Fortschritte der Araber lange auf, bis endlich Khalid vom Eufrat nach Syrien geschickt wurde. Nun gelang es diesem kraftvollen Heerführer, die tapfere Stadt zu erobern, vielleicht im Frühjahr 633. Nun nahm der Kampf zwischen Rhomäern und Mohamedanern einen sehr ernsthaften Charakter an. Zwei blutige Schlachten, bei Adschnadein am 30. Juli 633, namentlich aber die zweite, am Flusse Hieromax oder Jarmuk (jetzt Schariat-Mandhur) im Ostjordanland im September 634, fielen trotz des tapfern Widerstandes der Rhomäer zu Gunsten der neuen Welteroberer aus. Nun konnten die Araber ungehindert das wichtige Damaskus angreifen; die Stadt mußte sich nach mehrmonatlicher Belagerung im J. 635 ergeben, und damit hatten die Araber eine breite Basis zu weiterer Ausbreitung in Vorderasien gewonnen.

Kaiser Heraklius, der bereits zu kränkeln angefangen hatte und sich außer Stande fühlte, persönlich die Truppen zu führen, scheint die Unmöglichkeit erkannt zu haben, das innerlich so schwierige, durch ethnische und kirchliche Gegensätze dem Reiche so tief entfremdete Syrien gegen den Islam wirksam zu behaupten. Er verließ persönlich im J. 636 das Land und nahm das heilige Kreuz aus Jerusalem mit nach Constantinopel. In der That aber machten die Araber, die bei großer kriegerischer Energie mit erstaunlicher politischer Gewandtheit und einer gewissen Mäßigung gegen die neuen Unterthanen auftraten, rasche Fortschritte. Die syrische Bevölkerung aber, die seit Alters an Knechtschaft gewöhnt, der Herrschaft aber der sozial wie kirchlich ihr antipathischen Rhomäer überdrüssig war, schmiegte sich leicht in die neuen Zustände, wo ein stammverwandtes Volk die Zügel in ihren Kantonen ergriff, und zeigte großentheils nur geringe Abneigung gegen die Annahme des Islam. Schon 637 kapitulirte die heilige Stadt Jerusalem. Und der sehr zähe Widerstand, auf den die Mohamedaner auf der Küste, und im nördlichen Syrien und Mesopotamien, namentlich hinter den Mauern von Edessa, Beröa und Antiochien, stießen, hinderte doch nicht, daß bis zu Ende des Jahres 639 die arabischen Fahnen siegreich in ganz Syrien bis zu den Felsenwällen des kilikischen Taurus und den Gebirgen wehten, welche das südliche Armenien umgürten. Seit 642 haben dann auch die Angriffe auf das armenische Alpenland begonnen. Damit war jedoch auf dieser Seite für lange die Grenze der sichern Eroberungen des Islam erreicht. Wo der Islam nicht auf schlaffe und den Rhomäern innerlich abgeneigte Völker stieß, oder wo, wie namentlich in Kleinasien der Fall, die Provinzen seit Alters mit der Centralregierung am Bosporus fest verwachsen waren, stießen die Araber doch auf eine Gegenwehr, die sie zu langen und keineswegs immer

siegreichen Fehden nöthigten. Die ungeheure Zähigkeit, welche dem Kern des byzantinischen Reiches inne wohnte, und dessen Widerstandskraft hat es doch möglich gemacht, daß derselbe noch volle 800 Jahre sich behaupten konnte, bis endlich ganz andere Repräsentanten des Islam, als die Krieger der arabischen Wüste, als Sieger in die Weltstadt am Bosporus einzuziehen vermochten. Freilich das hat Heraklius noch erleben müssen, daß gleich nach dem Verlust Syriens auch Aegypten, und zwar jetzt für immer, dem Reiche abhanden kam. Der allgemeine Abfall der eingebornen Monophysiten, denen die Moslemen gegen Zahlung einer mäßigen Grundsteuer und eines Kopfgeldes Glaubensfreiheit zusicherten; die allgemeine Reaktion der Ureinwohner des Nilthals gegen das griechisch-romanische Wesen, welches jetzt nach fast tausendjähriger Herrschaft hier durch Einen Ruck entwurzelt wurde, förderte die Operationen des klugen und tapfern Amru, (des Generals des Khalifen Omar,) der im December 639 in Aegypten einrückte, so außerordentlich, daß die Mohamedaner binnen überraschend kurzer Zeit das reichste Kornland der Rhomäer zu ihren Provinzen zählen und schon im Herbst 640 die letzte und stärkste Basis der Griechen im Delta, nämlich die alte Weltstadt Alexandria angreifen konnten.

Die gewaltigen Schwierigkeiten, welche unter allen Umständen der Eroberung einer für die Rhomäer so wichtigen und von der Seeseite her den letzteren völlig zugänglichen Großstadt entgegenstanden, hätten wahrscheinlich die Erfolge der Araber für lange Zeit zum Stocken gebracht, wäre dem Kaiser Heraklius, der mit aller Energie ihre Vertheidigung förderte, ein längeres Leben beschieden gewesen. Als aber der alternde Kaiser am 10. Februar 641 gestorben war, folgten für mehrere Monate dynastische Unruhen in Constantinopel, in Folge deren die Centralregierung zu böser Stunde die Kraft verlor, Alles an die Behauptung der Hauptstadt des Delta zu setzen. Die byzantinische Bigotterie hatte es schon früher nur mit Unwillen ertragen, daß Heraklius in zweiter Ehe mit seiner schönen Nichte Martina vermählt war. Als nun aber nach des sterbenden Heraklius Willen neben seinem Sohne erster Ehe, dem kränklichen Constantin, Martinas Sohn Herakleonas als Mitregent auftrat, war die Verstimmung ganz allgemein. Und als nun der junge Constantin schon gegen Ende Mai 641 starb, da regten sich gegen Herakleonas und dessen Mutter die wildesten revolutionären Leidenschaften. Das unheimliche Gerede von Vergiftung wurde unter den Massen des Volkes und in der Armee verbreitet. Endlich kam es zu einem wilden Aufstande, der damit schloß, daß der Senat der Residenz den jungen Kaiser entthronte, diesem nach der infamen Praxis der Byzantiner die Nase, seiner verhaßten Mutter aber die Zunge abschneiden ließ, und beide aus der Hauptstadt verbannte. Dafür wurde nun (im Oktober 641) des verstorbenen Constantin zwölfjähriger Sohn als Kaiser Constans II. gekrönt.

Ueber diesen Thronrevolutionen war aber die Bedrängniß der Stadt Alexandria bis zu dem Grade gesteigert worden, daß schließlich nach vier-

zehnmonatlichen Kämpfen die Widerstandskraft der Vertheidiger erlahmte. Gegen Ende des J. 641 wurde die Stadt unhaltbar; die Besatzung und mit ihr die reicheren und namhafteren Bürger verließen die herrliche Gründung des großen Alexander. Die Versuche der Rhomäer, diesen furchtbaren Verlust wieder gutzumachen, durch den das Reich und die Hauptstadt auch wirthschaftlich auf das schwerste verwundet wurden, zugleich aber auch die letzten Reste der alten großen Bildungsanstalten der Ptolemäer verloren waren, scheiterten, zuletzt noch im J. 646, und hatten nur die Folge, daß die neuen Herren der Welt des Südens die Mauern Alexandriens auf der Landseite abbrachen und die griechische Bevölkerung vertrieben, die erst in unserem Jahrhundert wieder in namhafter Zahl auf dieser damals dem Griechenthum entrissenen Stelle sich wieder gesammelt hat. Die Araber aber, die inzwischen (643 und 644) ihre Eroberungen westwärts bis nach Tripolis ausgedehnt hatten, machten seit dieser Zeit die Stelle des Nilthales zu ihrer Hauptstadt von Aegypten, wo sich nun Kahira entwickelt hat.

Der gewaltige Aufschwung der islamitischen Macht und die ungeheure expansive Kraft, welche im Laufe der nächsten Menschenalter die arabischen Sturmkolonnen des Khalifats im asiatischen Osten, wie im afrikanischen und spanischen Westen siegreich bis zu den fernsten Grenzen der der antiken Welt näher bekannten Länder geführt hat, wirkte sehr wesentlich mit dahin, daß bis zu dem Auftreten der kraftvollen „bilderstürmenden" Kaiser die chronische Kriegsnoth des Reiches der Rhomäer wiederholt einen höchst akuten Charakter annahm, und allmählich, — unheilvoll genug mit dem neuen Auftreten der Bulgaren an Stelle der Avaren zusammentreffend, — das Reich mehr als einmal die Gestalt einer von allen Seiten bald nur blokirten, bald ernsthaft berannten Festung oder eines ungeheuren verschanzten Lagers erhielt. Das letztere ist namentlich dann geschehen, als nach der Gewöhnung der Araber auch an große Korsarenzüge zur See, und weiter nach siegreicher Ausbreitung der Soldaten des Islam bis zu den Gestaden des atlantischen Oceans, nicht nur die asiatische Landgrenze und die Balkanlinie, sondern auch die gesammte südliche Küstenlinie des Reiches unaufhörlich bedroht und beunruhigt werden konnte.

Es war ein Unglück für das Reich der Rhomäer, daß nach des alten Heraklius Tode die afrikanische Dynastie keinen Mann von wirklich hervorragender Bedeutung mehr hervorgebracht hat, der im Stande gewesen wäre, mit genialer Kraft der überall drohenden Gefahr Meister zu werden. Redlich abgemüht in der Vertheidigung haben sich allerdings die beiden Nachfolger des früh verstorbenen Constantin; nur daß ihre Charaktere uns wenig sympathisch anmuthen können. Der harte und leidenschaftliche Constans freilich (641 bis 668) ist in der älteren Art historischer Darstellung viel schlimmer weggekommen, als sein etwas sanfterer Sohn Constantin IV Pogonatos, (668 bis 685); dieses namentlich, weil jener, wie sein Vater, mit Ausdauer an der monotheletischen Vermittlungstheorie festhielt, dar-

über auch mit dem römischen Episkopat in scharfen Conflikt gerieth, und es selbst wagte, den Pabst Martin I. i. J. 653 verhaften, nach Constantinopel führen und endlich in das Exil nach Cherson auf der Krim verweisen zu lassen. Dagegen erfreute sich sein Sohn Constantin überall der orthodoxen Sympathien, seit er endlich zuließ, daß das sechste ökumenische Concil, welches unter starker Betheiligung auch des abendländischen Klerus vom 7. November 680 bis zum 16. September 681 in Constantinopel gehalten wurde, in voller Harmonie mit der allgemeinen Auffassung des Abendlandes und der ungeheuren Majorität des Klerus und der Laienwelt im jetzigen Umfange des byzantinischen Reiches, sich gegen die monotheletische Theorie erklärte. Die orthodoxe Lehre von zwei Willensäußerungen und Willen in der Person Christi (ohne Gegensatz zu einander, wie ohne Vermischung), als den zwei Naturen entsprechend, wurde damals durch gemeinsamen Beschluß der „Lateiner" und der „Griechen" als die wahre Richtschnur des Glaubens der Kirche angenommen, und damit wirklich für beinahe fünfzig Jahre der innere Friede hergestellt. Diese kirchliche Politik hat in der That dem Constantin ein günstigeres Andenken gesichert als seinem Vater, obgleich auch er, wie dieser, nach alter Art der assyrischen Großkönige und mehrerer Diadochen, die Staatsraison in härtester Gestalt selbst gegen Mitglieder seiner Familie zur Anwendung brachte. Kaiser Constans hatte, ohne daß uns die tieferen politischen Gründe bekannt sind, i. J. 660 seinen Bruder Theodosius tödten lassen. Aber auch der „sanfte" Constantin, der auch sonst vor harten Schreckmitteln nicht zurückscheute, ließ 681 zweien seiner Brüder, deren Stellung die Sicherheit des Thrones bedrohte, die Nase abschneiden.

Der junge Kaiser Constans war bei allen Schattenseiten seines harten und leidenschaftlichen Charakters doch ein energischer und unermüdlich thätiger Mann, der nur selten das Schwert aus der Hand legte; war doch unter ihm das Reich auf drei Seiten unaufhörlich von eroberungslustigen Feinden bedroht. Am eifrigsten als Gegner zeigten sich die Araber. Mit unerwarteter Geschwindigkeit wurden diese in Phönikien, (wie später in Kleinasien die seldschuckischen Türken) verwegene Korsaren. Und unter der Leitung des tapfern und hochbegabten Moawijah, den Omars Nachfolger, der Khalif Othman (644—656) zum Statthalter von Syrien gemacht hatte, wurde nicht nur die Insel Cypern 647 tributär gemacht, sondern auch 648 bereits Kos, 651 Kreta verheert und 653 selbst Rhodos überrannt, wo dann der arabische Feldherr den riesigen Erzkoloß am Hafen gelegentlich einem jüdischen Kaufmann aus Edessa verkaufte, der mit den Stücken 900 Kameele befrachten konnte. Schon jetzt war der tapfere Moawijah kühn genug, an einen großen Stoß gegen Constantinopel selbst zu denken. Damals (655) vermochte die Energie des jungen Kaisers und die Tapferkeit seiner Seeleute in der mörderischen Schlacht auf der Höhe von Lykien (in der Nähe des Berges Phönix) zwar nicht den Sieg für die Rhomäer zu erzwingen, aber doch die ebenfalls schwer mitgenommenen Mohamedaner einstweilen zurückzu-

schrecken. Als dann der Tod des Khalifen Othman den syrischen Statthalter i. J. 656 bestimmte, sofort gegen den neuen Khalifen Ali die Waffen zum Bürgerkriege zu erheben, und die Kraft der Moslemen in blutigen Kämpfen sich verzehrte, wandte sich Constans endlich wieder der Regelung der Zustände auf der Balkanhalbinsel zu.

Hier war seit einer Reihe von Jahren die Slawisirung im vollen Gange. Der schlauen Politik des alten Heraklius war auf der europäischen Nordseite des Reiches, gegenüber den Verlusten, die ihm in Syrien die Araber bereiteten, ein Schachzug geglückt, der freilich — immer wieder von Jahrhundert zu Jahrhundert charakteristisch genug für die andauernd schwierige Lage der Rhomäer, — diesen eine momentane Erleichterung brachte, aber eigentlich doch nur dazu führte, daß ein gefährlicher Feind des Reiches durch den anderen ersetzt wurde. Unter den Bulgaren nämlich zwischen Dnjestr und Donau, die damals durch die Massen der slowenischen Völker, zwischen denen sie saßen, anfingen, „slawisirt" zu werden, hatte ein kräftiger Häuptling, Kuvrat, (634—668) unter stärkerer Zusammenfassung seines Volkes den Versuch gemacht, der Uebermacht der Avaren endlich die Spitze zu bieten. Sofort setzte sich Heraklius mit ihm in Verbindung, erhob ihn 635 zum byzantinischen Patricius (etwa „Durchlaucht"), und stachelte durch reiche Geschenke seine Energie gegen die Avaren. Und da diese zur Zeit innerlich gespalten waren, so vermochten sie dem Stoße der Bulgaren und der diesen folgenden östlichen Slowenen um so weniger zu widerstehen, als nun auch die Serben und Kroaten die Waffen gegen ihre alten Beherrscher ergriffen. Ihre Macht fiel auseinander, und sie wurden (634—641) auf Pannonien zurückgedrängt.

So erfreulich das nun auch für den Augenblick aussah, — nur zu schnell mußte man sich in Constantinopel überzeugen, daß man damit eigentlich nichts gewonnen hatte, als die Ablenkung der avarischen Reiterstöße von der Campagna am Bosporus. Denn nunmehr waren es, wie im Nordwesten die Serben, so in Mösien die Slowenen, die in immer dichteren Massen sich im Süden der Donau ausbreiteten, ihre Schaaren immer tiefer in das Innere der Halbinsel schoben, und jetzt immer entschiedener darauf ausgingen, auf Kosten der alten Einwohner sich neue und bleibende Ansiedelungen zu erobern. Mit Schrecken erkannten die Rhomäer, daß die Slawen namentlich gegen das Centrum der Halbinsel und in der Richtung auf Thessalonike vorrückten.

Gegen diese Völker unternahm Constans i. J. 657 eine große militärisch-politische Rekognoscirung. Er konnte sich bald überzeugen, daß die Chancen für das Reich, die Slowenen und Bulgaren über die Donau zurückzudrängen, für immer verloren waren. Man mußte sich, wie einst die Römer gegenüber den verschiedensten germanischen Völkern, dazu bequemen, möglichst viele Stämme oder Häuptlinge zur Zahlung von Tribut und zur Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit zu nöthigen; vielleicht gelang es dann

auch, durch eine konsequente Vertheidigung das neue slawische Element in möglichst enge Grenzen zu bannen.

Aber auch das letztere ist damals nicht geschehen, obwohl Moawijah auf Grund seines Krieges gegen Ali i. J. 658 mit den Byzantinern Frieden schloß. Kaiser Constans nämlich, noch dazu durch die Blutschuld beschwert, die er durch seines Bruders Beseitigung auf sich geladen, gedachte die Ruhe im Osten zur Abwehr der in Italien gefährlich um sich greifenden Langobarden zu benutzen, die unter anderem unter König Rothari (636—652) das wichtige Genua erobert hatten. Seit 663 war die Fehde gegen die deutschen Herzöge in Benevent im Gange; hier aber mit entschiedenem Unglück für die byzantinischen Waffen, welche die Ausdehnung der Langobarden im Süden nicht aufzuhalten vermochten. Und bald mußte Constans, der Syrakus zu seinem Hauptquartier gemacht hatte, erkennen daß die arabische Sturmfluth wieder in bedrohlichster Weise in raschem Anschwellen begriffen war.

Moawijah, bereits in Syrien und Aegypten als Khalife anerkannt, war nach dem Tode des edlen Ali, der am 21. Januar 661 dem Dolchstoß eines fanatischen Mörders erlag, binnen kurzer Zeit Alleinherrscher in allen bereits dem Islam verfallenen Ländern geworden. Und nun dauerte es nicht sehr lange, und die Heersäulen der neuen arabischen Dynastie der Omejjaden wälzten sich wieder gegen die Provinzen der Byzantiner. Zuerst i. J. 665 begann von Aegypten her Okba Ibn Nafi die Eroberung von Nordafrika mit Einschluß der Oasenländer und der von Berbern bewohnten inneren Theile bis zum Saume der Wüste. Auf dieser Bahn freilich machten die Moslemen nur langsame Fortschritte; aber die Rhomäer des Kaisers Constans verloren doch unweit Tripolis eine größere Schlacht und konnten auch nachher nicht hindern, daß 670 zwei Tagereisen südwärts von Tunis ein großes verschanztes Lager entstand (später die Stadt Kairwan), die starke Basis der weiteren arabischen Unternehmungen.

Unendlich bedrohlicher aber gestalteten sich die Dinge auf der Ostseite des Reiches, als Moawijah nun alles Ernstes zur Eroberung von Constantinopel rüstete. Schon i. J. 668 hatten die Araber einen großen Vorstoß tief nach dem inneren Kleinasien versucht; ihre Reiter waren bis nach Chalkedon gekommen. Inzwischen fand Kaiser Constans im September 668 zu Syrakus den Tod durch Mörderhand. Der sehr unzeitige Einfall der sicilischen Truppen, nunmehr einen Kaiser ihrer Wahl aufzustellen, nöthigte den jungen Constantin IV, in aller Eile nach dem Westen zu gehen; die Meuterei wurde mit Hilfe der italischen und karthagischen Truppen schnell überwältigt und mit blutiger Strenge gestraft. Dann aber galt es, alle Kräfte zur Rettung der Hauptstadt zusammenzufassen. Denn i. J. 669 wälzte sich ein großes arabisches Landheer durch Anatolien bis nach Chalkedon, und zugleich drang von Syrien her eine Flotte des Khalifen durch den Hellespont nach dem Chrysokeras vor, um die Armee bei den Angriffen auf Constantinopel zu unterstützen. Diese Versuche blieben jedoch zunächst ohne Erfolg; thatsächlich waren es doch nur Recognos-

cirungen in großartigstem Style. Und da Kleinasien doch noch gar nicht in den Händen der Araber war, eine militärische Basis an der Propontis erst erobert, die Flotte erst für ihre militärischen Aufgaben ausreichend gerüstet werden mußte, so gewann Kaiser Constantin volle Zeit, sich zu solider Abwehr einzurichten. Da wurde es für die Rhomäer überaus wichtig, daß in dieser Zeit der Ingenieur Kallinikos, ein syrischer Grieche, die byzantinische Artillerie durch eine neue, wahrhaft furchtbare Waffe bereicherte, die bis zur Erfindung des Schießpulvers als das schrecklichste Zerstörungsmittel des Mittelalters galt, und in Constantinopel als ein Staatsgeheimniß auf das sorgfältigste gehütet wurde: es war das „griechische" oder „Seefeuer". Eine Mischung explosiver und leicht entzündlicher Stoffe, darunter Harz, Schwefel und Naphtha, wurde es je nach Bedarf mit Flachs um Pfeile und Wurfspieße gewunden, oder aus kupfernen Röhren gegen den Feind geschleudert. Da das unheimliche Feuer auch unter dem Wasser fortbrannte, nur durch Sand oder Urin zu löschen war, die gräßlichsten Wunden und bei höchst gewaltsamer Wirkung die schrecklichsten Zerstörungen herbeiführte, so verlieh es den Waffen der Byzantiner bald genug einen neuen furchtbaren Nimbus, und wirkte in diesen Tagen sehr wesentlich mit zur Rettung des Reiches. Denn als nun im Frühjahre 672 die großen Gewaltstöße der Araber gegen die große Centralstellung des Reiches begannen, gingen ihrer Flotte bereits die ersten Feuerschiffe des Kaisers entgegen, die Tod und Verderben über die feindlichen Geschwader ergossen. Indessen, selten ist die Tapferkeit und Zähigkeit der Rhomäer auf eine so schwere Probe gestellt worden, wie gerade damals. Die Araber waren nicht nur fanatisch, ungestüm tapfer, und sehr ausdauernd, sie traten auch in ungeheuren Massen auf. Als ihre Versuche gegen Constantinopel i. J. 672 scheiterten, gelang es doch, i. J. 673 Kyzikos zu erobern und 674 Kreta zu okkupiren. Von diesen Stützpunkten aus beherrschte ihre Flotte die Propontis und das ägäische Meer vollständig, und kehrten die kühnen Angreifer unermüdlich Sommer für Sommer zu ihren Stellungen vor Konstantinopel zurück. Der Kampf im Sommer 673 war besonders schrecklich für die Rhomäer, die ihre Hauptstadt auf der ganzen Hafenseite, und nicht minder wüthend auf der Landfronte vom Hebdomon bis zu dem südlichen Schloß Kyklobion bestürmt sahen. Aber wie in diesem Sommer, so scheiterten Jahr für Jahr alle Stürme der Mohamedaner mit schauerlicher Regelmäßigkeit und unter schwersten Verlusten an der Disciplin, der Tapferkeit und den furchtbaren Feuerwaffen der Vertheidiger. Auch in Afrika machten die Araber, die nicht lange nach Constantins Rückkehr von Syrakus, von Alexandria aus eine glückliche Raubfahrt gegen diese reiche Stadt versucht hatten, keine rechten Fortschritte. Obwohl während der Noth der Reichshauptstadt von dort aus nur sehr schwach unterstützt, hielt die eingeborene christliche, berberische und romanische Bevölkerung des westlichen Nordafrika die Moslemen mit großer Zähigkeit auf; ja einer ihrer Führer entriß 676 den letzteren sogar die Lagerstadt Kairwan wieder für einige Zeit. Dagegen war die arabische Diplo-

matie, so scheint es, glücklicher in der Bemühung, den Rhomäern neue Feinde auf der Balkanhalbinsel zu erwecken. Wahrscheinlich nämlich unter ihren Anregungen geschah es, daß die slawinischen Völker, die seit des Constans Abreise nach Italien sich immer unaufhaltsamer über das innere Makedonien, über einen Theil von Thessalien und Epirus ausgebreitet hatten, i. J. 675 den Versuch machten, mit gesammelter Kraft das zweite große Bollwerk der Rhomäer auf der Balkanhalbinsel zu überwältigen, nämlich Thessalonike. Slawinische Corsaren warfen sich in Massen auf das ägäische Meer und griffen dann den Hafen der makedonischen Seehauptstadt an, vor deren Mauern und Citadelle, dem Heptapyrgion, auf der Landseite sich dichte Haufen ihrer Volksgenossen mit Weibern und Kindern gesammelt hatten. Hier aber scheiterten alle Angriffe an der durch Erzbischof Johannes II. meisterhaft geleiteten Vertheidigung der tapferen Bürger und Besatzung; ein Orkan zerstörte endlich auch die slawische Flotte. Und noch einmal im Juni 677 widerstand die heldenmüthige Stadt des h. Demetrios mit denselben Kräften einem wilden Ansturme der nun ebenfalls mobil gemachten pannonischen Avaren, die mit zahlreichen Slawen und bulgarischen Abenteurern dreißig Tage lang vergeblich hier ihr Glück versuchten.

Endlich i. J. 678 ging die Ausdauer der Araber, deren Flotte unter den feurigen Grüßen der Rhomäer dahinschwand, und deren Armee 30,000 Mann unter den Mauern der byzantinischen Hauptstadt verloren hatte, zu Ende. Auch jener Abu-Ayub (Ejub, d. i. Hiob) Ansari hatte (672) den Tod gefunden, der einst den Profeten Mohammed auf seiner Flucht nach Medina aufgenommen hatte; der letzte seiner Genossen von den „Schlachten" bei Bedr und Ohod. Sein Grab in der Vorstadt Kosmidion am westlichen Ende des Chrysokeras blieb damals unbekannt; zur Zeit der letzten osmanischen Belagerung wurde es, so sagte man damals, durch die Vision des Mollah Akschems-eddin wieder entdeckt, und nach dem Falle von Byzantion durch Sultan Mohammed II. mit jener prachtvollen Moschee überbaut, wo die Sultane des Osmanenreiches nach ihrer Thronbesteigung mit Osmans Schwert feierlich umgürtet werden.

Als aber die Araber die lange Belagerung von Constantinopel aufgegeben und den Rückzug angetreten hatten, suchte sie das Unglück erst recht heim. Die Landtruppen wurden auf dem Marsche durch Kleinasien fast gänzlich aufgerieben, die Flotte an der pamphylischen Küste durch einen Sturm größentheils zerstört. Dieser gewaltige Mißerfolg und die verwüstenden Raubzüge, welche damals die kriegerischen Mardaïten, die durch viele Flüchtlinge des Niederlandes verstärkten christlichen (meist monotheletischen) Bewohner des Libanon, als Anhänger des griechischen Reiches gegen die arabischen Unterthanen des Khalifenreiches unternahmen, bestimmten den greisen Khalifen Moawijah, nun endlich mit den Rhomäern einen für diese durchaus rühmlichen Frieden zu schließen.

Ruhe freilich fanden die Waffen des Kaisers Constantin dadurch nicht. Denn in demselben Jahre, welches die Schale der Araber so hoch hatte empor-

schnellen sehen; in demselben Jahre, wo die Ausdauer und Kriegstüchtigkeit der Rhomäer ihren wohlverdienten Erfolg davongetragen hatte, bereitete sich auf der Balkanhalbinsel abermals eine jener neuen schlimmen Veränderungen vor, welche auf die Ethnographie und auf die politischen Zustände dieses Theiles der Levante in der fühlbarsten Weise bis auf diese Stunde nachgewirkt haben. Die Bulgaren nämlich standen nach dem 668 bei Phanagoria erfolgten Tode ihres großen Kuvrat (S. 56) wieder getheilt unter dessen fünf Söhnen. Der dritte derselben, Isperich (oder Asparuch, wie ihn die Byzantiner nannten), welcher die „Donau-Horde“ zwischen Dnjestr und Donau beherrschte, trat 678 in sehr entschiedener Weise als Feind der Rhomäer auf, rückte in die Dobrudscha ein, und begann sich mit Energie in Mösien erobernd auszubreiten, um einerseits die hier angesiedelten slowenischen Völker, anderseits die noch in den Händen der Byzantiner befindlichen Städte zu unterwerfen. Gegen ihn wandte sich Constantin V. mit starker Macht. Aber das Glück, welches ihm gegen die Araber treu geblieben war, versagte sich ihm in diesem Kriege. Anfangs erfolgreich, erlitt die Armee der Rhomäer i. J. 679 eine schwere Niederlage, welche den Kaiser bei der begreiflichen Erschöpfung des Reiches nöthigte, mit Asparuch einen Frieden abzuschließen. Damals wurde den Bulgaren das noch heute nach ihnen benannte mösische Donauland abgetreten, welches nun den Byzantinern ethnographisch für immer, politisch für mehrere Jahrhunderte verloren ging, und der Kern des allmählich zu großen Dimensionen sich entwickelnden älteren bulgarischen Reiches werden sollte.

Constantin war um so weniger in der Lage gewesen, den neuen Krieg mit den Bulgaren nachhaltig zu führen, weil gerade i. J. 678 die makedonischen Slawenstämme, durch eine unzeitige Gewaltthat des makedonischen Statthalters erbittert, den Kampf gegen Thessalonich wieder eröffnet hatten. Bis zum Sommer 680 wurde der Rayon der großen Seestadt unaufhörlich geplündert; erst die schwere Niederlage der Angreifer bei dreitägigen Stürmen in diesem Sommer stellte hier für längere Zeit den Frieden wieder her. Weil aber die Rhomäer die Absicht durchaus nicht aufgaben, wenigstens das Land südlich des Balkan unter allen Umständen fest zu behaupten und die makedonischen Slawen allmählich zu zersetzen und zu gräcisiren, so hat sie Constantin wenigstens politisch isolirt. Es ist ihm nämlich 678 oder bald nachher gelungen, nicht nur mit den Avaren Frieden zu schließen, sondern auch mit den Serben und Kroaten zu einem festen Abschluß zu gelangen. Damals nämlich wurde der Besitzstand dieser Völker von Byzanz aus anerkannt; diese dagegen anerkannten in aller Form die byzantinische Oberhoheit, die ihnen jedoch unter ihren eigenen Häuptlingen eine thatsächlich fast unabhängige Stellung beließ. Die Aufnahme dieser Völker in den byzantinischen Reichsverband bildete zugleich den Uebergang zu ihrem Eintritt in die christliche Kirche. Wahrscheinlich noch dem siebenten Jahrhundert gehört die Erneuerung des Erzbisthums Salonä zu Spalato an. Diese neu

erwachsende Stadt wurde zur kirchlichen Metropole von Dalmatien erhoben, und dieser zunächst die dalmatinischen Bischöfe als Suffragane untergeordnet. In der neuen kirchlichen Hauptstadt wurde der alte Jupitertempel zur Kirche der Madonna geweiht, dahin auch die Reliquien der Märtyrer Anastasius und Domnus aus Salonä übertragen.

Durch solche Schritte war jedoch die neue Gefahr von den Bulgaren nicht beschwichtigt, die seit ihrer Festsetzung in Mösien ihr neues Reich sicher fundirten und die in diesem Lande wohnenden Slowenen sich vollständig unterwarfen, freilich um von ihnen dann immer stärker slawisirt zu werden, namentlich deren Sprache anzunehmen. Auch im Norden der Donau gewannen die Bulgaren ein sehr ausgedehntes, bis zur avarischen Grenze sich streckendes Gebiet. Dabei sind sie aber so wenig stehen geblieben, daß sie vielmehr andauernd den Balkan zu überschreiten, und andererseits ihre Macht tief nach Makedonien auszubreiten bemüht erscheinen. Die Massen der eigentlichen Bulgaren, die allmählich dem nomadischen Leben entsagten, hielten sich bis zum 10. Jahrhundert mehr östlich in der Dobrudscha (der Name selbst stammt erst aus dem 14. Jahrhundert, von dem bulgarischen Fürsten Dobrotitsch,) und im Flußgebiet der dem Balkan entspringenden Großen Kamtschija. In einer prachtvollen Gebirgslandschaft an diesem Gewässer residirten die Häuptlinge der Bulgaren zu Groß-Preslav, (einst Marcianopel, jetzt Eski-Stambul); sonst wurden Trnowa, Varna und Drster (Silistria) besonders wichtige Plätze des neuen Reiches, dessen Herrenvolk damals noch ganz asiatische Sitten hatte. An der Spitze schaltete der Chan, dem aber sechs mächtige Männer, Boljaren, die Chefs der angesehensten Geschlechter zur Seite standen. Bei herrschender Polygamie hielten die Chane einen ganzen Harem; bei Tische speiste der Chan allein, die Höflinge in gewisser Entfernung von ihm, auf Stühlen sitzend oder am Boden hockend. Links war die Ehrenseite. Das wahre Element des wilden, abergläubischen Volkes, das durch seine breiten Beinkleider an die Avaren, durch seine Turbane an die Völker des Orients erinnerte, war noch ungemein lange der Krieg. Wo es anging, wurde die Grenze durch einen Zaun von Dornen bezeichnet und durch überaus zahlreiche Posten mißtrauisch bewacht; der Kampf selbst wurde erst dann unternommen, wenn es kein „ungünstiger" Tag war, und die üblichen Zaubereien angestellt waren. Schlechte Haltung der Waffen und Pferde, Flucht vom Schlachtfelde, und Ungehorsam wurden barbarisch bestraft, als Feldzeichen der Roßschweif gebraucht. Der Wildheit des Volkes entsprach die blutige Justiz, die mit Foltern und massenhaften Hinrichtungen durchaus nicht kargte; dann die rohe Sitte, Menschenschädel zu Pokalen zu verwenden, und der Brauch, bei Verträgen den Eid auf ein blankes Schwert zu leisten und dabei Hunde in zwei Hälften zu zerhauen. Die Leichen der Vornehmen wurden entweder sammt ihrem Gefolge verbrannt, oder in Grabhügeln beigesetzt, in denen man auch die Diener und Frauen des Verstorbenen mit einschloß. Noch im 10. Jahrhundert endlich waren bei den Bulgaren Münzen so selten, daß Rinder

und Schafe regelmäßig als Tauschmittel dienten. Ein großer Theil der slawischen Ackerbauer in Mösien fiel bei der bulgarischen Eroberung in Leibeigenschaft, und slawische Kinder wurden nicht selten in die Sklaverei nach Constantinopel verkauft. Mit den slawischen Häuptlingen entwickelten sich dagegen allmählich bessere Verhältnisse, so daß bei zunehmender Verschmelzung des herrschenden und des unterworfenen Volkes dieselben zur Bekleidung der öffentlichen Aemter verwendet wurden.

Solcher Art waren die neuen gefährlichen nördlichen Nachbarn der Byzantiner. Für diese war es aber eine wahre Calamität, daß der letzte Herakliде in Constantinopel, des am 14. September 685 verstorbenen Kaisers Constantin sechszehnjähriger Sohn Justinian II. bei aller persönlichen Begabung als ein ebenso unbeständiger, wie hochfahrender, verschwenderischer, und grausamer Tyrann sich entwickelte. Der neue Kaiser begann die Reihe seiner Thorheiten und politischen Fehler auf der asiatischen Seite. Moawijahs vierter Nachfolger, der Khalif Abd-Almalik (685—705), sonst ein Herrscher von furchtbarer Energie, sah sich zu Anfang seiner Regierung durch die anarchischen Zustände seines Reiches derart beschäftigt, daß er gern bereit war, durch einen namhaften jährlichen Tribut den Frieden mit dem Hofe von Byzanz zu erhalten. Aber Justinian hatte keine Lust, den im letzten Jahre seines Vaters geschlossenen Vertrag zu halten, sondern schickte den General Leontius mit starker Macht nach Armenien. Die Fortschritte der byzantinischen Truppen, die übrigens gegen christliche Asiaten kaum weniger räuberisch verfuhren, als gegen die Mohammedaner, bestimmten 686 den Khalifen, einen neuen Frieden zu schließen, der neben den arabischen Tributzahlungen zu einer für die Rhomäer günstigen Grenzregulirung und gleichmäßigen Theilung der Besitzungen in Iberien, Armenien und Cypern führte. Zu großem Schaden aber der byzantinischen Defensive ließ sich Justinian in orthodoxer Beschränktheit dahin bestimmen, die Sache der tapfern monotheletischen Mardaïten im Libanon aufzugeben, und half selbst dabei mit, diese gefürchteten Feinde des Islams aus Syrien zu entfernen. Zwölftausend Mardaïten wurden in die kaiserliche Armee eingestellt (687) und meist nach Armenien dislocirt; eine mardaïtische Colonie wurde in dem pamphylischen Attalia gegründet.

Rührig, wie Justinian jedenfalls war, sollte nun auch in Europa aufgeräumt werden. Die makedonischen Slawen, namentlich die Stämme des Strymongebietes, hatten sich neuerdings immer lästiger gemacht, die griechische, für die Verproviantirung der Reichshauptstadt jetzt so wichtige, Kornschifffahrt auf dem ägäischen Meere durch ihre Piraterie gestört, selbst in der Propontis ihre Korsarenflagge entfaltet. Da sollte nun kräftig durchgegriffen werden. Gegen die Bulgaren zwar, denen der Kaiser die Zahlung des 679 stipulirten Tributes verweigerte, wurde nichts ausgerichtet. Aber die Gewaltstöße, welche der Kaiser 688 vom Hebros und Nestos her gegen die Strymonslawen führte, waren so erfolgreich, die Kraft der letzteren so schwer erschüttert, daß Justinian es wagen konnte, eine Maßregel der furchtbarsten Härte gegen die Besiegten

anzuwenden, wie sie der altorientalischen, der römischen und fränkischen Staatskunst geläufig waren, und immer mehr auch zu den Hausmitteln der byzantinischen Politik sich gesellten. Nur ein Theil nämlich der Strymonvölker sollte seine Sitze am oberen Strymon behalten dürfen. Die Masse dagegen wurde zusammengetrieben und zu neuen Ansiedelungen nach mysischen, bithynischen und phrygischen Kantonen über das Meer geführt. Erwies sich 689/90 die gewaltsame Uebersiedelung vieler Griechen von ihrer Heimath Cypern nach der Propontis als eine ebenso übereilte, wie in ihren Folgen schädliche Maßregel, so trug auch die Verpflanzung der Slawen nicht die gehofften Früchte.

In seiner hochmüthigen und leichtfertigen Weise brach nämlich der Kaiser nicht lange nachher den Frieden mit den Arabern, weil die von Abdalmalik neu geprägten arabischen Goldstücke, in denen nun gegen das Herkommen der Tribut bezahlt wurde, ihm und seinem Klerus wegen ihrer Inschriften aus




Kupfermünze des Khalifen Abdalmalik.

Auf der Vorderseite ist der Khalif dargestellt, mit langem Barte, ein langes Schwert und einen unkenntlichen, einer weiten Schlinge ähnlichen Gegenstand haltend; Umschrift: „leabd allah Abdalmelik emir elmumenin (des Knechtes Gottes Abdalmelik, Fürsten der Gläubigen)“. — Auf dem Revers das Kreuz der byzantinischen Münzen in absichtlich verzerrter Gestalt, links von ihm waf („vollwichtig“), rechts Haleb („Aleppo“); Umschrift: la ilah ill 'allah wahdahu, Mohammed rasul allah („es giebt keinen Gott außer Gott allein, Mohammed ist der Gesandte Gottes“). — Die Münze ist, wie viele der älteren arabischen, den byzantinischen ähnlich gemacht, damit sie auch im byzantinischen Reiche gangbar sein könne.

dem Koran Anstoß gaben. 30,000 derbe Waffenknechte aus den slawischen Ansiedelungen in Kleinasien verstärkten das Heer, mit dem 692 der Kaiser bei dem kilikischen Sebastopolis den Arabern entgegentrat. Da gelang es den letzteren, den slawischen Chef Gebul oder Nebul zu erkaufen, daß er mit 20,000 Mann zu ihnen überging. So erlitt Justinian eine derbe Niederlage, und der Verlust des südlichen Armenien leitete den Grenzkrieg zwischen Arabern und Rhomäern ein, der seit dieser Zeit von einer Generation zur andern zu großem Schaden des Landes sich fortgesetzt hat. Die slawischen Ueberläufer kolonisirten die Araber auf Cypern; ihre Kameraden in rhomäischen Diensten und die Familien der Abgefallenen ließ der wüthende Bluthund Justinian in blinder Rachgier niedermetzeln.

Das kriegerische Mißgeschick und diese Blutthat; weiter aber die maßlose und verschwenderische Baulust des Kaisers, die wieder mit hartem finanziellen Druck und mit arger Grausamkeit sich paarte, endlich auch muthwillig durch Zerstörung einer Kirche der Panagia die religiösen Gefühle des Volkes verletzte, erzeugte allmählich in Constantinopel eine tiefgehende

Erbitterung in allen Klassen. Im Jahre 695 brach der Sturm los. Durch den General Leontius geleitet, wurde die Revolution der Residenz schnell Meister. Die Massen ermordeten des Kaisers verhaßteste Günstlinge und Beamte mit schauderhafter Grausamkeit. Den entthronten Justinian schonte Leontius, der nun die Zügel der Regierung ergriff, in soweit daß er ihm das Leben ließ; aber der unwürdige Epigone des Heraklius wurde nach Cherson auf der Krim verbannt, nachdem ihm die Nase abgeschnitten war (eine Exekution, auf Grund deren die Griechen ihn nachher Rhinotmetos oder Stutznase nannten).

Der neue Kaiser Leontius konnte auf dem Throne nicht festen Fuß fassen; der Stoß, der ihn entwurzelte, kam aber von Afrika her. Die arabischen Heerführer, die seit langen Jahren in höchst wechselvollen Kämpfen mit Romanen und Berbern des weiten inneren Landes zwischen den Syrten, dem Atlas und dem atlantischen Ocean standen, 683 Kaïrwan zum zweiten Male an die Christen verloren, doch aber schon die Gestadelandschaften des Weltmeers gegenüber den Kanarischen Inseln erreicht hatten, erhielten in dieser Zeit in Abdalmaliks neuem Statthalter von Afrika, in Hassan-Ibn-Numan, einen überaus glücklichen Nachfolger, der sofort Kaïrwan zurückgewann und nach einem großen Siege über die Berbern kühn genug war, endlich auch die römischen Städte am Mittelmeer anzugreifen. Ja, im Jahre 697 gelang ihm das bisher für unmöglich gehaltene: ein glücklicher Handstreich brachte die starke, glänzende Centralstadt des Westens, Karthago, in die Gewalt der Mohammedaner. Während aber Held Hassan mit der prächtigen Siegesbotschaft nach dem Khalifenhofe von Damaskus unterwegs war, lief eine byzantinische Flotte in den Golf von Karthago ein. Der Patricius Johannes, des Kaisers Leontius Heerführer, mit anatolischen und mit sicilischen Truppen, kam zwar zu spät, um Karthago unversehrt zu erhalten; wohl aber vermochte er die hochwichtige Stadt und die meisten übrigen Küstenplätze den Arabern wieder zu entreißen. Unglücklicherweise war aber die arabische Kraft damals ausgiebiger, als die byzantinische. Abdalmalik konnte sofort beträchtliche Verstärkungen zu Wasser und zu Lande nach Numidien werfen, während der byzantinische Feldherr vergeblich starken Nachschub aus Constantinopel verlangte. So wurde es möglich, daß 698 Hassans Nachfolger, Musa-Ibn-Nusseir, das Heer der Rhomäer bei Utika vollständig schlagen konnte. Da auch die Flotte vor der arabischen den Kürzeren zog, so blieb bald nichts übrig, als Karthago aufzugeben. Und nun verschwand auch die römische Nachfolgerin der alten Phönikerstadt für immer vom Erdboden. Denn die Araber, die sich damals noch nicht stark genug fühlten, eine so große feindliche Stadt, die zur See stets mit den Rhomäern wieder in Verbindung treten konnte, zu behaupten, zogen es vor, das schmachvolle Verfahren der Zeitgenossen und Auftraggeber des Scipio Aemilianus nachzuahmen und das römische Karthago niederzubrennen, an dessen Stelle nachher das benachbarte Tunis getreten ist, wo bereits Musa ein Arsenal anlegte und Kriegsschiffe bauen ließ.

Die Byzantiner und die Völker des europäischen Südens sollten in nicht allzuferner Zeit zu ihrem Schrecken erfahren, was es zu bedeuten hatte, daß die alte vandalische Gefahr in verstärkter Macht unter arabischen Formen neu aufgelebt war. Einstweilen aber sah man überall, von den ersten Korsarenfahrten nach Sicilien und Sardinien des Weiteren nicht zu reden, mit schmerzlichem Unwillen, daß unter den mörderischen Schlägen Musas und seiner Söhne das alte prachtvolle Kulturland Nordafrika vollständig zu Grunde ging. Erst viel später lernte die Welt des Abendlandes die neuen wilden Völker kennen, die aus der Mischung der Araber und Berbern sich entwickelt haben; nur zu bald dagegen sollten neue Schreckensbotschaften von dem Einbruch der moslemitischen Colonnen in Spanien berichten.

Die nächste Folge jedoch des Verlustes von Karthago, der den Rhomäern materiell jetzt ebenso schwer wog, wie früher der von Alexandrien, war der Sturz des Kaisers Leontius. Die verdrossen aus Afrika heimkehrenden Truppen nämlich, die wahrscheinlich nach alter und ewig neuer Praxis in solchen Fällen den Grund ihrer schmachvollen Heimkehr im „Verrath der Führer" und in der Nachlässigkeit des Kaisers fanden, erhoben während einer Rast auf der Insel Kreta die Fahne des Aufstandes. Der kommandirende General wurde erschlagen, und Apsimar, der Chef der Truppen des südwestlichen Kleinasien, als Kaiser Tiberius III. an die Spitze gestellt. Als die meuterische Armee vor Constantinopel erschien, sank die Macht des Leontius im Nu zusammen; mit abgeschnittener Nase wurde er nach einem dalmatinischen Kloster entfernt.

Der neue Kaiser regierte nun nicht bloß mit Umsicht, sondern operirte auch mit Kraft und Glück gegen die Araber in Asien. Der Kampf zwischen Kreuz und Islam war allmählich in eine viel rauhere Phase eingetreten als früher. Khalif Abdalmalik hatte seit 692 begonnen, seinen christlichen Unterthanen eine Kopfsteuer, den „Kharatsch" aufzuerlegen, um sich dadurch Mittel zu dem Kriege gegen die Byzantiner zu verschaffen: ein verhängnißvoller Schritt, der von den Christen mit Recht als eine Beschimpfung gegenüber den moslemitischen Unterthanen empfunden wurde und seine ganze gehässige Bedeutung nachmals gewonnen hat, als erst die Osmanen an Stelle der Araber das führende Volk des Islam geworden waren. Auf der andern Seite führten auch die Rhomäer den Krieg gegen die Araber mit immer wachsender Grausamkeit; vorläufig aber unter des Kaisers Bruder Heraklius mit entschiedenem Glück. Namentlich im J. 703 wurde von ihnen in Kilikien, in dem beiderseits schwer mitgenommenen Armenien, und bei Samosata am Eufrat mit Erfolg gestritten.

Zum Unheil aber des Reiches erlebte Constantinopel bald nachher eine neue dynastische Revolution. Der schreckliche Justinian II. nämlich, der niemals die Hoffnung aufgegeben hatte, den Thron seiner Väter wieder einzunehmen, war nach des Leontius Sturze zu dem Hoflager des Chans der

zwischen Dnjepr und Don domizilirten Chazaren entwichen und hatte mit der Hand Theodoras, der Schwester des Häuptlings, ein Asyl zu Phanagoria gefunden, bis ihm die Beziehungen seines Schwagers zu dem Hofe von Byzantion verdächtig wurden. Da war er denn zu den Bulgaren geflohen, hatte hier durch große Versprechungen die Allianz des nach Asparuchs Ableben zu Preslav gebietenden Chans Tervel gewonnen, und war nun im Frühjahr 705 völlig unerwartet mit 15,000 bulgarischen Reitern in der Campagna von Constantinopel erschienen. Tiberius war vollkommen überrascht; so konnte Justinian mit Hilfe der Anhänger des alten Kaiserhauses drei Tage nachher in die Hauptstadt eindringen und seine Herrschaft wieder aufrichten. Dankbar war der grauenhafte Mensch nur gegen Tervel, den er zum „Cäsar" erhob und außer andern Geschenken durch Abtretung eines thrakischen, seitdem Zagora genannten Landstriches südlich vom Balkan belohnte, und gegen seine chazarische Gemahlin. Dann aber begann dieser Unhold, dessen beispiellose Wildheit und Rachsucht wiederholt in das Colorit des Wahnsinns hinüberspielte, ein Blutregiment, welches ihn mit den verruchtesten Frevlern der römischen Kaisergeschichte in Eine Reihe stellte. Seine rachsüchtigen Grausamkeiten begannen mit einer in Constantinopel niemals wieder der Erinnerung des Volkes entschwundenen Scene. Der Kaiser feierte seine Rehabilitirung durch glänzende Wagenrennen im Hippodrom; er saß dabei auf einem hohen Throne, und seine Füße ruhten auf den Nacken der ersten seiner Opfer, der vor ihm ausgestreckten Usurpatoren Leontius und Tiberius, während ihn der charakterlose Pöbel der Residenz mit den Worten des Psalmisten jubelnd begrüßte: „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen, und treten auf den jungen Löwen und Drachen!" Nachher wurden die beiden Unglücklichen und mit ihnen der tapfere Feldherr Heraklius aufgeknüpft.

Da der blutige Imperator nur auf Befriedigung seiner persönlichen Rachgier dachte, so nahmen die Dinge auf dem arabischen Kriegsschauplatze schnell genug eine für die Rhomäer höchst gefährliche Wendung. Schon 707 fielen nach längerer Belagerung zwei für den Schutz Kleinasiens höchst wichtige Plätze in die Hände der Araber, Mopsueste und das kappadokische Tyana; auch Samosata war nicht mehr zu behaupten. Und während der Kaiser nur an Züchtigung der ihm verhaßten Städte Cherson und Ravenna dachte, nahmen die Ommejjaden in Damaskus die alten Pläne des Khalifen Moawijah gegen Constantinopel wieder auf. Khalif Abdalmalik war am 8. Oktober 705 gestorben; aber sein Sohn Walid setzte noch immer die expansive, kriegerische Politik seines gewaltigen Vorgängers fort. Schon 708 waren die arabischen Reiter wieder bei Chrysopolis am Bosporus erschienen, und 709 überschritt sogar des Khalifen Bruder, der stolze Maslama, mit 80,000 Mann den Hellespont bei Lampsakos und drang in Thrakien ein; nur mit Mühe konnten die Araber, die hier nur erst rekognoscirt hatten, wieder zurückgedrängt werden. Aber ihre Chancen schienen immer günstiger werden zu sollen; denn immer neue dynastische Revolutionen erschütterten,

wie in den stürmischen Jahren des dritten Jahrhunderts das römische, so jetzt das byzantinische Reich, dessen fester Grundbau und solider Organismus damals allein es möglich machten, daß endlich ein Mann von wirklicher Heldengröße noch die Mittel zu einer Regeneration finden konnte.

Justinian II. nämlich hatte endlich den Bogen überspannt. Die niederträchtigen Befehle, die blühende Handelsstadt Cherson auszumorden und gänzlich zu zerstören, fanden bei den dazu bestimmten Truppen selbst Widerstand. Die nach Constantinopel unter Führung des neuen Gegenkaisers, eines vornehmen Mannes, des armenischen Bardanes Philippikus, zurückkehrende Flotte fand keinen Widerstand, weil Justinian sich (Anfang December 711) mit einem Theile der mobilen Truppen in Kleinasien befand. Auch von diesen auf der Stelle aufgegeben, wurde der blutige Frevler leicht aus dem Wege geräumt. Leider aber war Philippikus durchaus nicht der Mann, den das Reich damals nöthig hatte. Ausschweifend und genußsüchtig, vermochte er weder den Bulgaren, die sich als Rächer seines Vorgängers gerirten und bis in die Nähe der Residenz schweiften, noch auch den Fortschritten der Araber im östlichen Kleinasien Einhalt zu thun. Dabei erneuerte er ganz unnützerweise die monotheletischen Streitigkeiten, und suchte diesem Dogma auf einer Synode zu Constantinopel i. J. 712 wieder die herrschende Geltung zu verschaffen. Als dann am 3. Juni 713 mit Hülfe der „grünen" Partei des Circus ein brutaler Soldat den trunkenen Kaiser kurzweg aus der Hofburg entführt und geblendet hatte, stellte unter Zustimmung des Volkes der Senat endlich wieder einen Mann von wirklicher Tüchtigkeit an die Spitze des Reiches: es war der erste Staatsminister Artemius, der nun als Anastasius II. gekrönt wurde.

Anastasius, der die kirchlichen Velleitäten seines Vorgängers sogleich fallen ließ, war nicht ohne Erfolg bemüht, der allgemeinen Zerrüttung zu steuern; aber bald scheiterte auch er, diesmal an der arabischen Noth. Die furchtbare expansive Kraft des Islams war noch immer nicht erschöpft. Die stürmische Tapferkeit der Mohamedaner hatte nur erst im Juli d. J. 711 in der mörderischen Schlacht bei Xerez de la Frontera die Kraft der spanischen Westgothen gebrochen. Die pyrenäische Halbinsel wurde von Arabern und Berbern überfluthet; die Reste der Gothen waren bereits auf die Gebirgslandschaften des Nordens zurückgedrängt, die Heerführer des Khalifats dachten schon daran, die Pässe der Pyrenäen zu überschreiten und auch vom Westen her den Gewaltstoß gegen das alte große Reich der römischen Imperatoren zu versuchen, als der Hof in Damaskus (wo am 23. Februar 715 Suleiman seinem Bruder Walid folgte,) im J. 715 ungeheure Rüstungen zu Wasser und zu Lande anstellte, um nun endlich das Reich der Rhomäer durch Ueberwältigung der starken Centralstellung am Bosporus vollständig zu zertrümmern.

Kaiser Anastasius wollte sich nicht mit den ausgedehntesten Vorbereitungen zur Vertheidigung der Hauptstadt begnügen, sondern gedachte, durch

einen kühnen Seezug bei Zeiten die Kriegsmittel und das Schiffsbauholz zerstören zu lassen, welches die Araber an der Küste Phönikiens aufgehäuft hatten. Dieser Plan scheiterte aber an einer Meuterei seiner Truppen, welche — unzufrieden mit der Auswahl des an ihre Spitze gestellten Führers, des Großlogotheten Johannes, denselben zu Rhodos ermordeten, dann aber in vollem Aufstande sich gegen Constantinopel wandten. Unterwegs (Ende August 715) machten sie zu Adramyttion Halt und proklamirten hier einen bei der Bevölkerung dieser Gegend beliebten vornehmen Finanzbeamten, den Generalsteuereinnehmer Theodosius als Gegenkaiser, der sich freilich nur gezwungen zu dieser Rolle hergab. Und nun gab es wieder einen Bürgerkrieg im Centrum des Reiches, während die arabischen Soldatenmassen Maslamas bereits das innere Kleinasien überschwemmten, und die starke Festung Amorion (jetzt die Ruinen von Hergan-Kaleh), ein Hauptbollwerk des Reiches, im Herzen des nordöstlichen Phrygien, von einer Abtheilung dieses Heeres energisch berannt wurde. Sechs Monate lang wurde Constantinopel von den meuterischen Truppen von Chrysopolis aus blokirt, endlich — als der in Nikäa haltende Anastasius II. in offenem Gefecht entschieden geschlagen war — eingenommen. Nun resignirte dieser Kaiser (zu Anfang des März 716) und zog sich in ein Kloster nach Thessalonike zurück. Aber auch Theodosius III. konnte sich nicht lange auf dem Throne behaupten.

Unter den höheren Offizieren des rhomäischen Heeres gab es damals Einen, der alle seine Zeitgenossen an Feldherrntüchtigkeit, Energie des Charakters und klarer Erkenntniß der Bedürfnisse der Zeit und des Reiches weit übertraf. Es war Leo, der (vielleicht wegen der Heimat seiner Eltern) gewöhnlich als „Isaurier" bezeichnet, zu Germanikeia (auf den Grenzen von Kappadokien, Syrien und Armenien) ca. 675 geboren, nach dem Uebergang dieses Platzes in arabische Hände mit seinen Eltern nach dem thrakischen Mesembria ausgewandert, und bei Justinians II. Rückkehr aus der Verbannung in die kaiserliche Armee eingetreten war. Als Offizier ausgezeichnet bewährt, hatte er durch Anastasius II. ein hohes Commando in Asien erhalten, war aber durch die arabische Gefahr gehindert worden, seinen kaiserlichen Gönner gegen Theodosius III. zu unterstützen. Der Einblick aber in die furchtbare Nothlage des Reiches und das Vollbewußtsein seiner Kraft und seines Berufes zum Retter und Beherrscher des Reiches trieb ihn an, als Gegenkaiser gegen den letzteren aufzutreten. Nach der Entschüttung von Amorion durch die Einwohner dieser Stadt und sein Heer im Frühling 716 als Kaiser begrüßt, gewann der schlaue Diplomat im Spätsommer dem Maslama einen Waffenstillstand ab, der freilich von keiner Seite ehrlich gemeint war, Leo jedoch es möglich machte, auf Constantinopel zu marschiren. Er schlug seines griechischen Gegners Sohn, eroberte Nikomedien, nöthigte den Theodosius abzudanken und sich sammt seinem Sohne als Mönch nach Ephesos zurückzuziehen, und bestieg am 25. März 717 als Leo III. den Thron der Rhomäer.

Die wahre Herrscherweihe sollte er aber erst durch einen Kampf auf Leben

und Tod mit den Arabern sich gewinnen. Der Khalif und seine Generale lechzten nach dem Siegeseinzug in die schönste und gewaltigste Stadt der christlichen Welt. Wie sie damals von Ferganah und Arachosien bis zu den Säulen des Herakles und den Pyrenäen unwiderstehlich ihre Waffen getragen hatten, so glaubten sie auch, selbst die Mauern von Byzantion jetzt um so leichter brechen zu können, je mehr die Kraft der Rhomäer durch sechs dynastische Revolutionen binnen zwanzig Jahren erschüttert zu sein schien. Maslama hatte noch vor dem vollen Siege Leos über seinen Gegner den Kampf wieder aufgenommen, Bithynien überzogen, dann das noch theodosianische Pergamon erobert, und hier überwintert. Im Frühling 717 überschritten die Araber den Hellespont bei Abydos und wälzten sich dann nach der Campagna von Constantinopel. Bald erschien auch eine ungeheure Flotte aus Aegypten und Syrien in der Propontis, und seit 15. August 717 begann der furchtbare Angriff auf die Hauptstadt der Rhomäer. Nun aber hatte Leo seine Anstalten so ausgezeichnet getroffen; die Tapferkeit seiner Soldaten, die Geschicklichkeit seiner Brandmeister und Branderführer, denen heftige Stürme gegenüber der feindlichen Flotte zu Hülfe kamen, war so groß, daß die Araber zu Lande gar nichts ausrichteten, ihre Flotte aber die schwersten Verluste erlitt. Nur der bestimmte Befehl seines Bruders hielt den Maslama während des Winters auf 718 bei Constantinopel fest. Aber der harte und schneereiche thrakische Winter, der diesmal ungewöhnlich streng auftrat und ungewöhnlich lange anhielt, richtete in dem arabischen Lager schreckliches Unheil an. Und als endlich des inzwischen (22. Septbr.) jäh verstorbenen Khalifen Suleiman Vetter und Nachfolger Omar II. (717 bis zum Februar 720) im Frühling 718 eine neue Flotte sandte, ging auch diese theils durch das schreckliche Seefeuer der Griechen, theils durch die Verrätherei christlicher Seeleute, zum großen Theile zu Grunde. Nun schnellte die Schale der Araber immer höher empor. Ihre fouragierenden Schaaren in Thrakien wurden durch die Bulgaren, in Kleinasien durch rhomäische Truppen von Nikäa und Nikomedien aufgerieben. Die schrecklichsten Verheerungen aber richteten doch der Mangel und die Lagerseuchen an. Endlich am 15. August 718 hob Maslama die Blokade auf. Das schrecklich dezimirte Landheer wurde am südlichen Ufer der Propontis ans Land gesetzt und trat den Rückzug nach Damaskus an; die Flotte segelte nach dem Delta. Aber ein furchtbarer Sturm im ägäischen Meere und die Verfolgung der Inselgriechen ruinirte sie gänzlich. Von nahezu 2600 Kriegs- und Transportschiffen kehrten nur fünf aus diesem Kriege zurück, und von den 180,000 Menschen der Expedition sollen nur 40,000 heimgekehrt sein. Es war die kolossalste Niederlage, die der Islam seit seiner Entstehung erlitten hatte: die neue isaurische Dynastie am Bosporus schien berufen, die Schmach vieler Jahrzehnte zu sühnen.

Zweites Kapitel.

Byzantinische Kulturzustände.

Wer die Geschichte des byzantinischen Reiches namentlich seit Belisars großen Heerfahrten bis herab zu Leos des dritten Heldenkampfe gegen die gesammte Macht des Khalifats, und weiter herab bis zu des eisernen Basilios II. Niederwürgung der Bulgaren im 11. Jahrhundert, wie es gewöhnlich geschieht, nur im raschen Ueberblick verfolgt, wird leicht zu der Annahme verführt, als sei nun das Leben dieser Epigonen der späteren Romanen und Hellenen neben dem Spiel der Hofintriguen, neben den kirchlichen Kämpfen und den Arbeiten der Diplomatie so gut wie ganz in Krieg und Revolution aufgegangen. Aber um von den byzantinischen Zuständen das richtige Bild zu gewinnen, dürfen doch eine Reihe ebenso interessanter als bedeutungsvoller Züge nicht übersehen werden. Es ist sehr wahr, die leidige Nothwendigkeit einer wenigstens zeitweise fast unablässigen Kriegsbereitschaft mit allen ihren Plagen, und die immer wiederkehrende Aufgabe, barbarische Völker hier abzuwehren, dort zu gräcisiren und zu „absorbiren", hat bis zur Komnenenzeit sehr kenntliche Spuren in dem Wesen und der Lebenshaltung der Rhomäer zurückgelassen. Aber der sogenannte „grämliche" Byzantiner, der an die Stelle des „heiteren Hellenen" getreten sein soll, ist doch nur eine sporadische Erscheinung; und auch der rhomäische Fremdenhaß, der noch heute neben anderen minder angenehmen Zügen der Neugriechen nicht ganz erloschen ist, datirt erst seit der Zeit des Schisma, und noch weit mehr seit den für die Byzantiner so traurigen Folgen des lateinischen Kreuzzuges.

In Wahrheit hat sich innerhalb der noch immer weitgedehnten Grenzen des alten oströmischen Reiches ein merkwürdig reiches und höchst eigenthümliches inneres Leben entwickelt, dessen Aeußerungen und Erscheinungen uns freilich eben so wenig überall sympathisch anmuthen, wie das einst bei den Italienern des Mittelalters der Fall; welches aber in seiner wunderbaren Mischung aus Antikem und Mittelalterlichem, aus Kirchlichem und Profanem, aus rhomäischen, orientalischen und slawischen Elementen, aus Motiven alter Kultur und wilder Barbarei, in der Geschichte so gut wie einzig dasteht.

Aus der Erbschaft der Antike ist vor Allem der „Staat" als solcher gerettet; und alle häßlichen und abstoßenden Details hindern das Zugeständniß nicht, daß das Reich der Rhomäer zu den verzweifelt wenigen politischen Gestaltungen des Mittelalters gezählt werden muß, die auch im Vergleich mit dem überaus anspruchsvollen „Staate" der modernen Welt diese Bezeichnung wirklich verdienen. Aus der antiken Erbschaft aber ist weiter neben der ganzen Masse technischer, künstlerischer, gesellschaftlicher und kriegswissenschaftlicher Momente einer uralten, reich entwickelten Civilisation ein guter Theil der Schätze edler geistiger Kultur bewahrt worden. Freilich vielfach

nur so, daß diese Schätze in ihrem Bestande erhalten, fortgeführt, endlich für die Benutzung und Neubelebung viel späterer Jahrhunderte gerettet wurden. Und praktisch wesentlich so, daß die Pflege und die Fortpflanzung dieser Schätze höherer, aus der Antike fortgeführter Kultur immer bestimmter an die Kirche sich lehnte und durch diese beeinflußt und geleitet wurde.

Hier tritt eben das ein, was dem inneren Leben der Byzantiner für Jahrhunderte seinen Charakter aufgeprägt hat. Es gehört zu den interessanten und kaum vollständig zu lösenden Fragen, wie noch während des fünften Jahrhunderts n. Chr. das innere Leben der Bevölkerung des Ostens in den Städten und Landschaften beschaffen gewesen, wo das nur erst äußerlich vollkommen zum Siege geführte Christenthum sich mit der langsam ausklingenden antiken Art des Empfindens und der alten Art der Bildung im Einzelnen ausglich. Aber im Laufe des sechsten Jahrhunderts war dieser stille Kampf mit wenigen isolirten Ausnahmen überall entschieden. Mit Ausnahme einzelner Gebildeten, die innerlich noch zu der antiken Weltanschauung hielten und der Kirche wie deren Interessen kühl oder ironisch gegenüberstanden, und mit Ausnahme der Hellenen auf der Südspitze von Lakonien, die bis gegen Ende des 9. Jahrhunderts die alten Götterkulte behaupteten, war der Sieg des Christenthums überall entschieden. Nur daß an sehr vielen Stellen, namentlich bei den eigentlichen Griechen, die Mission sich dahin bequemt hatte, der Antike mehr oder minder sich zu akkomodiren: derart daß zahlreiche Sitten, Bräuche, Lieblingsgewohnheiten, Feste, Prozessionen, Kultusformen, Heiligthümer, populäre Lieblingsgestalten in christlicher Umprägung und Umdeutung, oft selbst nur Umnennung oder Uebermalung, nun weiter bis auf ganz moderne Zeiten herab fortgeführt worden sind. Und nun wurde es für das Byzantinerthum charakteristisch, daß das geistige Leben der Reichshauptstadt, aber auch aller größeren Mittelpunkte der Provinzen, in einer dem Abendlande völlig fremden Weise immer entschiedener in den kirchlichen Fragen und Interessen aufging. Alle höhere Interessen fanden für mehrere Jahrhunderte ihren Mittelpunkt in den kirchlichen Aufgaben. Religion, Theologie, Kirche waren die Gebiete, wo nicht nur das Bedürfniß des Gemüthes, sondern auch das wissenschaftliche Streben; wo nach dem Absterben der politischen, der juristischen und selbst der akademischen Redekunst die Kanzelberedtsamkeit; wo endlich auch jeder höhere Ehrgeiz sich am freiesten bewegen konnte, der nicht nach hohen Stellungen im Civil- und Heeresdienst trachtete. Auf dem durch die Kirche bestimmten Gebiet endlich gab es eine mächtige öffentliche Meinung; und weiter fand in diesem Reiche, wo politische oder soziale Parteiungen nach alter Art keinen Raum mehr hatten, der leidenschaftliche Hang zur Parteiung und zum Parteileben, der nach der rein profanen Seite nur noch in dem Cirkus sich austoben konnte, auf dem kirchlichen Gebiete eine weite Arena. Die gewaltigen dogmatischen Kämpfe, welche erdbebengleich das Reich durchzuckten, wie nachher das vieljährige Ringen der Parteien um die Bilderfrage, und noch später der weittragende dogmatische Krieg mit Rom,

wurden in Byzanz und in allen Theilen des Bereiches der anatolischen Kirche und ihrer Abzweigungen durchaus nicht als ein schweres Unheil empfunden. Ganz im Gegentheil: was die semitischen Provinzen an scharfer Dialektik und mystischer Theosophie, was die griechisch redenden Völker des Reiches und die Epigonen der Hellenen an Neigung zu philosophischer Spekulation und zu scharfer Distinktion, was sie an Schwung der Phantasie bis in dieses Zeitalter der vorherrschenden kirchlichen Interessen, wo korrekte Rechtgläubigkeit viel höher wog als das ethische Moment, sich erhalten hatten: das Alles gerade wirkte zusammen, um die Temperatur zu erzeugen, welche jenen Kämpfen und Problemen ihre ganze und volle Macht über die Gemüther vieler Millionen gebildeter und nichtgebildeter Menschen beider Geschlechter verlieh, und sie dadurch mit erstaunlicher Schnelle auch zu großen Staatsfragen werden ließ. Es mit Einem Worte zu sagen, der Geist der Rhomäer hatte seine rechte Freude an diesen Bewegungen und ihrem Inhalt; so sehr daß wiederholt der dogmatisch-parlamentarische Kampf auf den großen und kleinen Synoden für die Zeitgenossen fast schwerer ins Gewicht fiel, als das harte Ringen der Legionen mit den barbarischen Völkern an Donau, Balkan und Strymon, und mit den Gewalthaufen des Islam.

Es war aber nur natürlich, wenn die kirchlichen Verhältnisse auf die Art der höheren Jugendbildung den stärksten Einfluß ausübten. Mit der Universität Athen (S. 7) war i. J. 529 die letzte Citadelle des antiken Geistes zertrümmert worden. Und als erst die Generale der Khalifen die großen Metropolen Syriens und des ganzen nördlichen Afrika den Griechen und den Romanen für immer entrissen hatten, begann Constantinopel selbst noch vor der Vollendung seiner kirchlichen Suprematie im Reiche durch die Politik der gekrönten „Bilderstürmer", auch nach Seiten der weltlichen Bildung unbestritten den Ton anzugeben. Dazu war aber die Reichshauptstadt schon dadurch ganz vorzüglich geeignet, weil hier mit einer geradezu unermeßlichen Fülle von Monumenten und herrlichen Werken der bildenden Künste sich die reichsten Sammlungen von Bücherschätzen aller Art verbanden, und die bedeutendsten grammatischen, rhetorischen, philosophischen und juristischen Schulen hier vereinigt waren, wo die gebildetsten Männer des Reiches ihre Studien machten. Ueberall aber, soweit nicht die Jurisprudenz und die sogenannten exakten Wissenschaften in Frage kamen, prägte nun die Kirche dieser Bildung und der aus derselben erwachsenden Literatur für eine Reihe von Jahrhunderten den Charakter auf; wie denn unter Anderem in der Philosophie Plato lange weit hinter Aristoteles zurücktreten mußte. Mit dem Verschwinden der antiken hellenischen Bildungsanstalten trat bei den Rhomäern die christliche Schule in den Vordergrund. Unterricht und Bibliotheken gehörten dem Klerus. Kleriker waren es, welche die überkommenen litterarischen Schätze bewahrten und in neuen Abschriften verbreiteten. Kleriker waren es, welche für die Bildungsanstalten die Auswahl der Klassiker trafen. Die gebildetsten Männer der Geistlichkeit repräsentirten jedesmal in Bildung und Kenntnissen



Aeußere Ansicht der Sophienkirche in Constantinopel.

die Blüthe der verschiedenen Zeitalter des Byzantinerthums; aus ihren Reihen traten allmählich auch die jedesmal bedeutendsten Schriftsteller hervor, und zu ihnen gesellten sich wiederholt namhafte Staatsmänner und hochgestellte Hofbeamte, die ihr Leben gern als Schriftsteller in klösterlicher Ruhe beschlossen.

Für die studirende Jugend war durch besoldete Lehrer und Bibliotheken gesorgt. In Constantinopel galt als Centrum der Bildungsanstalten ein großes Institut mit reich ausgestatteter Bibliothek in der Nähe der Sophienkirche: der Sammelplatz für ein Collegium von zwölf unter einem kaiserlichen Direktor (Oekumenikos) stehenden Geistlichen als Lehrer der Wissenschaft, dessen Entscheidungen auch für kirchliche Fragen von hoher Wichtigkeit waren. Soweit nun nicht andere Schriftsteller der älteren Zeit dem Privatstudium überlassen blieben, galten neben der Bibel und einer Anzahl von Schriften der „Kirchenväter" als hauptsächliche Bildungsmittel namentlich Homer, Hesiod, Pindar, die drei großen Tragiker aus Athens Glanzzeit, und eine Anzahl ausgewählter Komödien des Aristophanes. Daneben erhielten sich noch längere Zeit hindurch noch andere attische Komiker, namentlich Menander, in Geltung; von den Alexandrinern Theokrit und Lykophron. Unter den Prosaikern wurden Thukydides, mehrere Dialoge Platons, und die Staatsreden des Demosthenes, Strabon, mehrere Biographien Plutarchs, Stücke des Lukianos, und Cassius Dio bevorzugt, und von den Späteren neben dem attischen Historiker Dexippos namentlich Aristides, Philostratos und Libanios. Die in den Dienst der Dogmatik gezogene Philosophie wurde hauptsächlich an Erläuterungen des Aristoteles geübt; die Rhetorik stützte sich wesentlich auf ältere Techniker, wie Hermogenes; die Grammatik aber, wo die Formenlehre das Uebergewicht gewonnen hatte, auf Kompendien aus größeren Werken älterer Gelehrter. Soweit hier die exakten Wissenschaften in Betracht kamen, so wurde eigentlich nur deren praktischer Theil, namentlich nach Seiten der Mechanik kultivirt. Als medicinische Schriftsteller traten nach einander mehrere gelehrte Compilatoren auf, wie Aëtius und Alexander von Tralles in der zweiten Hälfte des sechsten, Paul von Aegina in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts.

Die Litteratur, welche aus den vorher geschilderten Verhältnissen heraus sich entwickelt hat, trägt allerdings im strengeren Sinne erst seit Ausgang des sechsten Jahrhunderts den eigentlich christlich-byzantinischen Charakter. Aber auch die Schriftstellerei schon dieses Jahrhunderts, wo die Regierung Justinians I. eine Menge frischer Anregungen gab, gehört im weiteren Sinne hierher, insofern die Schriftsteller in allen Hauptsachen das Reich des Ostens zum Mittelpunkte ihres Denkens und Empfindens haben. Allerdings leben hier noch längere Zeit Spuren des antiken Geistes und hellenischer Studien nach. Gab einerseits die großartige Sammlung und Codificirung des römischen Rechts, an deren Spitze Justinians Justizminister Tribonian stand, den Anstoß zur Entstehung einer großen Menge von Commentaren, Meta-



Griechische Aerzte.

Miniature in einer byzantinischen Handschrift aus dem 6. Jahrhundert enthaltend die Werke des Dioskorides (griechischer Arzt im ersten Jahrhundert n. Chr.) und einige Bruchstücke von späteren griechischen Schriftstellern (Wien, kaiserl. Bibliothek). Die Handschrift, 1562 zu Constantinopel gefunden und von Kaiser Maximilian angekauft, ist unter Leitung der Julia Anicia, Tochter des Kaisers Flavius Anicius Olybrius, ausgeführt. Die auf diesem Miniature abgebildeten Aerzte werden in der Handschrift benannt: Chiron, Machaon, Pamphiles, Xenokrates, Niger, Herakliides, Mantias.



Dieses Manuscript, eins der kostbarsten der Welt, enthält die Pandekten, einen beträchtlichen Theil des römischen Rechts, zusammengestellt aus Entscheidungen der älteren Juristen auf Befehl Justinians, der es codificiren liess. Das Manuscript umfasst zwei Bände, ist auf weisses Pergament geschrieben, prachtvoll in purpurfarbige Seide gebunden, mit Spangen und silbernen Schlössern geschmückt und in ein reiches Etui verschlossen. Das Manuscript ist in Constantinopel ausgeführt und in unbekannter Zeit nach Amalfi in Unteritalien gebracht worden. Als im Jahre 1134 Amalfi durch Kaiser Lothar II. erobert wurde, schenkte derselbe das Manuscript den Pisanern, welche in jenem Kriege seine Verbündeten waren. Pisa fiel 1406 in die Gewalt der Florentiner: seitdem befindet sich das Manuscript in Florenz.

Transscription:

Expl(icit) Dig(estorum) seu Pandectar(um) exord(ium). Lib(er) quintus: de jud(iciis), autem lib(er) primus; feliciter.

Εὐτυχῶς τῷ γράψαντι τοῦτο τὸ βιβλίον. Feliciter

„Feliciter“ kommt in sehr alten Handschriften als Formel vor, durch welche der Schreiber seine Freude über die vollendete und gelungene Arbeit ausdrückt.

Incipit liber VII.

R(ubrica) De usufructu et quemadmodum quis utatur fruatur. R(ubrica).

Nun folgt der Text des Gesetzes:

Paulus libro tertio ad Vitellium: Ususfructus est jus alienis rebus utendi, fruendi, salva rerum substantia.

Celsius[1]) libro octavo decimo digestorum: Est enim ususfructus jus in corpore, quo sublato et ipsum tolli necesse est.

Gaius libro secundo rerum cottidianarum vel aureorum: Omnium praediorum jure legati potest constitui ususfructus, ut heres jubeatur dare alicui usumfructu(m). Dare autem intellegitur, si induxerit in fundum legatarium, eumve patiatur utifrui. Et sine[2]) testamento autem si quis velit usumfructum constituere, pactionibus[3]) et stipulationibus id efficere potest. Constitit autem ususfructus non tantum in fundo et aedibus, verum etiam in servis et jumentis ceterisque rebus. Ne tamen in universum inutiles essent propriaetates semper abscedente[4]) usufructu, placuit certis modis extingui usumfructum et propriaetatem reverti. Quibus autem modis ususfructus et constitit et finitur, isdem modis etiam nudus usus solet et constitui et finiri.

---

[1]) Die Namen der citirten Juristen sind roth geschrieben. — [2]) Hier hatte der Schreiber statt u n geschrieben und hat sich corrigirt. — [3]) Noch eine Correctur: Der Schreiber hatte rationibus geschrieben. — [4]) Nach absce ausgestrichenes n.

EXPL· DIG· SIVE PANDECTAR·
EXORD· LIB· QUINTUS
DE IUD AUTEM LIB· PRIMUS
FELICITER

ΕΥΤΥΧΩΣ ΤΩ ΓΡΑΨΑΝΤΙ
ΤΟΥΤΟ ΤΟ ΒΙΒΛΙΟΝ

FELICITER

INCIPIT LIB· VII

R· DEUSUFRUCTUETQUEMADMODUM
QUISUTATURFRUATUR R·

Pauluslibrotertioaduitelliumususfru
ctusestiusalienisrebusutendifruendi
saluarerumsubstantia·
Celsuslibrooctauodecimodigestorumest
enimususfructusiusincorporequosu
blatoetipsumtollinecesseest·
Gaiuslibrosecundorerumcottidianarum
uelaureorumomniumpraediorumiurele
gatipotestconstituiususfructusut
heresiubeaturdarealicuiusumfructum
dareautemintellegiturs induxeritin
fundumlegatariumeumuepatiaturuti
fruietsinetestamentoautemsiquisue
litusumfructumconstituerepactionibus
etstipulationibusidefficerepotestcon
stituituraautemususfructusnontantuminfu
ndoetaedibusuerumetiaminseruisetiu
mentisceterisquerebusnetameninuni
uersuminutilesessentproprietatesse
perabscedenteusufructuplacuitcertis
modisextinguiusumfructumetadpropri
etatemreuertiquibusautemmodisususfru
ctusetconstituituretfiniturisdemmodis
etiamnudususussoletetconstituietfi
niri·

Bruchstücke aus den Pandekten des Justinian. Facsimile in Originalgröße.
Handschrift aus dem VII. Jahrhundert; in der Mediceischen Bibliothek (Laurentiana) zu Florenz.

phrasen und Lehrbüchern, nun auch in griechischer Sprache, — andererseits die wachsende Menge und Bedeutung der Synodalbeschlüsse zur Ausbildung des Kirchenrechtes: so brachte dieses Jahrhundert noch einmal Historiker hervor, welche bei ihrer inneren Kühle gegenüber dem Christenthum und bei ihrer Art, bei kritischem Sinne, nach antiken Vorbildern zu arbeiten, mit Recht noch zu den letzten hellenischen Schriftstellern gerechnet werden. Weitaus der bedeutendste dieser Männer war Belisars Begleiter und Justinians Zeitgenosse und Geschichtschreiber, Prokopios von Cäsarea, der allerdings an Sachkenntniß, praktischer Einsicht und Darstellungsgabe seinen jüngeren Zeitgenossen, den Juristen Agathias von Myrine (536—582), der einen Theil von Justinians Regierung (552—558) in breiter, schwülstiger und gezierter Form beschrieb, unendlich übertraf. Die letzten Ausläufer der alten Art der Historiographie sind dann der als besonders tüchtig gerühmte Fortsetzer des Agathias (bis 583), Menander Protektor unter Kaiser Mauritius, und in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts der Rhetor Theophylaktos Simokatta, der die Geschichte der Zeit 582 bis 602 n. Chr. beschrieb.

Der letztere stellt jedoch in seiner eigenthümlichen Manier gar sehr den Uebergang dar zu der Masse der eigentlichen Byzantiner, die alle mit wenigen Ausnahmen eine gewisse Familienähnlichkeit unter einander zeigen. Allerdings finden die verschiedenen Phasen der byzantinischen Geschichte, (zunächst hier nur die lange Zeit bis zu der kolossalen, durch den lateinischen Kreuzzug herbeigeführten Katastrophe in Betracht gezogen,) bis zu einem gewissen Grade ihr Widerspiel auch in der Litteratur. Dem Ausklingen der durch Justinian I. bestimmten, reicher belebten Zeit folgt ein gewisses Ermatten und Sinken der Litteratur. Das siebente Jahrhundert läßt mit der erobernden Ausbreitung der Araber das ganze ungeheure Gebiet von Mesopotamien bis zum atlantischen Ocean dem Griechenthum auch litterarisch verloren gehen; nur die Syrer erhielten noch einige Zeit lang die geistige Vermittelung zwischen dem arabischen und dem rhomäischen Khalifat, während das griechische Wesen noch immer in Armenien, wie in Sicilien und Italien seine Wirksamkeit ausübte. Das achte Jahrhundert, welches wir als die Epoche der „Bilderstürmer“ mit ihrer militärischen Kraftentwickelung, aber auch arger militärischer Rücksichtslosigkeit und Härte kennen lernen werden, wirkte nach der litterarischen Seite vielfach ungünstig, weil der Stoß der Kaiser in dem ihnen feindlichen Theile der Kleriker, namentlich der Klostergeistlichkeit, zugleich auch zahlreiche Vertreter der Studien traf und schädigte. Dagegen fällt die Sonne der fürstlichen Gunst auf die Wissenschaften in fühlbarer Weise während des neunten Jahrhunderts und weiter, namentlich auch unter der sogenannten „makedonischen“ Dynastie. Daran schließt sich zuletzt im Zeitalter der Komnenen eine auffallend lebhafte Bewegung in der Litteratur. Nur daß die byzantinische Geistesthätigkeit einen wirklichen „Klassiker“ zu keiner Zeit hervorgebracht hat. Gemeinsam aber ist den byzantinischen Schriftstellern, (deren meiste namentlich in den späteren Jahrhunderten in der Reichshauptstadt selbst schrieben,) der

leidige Zug, daß die von ihnen getragene und weiter producirte Litteratur, — wie sie denn auch einen neuen Ideenkreis in eigenthümlichen Formen nicht entwickelt hat, — im Allgemeinen durch die Strömungen des Volksgeistes nicht getragen und bestimmt erscheint, überhaupt mit dem Leben nur selten in eigentlicher Wechselwirkung steht. Die Litteratur ist Sache persönlicher Liebhaberei geworden; die Schriftsteller suchen immer mehr auch in ihrer Sprache nur einem „buchgelehrten" Publikum zu gefallen. Charakteristisch ist die wachsende Entfremdung vom Alterthum; aber nicht nur die richtige Kenntniß der griechischen Mythologie ist diesen Byzantinern abhanden gekommen. Die Byzantiner, die in ihrem Stolze dem Abendlande immer mehr sich entfremdeten, verloren mit dem Bewußtsein des alten vielhundertjährigen politischen Zusammenhanges mit dem romanischen Westen selbst die Kenntniß der alten römischen Geschichte. Schon der tüchtige Prokop erzählte über die frühere römische Provinz Britannien und die ihm nur noch in völlig sagenhafter Weise bekannte Hadriansmauer die wunderlichsten Fabeln. Dazu tritt neben der Allen gemeinsamen religiösen Färbung ein Mangel an Originalität, der diese Gelehrten dahin führte, mit Vorliebe Werke des Sammelfleißes verschiedener Art in Berufswissenschaften und Philologie herzustellen, sobald sie nicht als Historiker die Zeitgeschichte kultiviren, Memoiren in Vers oder Prosa verfassen, oder sich zur Anlage sogenannter Weltchroniken wenden. Endlich aber geht durch ein eigenthümlicher Mangel an feinerem Formensinn. Ein bestimmter Styl hat sich allerdings nicht entwickelt, und die Sprache der Autoren trägt eine durchaus individuelle Farbe. Aber gemeinsam war ihnen der doppelte Sprachschatz, aus dem sie schöpften. Einmal die etwas willkürliche Auswahl der älteren Schriftsteller, anderseits die biblischen Schriften. Gemeinsam bleibt dann diesen Schriftstellern, die unter dem Einflusse derselben Art der Bildung und der Denkart standen, die Neigung zu rhetorischer Tonart, „ihr Hang zur Metapher, die Lust, in Wendungen des bildlichen Ausdrucks zu schwelgen". Indem so die sprachlichen und rhetorischen Mittel verschiedener Zeitalter und Stylgattungen verbunden wurden, mußte allmählich die Kluft zwischen Schrift- und Volkssprache immer tiefer und bleibender werden.

Analog wie unter den Künsten bei den Byzantinern die Musik weitaus am geringsten geschätzt wurde und vom Gebrauche der Gesellschaft, (theilweise auch der Kirche) ausgeschlossen war: so leistete bei ihnen die Dichtung nur unerhebliches, soweit nicht die Volks- und Kirchendichtung in Betracht kam. Dabei ließ man die alte Prosodik gänzlich verfallen; seit dem 12. Jahrhundert hat sich auch die Schul- und Kunstpoesie ganz in den kunstlosen Formen bewegt, die sich außerhalb ihres Bereiches entwickelt hatten. An die Stelle des quantitirenden Princips ist das accentuirende getreten. Vorherrschendes Metrum war der funfzehnsilbige jambische Vers, der sogenannte „politische" (d. h. im Gegensatze zu den gelehrten Versmaßen der Antike der „bürgerliche, volksthümliche,") Vers, das „Allerweltsmaaß", getreten, der bis zu den jüngeren Schöpfungen der Neugriechen das Feld behauptet hat. Man begnügte sich

dabei, die Silben zu zählen, und maß diese Verse ohne Rücksicht auf Quantität und metrische Kunst nur nach dem Accent: nur mit der Bedingung, „daß dieser bei festen Einschnitten mit dem Tone des Wortes zusammentraf“. Dieses bequemen Metrums, welches keinerlei strenge Studien erforderte, haben sich dann Männer auf allen Stufen der Bildung bedient, um Alles mögliche, die trockensten Stoffe nicht ausgenommen, darin zu behandeln.

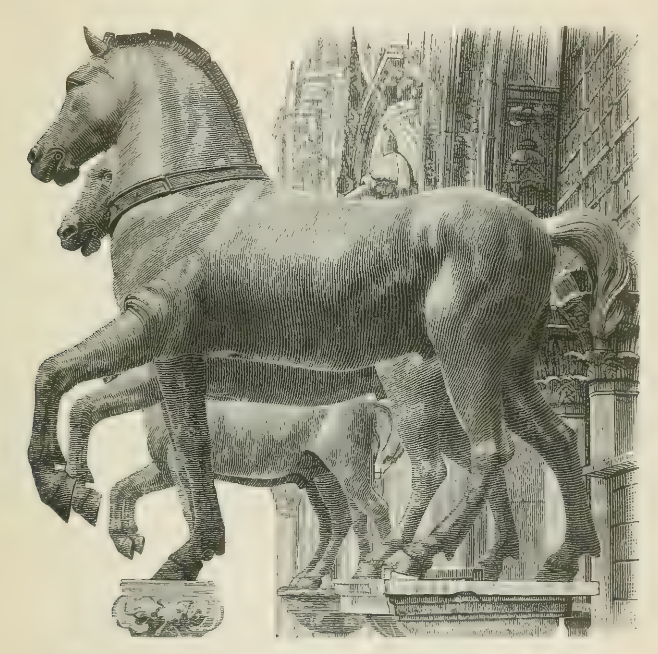
Die neue und wenig erfreuliche Tonart der eigentlichen byzantinischen Historiographie, wie sie uns dann bis zu dem Beginn des Zeitalters der Komnenen begleitet, bezeichnet recht scharf die (565—578 n. Chr.) in ziemlich barbarischer Sprache verfaßte Weltchronik des Johannes Malalas von Antiochia, die bei „vollendeter Plattheit“ und mönchischem Charakter eine schlimme Kritiklosigkeit und höchst mangelhafte Kenntniß des Alterthums zeigt, dafür aber die neue Manier einleitet, das Aeußere der historischen Persönlichkeiten in einer Weise zu beschreiben, die man wohl mit modernen „Steckbriefen“ verglichen hat. Und in analoger Weise sind fleißige historische Sammelwerke, wie die des Johannes von Antiochien (im 7. Jahrhundert), der die alten Historiker fleißig gelesen, und des Syncellus (um 800), der auch den alten Dexippos vielfach benutzt hatte; dann im 10. Jahrhundert die Schriften des Georgios Monachos, Genesios, Leo Grammatikus, Pollux, und weiter im 11. Jahrhundert Leo Diakonus und das Chronikon Paschale („eine geistliche Compilation aus besseren Trümmern der Ethnographie“) und andere, keine glänzenden Erzeugnisse der litterarischen Produktivität. Unter einander verschieden nach dem Grade der Brauchbarkeit, haben sie mit einander gemein die Vorliebe für ein breites kirchengeschichtliches Detail, daneben aber auch die Formlosigkeit und einerseits die Unfähigkeit, den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse zu fassen, andererseits ein durchweg kleinliches Gepräge. In Nebendingen redselig, bei wesentlichen Momenten wortkarg, verstehen sie es nicht mehr, zwischen Bedeutendem und Geringem zu unterscheiden.

Nicht gerade zu dem kostbaren Erbgute der antiken Kultur, wohl aber zu dem Nachlaß griechisch-römischer Civilisation gehörte dagegen ein anderer Zug des byzantinischen Lebens, der mit fast unveränderter Stärke, unbeirrt weder durch durch die gewaltigen dogmatischen Streitigkeiten, und die Kämpfe bald um die Integrität der Grenzen, bald selbst um die Existenz des Reiches, noch durch die allmähliche Durchsetzung der Rhomäer mit neu assimilirten Elementen, — bis in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts hinein sich behauptet hat, und erst unter den Katastrophen, welche sich an den lateinischen Kreuzzug knüpften, erstorben zu sein scheint. Es war die Freude an den Cirkusspielen. Die Wettkämpfe im Hippodrom haben unter leidenschaftlichster Betheiligung des gesammten Volkes und nicht weniger Kaiser das Ausleben der schrecklichen Lust des Amphitheaters im Reiche der Rhomäer um viele Jahrhunderte überlebt. Nicht nur Constantinopel, sondern auch die Hauptorte der Provinzen wurden von Zeit zu Zeit durch diese lärmenden und prunkvollen Festlichkeiten berauscht. Erst die Ausbreitung der Araber über die

Länder bis zur Südküste des gesammten Mittelmeeres und bis zum kilikischen Tauros hat hier den Freuden der Rennbahn ihr Ende bereitet. In den Ländern aber zwischen der Adria und der arabischen Grenze erneuerte sich immer wieder der volksthümliche Festjubel bei diesen Spielen, die vor Alters die stolze Freude der althellenischen Eupatriden, dann der Lieblingsschmuck auch der romanischen Feste gewesen waren, bei den Rhomäern aber das eigentliche demokratische Element des öffentlichen Lebens ausmachten.

Mit der für die Byzantiner überall so charakteristischen Zähigkeit hielt man nämlich gerade dieses Stück des antiken Lebens fest, an welches seit den ersten Zeiten des römischen Principats eine neue Art der Parteiung geknüpft war. Und in der byzantinischen Zeit, wo neben der für geistliche und gelehrte Kreise reservirten Litteratur alle höheren Interessen und alles öffentliche Leben im Zusammenhang mit der Kirche standen, tobten sich alle profanen Gegensätze mit ausgesprochener Vorliebe auf dem Gebiete aus, welches der kaiserliche Absolutismus und die Reichsbureaukratie dem Volke allein offen gelassen hatten, nämlich in den Parteiungen, die sich nun eben an den Hippodrom hingen. Vom Anfang des römischen Principates an waren die Wettfahrer durch die Farben der Gewänder und vielleicht noch durch andere Abzeichen von einander unterschieden gewesen, und hatten die Massen der Zuschauer mit tobender Leidenschaft für die eine oder die andere Farbe Partei genommen, wiederholt auch diesen Gegensatz in das bürgerliche Leben übertragen. Eine gefährliche Richtung, die allmählich über das Reich sich ausgebreitet hatte, und in der neuen Weltstadt Constantins des Großen zu ihrer vollen Höhe sich ausgebildet hat. In Constantinopel hatte schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts das an den Hippodrom sich anlehnende Parteiwesen sich dahin entwickelt, daß, ausgehend von den Wettfahrern und denen, welche die Wagen und die Rosse stellten, und die Spiele durch ihre Geldmittel förderten, das Volk in zwei große Parteien getheilt war. Es sind die Blauen, deren Farbe angeblich ursprünglich dem Poseidon, und die Grünen, deren Farbe der Aphrodite geweiht gewesen sein soll. Dies Parteiwesen entsprach hier, wie in andern Metropolen des Ostens so sehr den Neigungen des Volkes, daß man in besonders aufgeregten Zeiten sich auch durch die Kleidung von einander zu unterscheiden suchte; daß man sich ferner in aller Form systematisch organisirte. Der eigentliche Kern jeder Partei, — jedes Demos, wie es zu Constantinopel hieß, — war eine geschlossene Genossenschaft, die Corporationsrechte gewonnen und den Besitz von Grundstücken und regelmäßigen Einkünften erworben hatte, und zu allen Zeiten, (auch nachdem später die Rennspiele aufgehört hatten,) zur Verherrlichung der Feierlichkeiten des Hofes mitwirkte. Als erst die Vorstädte jenseits des Goldenen Hornes eine größere Bedeutung erlangt hatten, unterschied man auch innerhalb der Parteien zwischen den Genossen in der Altstadt und denen in „Pera“. Beide Gruppen standen unter verschiedenen Beamten; die Genossen beider Parteien in Pera je unter einem „Demokraten“, die in der Altstadt je unter einem „Demarchen“:

Aemter, die in der Zeit der makedonischen Kaiser aber vom Hofe aus besetzt wurden. Dazu kamen Aufseher der Häuser, welche die Parteien am Hippodrom besaßen; ferner Schreiber oder Archivare; Dichter, welche die Huldigungen entwarfen, die bei feierlichen Prozessionen dem Kaiser dargebracht wurden; Sänger oder Musikmeister; Tanzmeister, welche in den älteren Zeiten auch die Pantomimen, später Tänze bei den feierlichen Gastmählern der Kaiser, und bei verschiedenen Gelegenheiten (so namentlich wenn der Kaiser von einer Reise nach der Residenz zurückkehrte,) auf dem Hippodrom zu leiten hatten.



Die antiken Rosse über dem Hauptportal von St. Markus zu Venedig.

Dazu kam dann die zahlreiche Dienerschaft, die in den Ställen, bei den Wagen, und während der Spiele im Hippodrom beschäftigt war.

Die Rivalität nun dieser Parteien nahm namentlich in den älteren Jahrhunderten oft einen überaus furchtbaren Charakter an. Es kam wiederholt so weit, daß der Streit, dem doch auch nicht der geringste reale Inhalt geistiger oder materieller Interessen zu Grunde lag, eben nur des Streites wegen geführt wurde; schlimmer noch, daß sich unter Umständen zwischen den Genossen der großen Faktionen, besonders unter der Jugend, ein wahrhaft fanatischer Corpshaß ausbildete, der zu Gewaltthaten schlimmster Art führte, die dann natürlich wieder neue Thaten der Rache hervorriefen. Wie weit diese Faktionen allemal mit den religiösen oder politischen Gegensätzen sich ver-

schlangen, die von Zeit zu Zeit die Reichshauptstadt und die Provinzen erschütterten, ist nicht zu erkennen. Wohl aber wissen wir, daß die rechte Blüthezeit dieser Karrikatur antiker Parteiungen in das sechste Jahrhundert fiel, wo besonders auf Grund der Vorliebe Justinians I. und seiner Frau für die Blauen, die grüne Partei als die systematisch zurückgesetzte auch politisch für lange Zeit zur Oppositionspartei, und der Gegensatz zwischen den Faktionen unter Umständen das Motiv zu schrecklichen Scenen geworden ist. Die grauenhafte Episode des Nika-Aufruhrs (532) ist an grandioser Furchtbarkeit nachmals nur durch die vulkanischen Explosionen der Janitscharenmentereien in türkischer Zeit wieder erreicht worden. Und unter Phokas tobte in allen großen Städten des Orients der bewaffnete Kampf zwischen Blauen und Grünen. Wahrscheinlich doch die vieljährige Nothlage des Reiches in den folgenden Jahrhunderten ließ allmählich die schlimmste Schroffheit speziell dieser Gegensätze mehr zurücktreten, statt deren wiederholt neue kirchliche Probleme höchst greifbarer Art, wie seit Leo III. der Bilderstreit, seit Ausgang des neunten Jahrhunderts der Kampf gegen Rom, auch die Massen noch anders interessirten, als früher die rein dogmatischen oder spekulativen Streitfragen. Es kam dazu, daß der Hof sich mit seltenen Ausnahmen, wie namentlich noch einmal Michael III. im neunten Jahrhundert, der allerdings persönlich an die Spitze der Blauen trat, sich allmählich vor der gefährlichen Praxis hütete, eine der Faktionen, namentlich die seit Alters in den Strahlen der fürstlichen Gunst gesonnten, und im Hippodrom durch den Besitz einer Halle zur rechten Seite der kaiserlichen Loge ausgezeichneten Blauen, in allzu fühlbarer Weise vor den anderen zu begünstigen. So wurden die Parteien der Rennbahn zuletzt doch darauf beschränkt, lediglich durch ihre Rivalität den Glanz der Spiele zu erhöhen, und durch ihr Auftreten den bunten Reichthum der Farben des byzantinischen Volkslebens erheblich zu beleben und zu steigern. Noch in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts schmückte Kaiser Constantin Porphyrogenneta den Hippodrom neu, indem er gegen Ende der Spina einen gewaltigen, aus Quadersteinen errichteten Obelisken aufstellen ließ, der mit großen (erst zur Zeit des lateinischen Kaiserthums entführten) Reliefplatten von vergoldeter Bronze bedeckt war. Von hier stammt (wie man mehrfach angenommen hat) das Viergespann des Lysippos, welches jetzt das Portal der St. Markuskirche in Venedig schmückt, und einst unter Theodosius II. von Chios nach Constantinopel verpflanzt worden war.

Parallel aber mit diesem Fortleben und der theilweisen Ausartung eines der stärksten Motive des antiken Wesens behaupteten, — ebenfalls ein schönes Erbstück des hellenischen Lebens, — auch die Künste in dem Bereich der Byzantiner noch Jahrhunderte lang einen hohen Rang: freilich so, daß auch sie, wie die Litteratur, vollkommen in jene Ordnung der Dinge sich gefügt hatten, wo der jedesmalige Erbe der Constantiner als geistlicher oder weltlicher Oberherr der bestimmende Mittelpunkt geworden, die religiösen Anregungen aber an die Stelle der Musen und Grazien getreten waren.

Wie sich namentlich seit dem sechsten Jahrhundert der Volksgeist gestaltet hatte, so konnten allerdings die kostbaren Kunstschätze des Alterthums, die seit Constantin dem Großen in der Reichshauptstadt aufgehäuft waren, für die Byzantiner weit mehr noch als die alte Litteratur nur als ein lebloses Vermächtniß gelten. Die zum großen Theile ausgezeichnet schönen Statuen und Reliefs, welche die Plätze und Gebäude der Weltstadt in verschwenderischer Fülle schmückten, und noch Jahrhunderte lang die Beschauer mit ähnlicher Bewunderung erfüllten, wie der zum Mariendom umgeformte Parthenon auf dem Schloßberg von Athen, hatten für die Laien wie für die Künstler der byzantinischen Jahrhunderte nur noch eine dekorative Bedeutung. Lange ehe eine Feuersbrunst nach der andern, zuletzt die furchtbaren Brände des vierten



Vorderseite eines Reliquienkästchens. Byzantinische Elfenbeinschnitzerei aus dem 5.—6. Jahrh.. Höhe 13, Breite 26 Centimeter; im Domschatz zu Trier.

Der dargestellte Vorgang scheint die feierliche Einbringung eines Reliquienschreins in Constantinopel zu sein. Rechts die Kirche, vor deren Portal eine weibliche Figur mit einem Kreuze im Arme steht, bereit den nahenden Zug zu empfangen. Den Reliquienschrein halten zwei Geistliche vor sich, die in einem Wagen herankommen: Personen mit Kerzen in den Händen gehen voran. Den Hintergrund bildet ein großes Gebäude; in allen Fenstern desselben, auf dem Dache und sogar auf den Dächern der Kirche sind Zuschauer zu erblicken.

Kreuzzuges, diese Schätze immer massenhafter zerstörten, war den Byzantinern das Verständniß und der künstlerische Zusammenhang mit ihnen verloren gegangen.

Wirklich unmittelbar geblieben war den Byzantinern die Pflege des Kunstgewerbes, die ungemeine technische Fertigkeit und Gewandtheit, in welcher sie noch unendlich lange die übrigen Völker, die in ihrem Gesichtskreise lagen, weit übertroffen haben; nur daß nach manchen Seiten, wie beispielsweise bei der Prägung ihrer Münzen, das Sinken des Schönheitsgefühles deutlich zum Vorschein kommt. Aber in der Herstellung kunstvoller Mosaikbilder besaßen diese Byzantiner thatsächlich ein Monopol. Alle Arten des Kunsthandwerks,

überhaupt die Herstellung aller Dinge, welche dem feineren Luxus dienten, standen in diesem Reiche bis nahe zu seinem Untergang in hoher Blüthe. Die Goldschmiedekunst, die Herstellung kostbarer Metallarbeiten und zierlicher Gewebe, die Emailmalerei, die eingelegte Arbeit bei Diptychen und Bücherdeckeln, in Miniaturen und Abbildungen bei Handschriften, die Elfenbeinschnitzerei, die Produktion zierlicher Reliquienschreine, gehörten zu den Lieblingsthätigkeiten der Rhomäer; und große Massen fanden, — nach dem Austoben der slawischen Stürme auch auf altgriechischem Boden, so namentlich zu Theben und Korinth, — ihren Unterhalt durch die kunstvoll betriebene Seidenweberei und die daran sich schließenden feineren Gewerbe. Massen solcher Erzeugnisse sind auch über die Grenzen des Reiches zu den Völkern des Abendlandes, wie nach den Höfen der arabischen Khalifen und später der seldschuckischen Emire gelangt.

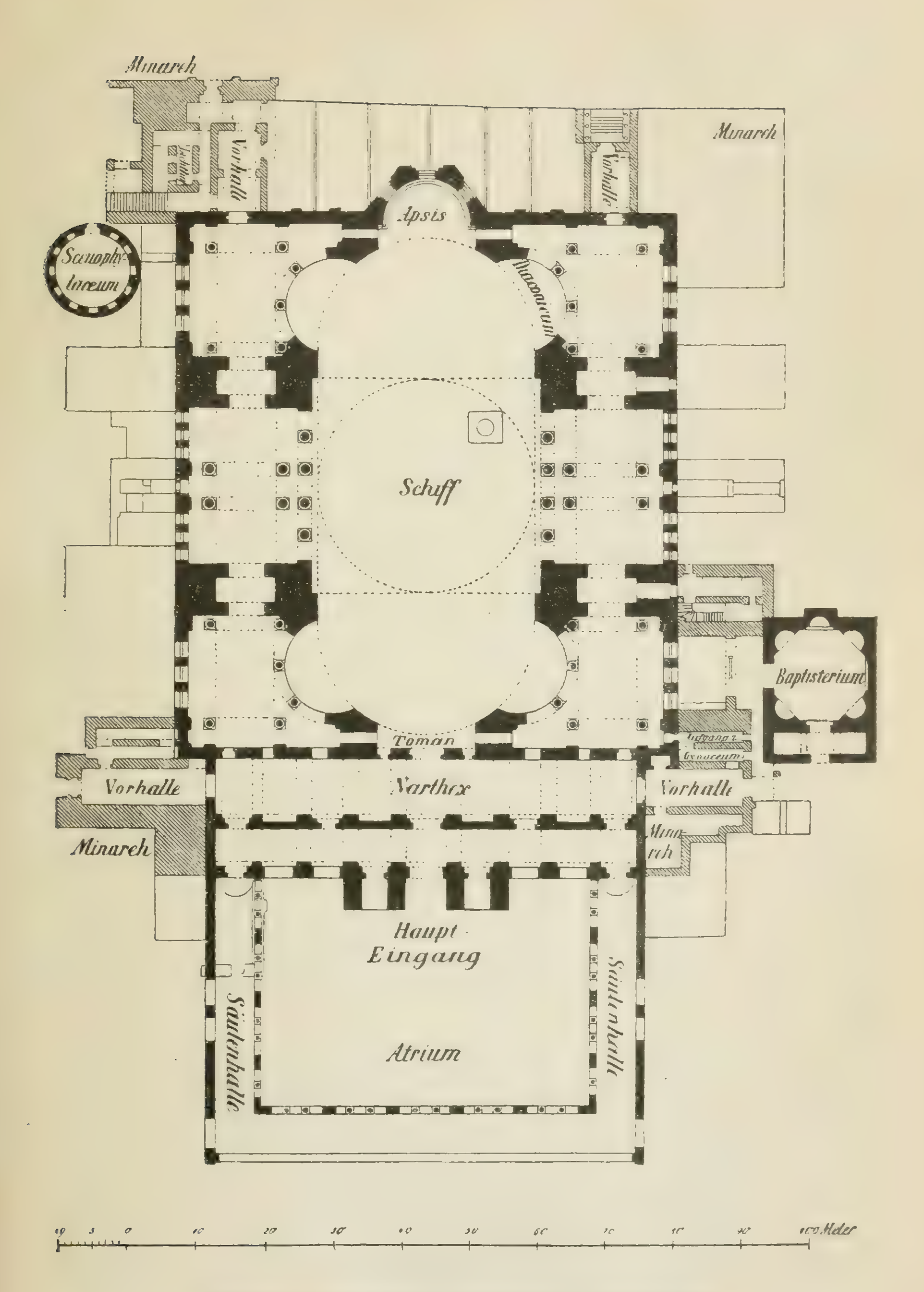
Die byzantinische Kunst dagegen im engeren Sinne, die sich aus der bereits sehr stark durch die Kirche beeinflußten des ausgehenden römischen Reiches heraus unter starkem Einfluß orientalischer Elemente entwickelt hat, läßt den Zusammenhang mit der Antike immer kenntlicher fallen. Ihr eigentliches selbständiges Auftreten gehört zuerst dem sechsten Jahrhundert an. Unter Justinian I. nämlich, der durch große künstlerische Unternehmungen die Macht der Kirche in neuem Glanze und zugleich seine eigene Herrschermacht zu verherrlichen strebte, trat nun auch die byzantinische Kunst recht eigentlich ins Leben. „Alle Mittel der Technik wurden damals aufgeboten, um künstlerische Combinationen zu erzielen, die das Gemüth des Beschauenden mit bewunderndem Staunen zu erfüllen geeignet waren. Dieses Ziel wurde allerdings erreicht. Aber eine neue künstlerische Form wurde nicht, oder doch nur theilweise gewonnen. Vielmehr ist es wesentlich nur die alte Form, mehr und mehr willkürlich verwendet, ja theilweise mehr und mehr entartend und erstarrend, zum Theil mit Barbarismen neuer Erfindung versetzt, was „die künstlerische Hülle jene neuen Combinationen" bildet."

Zunächst erhielt unter Justinians I. Herrschaft die byzantinische Architektur ihr eigenthümliches Gepräge. Für die von der Basilika ausgehende Kirchenbaukunst, die hier schon sonst durch orientalische Einflüsse berührt war und den im Osten ausgebildeten Formen des Gottesdienstes Rechnung trug, trat, „das räumlich Bunte gewissermaßen ausgleichend und zu mächtiger Gesammtwirkung steigernd", ein neues Element hinzu: die Kuppelwölbung über dem Hauptraume des Inneren, in kühnerer Construktion als man bisher zu wölben pflegte, mit verschiedenartig angeordneten Gewölben über den Seitenräumen verbunden. Die Kuppel, von hohen Pfeilern und Bögen getragen, bedingte die Anordnung eines gleichseitigen Hauptraums in der Mitte des Gebäudes. Die Seitenräume und die für die Frauen bestimmten Gallerien über diesen, öffneten sich gegen den Hauptraum durch Säulenarkaden, die zwischen die Kuppelpfeiler eingesetzt waren: während sich in der Tiefe des Gebäudes der Raum des Priesterchores und des Altars mit seiner Tribuna



Mosaitbild in der Sophienkirche zu Constantinopel, im Bogenfeld über dem aus der Vorhalle (Narthex) in die Kirche führenden Hauptportal. Auf einem prächtigen Throne sitzt Christus, die Rechte segnend erhoben, mit der Linken das geöffnete Buch haltend. Zu den Seiten des Thrones Maria und der Erzengel Michael in Medaillonbildern. Vor Christus, nach byzantinischem Ceremoniell niedergeworfen, ein Kaiser, vermuthlich Justinian in seinem bei der zweiten Einweihung der Kirche vorgerückten Alter; Andere deuten an Heraklius und Basilios I. Des Kaisers Haupt ziert ein Perlendiadem; er trägt eine Tunita mit langen, faltenreichen Aermeln und eine bis auf die Füße fallende perlengestickte **Dalmatika**. **Der Grund ist golden**; (s. S. 86).

anschloß, und an der Eingangsseite die Vorhalle, der sogenannte „Narthex", der Raum für die Büßer, auch wohl ein Vorhof vor dieser Halle, angeordnet war. Das großartigste Denkmal dieser Zeit und dieses Styles ist (neben der kleinen Kirche des h. Sergius, südwestlich vom Hippodrom,) die an Stelle der alten, durch Brand bei dem Nika-Aufstand (S. 79) zerstörten Sophienkirche der Constantiner erbaute, riesige Kirche der h. Sophia, d. h. der göttlichen Weisheit, zu Constantinopel, — im östlichen Theile der Stadt, zwischen dem Kaiserschlosse, dem Augustusplatze und dem Hippodrom, — wo sehr bestimmt die Längenwirkung der Basilika mit der centralisirenden Kraft einer mächtigen Hauptkuppel verbunden werden sollte. Baumeister bei derselben waren Anthemios von Tralles und Isidoros von Milet. Der Bau dauerte vom 23. Februar 532 bis 26. December 537. Nach einem Erdbeben i. J. 558, welches die Hauptkuppel erheblich beschädigte, wurde mit Höherführung derselben und verstärkten Widerlagern eine Herstellung begonnen und diese am 24. December 563 vollendet. Die Kirche ist in dem Wesentlichen ihrer baulichen Theile erhalten. Hier ist der Gesammtbau viereckig, ausschließlich der Apsis 75 Meter lang und 70 Meter breit, und auch die Mittelkuppel erhebt sich, 32 Meter weit, und im Scheitel bis zu 56 Meter über dem Fußboden emporsteigend, von vier Pfeilern und Bögen getragen, über einem viereckigen Mittelraum. Dem letzteren schließen sich west- und ostwärts große Halbkreisräume an, mit Halbkuppeln bedeckt, die sich an die Bögen des Mittelraumes anlehnen. Beide Halbkreisräume zeigen je zwei Säulennischen zu beiden Seiten, die in die Seitenräume hineintreten, während sich ostwärts die vertiefte Tribunennische, die Apsis, anschließt, und westwärts die zum innern und äußern Narthex führenden Pforten eingefügt sind. So bildet sich im Grundriß ein seltsam gestaltetes, centrales Langschiff, in welches sich die zwischen demselben und den Umfassungsmauern auf der Nord- und Südseite aufgeführten Seitenschiffe und die Gallerien über diesen, durch zweigeschossige Säulenarkaden zwischen den Hauptpfeilern öffnen. Den oberen Stock der Seitenschiffe nimmt der Frauenchor (Gynaeceum) ein; derselbe erstreckt sich auch über den Narthex, der zweistöckig ist. Der Raum über dem Narthex öffnet sich nach dem Schiffe zu in drei großen Bogen, zwischen denen je zwei Doppelsäulen stehen (wie denn überhaupt in der Kirche 100 Marmorsäulen gezählt werden). Fenster sind sehr zahlreich, sowohl in den Umfassungsmauern, wie in den Kuppelgewölben. In der Hauptkuppel zählt man deren 40 am unteren Kranz. Durch das einströmende Licht werden die kostbaren Marmorwände und die Mosaiken der Gewölbe in vortheilhafter Weise weder zu grell, noch zu schwach beleuchtet. Das Aeußere der Sophienkirche baut sich in seinen Construktionen schwer und massenhaft empor. Wohl aber macht im Innern der gewaltige Bau den Eindruck der Größe, der Erhabenheit, der Pracht. „Die Raumentfaltung ist überraschend. Zuerst eilt der Blick über das weite Schiff, dringt tief in die Seitenhallen, und erhebt sich dann, von Bogen zu Bogen steigend, bis zum erhabenen Dom." Die stoff-



Grundriß (zu ebener Erde) der Sophienkirche in Constantinopel.

liche Ausstattung des Inneren ist überaus prachtvoll. Zu Säulenschäften wurden die glänzendsten Prachtstücke spätrömischer Architektur verwendet. Wände und Pfeiler sind mit dem mannigfachsten Täfelwerke von Marmor und anderem kostbaren bunten Gestein, in kunstreicher Abwechselung, zum Theil in musivischen Mustern, bekleidet. Vom Ansatz der Gewölbe an ist Alles mit Goldmosaik, aus welchem farbiges Ornament und figürliche Darstellungen hervorleuchten, bedeckt. Der Styl des Ornamentes ist „als ein starr gebundener, mit nur noch vereinzelten Reminiscenzen an das antike Dekorationsprincip", zu bezeichnen.[1])

Die Sophienkirche ist nun auch dadurch interessant, daß sie Prachtstücke zeigte von der bildnerischen Thätigkeit, die von den Byzantinern für dekorative Zwecke vielfach und in der Bearbeitung verschiedenartiger Stoffe angewendet wurde. Der Altarraum war rings mit Prachtmetallen erfüllt. Silberne Wände mit silbernen Säulen trennten den Raum von dem davor befindlichen Sängerchor. Ueber den Säulen waren runde Scheiben mit den Bildern Christi, der Maria, der Profeten, der Apostel. Ein hohes Tabernakel von Silber, mit zierlich dekorativer Arbeit versehen, stieg über dem Altar empor. Der letztere war von Gold, mit eingelegten Edelsteinen, Teppiche mit goldgestickten figürlichen Darstellungen schlossen die Oeffnungen des Tabernakels und verhüllten das Mysterium des Altars. Endlich zeigte die Kirche auch aus den Jahren 558 bis 563 einen reichen musivischen Schmuck. Das große Bild im Mittelraum der Kuppel, Christus als Weltenrichter, ist nicht mehr vorhanden. Heute noch erhalten sind die riesenhaften Cherubimgebilde an den Zwickeln unter der Hauptkuppel; ferner Darstellungen an den großen Bögen, welche die Kuppel ost- und westwärts stützen; ein Theil der Mosaiken an den Fensterwänden unter der Kuppel; Reste an den Wölbungen der Gallerien, und namentlich eine halbrund umschlossene Darstellung, welche sich in der Vorhalle, über der Haupteingangsthür befindet: der thronende Christus mit den Medaillonbildern der Maria und des Erzengels Michael, vor ihnen ein knieend anbetender Kaiser, anscheinend Justinian (s. Abbildung auf Seite 83). Der Goldgrund ist bei diesen Mosaiken überall durchgeführt.

Neben so riesenhaften Prachtbauten, wie die Sophienkirche war, entstanden aber natürlich viele andere, weit einfachere kirchliche Bauwerke,

1) Die Kirche war mit mehrfachen An- und Nebenbauten umgeben, die in der osmanischen Zeit aber theils verschwunden, theils verbaut worden sind. Am Nord- und Südende des Narthex befinden sich noch jetzt die Reste der denselben umgebenden, mit Tonnengewölben bedeckten Vorhallen. Zwischen den Aufgängen auf der Ostseite der Kirche lag eine Reihe niedriger, gewölbter Räume; wie man meint, das Diakonicum oder Secretarium. Hier ertheilte der Patriarch vor dem Gottesdienste den Segen, wurden auch Synoden abgehalten. In einiger Entfernung von der Nordwestecke der Kirche lag das Skeuophylakion; ein Rundbau, in welchem die heiligen Gefäße, und die Prachtbahren für die Begräbnißfeierlichkeiten aufbewahrt wurden. Gegenüber am Südende des Narthex ein vierseitiger, mit einer Kuppel überwölbter Bau, mit Apsis und Narthex, vielleicht das alte Baptisterium; (s. den Grundriß auf Seite 85).





Byzantinische Säulen-Kapitäler.

1. 2. 4. 7. 8. 9. Säulen- und Pfeiler-Kapitäler in St. Demetrius zu Thessalonike. 3. Kapital in St. Sophia zu Thessalonike. 5. Kapitäl und Gesims einer der unteren Saulen des Schiffes der Sophieenkirche zu Constantinopel. 6. Kapital und Mosaik-Gesims einer der oberen Säulen des Schiffes der Sophieenkirche zu Constantinopel.

wie sie die Bedürfnisse des Kultus nöthig machten. Mehrere kleinasiatische Kirchen und die Kirche der heiligen Irene in Constantinopel, (diese einem im achten Jahrhundert erfolgten Neubau angehörig,) geben das Beispiel der „schlichteren und derberen" Entwickelung, zu welcher der byzantinische Kirchenbau in den nächsten Jahrhunderten nach Justinian überging. Es sind breite, basilikenartige Bauten, der Art daß in der Mitte des Hauptschiffes allerdings die etwas erhöhte Kuppel blieb, doch sonst alle bunten Grundrißlinien vermieden wurden, während sich in der Tiefe des Gebäudes die Tribuna des Altars, auch kleinere Seitentribunen, in einfacher Weise anschlossen. Für das architektonische Detail allerdings war die energische Ausbildung des Kuppelbaues nicht gerade günstig. Das gerade Gebälke wurde immer seltener und verschwand endlich ganz. Die Verwendung der Säulen wurde beschränkter; die Umwandlung des Styles zeigt sich namentlich an den Säulenkapitälern. Dieselben, jetzt unmittelbare Träger der Emporen oder der Bogen, gaben immer mehr die zarten Linien des korinthischen Blumenkelches auf und gestalteten sich endlich zu einem abgeschrägten, von unten nach oben ausladenden, aus dem Kreise des Säulenstammes in das Viereck des Bogenansatzes überleitenden Steinwürfel, dessen Seiten an den Rändern von einem flachen Ornament eingerahmt, im mittleren Felde von einer ohne alles Naturgefühl gezeichneten Ranke überzogen sind.

Großartiger war die Entwickelung in den Kirchen zu Thessalonike, wo die große Kirche des h. Demetrios, eine fünfschiffige Basilika, mit Emporen, auch noch ein umfangreiches Querschiff und einen Narthex mit geräumigem Atrium zeigte. Die unteren Säulenstellungen waren mit „korinthisirenden", die oberen mit jonischen Kapitälern versehen. Die unteren Arkaden wurden durch rhythmisch wiederkehrende Pfeiler verstärkt. Neben dieser Kirche ihres gefeierten Lieblingsheiligen sind in der glänzenden Seehauptstadt Makedoniens bis zum 10. Jahrhundert noch zahlreiche andere, in der Regel durch prachtvolle Mosaikbilder ausgezeichnete Kirchen entstanden, die meistens noch heute zu türkischen Moscheen umgebaut sich erhalten haben; so die Kirche der h. Sophia, der Panagia (bekanntlich die griechische Madonna), des St. Georg, und der Apostel. Daneben hat der architektonische Einfluß von Byzanz sich nach der kirchlichen Seite auch in Italien, soweit es in den Händen der Rhomäer blieb, sehr entschieden bemerkbar gemacht; so namentlich in Ravenna. Die Basilika S. Apollinare nuovo aus der Zeit des großen Ostgothen Theoderich zeigt schon in der Bildung der Kapitäler und auch sonst Anklänge an die Bauart der Byzantiner. Die Säulen sind durch Bogen verbunden; die Gliederung steht noch unter dem Einfluß der antiken Architektur. Dagegen zeigt die Basilika S. Apollinare in Classe, in der ravennatischen Hafenstadt, (zwischen 534 und 549 entstanden), eine weitere Entwickelung des Baustyles; die äußeren Mauerflächen erscheinen durch Flachbogen und Backsteingesimse belebt, der Altarraum erhebt sich auf mehreren Stufen über das Mittelschiff. Die Kirche S. Vitale endlich, der S. Sergius-



Bronze-Reliefs auf einer Thür in S. Zeno zu Verona.

Abgebildet ist die obere Hälfte des rechten Thürflügels. Die Reliefs, an welche sich zwölf weitere in gleicher Anordnung anreihen, stellen Scenen aus dem Alten Testament dar. Auf dem linken Flügel der Thür befinden sich in derselben Anordnung und Zahl Darstellungen aus dem Neuen Testament. — S. Zeno ist im 9. Jahrhundert erbaut, nachdem eine Feuersbrunst diese Thüre zum Theil zerstört hatte, ist dieselbe im 11. Jahrhundert erneuert worden.

kirche in Constantinopel analog, und zwischen 526 und 547 entstanden, ist ein von der Kuppel gekrönter Polygonalbau. „Acht Pfeiler, im Achteck gestellt, tragen die Obermauer, und darüber die aus länglichen Hohltöpfen konstruirte Kuppel. Ein gleichfalls achtseitiger Umgang schließt sich an den Kuppelraum an und öffnet sich im Doppelgeschoß gegen den letzteren in der Weise, daß zwischen die Hauptpfeiler im Halbkreise zurückweichende Säulen gestellt sind, welche das obere Stockwerk des Umgangs tragen;" (s. Abbildung auf Seite 109).

Die auf weltliche Stoffe gewandte Skulptur brachte schwerlich mehr als Statuen der Kaiser und Kaiserinnen, sonst noch feine Elfenbein-, Gold- und Emailarbeiten von sauberer Ausführung (bei herben und hagern Formen und „unlebendig starrer" Auffassung) hervor; später namentlich auch Reliefs auf großen Erzthüren der Kirchen (s. S. 88). Die Mosaikmalerei, die Lieblingskunst der Byzantiner, die zu sehr bedeutendem Aufschwunge gelangte, nahm bei ihrem Streben, Wirkungen zu erzielen, allmählich eine Richtung auf das Phantastische. Ihre Elemente beruhten theils auf Motiven der klassischen Kunst, aber mehr und mehr entartend und erstarrend; theils gehörten sie eigener Erfindung an, zeigten aber im Kostüm wie in der Behandlung ein auffällig barbarisirendes Gepräge und ein Sinken des Kunstvermögens. „Zugleich machte sich im Fortschritte der Zeit und mit dem Verschwinden der antiken Erinnerungen ein zu den Bedingungen primitiver Kunststufen mehr und mehr zurückkehrender Schematismus geltend, welcher sich dann als das äußere Kennzeichen der im engeren Sinne sogenannten „byzantinischen" Malerei kund giebt." Unter den musivischen Werken der Periode Justinians und nicht lange nach ihm war neben den Mosaiken der Sophienkirche zu Constantinopel und denen der ravennatischen Kirchen, namentlich das große Kuppelmosaik zu S. Sophia in Thessalonike bedeutend. Es stellte die Himmelfahrt Christi dar; die Gestalt des Erlösers wurde in einem Medaillon von schwebenden Engeln gehalten. Ringsum die Gestalten der von zwei Engeln umgebenen Maria und der Apostel, zwischen conventionell behandelten Blumen angeordnet, auf einem bunt gemalten Erdboden stehend.

Die Mosaikmalerei, die schon in den älteren christlichen Zeiten aufgekommen war, und seit der Zeit der Constantiner die eifrigste Pflege gefunden hatte, entsprach dem Wesen der Byzantiner ganz besonders. Einmal vorzugsweise auf den Schmuck der Kirchen gerichtet, war sie trotz mehrfacher technischer Schwierigkeiten und trotz der mangelnden Fähigkeit für die Detailschilderung für die Sinnesweise dieses Volkes höchst werthvoll, weil sie dauerhafteres, gewissermaßen „monumentaleres" schaffen konnte, als jede andere Art malerischer Technik. Der seit Justinian I. neu sich entwickelnde Kirchenbaustyl bot für ihre Leistungen den bequemsten Raum in seinem fest gegliederten System von Kuppeln, Bogen und Pfeilern, welche sich der Flächendekoration willig darboten. Das letztere gewann nachmals noch größere Bedeutung, seitdem sich unter den Einwirkungen des demnächst zu besprechenden „Bilderstreites" des 8. und 9. Jahrhunderts die Praxis feststellte, für heilige

Gestalten und für den kirchlichen Gebrauch nicht mehr freistehende Statuen, sondern nur Flächendarstellungen zuzulassen. Abgesehen von dekorativen Malereien, Pflanzen- und Thierdarstellungen, die ebenfalls in den Kirchen zugelassen waren, wie von Prozessionen und Huldigungsscenen (so namentlich in Ravenna), fanden nun, als der Uebergang von der symbolischen zur historischen Malerei sich einleitete und immer bestimmter ausbildete, historische Schilderungen aus dem alten und neuen Testament, Darstellungen und große cyklische Compositionen aus dem gesammten christlichen Gestaltenkreis, und namentlich Scenen aus dem ganzen Leben des Erlösers, ihren breiten Raum. Im Detail angesehen, so ging dabei freilich die Formenschönheit verloren. Während die Technik andauernd auf ihrer Höhe sich erhalten hat, erschien die Formengebung roh, und erinnerte nun an die Verfallzeit des Alterthums. Vieles freilich entsprach dabei gar sehr der in Byzanz sich ausbildenden Art des Hoflebens und der kirchlichen asketischen Auffassung. Die am Chrysokeras ausgebildete Weise der ceremoniellen Tracht, der überall formgerecht geregelten Haltung des höfischen steifen Wesens, drang auch in die Kunst, drang auch in die Gruppirung und Haltung der Figuren auf den religiösen Gemälden überall ein. Und auf der andern Seite bildeten sich nicht nur für das Christusbild, für die Panagia und die Apostel die typischen Formen. Es war nicht die Aufgabe der meist mönchischen Künstler, nach Eleganz, nach Neuheit, nach Vollendung zu streben oder die typisch überlieferten, für den Zweck der Andacht festgestellten Formen durch das Studium der Natur zu berichtigen. „Der typische Formenschnitt mit mumienhafter Starrheit, die dürren Gestalten und länglichen Gesichter, in hülfloser oder demüthiger Haltung, mit harter Zeichnung und dunklen, vergilbten Farbentönen," sind die weltbekannten Kennzeichen des Details dieser Kunstgattung. Und doch imponirten die großen musivischen Bilder wieder theils durch ihren „visionären Schein", theils durch die majestätische Ruhe der Gestalten, und wirkten sehr dazu, den Kirchen den Charakter ehrfurchterweckender Feierlichkeit zu verleihen. Ganz charakteristisch aber ist es für diese Bilder geworden, daß man in Byzanz sehr bald dahin kam, das einfache Blau des Hintergrundes, von welchem sich die Figuren abheben, durch Goldgrund zu ersetzen. Der letztere erscheint meistens so hergestellt, daß Metallblättchen zwischen zwei Schichten Glas gelegt und diese dann zusammengeschmolzen wurden. Die Kunst forderte von dem Maler ganz überwiegend mechanischen Fleiß. Gelangen den Künstlern der Rhomäer namentlich kleinere Bilder und Schöpfungen der Bücher- oder Miniaturmalerei, wo noch längere Zeit gute alte Kunsttraditionen sich erhielten, so war es

(Zu S. 91.) Von der Christusfigur sind nur die Füße und der Saum des Gewandes erhalten. Die Inschrift unter den Engeln enthält die auf die Himmelfahrt bezügliche Stelle der Apostelgeschichte. Die Reihe kegelförmiger Erhebungen, auf denen die Figuren der Apostel stehen, sollen wohl Felsen vorstellen. Ueber dem Mittelpunkt der Apsis, nach Westen gewendet, ist die Jungfrau Maria dargestellt, im Purpurgewand mit scharlachfarbenen Sandalen an den Füßen; zunächst zwei Bäume zu ihren Seiten, dann aber zwei Engel in weißen Gewändern, die das große Ereigniß der Welt zu verkündigen scheinen. Es schließen sich an die Bildnisse der zwölf Apostel (die ältesten auf uns gekommenen), von einander getrennt durch Olivenbäume, die den Ort der Himmelfahrt andeuten sollen. Der Grund des Mosaiks ist golden.



Theil des Kuppelmosaiks in S. Sophia zu Thessalonike: Himmelfahrt Christi (s. Anmerkung auf Seite 90).

bei den größeren Werken wesentliche Aufgabe, den äußeren Glanz, die buntfarbige Ausführung, die reich verzierte Gewandung zur Erscheinung zu bringen.

Der Natur dieser Dinge entsprechend wurde die byzantinische Kunstübung durch die äußeren Schicksale des Reiches viel weniger berührt, als durch die inneren Verhältnisse, wie sich demnächst bei der Geschichte der Ikonoklasten zeigen wird. Dagegen gehört zu der rechten Würdigung des Lebens der Rhomäer noch ein Blick auf eine andere Art ihrer Lebensthätigkeit, die, durch die Lage und Natur des Landes und der griechischen Gewässer den Völkern der Levante seit den Tagen der Phöniker und Pelasger unmittelbar nahe gelegt, unablässig viele Tausende beschäftigt hat, und durch die verschiedenen Phasen ihrer äußeren Geschichte in der fühlbarsten Weise berührt worden ist: nämlich auf den Handelsverkehr der Byzantiner.

Man muß dabei bestimmt unterscheiden zwischen der Zeit vor und nach dem Verluste der Länder zwischen den armenischen Hochgebirgen und dem atlantischen Ocean an die Araber. Bis zu der Ueberfluthung Syriens und Aegyptens durch die erobernden Heere der Khalifen war im Großen die prachtvolle merkantile Erbschaft, welche das römische Reich den Rhomäern hinterlassen hatte, nur wenig geschmälert worden. Allerdings wurden die Wunden, welche die räuberischen Einfälle der transdanubischen barbarischen Völker dem Wohlstande namentlich der Bevölkerung des offenen Landes auf der Balkanhalbinsel schlugen, auch nach der merkantilen Seite sehr empfindlich. Nichtsdestoweniger ist der Handel auch nach dem Norden hin keineswegs unbedeutend gewesen, sobald nur wieder ein halbwegs friedlicher Zustand den Betrieb des Verkehrs ermöglichte. Die Begierde der nordischen Völker nach allen möglichen Produkten, Fabrikaten und Genüssen des Südens machte einen gewinnbringenden Tauschhandel möglich, bei welchem der Norden namentlich Rohmaterialien verschiedenster Art, Bauholz, Vorräthe für die Seedistrikte, und Sklaven in großer Menge lieferte. Die Hauptsache jedoch für die Rhomäer war es, daß sie einerseits noch immer das Mittelmeer und dessen Verzweigungen bis weit über die Mitte des 7. Jahrhunderts hinaus beherrschten, und daß andrerseits die während der langen Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit entwickelten Handelswege aus Ostasien nach der Levante nach wie vor reich belebt blieben. Die in dem Reiche der Rhomäer und bald auch bei den Völkern des Abendlandes eifrig begehrten indischen Waaren, namentlich Arome, Spezereien, Pfeffer, kamen noch immer theils zu Lande durch das persische Reich nach dessen Westgrenze, theils durch das Rothe Meer und durch den persischen Golf nach Aegypten und Syrien. Die massenhaft begehrten chinesischen Seidenstoffe gingen theils über Ceylon nach der Levante, theils wurden sie durch große Karawanen auf dem Wege durch Turkestan und das bucharische Tiefland nach den Südosthäfen des kaspischen Meeres, und weiter nach Plätzen gebracht, wie Artaxata, wie Nisibis, und wie Kallinikon (jetzt Rakka) am Eufrat, wohin diese Waaren aber auch zu Wasser von Ceylon her gelangen

konnten. Die vielen Reibungen nun zwischen Rhomäern und Sasaniden bestimmten zuerst den Kaiser Justinian I., seit 532 auf Mittel zu sinnen, um den Persern das Monopol des Seidenhandels mit dem Westen aus der Hand zu winden. Als ihm das nicht gelang, machte er endlich den mit gutem Erfolge gekrönten Versuch, um 552 n. Chr. durch Mönche, die auf Missionsreisen nach centralasiatischen Seidendistrikten vorgedrungen waren, wahrscheinlich aus Khotan sich Eier von Seidenraupen zu verschaffen. Obwohl dieser Kaiser nun anfangs durch sein Monopolsystem wieder hemmend gewirkt hat, so erwies sich doch nachmals die durch ihn erzielte Verpflanzung der Seidenzucht und der Seidenweberei für den Wohlstand seiner Völker als die fruchtbarste Maßregel seiner Regierung. Allerdings sind viele Jahrzehnte verstrichen, bis die Seidenindustrie der Rhomäer, die zuerst namentlich in Syrien in weitem Umfange sich ausbreitete, und erst schrittweise über das Reich sich ausgedehnt hat, den enormen eigenen Bedarf der Rhomäer und den ihres abendländischen Handels lediglich durch einheimische Rohseide zu decken im Stande war. Während in Syrien nun die Zucht der Maulbeerbäume gewaltig zunahm und manche Städte, wie namentlich Tyros und Berytos, durch die Verarbeitung der importirten, wie der einheimischen Rohseide zu neuer Blüthe gediehen, wurde die Erzeugung und Färbung der für den Hof in Constantinopel bestimmten Seidenwaaren wesentlich durch die fiskalischen Manufakturen betrieben. Auch sonst war der Bedarf des glänzenden Kaiserhofes an ostasiatischen Waaren sehr groß; nicht nur für den eigenen Verbrauch, sondern auch zu politischen Zwecken. Denn auch solcher Mittel bediente sich gegenüber den nordischen und den abendländischen Völkern die byzantinische Diplomatie mit großer Schlauheit. Seidenstoffe, Edelsteine, Pfeffer und andere Waaren dieser Art spielten als kostbare Geschenke bei Verhandlungen mit barbarischen Häuptlingen, wie mit den schon mehr civilisirten weltlichen, und mit den geistlichen Machthabern des Abendlandes eine erhebliche Rolle. Die Hauptsache aber war, daß durch die kommerzielle Verbindung des Ostens mit dem Westen noch lange ein Theil der abendländischen Besitzungen fest an das Reich geknüpft blieb. Die Seestädte Italiens besaßen noch lange nicht das nöthige Kapital, um auf eigene Hand den levantinischen Handel betreiben zu können. Die reichen gemischten Ladungen, — indische Waaren, Produkte ihrer Industrie (also Seidenzeuge, gefärbte wollene Stoffe, Prachtkleider, Juwelen, Waffen, Schmucksachen), Oel, Wein, Früchte aus den östlichen Provinzen, — welche die griechischen Kauffahrer nach den italischen Häfen, nach Sardinien, nach der griechischen Provinz in Spanien führten, machten der Bevölkerung dieser Landschaften den Zusammenhang mit dem großen anatolischen Reiche noch lange überaus werthvoll.

Neben den alten großen kommerziellen Metropolen des Ostens waren auf der Balkanhalbinsel dieselben Orte die großartigsten Handelsplätze, die zugleich als die stärksten Bollwerke des Reiches galten, nämlich Thessalonich und die Reichshauptstadt selbst. Der unablässig zunehmende Verkehr von Constan-

tinopel mit den Ländern rings um das schwarze Meer, mit dem Donauthal, mit Kleinasien und mit dem syrisch-afrikanischen Süden war ein höchst wichtiges Element für die kommerzielle Blüthe des Reiches. Völlig der Gunst seiner Lage (S. 20 fg.) entsprechend, war der Chrysokeras zu einem mächtigen Emporium geworden, dessen Bedeutung in den civilisirten, wie in den barbarischen Ländern empfunden wurde, die in weitem Kreise das Reich der Rhomäer umgaben.

Bei dem eigentlichen Handelsbetriebe kamen innerhalb des Reiches namentlich drei Völker in Betracht. Einerseits die Syrer. Syrien war bis zu der arabischen Eroberung eine der blühendsten Provinzen des Reiches; seine Fabriken für Seiden- und Farbewaaren und seine Handelsmessen waren berühmt; es ist charakteristisch, daß nachher noch unter der arabischen Herrschaft die Lokalmünzen der syrischen Städte für den Bedarf des ganzen Landes ausreichten, bis 695, wo zuerst der Khalif Abdalmalik eine arabische Nationalmünze in Gold und Silber einführte. Syrische Kaufleute wetteiferten mit den Juden, aber auch mit den Griechen, die namentlich mit Italien und Spanien handelten, in der Pflege des Verkehrs auch mit dem Abendlande, und führten ihre eigenen, wie die ägyptischen und indischen Waaren und Naturprodukte bis nach den bedeutendsten Städten des fränkischen Reiches, bis nach Orleans und Paris, wo sie selbst unter Umständen sich ansiedelten. Unter den Städten aber des alten Galliens, die noch immer bedeutende Verbindungen mit den Rhomäern unterhielten, stand damals doch Marseille allen anderen weit voran.

Parallel mit diesem lebhaften Handelsbetriebe der Rhomäer ging die Sorgfalt, die sie ihrem Münzwesen widmeten. Die neue Goldmünze, welche als rettenden Abschluß langer heilloser Verwirrung der große Constantin i. J. 312 n. Chr. geschaffen hatte, der byzantinische „Solidus" (oder das „Nomisma") zu $^1/_{72}$ Pfund = 4,55 Gr., (etwa zu 12 R.-Mark 70 Pf.), der „Byzantiner", wie man diese Münze im Mittelalter nannte, wurde auch von den Kaisern des anatolischen Reiches mit sehr seltenen Ausnahmen gut und solide geprägt, und hat sich bei strenger Festhaltung des Gewichts und des Feingehaltes behauptet, bis 1204 die unheilvolle Katastrophe des lateinischen Kreuzzuges das Reich aus den Angeln hob. Doch wurde im kaiserlichen Schatz, wie bei Handelsgeschäften auch ungemünztes Gold und Silber, in Barren, bei Auszahlung großer Summen angenommen. Das Verhältniß des Goldes zum Silber bei solchen Zahlungen war seit 397 n. Chr. gesetzlich auf 1 zu $14^2/_5$ festgestellt worden. Neben dem Solidus und anderen auf diesem Fuß geprägten Goldstücken, die theils zwei oder mehr Solidi ausmachten, theils einen geringeren Werth darstellten, wie der halbe Solidus (Semission), das Drittel (Trimission) und das Viertel (Tetarteron), waren auch zahlreiche Silberstücke in Umlauf, unter denen das Miliaresion (von denen zwölf) und das Keration (von denen 24 auf einen Solidus gerechnet, und in welcher Münze die Soldaten gewöhnlich bezahlt wurden,) die geläufigsten bei allen Rechnungen waren. Die Silbermünze unterlag jedoch je nach der Politik der Kaiser oder auch unter

den Einwirkungen der politischen und finanziellen Schwierigkeiten wiederholt Veränderungen und Schwankungen. Die Lebhaftigkeit ferner, mit welcher der indische Handel betrieben wurde, hatte auch unter den Byzantinern wiederholt, wie unter den römischen Imperatoren, ein zuweilen recht unbequemes Abströmen des feinen Silbers nach Ostasien zur Folge. Neben dem Gold und Silber behauptete aber für den Verkehr im Reiche, namentlich bei den geringeren Leuten, unter Umständen aber auch bei der Großzahlung, das Kupfergeld einen breiten Raum, nicht ohne wiederholt gefährlichen Krisen zu unterliegen. Noch während des letzten Jahrhunderts vor der Theilung des römischen Reiches war Kupfer in solchen Massen in Umlauf gekommen, daß es wahrscheinlich beträchtlich und in immer steigendem Grade verlor, bis dann 395 n. Chr. die Kaiser das gesammte Großkupfergeld demonetisirten und dadurch, freilich sicherlich auf Kosten unzähliger Privatleute, in das Münzwesen wieder Ordnung brachten. Weiter wurde dann der Werth des Kupfers auf 25 Pfd. für einen Solidus festgestellt, die Kupfermünze des Reiches wieder zu ihrem vollen Metallwerth ausgeprägt. Aber während der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts erlitt die Kupfermünze wieder eine neue Verschlechterung, und erst Kaiser Anastasius I. machte (498) auf diesem Gebiet der Verwirrung ein Ende, indem er die Kupferprägung wieder einheitlich ordnete und eine neue Kupfermünze prägte, welche den Uebelständen abhelfen sollte, die für das Volk aus der großen Verschiedenheit des Gewichts und des Werthes der cirkulirenden Münzen erwuchsen. Auf dem Revers der neuen, theils in kleinen, theils in ziemlich großen Stücken ausgegebenen Kupfermünzen war der Werth durch große Buchstaben angedeutet, welche die Zahl der Einheiten bezeichnete, die sie enthielten. Nicht ohne wiederholte Schwankungen und Veränderungen, namentlich in der Größe dieser Münzen, an denen am häufigsten das gefährliche Experiment, verschlechtertes Geld auszugeben, gewagt wurde, erhielt sich das Kupfersystem des Anastasius bis zu der in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts unter Basilios I. sich vollziehenden Reform.

Der byzantinische Handelsverkehr, zu dem wir uns wieder wenden, hatte nun aber seit dem erobernden Einbruche der mohammedanischen Araber in die prachtvollen Kulturländer zwischen der syrischen Wüste, dem westlichen Ocean und den Pyrenäen, eine unsäglich schwierige Probe seiner Lebensfähigkeit und der Kraft, überhaupt sein Dasein zu behaupten, zu bestehen. Der wie wir fanden unaufhaltsame Verlust aller Länder von der Südgrenze Armeniens bis nach Tanger und nach Algarbien, und die langjährige Verwandlung der übrigen rhomäischen Provinzen in ein unaufhörlich bestürmtes verschanztes Lager erschütterte die materielle Kraft der Rhomäer nach verschiedenen Richtungen hin auf das Aeußerste. Der Schaden, den der Verlust Alexandriens finanziell, den die Losreißung der ägyptischen und karthagischen Getreideländer in anderer Weise dem Reiche bereitete, war überhaupt gar nicht wieder zu ersetzen. Und es dauerte sehr lange, ehe der Verlust

Syriens auf andern Punkten aufgewogen werden konnte. Erst mußte das blühende Kleinasien wenigstens einigermaßen vor den Angriffen der Araber wieder gesichert sein, ehe hier die alte Gunst der Verhältnisse wieder zu voller Geltung kam. In Europa dagegen hat es bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts gedauert, ehe nach Austoben der slawischen Noth die alten hellenischen Provinzen mit neuer Kraft in den Vordergrund treten konnten. Nachher allerdings sind gerade sie als Sitze einer bedeutenden Industrie, nun auch namentlich in Seide, und durch die Erzeugung sehr zahlreicher landwirthschaftlicher Produkte für das Reich wieder ungemein wichtig geworden. Und während des ersten Viertels des 11. Jahrhunderts gelang es den Byzantinern sogar, die Länder des Nordens bis zur Donau und Sawe für längere Zeit noch einmal unter ihre unmittelbare Herrschaft zu bringen. Zunächst aber mußten nicht nur die schweren finanziellen Verluste überwunden und die Kräfte zur Rettung der Reste des Reiches zusammengehalten werden. Man fand auch in den Arabern im gesammten Orient erhebliche Conkurrenten in dem Betriebe des Verkehrs, sobald erst die Blüthetage des islamitischen Fanatismus vorüber, die unaufhörlichen inneren Fehden unter den Machthabern des Khalifats gestillt, und unter der Arbeit der Abbassiden des 8. und 9. Jahrhunderts am Tigris die neue Metropole Bagdad prachtvoll emporgekommen war.

Nichtsdestoweniger hat die alte byzantinische Zähigkeit sich auch hier bewährt. Die Gewinnsucht und das lebhafte Bedürfniß nach den altgewohnten Produkten des inneren Orients trug es doch verhältnißmäßig bald auch über die religiösen Gegensätze davon, und die Byzantiner erschienen unermüdlich als Handelsleute an den Plätzen, wo auch unter arabischer Herrschaft ein großer Theil der durch das Reich der Khalifen nach Westen geführten ostasiatischen Waaren aufgestapelt wurde, nämlich in Alexandria und Antiochia. Daneben nahm der Handel von Trapezunt einen sehr bedeutenden Aufschwung, wo wieder die moslemitischen und armenischen Kaufleute in Menge sich einstellten. Die Griechen, in deren Händen namentlich der Großhandel sich befand, behaupteten mit ihrer Handelsflotte noch immer die Vorherrschaft im Mittelmeer. Das schwarze Meer beherrschten sie vollständig, und auf dessen Nordküste war das befreundete Reich der Chazaren für sie, und für die aus Asien, nördlich von den islamitischen Gebieten kommenden Handelszüge ein wichtiges Passageland. Der Transit aller asiatischen für das Abendland bestimmten Waaren blieb noch sehr lange ausschließlich in den Händen der Griechen, bis denselben allmählich in den Italienern gefährliche Conkurrenten erwuchsen. Cherson auf der Krim, Constantinopel und Thessalonich blieben andauernd reich belebte Emporien von der höchsten Bedeutung. Gefährlicher für den Handel der Griechen und günstig für die später erwachende Conkurrenz der Dalmatiner und Italiener wurden dagegen mancherlei wirthschaftliche Mißgriffe der byzantinischen Centralregierung, die wiederholt aus finanziellen Motiven verschiedene Produkte zu Monopolen machte, auch wohl zu Zeiten gewisse Zweige des Handels mit temporären Einschränkungen zum

Vortheil begünstigter Persönlichkeiten belegte, ja selbst den Kornhandel zwischen den Provinzen des Reiches lästigen und willkürlichen Anordnungen unterwarf.

Alles zusammengefaßt, so geben uns doch diese Andeutungen gegenüber den dogmatischen und den militärischen Kämpfen das Bild eines vielbewegten und farbenreichen Lebens innerhalb des Reiches der Rhomäer. Jedenfalls blühte hier, — mitten zwischen dem Reiche, später den Reichen der arabischen Khalifen, wo die Jugendkraft und Bildungsfähigkeit der Araber, nach Austoben des ungestümen islamitischen Fanatismus und vor der vollständigen Erstarrung des Islam, trotz der unablässigen inneren und äußeren Kriege und trotz des harten religiös-politischen Despotismus der Nachfolger der Propheten, eine glänzende, spezifisch orientalische, dabei doch mehrfach durch griechische Bildungselemente angeregte Kultur sich schuf, — und zwischen den jungen Staaten der slawischen, der germanischen und der romanischen Welt, wo noch Alles im Neubau und in der Ausgleichung zwischen den neuen Elementen und der römischen Erbschaft begriffen war, — eine höchst eigenartige Civilisation, deren Zauber und assimilirender Kraft nur wenige der fremden Menschen oder der Schaaren und Völker widerstanden, welche von Geschlecht zu Geschlecht auf dem Gebiete der Rhomäer neu Fuß faßten. Dabei war wesentlich charakteristisch, daß die griechische Färbung allmählich immer bestimmter das Uebergewicht gewann; namentlich seit dem Verlust der semitischen und afrikanischen Provinzen an die Araber. Mit dem siebenten Jahrhundert war auch in der Armee die Sprache des Commandos griechisch geworden. Auch in der offiziellen Welt verschwand das Romanische mehr und mehr. Seit Kaiser Mauritius wurde das Griechische die offizielle Geschäftssprache, wurden die öffentlichen Erlasse nur noch griechisch publizirt; zuletzt erinnerten nur noch die alten römischen Titulaturen der höheren Beamtung in ihrer grotesken Gräcisirung, wie erratische Blöcke, an den alten Zusammenhang mit Rom. Auf den Kupfermünzen erschienen zuerst seit Anastasius I. griechische Buchstaben zur Andeutung des Werthes; seit Heraklius kommen auf dem Kupfer bereits griechische Inschriften vor, und im achten Jahrhundert wurden allmählich die griechischen Titel Basileus und Despotes üblich statt Augustus. Aber die griechische Civilisation des Reiches, wie sie mehr und mehr das romanische Element abstreift, ist stark mit orientalischen Zügen versetzt, und erinnert (immer von der kirchlichen Temperatur abgesehen,) mehrfach an die Art der hellenistischen in den Reichen, die einst aus der Alexandermonarchie sich entwickelt hatten. Blieb von Anfang an die unablässige Einschmelzung so vieler fremder Elemente aller Art, in besonderer Menge namentlich slawischer, in das Rhomäerthum sicherlich nicht ohne erheblichen Einfluß, so gewinnt nachher die Kultur des Byzantinerthums noch mehr an geschlossener Eigenart, seit einerseits seit Ausgang des achten Jahrhunderts gegenüber den Erben der Constantiner am Bosporus das abendländische Reich in fränkischer Gestalt sich erneuert; seit ferner gegen Ende des neunten Jahrhunderts der Gegensatz zwischen den Kirchen von Rom und Byzantion

akut zu werden beginnt; seit endlich die aufstrebende Macht der Bulgaren für mehrere Menschenalter wie ein breiter Wall die Landverbindung zwischen Europa und der Balkanhalbinsel abschneidet.

Immerhin hatten die Rhomäer noch lange ein Recht, sich weitaus den meisten ihrer Nachbarvölker in ihrer Civilisation weit überlegen zu fühlen. Und bis gegen Ende des Reiches galt der Aufenthalt in Constantinopel für die dahin entsandten fremden Geiseln aus guter Familie als die hohe Schule der feinsten Bildung. Aber an dunklen Schatten hat es dabei niemals gefehlt. Neben aller Feinheit dieser Bildung, neben aller christlichen Gesittung, neben vielen Zügen wirklicher Humanität, geht doch durch die byzantinische Gesellschaft ein Strom finsterer Barbarei, die oft in schrecklicher Weise zu Tage tritt. Sehen wir ganz ab von grauenhaften Ausbrüchen der elementaren Wildheit der Massen, die noch im zwölften Jahrhundert bei der Austreibung der Italiener aus Constantinopel und bei der Ermordung des Andronikos Komnenos mit den grausigsten Scenen solcher Art alter und neuer Zeit in einer Reihe rangiren: so hatten doch die Byzantiner allen Grund sich vor Arabern und Franken zu schämen, wenn sie erwogen, wie grausam in ihrem altchristlichen Staate auch Leute hohen Ranges unter Umständen gegen verhaßte auswärtige Feinde sein konnten, und wie niederträchtig ihre politische Strafjustiz, die freilich nicht mehr so rasch mit massenhaften Todesurtheilen bei der Hand war, wie die des spätrömischen Kaiserthums, die aber das schändliche System der Verstümmelungen und namentlich, vor Allem seit dem 8. Jahrhundert, das der Blendung, zu einer beispiellosen Ausdehnung getrieben hat. Ganz fremdartig aber erschien den Romanen und den Germanen bei der höheren Gesellschaft der Rhomäer, die sonst keineswegs durch ungewöhnliche persönliche Rohheit auffiel, ein gewisser Mangel an ritterlicher Sinnesweise und empfindlichem Ehrgefühl. An dem civilisirtesten Hofe jener alten Jahrhunderte war es nichts Ungewöhnliches, daß Peitschenstrafen und Stockschläge, namentlich auf Grund politischer Vergehen, auch über hohe Beamte, ja über Geistliche und Damen verhängt wurden, ohne daß dadurch deren sociale Stellung erschüttert wurde. Auch nach dieser Seite macht sich eine andere Sinnesweise erst dann bemerkbar, als der Ton und die Formen des abendländischen Ritterthums auch in dem anatolischen Reiche anfingen Platz zu greifen: in dem Zeitalter der Komnenen, bis zu welchem nun in dem folgenden Abschnitt unsere Darstellung uns führen soll.

Drittes Kapitel.

Die Episode des Bilderstreites. Die makedonische Dynastie.

Kaiser Leo III. hatte durch seinen imposanten Sieg über die arabischen Massen vor Byzantion sich und seinem Hause die rechte Herrscherweihe erworben. Er hat aber auch sonst nach zwei Seiten hin sein Andenken in den Annalen dieses Reiches sich bleibend gesichert: nur daß leider der erbitterte kirchliche Kampf, den sein Auftreten entzündete, damals und nachher Jahrhunderte lang Viele seine großartigen Verdienste vollständig hat übersehen oder vergessen lassen. Dieser gewaltige Mensch hatte einen scharfen Blick für die tiefen Schäden des damals in seinen Grundfesten erschütterten, tief herabgekommenen Reiches. So ist er in höchst umfassender Weise als Reformer aufgetreten. Die heutige Griechenwelt, — seit sie begonnen hat, auch ihr byzantinisches Mittelalter mit liebevollem Eifer zu studiren, — möchte gern aus dem vielgeschmähten und halb vergessenen Leo einen der imposantesten Reformatoren aller Zeiten machen, und schreibt ihm bereits Ideen zu, deren manche erst in den modernen Jahrhunderten wirklich Leben und Gestalt gewonnen haben. Wir stellen hier über dieses Problem keinerlei Erörterungen an, skizziren dafür in Umrissen das, was von seiner Thätigkeit der objektiv urtheilenden Nachwelt wirklich erkennbar geblieben ist. Von den kirchlichen Interessen zunächst abzusehen, so konnte für einen Staat, wie der der Byzantiner einmal sich ausgebildet hatte, von fundamentalen Neuerungen allerdings nicht die Rede sein. Aber Leo hat mit dem vorhandenen Material gemacht, was noch irgend auszurichten war. Die erste Hauptaufgabe war es, das Heerwesen, die Wehrkraft des Reiches wieder auf die Höhe zu bringen, daß sie den Gefahren der Zeit vollständig gewachsen erscheinen konnte. Die Hauptsache war hier doch, daß die Armee durch den großen kaiserlichen Feldherrn an ihrer Spitze wieder zu gewaltigen Siegen geführt worden ist, die ihre Zuversicht und ihr Kraftbewußtsein wieder hoben und als stolze Traditionen auf die weiteren Geschlechter vererbten. Die Herstellung einer strammen Disciplin und die Schöpfung eines ausgezeichneten Generalstabes waren nicht minder wichtige Beweise von Leos Feldherrntüchtigkeit. Bei diesen und andern organisatorischen Arbeiten stützte sich der Kaiser, so scheint es, namentlich auf eine neue Praxis in der Eintheilung und Verwaltung der Provinzen, die vermuthlich unter ihm und durch ihn ihren Abschluß erlangt hat. Bekanntlich hatte das römische Reich seit der Diokletianisch-Constantinischen Epoche das System aufgegeben, bei der Verwaltung der einzelnen Provinzen die Militär-, Civil- und Finanzgewalt in der Hand je eines militärischen Statthalters zu lassen. Das damals kunstvoll aufgebaute System einer reichgegliederten und fein organisirten, neben einander arbeitenden, doppelten Hierarchie von Beamten im Civil- und Militärstaate,

welches die Rhomäer übernommen hatten, war schon unter Justinian I. auf mehreren Punkten durchbrochen worden. Schon damals hatte es sich als nöthig gezeigt, einzelne besonders schwierige Provinzen, namentlich in Kleinasien, aus dem großen Organismus des Reiches auszuscheiden und wieder lediglich unter militärische Verwaltung zu stellen. Die gewaltige Noth des Reiches auf allen Seiten während des siebenten Jahrhunderts hatte dann wahrscheinlich seit Heraklius die byzantinischen Kaiser dahin geführt, bei der Organisation für die Vertheidigung der Reste des Reiches auch auf dem Gebiete der Verwaltung das militärische Interesse in immer weiterem Umfange immer entschiedener in den Vordergrund zu stellen. Man wird nun mit Recht annehmen können, daß Kaiser Leo III. bei der Neuorganisation des Reiches nach Zurückschleuderung des arabischen Angriffs dieses System im Wesentlichen vollendet hat. Das konstantinische System der großen Präfekturen mit ihren Abstufungen nach unten, wie anderseits die alte Art der militärischen Hierarchie sind jetzt verschwunden. Dafür erscheint, (systematisch und mit reichem Detail für uns dargestellt durch einen kaiserlichen Schriftsteller des zehnten Jahrhunderts,) nunmehr das gesammte Reich zerlegt in eine große Anzahl kleinerer, militärisch organisirter Provinzen, die man Themen, Themata, zu nennen pflegte. Themen nannten die Byzantiner seit Mauritius auch die Legionen ihres stehenden Heeres, und die Namen der einzelnen Legionen wurden sehr häufig, namentlich in Asien, auf die Provinzen übertragen, zu deren Schutze sie bestimmt waren. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurde die Gestalt der Themen mehrfach nach Bedürfniß verändert, wiederholt neue formirt, unter Umständen zwei oder auch mehrere unter einem Befehlshaber vereinigt. Charakteristisch ist dabei, daß die Chefs dieser neuen Provinzen unmittelbar unter dem Kaiser stehen. Es sind jetzt überall Strategen oder kommandirende Generale, die, der Krone verantwortlich und je nach Gutbefinden des Kaisers im Amte, zugleich das Commando über die in ihren Themen bleibend aufgestellten Truppen führen und an der Spitze der Civilverwaltung stehen. Wie einst in der Zeit des alten römischen Kaiserthums sind ihnen Legaten, Turmarchen genannt, zur Seite gestellt, die über einzelne Abtheilungen den Befehl führen, und als Verwaltungschefs der verschiedenen Distrikte fungiren. Als Commandeurs der Besatzungen besonders wichtiger Paßlandschaften erscheinen die sogenannten Kleisurarchen. Dazu kommen noch zahlreiche andere militärische und Civilbeamte. Dagegen steht selbständig neben dem Strategen, aber im Range unter ihm, der Protonotar des Thema, welcher (wohl mit dem römischen Prokurator oder Rationalis zu vergleichen,) von dem Großschatzmeister des Reiches ressortirte, mit dem Kaiser unmittelbar korrespondirte, und anscheinend auch als oberster Civilrichter fungirte. In seiner Hand lag vorzugsweise die gesammte Finanzverwaltung des Thema.

Diese neue Ordnung der Dinge bot dem Reiche einen doppelten Vortheil. Für die innere Sicherheit war seit Auflösung der großen Grenzheere und der permanenten Generalkommandos die Gefahr selbständiger Erhebungen großer

Generale bedeutend verringert; sie war nur noch dann zu besorgen, wenn einmal ein Feldherr es wagen konnte, mitten aus einem größeren Kriege heraus sein ihm ergebenes Heer gegen die Residenz zu führen, oder wenn die Armee durch die Gluth des Fanatismus fortgerissen sich selbst mit einer volksthümlichen Empörung verband. Auf der anderen Seite stand aber die Sache jetzt so, daß in dieser harten Zeit, wo sehr leicht nahezu jede Provinz des Reiches durch auswärtige Gegner bedroht werden konnte, die Provinzialchefs sich im Stande fanden, auch ohne sofort die Hilfe der Centralgewalt anrufen zu müssen, mit ihren stets mobilen Streitkräften, mit ihren Festungen, und eventuell mit Aufbietung der Milizen, Gefahren gewöhnlicher Art erfolgreich zu bestehen.

Gegenüber den Hauptfeinden des Reiches hat nun Leo seinen kriegerischen Ruhm glänzend behauptet. Die Araber dachten unter Suleimans Vetter und Nachfolger, dem milden und friedlichen Omar II. (717—720) und unter Suleimans Bruder Jezid II. (720—724), dessen Herrschaft durch stete Unruhen gestört war, nicht daran, die vor Byzanz erlittene Niederlage zu rächen, während die Rhomäer schrittweise die Mohammedaner aus den Landschaften diesseits des Tauros wieder verdrängten. Und als sie es unter Hischam (724—743) wieder versuchten, scheiterten sie vollständig. Als der Krieg 725/6 wieder begann, eroberte allerdings Maslama das kappadokische Cäsarea; aber (726/7) Moawijah scheiterte bei dem Angriffe auf Nikäa. Dann setzten sich die Raubzüge der Araber zu Wasser und zu Lande chronisch mehrere Jahre fort, bis endlich einer ihrer damals gefeiertsten, ritterlichsten Helden, Sid-al-Battal-el-Ghazi, ein ungeheures Heer nach Kleinasien führte, um mit dem alten Feuer des Islam die Kraft der Rhomäer zu brechen. Dieser Gefahr trat Kaiser Leo mit seinem Sohne Constantin persönlich entgegen. Und in der mörderischen Schlacht bei Akroïnon in Phrygien, neun Stunden südlich von Doryläon (j. Eskischehr), in dem Thema Anatolikon, wurden (740) die Krieger des Khalifats, deren Feldherr selbst den Tod fand, so vollständig geschlagen, daß die moslemitischen Heere den Rhomäern erst dann wieder anfingen gefährlich zu werden, als sie unter der schwarzen Fahne der Abbasiden ins Feld zogen. Auch die Bulgaren sind unter Leo den Rhomäern nicht gefährlich geworden; nicht einmal den alten Anastasius II. (S. 69) wagten sie zu rächen, der 719 in thörichter und unzeitiger Sehnsucht nach der Krone wider Leo konspirirte und mit dem Khan Tervel Verbindungen anknüpfte, dafür aber auf des Kaisers Befehl enthauptet wurde.

Parallel mit seiner militärischen Energie lief bei Kaiser Leo, ganz im Sinne der Traditionen und der durch die Zeitlage höchst nachdrücklich eingeschärften Bedürfnisse des Reiches das Streben, die Hilfs- und Machtmittel desselben möglichst fest zusammenzufassen, die gelockerten Verhältnisse zwischen den Provinzen und der Centralgewalt wieder möglichst fest zu gestalten. Ein ganz besonderes Interesse wandte er der Finanzwirthschaft zu, die er unmittelbar unter seine persönliche Aufsicht stellte. Wie die tüchtigsten der alten römischen Kaiser und die bedeutendsten Byzantiner wußte er sehr gut, daß

die Existenz des so stark geschmälerten Reiches zum großen Theile von einer wohlgeordneten Finanzwirthschaft abhing. Die Schlagfertigkeit und die Disciplin seiner Armee; die Möglichkeit bei befreundeten Nachbarvölkern und im fernen türkischen, chazarischen, slawischen, germanischen Auslande rüstige Söldner zu werben, und die prophylaktische Arbeit seiner Diplomatie durch Gold zu unterstützen, hing gar sehr von dem guten Zustande der jedesmaligen Finanzlage ab. Daher trat der Kaiser als ein verständiger, sparsamer, knapper Wirthschafter auf. Gerade nach dieser Richtung hat er freilich in manchen Theilen des Reiches viel Unzufriedenheit erregt. Denn mochte immerhin im Ganzen der Druck der Reichssteuern durch seine Verwaltung ermäßigt werden, so hat man doch die Uebertragung aller finanziellen Geschäfte in den Provinzen von den städtischen Behörden auf die kaiserlichen Finanzbeamten vielfach unangenehm empfunden; noch mehr aber die Maßregeln, durch welche die althergebrachten Reichsschatzungen möglichst zuverlässig und ergiebig gemacht werden sollten. Dagegen wurde die Sorgfalt, welche der Kaiser dem Handel und dessen Sicherheit widmete, und weiter sein Eifer für Herstellung einer schnellen, tüchtigen und gesicherten Rechtspflege ihm hoch angerechnet. Die Veröffentlichung eines durch seinen Justizminister Niketas kurz zusammengefaßten Civilgesetzbuches, der sogenannten Ekloga, in griechischer Sprache stand damit in unmittelbarem Zusammenhange. Die neueren Beurtheiler rühmen den Geist dieses Werkes und heben namentlich hervor, daß der Kaiser damit die erheblichsten Fortschritte gemacht habe gegenüber der alten Gesetzgebung Justinians, und den minder erfreulichen Traditionen der antiken Welt. Dieses besonders nach Seiten des Ehe- und Familienrechtes, und wieder nach Seiten der agrarischen Verhältnisse, wo es sich um wesentliche Erleichterungen des bäuerlichen Standes und Beseitigung der in den späteren Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit entstandenen Gutshörigkeit gehandelt zu haben scheint.

Im Ganzen hatte sich Leo eine sehr starke Stellung geschaffen. Sein scharfer Verstand, sein energisches Wesen, der Glanz seiner Siege, die Ergebenheit der Armee auf der einen Seite; auf der andern die Sympathie der erwerbenden und handeltreibenden Bevölkerung, die ihm sicheren Schutz vor den auswärtigen Feinden, gesicherte Zustände im Reiche und die Herstellung der Rechtsordnung verdankte, das waren Momente, die es verständlich machen, daß mit zwei Ausnahmen die gewaltige, durch seine kirchliche Reform hervorgerufene Erregung der jungen Dynastie doch nicht ernsthaft gefährlich zu werden vermocht hat. Es ist sehr schwer, ein historisch gerechtes und wirklich zutreffendes Urtheil über diese Reformversuche zu gewinnen, nach denen doch, — zumal nach der schließlichen Niederlage der sogenannten Ikonoklasten, die Nachwelt bis auf unsere Tage diese und die folgenden Regierungen ganz oder überwiegend zu schätzen, oder vielmehr zu verurtheilen sich gewöhnt hat. Es ist namentlich deshalb so schwer, weil wir gar nicht sicher wissen, wie umfassend Leos kirchliche Reform überhaupt gemeint, — ob sie nur auf Einen Punkt gerichtet war, und ob manche Maßregeln des Kaisers als

bleibend oder nur als Kampfmittel haben gelten sollen. Sicher scheint jedoch Eines zu sein. Die höher gebildete Laienwelt der Rhomäer und ein erheblicher Theil des höheren Klerus betrachtete damals mit Besorgniß und Mißbehagen die Richtung, in welcher sich mehr und mehr das religiöse Leben der Massen bewegte. Seit dem Verglühen der großen, weltbewegenden, konfessionellen und dogmatischen Kämpfe war immer deutlicher eine Art der Frömmigkeit bemerkbar geworden, die sehr stark ein antikes, um nicht zu sagen derb heidnisches Colorit trug. Unter christlicher Uebermalung lebten zahlreiche Bräuche und Gewohnheiten fort, die in hohem Grade den Charakter der Superstition, oder auch derb materieller Mirakelsucht trugen. Die in den späteren Jahrhunderten des Römer- und Griechenthums in erstaunlicher Ausdehnung ausgebildete Freude an uralten Reliquien jeder Art war in veränderter Gestalt auf die Kirche übergegangen. Die Verehrung der Heiligen war bereits bis zu dem Grade ausgebildet, daß beispielsweise die Bürger von Thessalonike ihre früher oft berührten Siege über Avaren und Slawen lediglich der Hilfe ihres heiligen Demetrios zuschrieben. Aber es blieb nicht bei so frommer Demuth und Bescheidenheit; man neigte dort (und entsprechend auf anderen Punkten) mehr und mehr dahin, nun allezeit sich lediglich auf den Heiligen zu verlassen, und in bequemer Trägheit die nothwendige eigene Thätigkeit zu versäumen. Am meisten aber charakteristisch für diese Periode war die allgemein beliebte Verehrung der kirchlichen Bilder geworden. Die überaus zahlreichen Werke, welche bis dahin die kirchliche Kunst geschaffen hatte, wurden Ausgangspunkte aller möglichen Mirakel und legendarischen Geschichten. Mehr noch, die fromme Verehrung ging allmählich vielfach in ganz rohen Aberglauben über. Enthusiastische Gläubige kratzten wohl einen Theil der Farbe ab und schütteten es in den Abendmahlswein. Mütter legten neugeborene Kinder heiligen Bildsäulen in die Arme, um sie des Segens der Heiligen theilhaftig werden zu lassen. Kranke rieben ihre Binden und Decken an ihnen, um gesund zu werden.

Die schwere Gefahr, welche diese Sinnesweise für das christliche Leben und nicht für dieses allein mit sich brachte, entging dem intelligenteren Theile der Byzantiner keineswegs. Anderen war doch die Beobachtung nicht entgangen, daß alle solche Mittel den Anprall der jeder bildlichen Darstellung des Göttlichen bis zum wildesten Fanatismus abgeneigten Mohammedaner nicht hatten aufhalten können. Kaiser Leo persönlich war bei eifriger christlicher Frömmigkeit allem diesem superstitiösen Wesen tief abgeneigt. Nun aber war jener Zeit der Gedanke noch gänzlich fremd, daß so tiefen Verirrungen der Volksseele, daß Richtungen, die so tief in die Massen eingedrungen sind, und mit den zartesten Empfindungen wie mit den derbsten Leidenschaften gleichzeitig sich berühren, nur entweder durch die enthusiastische, stürmische, geistige Macht eines begeisterten religiösen Reformators, oder aber durch unsägliche Geduld und unermüdliche, danklose Arbeit der Träger eines edlen Prinzips vielleicht wirksam begegnet werden kann. Dagegen konnte Leo in den Annalen

des römischen Reiches lesen, wie von Constantin dem Großen und von Constantius II. an nicht wenige seiner kaiserlichen Vorgänger bei ihrer fürstlichen Machtfülle und bei ihrer engen Verbindung mit den führenden Männern der Kirche mit glücklichem Erfolge den Versuch gemacht hatten, kraft ihrer souveränen Gewalt ganze weitverbreitete religiöse Richtungen zu entwurzeln, die ihnen mißfielen. Hatte nicht der spanische Theodosius, auch er ein Retter des Reiches, die gewaltigsten Schläge gegen Arianer und Olympier zugleich siegreich geführt? Wie sollte es nicht noch viel eher gelingen, eine Praxis abzustellen, die noch dazu mit dem Dogma nichts gemein hatte?

Ob Leo auch gehofft hat, durch Abstellung namentlich des so tief entarteten Bilderdienstes die Juden, und was wichtiger war, die Araber, beide also heftige Gegner gerade dieser Richtung in der anatolischen Kirche, unter Umständen einer Bekehrung zugänglicher zu machen, steht dahin. Sicher ist nur, daß er bei seiner kirchlichen Reform ganz nach der alten Praxis der römischen und byzantinischen Kaiser zu Werke ging, und daß er seine Operationen zuerst gegen den superstitiösen Bilderdienst richtete. Er ahnte nicht, daß er im Begriffe stand, einen neuen kirchlichen Conflikt zu entzünden, der an Schwere und Heftigkeit sich vollkommen der alten Arianerfehde gleichstellen konnte. So weit es sich nun um die Bilder handelte, so eröffnete Leo, der sich dabei auf Männer wie die Bischöfe Theodosius von Ephesos, Thomas von Claudiopolis in Galatien und Constantin von Nakolia in Phrygien stützte, seinen Feldzug im Jahre 726. Ein durch den Senat sanktionirtes Dekret verdammte die Anbetung der Bilder als eine Art Götzendienst; materiell wurde einstweilen nur verfügt, daß in den Kirchen die Bilder höher gehängt werden sollten, um sie der unmittelbaren Berührung zu entziehen. Die Stimmungen im Reiche und in der Kirche waren sehr getheilt. Während die Armenier mit Leo offen sympathisirten, während in Asien und in der Hauptstadt Zustimmung und dumpfer Groll einander die Wage hielten, stand es im Westen anders. Die Bevölkerung der alten hellenischen Länder, deren Metropoliten in Thessalonich sich als zähe Bilderfreunde gezeigt haben, war tief erbittert. Hier wie in der italischen Provinz hatten, so scheint es, manche der fiskalischen Verfügungen des Kaisers große Unzufriedenheit erregt. Speziell aber die Hellenen hatten vorzugsweise viel Altheidnisches in die Kirche mit hinübergenommen; zähe Orthodoxe, wie sie jetzt waren, hatten sie auch die alte Freude an Kunstwerken auf die Schöpfungen der kirchlichen Kunst und auf deren Verehrung gewandt. Sie vor Allen waren wüthend über Leo, der ihre Art der Kirchlichkeit angriff. Und sie waren entzückt über den Widerstand, den die Curie in Rom, — damals noch das hochverehrte kirchliche Centrum auch der griechischen Länder westlich vom Strymon, mit Einschluß von Kreta, — gegen das Vorgehen des Kaisers eröffnete; ein Widerstand, der auch in Italien freudig begrüßt wurde und nach der politischen Seite einen starken Schritt in der wachsenden Entfremdung zwischen Rom und Byzanz zur Folge hatte.

Die Lage des Kaisers wurde sofort höchst schwierig. In Italien griffen die Langobarden unter ihrem tapferen, klugen und hochstrebenden König Luitprand (712—743) erobernd ein, und sahen sich durch die Erbitterung des mittelitalischen Volkes gegen die byzantinische Regierung gefördert. Schlimmer noch war es, daß die Hellenen, namentlich die Bewohner der Kykladen und des eigentlichen Griechenlands, sich nicht allein offen empörten, sondern auch einen Theil der Armee, die sonst ganz überwiegend treu zu den „bilderstürmenden“ Kaisern gehalten hat, mit sich fortrissen, und in der Person des Kosmas einen Gegenkaiser aufstellten: in derselben Zeit, wo (S. 101) die Araber wieder bis nach Nikäa vordrangen. Nun gelang es zwar der Energie des Kaisers und der rücksichtlosen Anwendung des Seefeuers, die hellenische Flotte der meuterischen Generale Agallianos und Stephanos am 18. April 727 unter den Mauern von Constantinopel zu zerschmettern. Aber wenn sich der Sieger nun auch darauf beschränkte, den Stephanos und Kosmas enthaupten zu lassen, die in seine Hand gefallen waren, so ging er in der Kirchenfrage jetzt, wo die kaiserliche Autorität auf dem Spiele stand, sehr erheblich weiter. Ein neues Dekret (728) verfügte im Sinne der entschlossensten Gegner des Bilderkultus, daß nunmehr überall die Bildnisse Christi, der Panagia, der Heiligen und Märtyrer aus den Kirchen und den heiligen Orten entfernt, eventuell an den Wänden mit Farben überstrichen werden sollten. Erlassen war das Dekret, nachdem der Kaiser zuvor ein „Silentium“ berufen hatte, nämlich die Versammlung des Senats und der höchsten Würdenträger in Staat und Kirche. Nur der mehr als 90jährige (seit 715 regierende) Patriarch Germanos von Constantinopel hatte sich geweigert, die neue Verfügung zu sanktioniren. Damit aber nahm der kirchliche Kampf binnen kürzester Frist einen Charakter der furchtbarsten Leidenschaftlichkeit an, und es entwickelte sich nun erst in ganzer Schroffheit der grimmige Gegensatz zwischen den Ikonoklasten (Bilderstürmern) und Ikonodulen (Bilderfreunden), mit welchem allmählich für eine Zeit von drei Generationen alle möglichen materiellen, persönlichen und principiellen, religiösen und politischen Gegensätze, Sympathien und Antipathien sich verschlangen. Die Stellung des Kaisers wurde immer schwieriger, und die zähe Kraft der Opposition zeigte sich von Anfang an als so gewaltig, daß man sich weit eher über die lange Ausdauer der Vertreter des Reformgedankens, als über das spätere Scheitern der Reformversuche verwundern vermag. Allerdings standen dem Kaiser starke Mächte zur Seite. Die Führer der Armee hielten mit wenigen Ausnahmen treu zu ihm. Ebenso stand die Mehrheit der gebildeten Laienwelt in Asien, die Mehrheit unter den Beamten und den höheren Ständen, und ein Theil des Klerus auf seiner Seite. Dagegen waren aber die Massen des Volkes zähe Bilderfreunde; und gerade der Kampf um die Bilder, der ihnen doch viel greifbarer verständlich war, als in älteren Zeiten die konfessionellen, überhaupt die dogmatischen Streitfragen, regte diesen Theil der Rhomäer noch weit tiefer auf, als einst die älteren Generationen die Kämpfe

um das Verhältniß des Sohnes zum Vater und um die verschiedenen Naturen in der Person des Erlösers. Dazu kam, daß die Frauen aller Stände, und zwar unter Umständen bis hinauf zu den Schwestern und Frauen der Kaiser selbst, eifrig für die Sache der Ikonodulen eingenommen waren. Die Klostergeistlichkeit, an ihrer Spitze die gelehrten Docenten der Centralbildungsanstalt in Constantinopel (S. 73), und namentlich die vielen Mönche, welche sich auch materiell in ihrer Thätigkeit als Künstler, namentlich als Maler, bedroht sahen, waren natürlich die eifrigsten Gegner der kaiserlichen Reform, und mit ihnen hielten nicht wenige Glieder des übrigen Klerus. Während aber Pabst Gregor II. in Rom durch Sendschreiben und Hirtenbriefe den Kampf in Italien gegen die Ikonoklasten führte, schleuderte aus dem Reiche der Khalifen heraus ein feuriger syrischer Mönch seine Geschosse gegen die Dekrete des Kaisers. Johannes Chrysorrhoas von Damaskus (geb. um 700), der Sohn und Enkel von Männern, die am Hofe der Ommejaden zu Damaskus hohe Stellungen eingenommen hatten, persönlich seiner Zeit Schatzmeister im Dienst des arabischen Hofes, — ein bedeutender Gelehrter, ein namhafter Theologe dieser Tage und auch sonst von höchst bedeutendem Einfluß auf die Ausbildung der Glaubenslehre und der Ethik der anatolischen Kirche, der als Philosoph die formelle Methode den dialektischen Grundsätzen des Aristoteles entlehnt hatte, begann noch vor seinem Eintritt in das Kloster Saba (730) bei Jerusalem (wo er 760 starb), seinen ungestümen Krieg gegen die Ikonoklasie mit seinen „Reden für die Bilder", die begreiflicherweise von der Partei der Ikonodulen, der sie in beredter Sprache gemüthliche und kirchliche Argumente zuführten, mit Enthusiasmus aufgenommen wurden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Kampf sehr schnell einen überaus gehässigen Charakter annahm. Die Zähigkeit, der wilde Enthusiasmus, die Erbitterung der Opposition war von Anfang so groß, daß sie sich, — um von Italien erst später zu reden, — vielfach durchaus nicht auf passiven Widerstand beschränkte, sondern bis zu offener Gegenwehr gegen die Durchführung der kaiserlichen Beschlüsse oder selbst zu trotziger Herausforderung der kaiserlichen Beamten verstieg. Kam es dann zu Akten der Gewalt, der Brutalität, der harten kriminellen oder polizeilichen Ahndung, so gab es natürlich Martyrien oft sehr bedauerlicher Art. Da doch nur die späteren Sieger die Geschichte der erfolglosen Reformversuche dieser und der folgenden Zeiten geschrieben haben, so ist es nicht wohl möglich, namentlich im Hinblick auf viele analoge Erscheinungen anderer Zeitalter, mit irgend welcher Sicherheit zu sagen, ob und wie weit, einen Theil der Regierung Constantins V. ausgenommen, von einer wirklichen „Verfolgung" der Ikonodulen geredet werden darf. Obwohl dabei nicht zu übersehen ist, daß Vorgeschichte und Charakter der Byzantiner, und die gesammte Art des Mittelalters jeden solcher Conflikte nur zu leicht zu einer Verfolgung ausarten ließen. Wahrscheinlich wird man mit ganzer Bestimmtheit Eines sagen können. Nach Art dieser

byzantinischen Kirchenstreitigkeiten (leider freilich nicht dieser allein) verloren im Kampfe mit dem Fanatismus der Gegenpartei auch die energischen Anhänger der Reform, und zwar nicht bloß die ausführenden Organe, allmählich ihre Mäßigung und Besonnenheit immer mehr. Derart daß im Gegensatz zu der schwärmerischen Art der Bilderfreunde sie sich einerseits mehr und mehr in Stimmungen hinein verloren, die an die herbe Feindseligkeit des Islam gegen die Kunst mehr als nur streiften, und zugleich mit dem Mißbrauch auch die Freude an den Schöpfungen der Kunst und die Erhebung der Gemüther durch dieselbe verfehmten, — andererseits aber auch zu rohen Zerstörungen nicht mehr bloß der Gegenstände des Aberglaubens, sondern auch der Kunstwerke sich fortreißen ließen, welche bestimmt waren, auf dem Wege der Anschauung die Gemüther der Gläubigen innerlich anzuregen.

Kam durch diese neue Phase des öffentlichen Lebens der byzantinische Kunstbetrieb für geraume Zeit in eine überaus schwierige Lage, so blieb auch ein scharfer Zusammenstoß zwischen der Centralgewalt und einem einflußreichen Theile der gelehrten Kreise des Reiches nicht aus. Mit den Spitzen allerdings des anatolischen Klerus kam Kaiser Leo schnell in Einverständniß. Der alte Patriarch Germanos von Constantinopel, der allein sich konsequent weigerte, die letzten Dekrete des Kaisers zu vollziehen ward endlich zu Anfang des Jahres 730 unter Zustimmung des Senats zum Rücktritt genöthigt. Dann erhielt sein bisheriger Kanzler Anastasius seinen Platz, der nun nicht zögerte, die kaiserlichen Verfügungen als geistliche Dekrete zu publiziren und nach Möglichkeit zur Ausführung zu bringen. Dagegen wurde es verderblich, daß das mächtige Collegium (S. 73) der höchsten wissenschaftlichen Lehrer in der Residenz sich entschieden auf die Seite der Bilderfreunde stellte. Hier griff der Kaiser mit soldatischer Rücksichtslosigkeit durch. Auflösung dieses und anderer der Reform feindlicher Collegien und Einziehung der Gehälter für die Docenten sollte hier Raum schaffen und einschüchtern. Nun hielt aber weithin das gelehrte Mönchthum fest an der Sache der Bilder und nährte konsequent im Sinne des Johannes von Damaskus die Opposition gegen die Pläne des Kaisers, der dadurch mehr und mehr in schroffe Gegnerschaft gegen die bisherigen Träger der Studien getrieben wurde. Und es war sehr schwer, die durch Zurückdrängung der gelehrten Mönche erschütterten Bildungsanstalten mit Hilfe gebildeter Laien und der Weltpriester einigermaßen in gutem Zustand zu erhalten. Während jedoch der innere Streit namentlich auf Seiten des Kampfes gegen die Klostergeistlichkeit erst unter der folgenden Regierung seine volle Höhe erreichte, kam es gegenüber der Curie und den Italienern schon unter Leo zum offenen Bruche.

Die letzten Dekrete des Kaisers gegen die Bilder (S. 105) hatten in einigen Theilen des byzantinischen Italiens einen wahren Sturm der Entrüstung erregt, der nunmehr von dem klugen Langobardenkönig Luitprand mit Glück zu erheblicher Ausdehnung seiner Macht in Mittelitalien benutzt wurde. Der

alte Gegensatz zwischen Romanen und Langobarden war damals bereits ausgeglichen; namentlich hatten auch bei den Langobarden die lateinische Sprache und der Katholicismus die Herrschaft erlangt. Genua mit Ligurien war schon zwischen 636 und 652 an König Rothari verloren gegangen. Jetzt, wo der katholische Luitprand die Italiener bei ihrem Aufwogen gegen die Dekrete Leos unterstützte, wurde es möglich, bei Gelegenheit eines Aufstandes in Ravenna (728) sich auch dieser wichtigen Stadt zu bemächtigen. Nun freilich unterstützte der (seit dem Mai 715 regierende) Pabst Gregor II., der bisher die Gegner der Bilder unter den griechischen Beamten in Italien mit Exkommunikation geschreckt hatte, jetzt aber die Uebermacht der Langobarden in Italien für seine Stellung fürchtete, die Byzantiner, und mit Hilfe des durch den Pabst bestimmten Dux Ursus von Venedig vermochte der Exarch Eutychios die Langobarden zu schlagen und (729) wenigstens Ravenna zurückzugewinnen. Trotzdem wuchs, zumal seit der Abdankung des Patriarchen Germanos, die Spannung zwischen Rom und Byzanz. Und als Gregor II. zu Anfang des Februar 731 starb, und nun sein Nachfolger Gregor III. (seit 18. März 731 bis 741) im November des Jahres 732 unter lebhafter Zustimmung der Bevölkerung Mittelitaliens an der Spitze einer lokalen römischen Synode jeden, der als Feind der Bilder auftreten würde, für einen Verräther am Glauben und für einen Feind der Kirche erklärte, also kurz und bündig das Anathema gegen die Ikonoklasten schleuderte: da that Leo, als eine militärische Demonstration gescheitert war, den Schritt, dessen Wirkungen für lange Jahrhunderte bedeutungsvoll geworden sind. Er riß Unteritalien und Sicilien, wo das Volk im Gegensatze zu Mittelitalien und Venetien durchaus kaiserlich gesinnt war, vor Allem aber alle Länder der Balkanhalbinsel, die zu dem kirchlichen Metropolitansystem von Thessalonike gehörten, sammt Kreta, von der uralten Verbindung mit Rom los, entzog sie der kirchlichen Jurisdiction des Pabstes und stellte sie unter die Oberherrschaft des Patriarchen von Constantinopel. Es war die erste große Scene in dem vielhundertjährigen geistlichen Kriege zwischen den Machthabern an der Tiber und am Chrysokeras. Dagegen war in Rom und Mittelitalien unleugbar die Macht der Byzantiner schon jetzt vollkommen schattenhaft geworden.

Als Leo III. am 18. Juni 741 etwa 66 Jahre alt starb, war die Lage des Reiches Dank seiner kirchlichen Reformpolitik in hohem Grade komplizirt geworden. Noch aber schien es einige Zeit, als sollte die große Schachpartie zwischen Gegnern und Freunden des Bilderkultus trotz aller Schwierigkeiten für die ersteren gewonnen werden. Des Siegers von Akroïnon Sohn und Nachfolger, Kaiser Constantin V., war eine kolossale Persönlichkeit, dessen Vorzüge und Fehler die Eigenschaften des großen Vaters in mehrfach vergröbertem Format den Rhomäern wieder zeigten. Die späteren ikonodulen Geschichtschreiber haben diesen Mann allezeit mit glühendem Hasse verfolgt, ihm auch den Schimpfnamen angehängt (Kopronymos), den er noch heute in den historischen Compendien trägt. Sicher ist, daß dieser



San Vitale in Ravenna (s. Seite 89 oben).

Byzantiner ungleich derber und rücksichtsloser, ungleich mehr als brutaler Soldat in der Bilderfrage verfahren ist, als sein Vater. Namentlich die gelehrten Mönche, überhaupt das Mönchswesen, dessen nahen Zusammenhang mit dem Bilderdienst der Kaiser deutlich erkannte, wurde als der stärkste Rückhalt der Opposition, unter dieser Regierung lebhaft verfolgt. Wie es bei solchen Zuständen stets zu geschehen pflegt, so wurde bei dem Zusammentreffen zwischen ikonodulen Fanatikern, rohen Soldaten und übereifrigen Beamten viel Unheil angerichtet. Viele Klöster sind darüber eingezogen, geschlossen, manche zerstört worden; die Mönche wichen in einsame Gegenden zurück, und viele Bücherschätze sind dabei verloren gegangen, so daß namentlich die gelehrten Studien für lange stark zu lahmen begannen.

Nichtsdestoweniger war Constantin durchaus nicht der wüste Tyrann, den die ikonodule Ueberlieferung aus ihm gemacht hat. Auch er begann nicht mit der Gewaltthat; auch er war viel mehr darauf aus, durch geistige Mittel das von seinem Vater in Aussicht genommene Ziel zu erreichen. Auch gegen ihn hatte die Meuterei und der Aufruhr zuerst den Arm erhoben. Nicht lange nach Antritt seiner Regierung (741), die Constantin im Alter von 22 Jahren übernahm, veranlaßte ihn ein Einbruch der Araber in das Thema Opsikion (es bestand aus bithynischen, mysischen und phrygischen Bezirken, mit dem Centralpunkt Nikäa), persönlich ins Feld zu ziehen. Nun aber nahm sein eigener Schwager Artavasdes, — ein armenischer Ritter, der in Leos Diensten Kuropalates geworden war und die Hand seiner Tochter Anna gewonnen hatte, und zur Zeit die Garden führte, — die Gelegenheit wahr, auf Grund seiner Beziehungen zu den Ikonodulen und wahrscheinlich von länger her spielender Intriguen den jungen Kaiser zu überfallen und aufs Haupt zu schlagen. Während Constantin nach Amorion flüchtete, riß Artavasdes in der Residenz die Krone an sich und suchte sich so fest als möglich zu setzen. So war wieder einmal ein ganz frivoler Bürgerkrieg im Gange. Nun aber zeigte sich der durch seinen Vater trefflich geschulte junge Kaiser dem viel älteren Usurpator und dessen Söhnen an Begabung und Feldherrntüchtigkeit weit überlegen. Im Jahre 743 erfocht Constantin in zwei Hauptschlachten bei Sardes und bei Modrina (östlich vom Sangarios) den Sieg, und die Reichshauptstadt mußte nach längerer Einschließung und einem neuen Siege des Kaisers über die Parteigänger seines Schwagers bei Nikomedia fallen, als (2. November) jener den entscheidenden Sturm versuchte. Die Rache des Siegers war echt byzantinisch. Der Usurpator und seine Söhne wurden geblendet und in ein Kloster verwiesen, mehrere ihrer bedeutendsten Anhänger, unter ihnen der Erzbischof von Gangra, enthauptet.

Die Katastrophe des Artavasdes war zugleich ein schwerer Schlag für die Sache der Bilderfreunde, die nun wieder in die Lage wie unter Leo III. versetzt erschien. Noch aber fand sich Constantin längere Jahre durch zahlreiche auswärtige Aufgaben zumeist kriegerischer Art so stark beschäftigt, daß er erst auf der vollen Höhe seiner Macht, im J. 754, mit Ernst sich der

großen Kirchenfrage zuwenden konnte. Nun aber wurde ein allgemeines Conzil nach Constantinopel berufen, welches seit dem 10. Februar d. J. unter des Kaisers Vorsitze und unter Leitung des Metropoliten Theodosius (Sohn des Kaisers Tiberius III. S. 65 f.), in dem Palast Hierion auf der asiatischen Seite des Bosporus arbeitete. Rom, Alexandria, Jerusalem und Antiochia waren nicht vertreten. Aber die 338 hier versammelten Prälaten des Reiches gingen vollständig auf die Absichten des Kaisers ein, und faßten eine Reihe von Beschlüssen der schroffsten Art, auf Grund deren nun der Kampf zwischen beiden Parteien noch einmal in höchst bedauerlicher Art akut geworden ist. Nicht nur, daß der Bilderdienst als götzendienerisch verworfen und der Gebrauch der Bilder und Statuen, selbst der Kruzifixe, in den Kirchen streng untersagt wurde: die Energie der versammelten Väter richtete sich auch gegen die Kunst selbst, die man der Reinheit der Religion opfern zu müssen für geboten erachtete. Denn es wurde nun auch streng untersagt, fortan kirchliche Bilder oder Skulpturwerke herzustellen und solche in Kirchen oder auch Privathäusern zu halten. Wer das doch thäte, sollte „Anathema" sein und der staatlichen Ahndung verfallen. Gegen den mächtigsten literarischen Vorfechter der Ikonodulen, Johannes von Damaskus, wurde das Anathema geschleudert. Um endlich bei Durchführung der Beschlüsse regellose Zerstörungen und Räubereien zu verhindern, wurde noch beschlossen, daß ohne spezielle Erlaubniß des Patriarchen und des Kaisers keine bestehende Kirche ihrer Kunstschätze beraubt werden dürfe.

Die Durchführung freilich der harten Beschlüsse des Conzils stieß auf große Schwierigkeiten und gab in der That den beiden letzten Jahrzehnten der Regierung dieses Constantin ihren finstern Charakter. Genährt durch die Proteste, die aus Rom und den jenseits der jetzigen Reichsgrenze liegenden großen christlichen Metropolen des Orients gegen die Dekrete von Hierion eintrafen, gestaltete sich der Widerstand der schwer betroffenen künstlerischen Mönche, der Frauen, und der Massen namentlich auf der Balkanhalbinsel Dank der Volksart überaus zähe, und nahm wiederholt einen schroff aggressiven Charakter an, so daß der Kaiser, der ohnehin viel leidenschaftlicher war, als sein Vater, wiederholt schwer gereizt, und Anlaß zu Bluturtheilen gegeben wurde, die darum nicht weniger aufregend wirkten, weil der letzte Anstoß dazu nicht mehr direkt mit der Bilderfrage zusammenhing. Um so toleranter dagegen verhielt sich Constantin gegen die Sekten, namentlich gegen die Monophysiten und gegen die Paulicianer. Diese um die Mitte des 7. Jahrhunderts in Syrien und Armenien entstandene gnostische Sekte, (mit welcher, so scheint es, einige manichäische Reste verschmolzen waren,) die sich wesentlich auf die paulinischen Schriften stützte, stellte die sittliche Seite des Christenthums in den Vordergrund, und verwarf das ganze äußerliche Kirchenthum, namentlich auch Fasten, Mönchswesen, Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst. Taufe und Communion hielten sie nur als geistige Handlungen. In dem Reiche der Rhomäer waren sie seit Constans II. wiederholt verfolgt worden. Jetzt aber

fanden sie als Bundesgenossen im Kampfe gegen die Ikonodulen Gunst und Förderung und gewannen in Kleinasien viele neue Anhänger. In ruhigen Zeiten fleißige und arbeitsame Leute, im Kriege als sehr kühn und tapfer bekannt, sind sie unter den bilderstürmenden Regierungen im Reiche gern gesehen worden, bis nachmals der Sieg der Ikonodulen auch ihnen furchtbar verderblich werden sollte.

Den Höhepunkt erreichte der innere Kampf, als i. J. 766 verschärfte Verfügungen gegen den Kultus der Bilder und der Reliquien einerseits die Erbitterung der Mönchswelt gesteigert, andererseits eine bedenkliche Verschwörung vieler höheren Beamten und selbst des Patriarchen Constantinos herbeigeführt hatten. Die kompromittirten Männer wurden hart bestraft, zwei von ihnen enthauptet; der Patriarch endlich, an dessen Stelle ein Prälat slawischer Abkunft, Niketas mit Namen, trat, wurde auf einem Esel durch die Straßen der Residenz unter dem Hohne des Pöbels nach dem Hippodrom geführt und ebenfalls enthauptet. Dann aber begannen die oben bereits skizzirten Schläge gegen die Klosterwelt, namentlich in Constantinopel und in Asien, die zur Aufhebung vieler Klöster und zur Vertreibung vieler Mönche führten, während andere in das bürgerliche Leben zurückkehrten.

Alle blutigen und widerlichen Scenen, zu welchen diese Conflikte den Anlaß gegeben haben, legte später die Tradition und die Geschichtschreibung der siegreichen Ikonodulen dem verhaßten Kaiser zur Last. Darüber ist das bedeutende Verdienst vollständig in den Hintergrund gedrängt worden, welches sich Constantin sonst als Regent und Heerführer erworben hat. Welches auch seine persönlichen Schwächen oder Laster, wie grausam auch die militärische Rücksichtslosigkeit gewesen sein möge, die seine Gegner ihm zuschreiben: an Kraft, an politischer Einsicht, an Feldherrntüchtigkeit und kolossaler Energie rangirt er unter den bedeutendsten Trägern der byzantinischen Krone. Nach allen diesen Richtungen hin vollendete er die Arbeiten seines Vaters und hat seinem Reiche wieder den imposanten Nimbus in den Augen der feindlichen Nachbarn hinterlassen, unter dessen Schutze dann dasselbe durch die Gefahren der nächsten Regierungen ohne allzugroßen Nachtheil hindurch zu laviren vermochte.

Die Gegner, die wiederholt von den furchtbaren Stößen des kaiserlichen Feldherrn schwer getroffen worden sind, waren die Araber und die bulgarisch-slawischen Völker der Donauhalbinsel. Das Khalifenreich war während des ersten Jahrzehnts der Regierung Constantins V. durch die grauenhaften Kämpfe zerrissen, welche dem Untergange des Hauses der Ommejaden und dem endlichen Obsiegen der furchtbaren Abbasiden (750) vorausgingen. Diese Zeitlage hat Constantin mit Erfolg benutzt, um die alte Ostgrenze Kleinasiens wieder sicher herzustellen. Germanikeia und Doliche wurden wieder gewonnen, und aus Commagene und Melitene die christliche Bevölkerung, darunter viele Paulicianer, nach Thrakien verpflanzt (746). Und als nun die Araber die Insel Cypern, die Leo III. wieder gewonnen zu haben scheint, mit einer

großen Flotte von Alexandria her angreifen wollten, wurde dieselbe 748 im Hafen von Kerameia so gut wie vollständig vernichtet. Aber auch das Emporkommen der neuen arabischen Dynastie der Abbasiden wurde den Rhomäern nicht so schnell gefährlich. Wohl hat dieses furchtbare, mordgewohnte, rach- und blutgierige Geschlecht von Khalifen dem Reiche des Islam noch eine ganze Reihe energischer und kriegstüchtiger Beherrscher gestellt. Aber der jugendliche, welterobernde Aufschwung der arabischen Race war bereits vorüber. Die Ablösung Spaniens, bald auch der afrikanischen Provinzen im Westen der Syrten von dem großen arabischen Reiche schwächte die Macht des Khalifats vielleicht weniger, als der furchtbare, in immer neuen Aufständen und inneren Kriegen sich entladende Haß, den seit Ausrottung der Ommejaden und anderer edler Familien große Massen der Araber gegen die despotischen Herrscher aus Abbas' Stamme nährten. Schon Abu-Dschafer-Manssur, der zweite Khalif dieser Dynastie (754—775), der Gründer von Bagdad (762), der neuen prachtvollen Centralstadt des islamitischen Weltreiches, hatte es aufgegeben, sich vorwiegend auf die arabische Nationalkraft zu stützen, und war zu dem System übergegangen, aus den zum Islam bekehrten fremden Stämmen, wie den Persern Berbern, Türken, Leibwachen und Söldner heran zu bilden. Mit dem Erlöschen des moslemitischen Enthusiasmus war der stärkste Vortheil wieder verloren, den früher die Heere des Khalifats vor denen der Byzantiner lange voraus gehabt hatten. Und nun kam die bessere Disciplin und soldatische Schulung der rhomäischen Truppen wieder gar sehr zur Geltung. Constantin V. und sein glänzender Stab schulten in der That die Armee so trefflich, daß selbst das thörichte System der Regentin Irene ihre Tüchtigkeit nachmals nicht ganz zu ruiniren im Stande war. Und während die Härte der Abbasiden gegen das christliche Volk ihres Reiches allmählich immer zahlreichere Christen veranlaßte, nach dem byzantinischen Reiche überzusiedeln, behaupteten die Heere des letzteren ihre Ueberlegenheit zunächst bis 782. Der Kampf verflachte sich immer mehr zu einem unaufhörlichen Grenzkriege, von großer Schädlichkeit für die beiderseitigen Grenzdistrikte, aber räumlich von nur mäßigen Dimensionen. Ein Schritt aber zu einiger Milderung der Kriegsgreuel war es, daß Constantin V. zuerst 769 ein System der Auswechselung der Gefangenen, deren bei solchen Kämpfen sehr viele gemacht wurden, einzuleiten vermochte.

Die siegreichen Kämpfe Constantins gegen die letzten Streitkräfte der Ommejaden waren zeitweise unterbrochen worden durch eine schreckliche Elementargewalt. Eine jener entsetzlichen Epidemien, welche in der Geschichte des späteren Alterthums und des Mittelalters wiederholt eine so grausige Rolle gespielt haben; eine Pest, die alle Schrecknisse wieder aufleben ließ, wie sie die griechischen Zeitgenossen bisher nur aus den Werken der Historiker des ersten Justinian kannten, hatte seit mehreren Jahren die vorderasiatischen und afrikanischen Provinzen des Khalifenreiches dezimirt, und war, — wie immer seit den Tagen des attischen Thukydides — mit den Kielen der Kauffahrtei-

schiffe im Jahre 745 in das byzantinische Reich eingedrungen. Zuerst wurden Sizilien und Kalabrien schwer heimgesucht. Im Jahre 746 wurde der berühmte peloponnesische Hafen Monembasia infizirt; und von diesem Herde aus drang das Verderben unaufhaltsam über das griechische Festland und über die Inselwelt des ägäischen Meeres vor, um endlich (749) mit entsetzlicher Wuth die Reichshauptstadt, die damals vielleicht Eine Million Einwohner zählte, zu entvölkern.

Diese Katastrophe ist auch für die Geschichte des eigentlichen Griechenlandes höchst bedeutungsvoll geworden. Wie man jetzt annimmt, so wurde damals die Slawisirung dieses Landes vollendet. Die Revolutionszeit zu Ende des siebenten und zu Anfang des achten Jahrhunderts und Leos des dritten Existenzkämpfe mit den Arabern hatten offenbar den slowenischen Stämmen im Norden und im Centrum der Balkanhalbinsel, die vor dem Druck der Bulgaren wichen, das Vordringen nach Süden erheblich erleichtert. Die Pest aber, welche die Widerstandskraft der Hellenen gegenüber der slawischen Fluth stark erschütterte, machte jetzt die immer umfassendere Besetzung ausgedehnter Theile, namentlich des Peloponnesos, durch slawische Stämme möglich. Es kam dazu, daß Constantin V. bei der Wiederbesetzung der menschenleer gewordenen Reichshauptstadt durch frische Ansiedler nicht nur aus verschiedenen Gegenden Asiens, sondern auch (namentlich 755) aus dem griechischen Festland und aus den Inseln zahlreiche neue Einwanderer nach der Residenz zog. Die neue slawische Bevölkerung in den alten hellenischen Provinzen wurde einstweilen von Seiten der kaiserlichen Regierung geduldet; so lange sie nämlich der kaiserlichen Autorität nicht offen und in herausfordernder Weise die Anerkennung versagte.

Das letztere durften aber die neuen Einwanderer auf griechischem Boden um so weniger wagen, je imposanter die Waffenmacht des Kaisers im Norden gegenüber den Bulgaren sich geltend machte. Constantin hatte damit begonnen, den unaufhörlichen verheerenden Raubzügen dieses Volkes nach den inneren Landschaften des Reiches durch Verschanzung aller Städte auf seiner Nordgrenze, dann durch Sperrung der Balkan- und Skardospässe Einhalt zu thun, dazu die thrakischen Themen mit syrischen und armenischen Ansiedlern zu besetzen. Das reizte endlich den wilden bulgarischen Khan Kormisosch aus dem Hause Ukil, der 753 das alte Fürstengeschlecht der Duloïden gestürzt hatte, zu offenem Bruche. Ein gewaltiges bulgarisch-slawisches Heer überschritt 755 den Balkan und wälzte sich gegen die Campagna von Constantinopel. Nach harten Kämpfen wurden die wilden Schaaren nordwärts zurückgedrängt; aber noch im Jahre 757 wurde Thessalonich durch Bulgaren und massenhafte thrakisch-makedonische Slawen schwer bedroht, das ägäische Meer wieder von slawischen Corsaren überschwemmt, und die makedonische Seehauptstadt hauptsächlich durch die Hilfe des von Skiathos heransegelnden Admirals Sisinnios gerettet. Endlich konnte Kaiser Constantin kraftvoll zum Angriff übergehen. Im Jahre 758 wurden die Slawen des Strymongebietes überall niedergeworfen

und in Massen nach Kleinasien verpflanzt. Dann sollte das Land der Bulgaren selbst angegriffen werden, um ihnen durch kräftige Vorstöße und verheerende Raubzüge die Lust an Einfällen in das griechische Reich zu benehmen. Der erste Versuch freilich scheiterte. In den Engpässen von Beregava (in der Nähe des Meeres, auf der Linie zwischen Anchialos und Varna) erlitt im Jahre 759 der Kaiser eine gewaltige Niederlage. Aber seine Ausdauer und Energie war groß genug, um sich dadurch nicht abschrecken zu lassen. Da nun auch unter den Bulgaren selbst blutige Differenzen ausbrachen, so kam die militärische Ueberlegenheit der Rhomäer bald zur Geltung. Schon 760 vermochte Constantin tief in das feindliche Land einzudringen. Nun fiel von den Bulgaren ein großer Theil der Slowenen ab, und im Jahre 762 zogen große Massen derselben über das schwarze Meer, um sich, angeblich 208,000 Menschen, unter byzantinischer Hoheit in Bithynien neu anzusiedeln. Der junge bulgarische Khan Teletsch aus der Familie Ugain wurde im Jahre 763 in der Nähe von Anchialos bis zur Vernichtung geschlagen. Leider aber befleckten damals die Rhomäer ihren großen Sieg durch eine entsetzliche Grausamkeit, die auf die grausige Wildheit der Zustände der Balkanhalbinsel ein grelles Licht wirft. Zur Seite nämlich der Bulgaren gingen wilde einheimische Banden, die — ursprünglich aus verzweifelten Proletariern während der anarchischen Zeiten vor Leos III. Erhebung entstanden, — den Ruin der durch die nordischen Feinde heimgesuchten Kantone durch Plünderung und Gewaltthaten aller Art vollendeten. Hand in Hand nun mit der Ueberwältigung der Bulgaren ging jetzt ihre Ausrottung. Aber selbst für die Blutgeschichte der Weltstadt am Bosporus machte es Epoche, daß damals neben anderen unter ihren Mauern grausam ermordeten Gefangenen ein besonders verrufener Chef dieser Banden sein Ende fand, indem ihn griechische Wundärzte nach allen Regeln der Kunst lebendig secirten, nachdem ihm Hände und Füße abgehauen waren.

Die glückliche Fortsetzung des bulgarischen Krieges kam zum Stehen, als i. J. 766 der Versuch, mit einer großen Flotte das feindliche Land vom Donau-Delta her anzugreifen, durch den Untergang eines beträchtlichen, durch einen schrecklichen Pontischen Sturm bei Mesembria zu Grunde gerichteten Theiles derselben vereitelt worden war. Nichtsdestoweniger war jetzt das Uebergewicht der Rhomäer, wie in Vorderasien, so auch auf der Balkanhalbinsel fest begründet. Nur in Italien hatten es während der Kämpfe, die den tapfern Sohn des dritten Leo so unablässig in Anspruch nahmen, andre Mächte davongetragen, und eine neu erwachsende Weltmacht bereits ihren Fuß auf das schöne Land gesetzt, dessen Gewinnung einst der Stolz der Zeitgenossen Justinians I. gewesen war. Mit Sicherheit hatten die Byzantiner seit 733 immer nur noch Unteritaliens Küsten zu behaupten vermocht. Noch aber war doch Ravenna und Dank der Politik des Pabstes Zacharias ein Rest von Einfluß in Rom nicht verloren gewesen. Da ist es nun i. J. 751 dem kraftvollen langobardischen König Aistulf (749—756) gelungen, mit Einem starken Ruck sich in den Besitz von Ravenna zu setzen. Damit war

8*

Italien bis zum M. Gargano für immer von der Welt des Ostens losgerissen, und die Statthalter der Rhomäer mußten fortan ihren Sitz in Neapel oder Syrakus aufschlagen. Aber damit hatte es sein Bewenden nicht. Die sehr natürliche Tendenz des Königs der Langobarden, nun endlich auch Rom unter seine Hoheit zu zwingen, bestimmte des (seit 741 regierenden) Pabstes Zacharias Nachfolger Stefan III. (seit 752), sich an die Führer eines andern deutschen Volkes um Hilfe gegen die deutschen Langobarden zu wenden. Es waren die Franken. Hatte die fränkische Kraft, parallel mit Leos III. Kämpfen gegen die asiatischen Muselmanen, unter des gewaltigen Karl Martell tüchtiger Leitung im südlichen Gallien die über die Pyrenäen dringende arabische Fluth glücklich aufgehalten: jetzt sollte sein großer Sohn Pippin (seit 741), der mit dem Jahre 752 nun auch in aller Form an Stelle des letzten Merovingers als König an die Spitze der fränkischen Reichsmacht getreten war, der neue Schirmherr der Curie und der alten Welthauptstadt an der Tiber werden sowohl gegen die Langobarden wie gegen die „gottlosen und ketzerischen" Byzantiner. Es war dasselbe Jahr 754, in welchem der Bildersturm im Osten seine volle Höhe erreicht hatte, wo dann im Abendlande die feste Allianz zwischen Rom und dem Frankenreiche geschlossen wurde.

So wenig ein Politiker wie Constantin V. die Bedeutung der Entwicklung zu verkennen vermochte, die sich seit dieser schicksalsvollen Wendung auf der Halbinsel der Apenninen vollzogen hatte, so wenig war er doch in der Lage, hier weiter einzugreifen. Aber seit nach des Königs Aistulf Besiegung i. J. 754 und 756 der fränkische Pippin den Griechen die Rückgabe der mittelitalischen Länder versagt und 755 die Grundlagen für einen römischen Kirchenstaat geschaffen hatte, galt es in der ganzen Welt als so selbstverständlich, daß die neue fränkische Macht den Rhomäern nur feindlich gegenüberstehen könne, — daß i. J. 774, bei dem Todeskampfe des letzten langobardischen Königs Desiderius mit Karl dem Großen der Sohn des ersteren, Prinz Adelchis, nach dem Fall von Verona seine Zuflucht in Constantinopel suchte, um hier Hilfe für seinen Vater zu gewinnen.

Das war freilich vergeblich. Zu schnell führte der große Franke den Krieg zu Ende, als daß hier eine fremde Intervention möglich gewesen wäre. Aber auch im Sinne Constantins V. konnte diese nicht liegen. Noch einmal hatte er gerade i. J. 774 mit 80,000 M. und einer starken Flotte den Krieg gegen die Bulgaren, die damals der Khan Cerig (auch Telerig genannt,) beherrschte, kraftvoll aufgenommen. Und nun packte im Spätsommer d. J. 775 den gewaltigen Menschen eine schwere Erkrankung, welcher er auf der Rückreise nach der Residenz unter deren Mauern auf seinem Schiffe am 23. Septbr. 775 erlag.

Es dauerte sehr lange, bis das byzantinische Reich wieder durch einen so konsequenten und so kraftvollen Herrscher geführt wurde. Mehrere Jahrzehnte hindurch zehrten nach dieser Seite die Rhomäer von dem politischen Kapital, welches Leo III. und Constantin V. geschaffen hatten. Nament=

lich die Bulgaren waren fühlbar eingeschüchtert; dabei war doch die Phantasie dieses Volkes schon ganz überwiegend durch die Beziehungen zu Byzantion bestimmt. Derart daß unter anderem der Khan Cerig, als seine Stellung daheim unhaltbar wurde, zwei Jahre nach Constantins Tode nach dem Bosporus sich wandte, und mit der Taufe die Hand einer kaiserlichen Prinzessin und den Rang eines Patricius (Durchlaucht) erhielt. Wie wenig „ethnographisch" heikel die byzantinischen Kaiser asiatischer Abkunft, die damals bis zu der Zeit der Basiliden das rhomäische Perlendiadem trugen, nach Seite ihrer Familienverbindungen und speziell in der Auswahl ihrer Gattinnen waren, zeigte sich andrerseits damals darin, daß Constantins Nachfolger, sein 25jähriger Sohn Leo IV., von Irene, der (732 mit Kopronymos vermählten) Tochter des Chagans der damals bis zum Dnjepr und bis in die Krim hinein ausgebreiteten und durch die kommerzielle Wichtigkeit ihres Reiches den Rhomäern höchst werthvollen Khazaren stammte. Der junge Kaiser, eine viel mildere Natur als sein Vater, führte die Politik des Reiches im Sinne seiner beiden Vorgänger; nur daß er nach Möglichkeit die Härte mied, mit welcher sein Vater den Ikonodulen entgegengetreten war. Als aber der kränkelnde Monarch schon am 8. Sept. 780 starb, begann eine der unerfreulichsten Episoden der byzantinischen Geschichte. Sein Sohn Constantin VI. war kaum zehn Jahre alt. Statt seiner sollte seine schöne Mutter Irene die Regentschaft führen. Diese glänzende, hochbegabte Tochter einer mächtigen Familie in der alten Hellenenstadt Athen war aber zum Unheil des Reiches und der Dynastie ebenso ehrgeizig und herrschsüchtig, wie kühn und leidenschaftlich. Und ihre dämonische Herrschsucht hat sie allmählich zu immer schwereren Gewaltthaten, endlich zum abscheulichsten Frevel getrieben. Die gefährlichen Züge des Frauenregiments in einem despotisch regierten Reiche und an einem Hofe, wie der von Byzantion, wurden schnell genug bemerkbar. Und über den Hofintriguen, die sich namentlich um den Gegensatz zwischen Irene und den Brüdern ihres verstorbenen Gatten bewegten, bedachte sich die Regentin nicht lange, — wie sie selbst als Frau und als Tochter von Hellas eifrig dem Bilderdienst ergeben war, sich in den Ikonodulen eine eben so zahlreiche und ungestüme, wie ihr treu ergebene Partei zu sichern.

Damit war der kirchliche Kampf in eine neue Phase eingetreten. Es galt jetzt, die Reaktion gegen die bisher siegreiche Partei der Ikonoklasten einzuleiten. Weibliche Schlauheit und Menschenkenntniß, byzantinische Kunst intriganter Politik und priesterliche Geschmeidigkeit operirten systematisch. Zuerst wurde nur mit Vorsicht die Schärfe der Gesetzgebung gegen die Verehrung der Bilder langsam abgestumpft. Dann gelang es, den alten bilderfeindlichen Patriarchen Paulus (von Cypern) zum Rücktritt zu bestimmen (784), und nun unter ausdrücklich ermittelter Zustimmung eines starken Theiles der Bürger der Residenz einen neuen, für die Kirchenpolitik der Regentin geeigneten Patriarchen zu berufen. Es war Tarasios, zur Zeit

der Chef des kaiserlichen Kabinets, ein hochgebildeter, energischer und erfahrener Politiker, ein Mann von hoher Abkunft und tadellosem Rufe, und in der Hauptstadt bisher allgemein geschätzt. Nun sollte ein neues „ökumenisches“ Concil zusammentreten, um die alten Beschlüsse (S. 111) von Hierion zu beseitigen und den Bilderkultus in bestimmten Grenzen wiederherzustellen. Noch aber war die Partei der alten Kaiser in der Residenz und unter den Veteranen der Armee, namentlich der Garden, so mächtig, die Drohungen der bilderfeindlichen Krieger so kategorisch, die Stimmung in Constantinopel überhaupt so bedenklich, daß Irene und ihr kluger Rathgeber noch über zwei Jahre der Vorbereitungen brauchten, ehe die kirchliche Reaktion beginnen konnte. Endlich war Alles reif. Die alten Truppen waren zweckmäßig nach verschiedenen Provinzen dislocirt, viele entlassen, neue dem Hofe ergebene Abtheilungen formirt und nach der Residenz gezogen, andrerseits aber das neue Concil geschickt zusammengestellt worden, welches endlich im September 787 in Nikäa zusammentrat. Unter den 367 Mitgliedern befanden sich mehr als 130 Mönche und Aebte, die unter Constantin V. ihre klösterlichen Sitze hatten räumen müssen; daneben meist nur mehr oder minder entschiedene Bilderfreunde, oder bequeme, tolerante und schmiegsame Naturen, oder auch solche Bischöfe, die aus Rücksicht auf Behauptung ihrer Stellung dem sanfteren oder stärkeren Druck von Seiten des Hofes zu widerstehen nicht gestimmt waren. Die Versammlung, bei der auch drei namhafte zeitgenössische Historiker, Nikephoros (später 806—815 Patriarch), Georg, des Patriarchen Tarasios „Syncellos“, und dessen Freund Theophanes, beschäftigt waren, konnte übrigens lediglich deshalb den Schein einer „ökumenischen“ beanspruchen, weil Legaten des Pabstes Hadrian I., und zwei Mönche aus Palästina anwesend erschienen, die als die Vertreter der orientalischen Patriarchate galten. Die gewünschte Einigkeit des Concils blieb denn auch nicht aus. Und neben den üblichen Verfluchungen (die Patriarchen Anastasius, Constantin und Niketas wurden der ewigen Verdammniß geweiht), erklärte man das Concil von Hierion für ketzerisch, und sprach das bräuchliche Anathema aus über alle, die seinen Beschlüssen noch weiter folgen würden. Dann aber entschied das Concil, daß nicht allein das Kreuz ein Gegenstand der Verehrung sein solle, sondern daß auch die Bilder Christi, der Panagia, der Engel und der Heiligen, — Gemälde, Mosaikdarstellungen, Darstellungen auf heiligen Gefäßen, oder auch gestickte auf Decken und Gewändern zu kirchlichem Gebrauche, — berechtigte Gegenstände der „Verehrung“ (durch Kuß und Kniebeugung) seien, die jedoch nicht mit der Gott allein zu weihenden „Anbetung“ verwechselt werden dürfe. Dagegen dachte natürlich Niemand daran, auf die von Rom aus geforderte Rückgabe der durch Leo III. dem Pabste entzogenen Kirchenprovinzen sich einzulassen.

Leider hat es die Kaiserin Irene bei diesen (im Sinne des Tarasios immerhin „vermittelnden“) Beschlüssen, welche nun den Uebertreibungen der Ikonoklasten so scharf entgegengeschleudert wurden, nicht bewenden lassen. Die

„neue Helena" wollte auf der einen Seite in ihrem Siegesrausche andauernd die wirkliche Selbstherrscherin der Rhomäer bleiben, und war nicht sehr geneigt, ihrem schlecht oder doch nachlässig erzogenen Sohne, als dieser zum Manne heranreifte, die Zügel der Regierung zu überlassen. Auf der andern Seite trug es bei ihr die persönliche Politik gar nicht selten davon über die Forderungen der Reichsinteressen. Es hing damit zusammen, daß sie dahin arbeitete, auch bei der Armee ihre Günstlinge an die Stellen der alten Generale ihres Schwiegervaters zu bringen, die letzteren mehr in den Hintergrund zu schieben. Die Folge war natürlich, daß das Reich unter ihrer verderblichen Leitung wiederholt Einbußen erlitt. Der chronische Grenzkrieg mit den Abbasiden hatte seit 778 wieder einen gefährlichen Charakter angenommen. Er wurde noch schwieriger, als der Khalif Almahdi-Mohammed (775—785), Manssurs Sohn und Nachfolger, i. J. 780 seinen kühnen Sohn Harun an die Spitze der muselmanischen Krieger stellte, und als nun 781 im Zusammenhange mit der Entdeckung und Bestrafung eines gefährlichen Complots in der Residenz der Statthalter Helpidios in Sicilien sich offen empörte. Dieser freilich wurde bald bezwungen und zur Flucht zu den Arabern genöthigt. Aber Harun konnte dagegen 782 mit 100,000 Mann, und begleitet von Rabia und Jahja aus dem berühmten altpersischen Hause der Barmekiden, wieder einmal den beliebten Zug der Asiaten quer durch Kleinasien bis nach Chrysopolis am Bosporus wagen. Freilich war der glänzende Abbaside jetzt so wenig wie später als Khalif im Stande, auf Kosten der Byzantiner große bleibende Eroberungen zu machen. Die Hauptsache blieb damals umfassende Plünderung des Landes und Wegführung zahlreicher Gefangenen für die Sklavenmärkte des inneren Orients. Zunächst aber sah sich die Regentin gezwungen, einen wenig rühmlichen Frieden (eigentlich nur eine dreijährige Waffenruhe) mit den Arabern zu schließen, wodurch sie genöthigt wurde, jährlich den Tribut von 70,000 Goldstücken nach Bagdad zu entrichten (783). Die Nothlage des Reiches und die Entblößung der Balkanhalbinsel hatten inzwischen die Slawen in Griechenland benutzt, um sich vom Reiche loszureißen und verschiedene hellenische Städte zu bedrängen. Hier wollte nun Irene um so entschiedener eingreifen, als sie Dank ihrer hellenischen Abkunft die Slawisirung ihres Vaterlandes nicht so objektiv ansah, wie die nur äußerlich gräcisirten Kaiser aus den östlichen Provinzen. Aber der Feldzug, den ihr Liebling, der Patricius Staurakios, noch i. J. 783 unternahm, war mehr nur eine große Recognoscirung. Allerdings widerstanden die Slawen nirgends den kaiserlichen Truppen, Athen wurde gesichert, viele slowenische Zupane bis zum Isthmus hin huldigten wieder. Aber auch das Innere des schwierigen Peloponnesos wieder zu erobern, fand die Regentin nachher über ihren inneren Conflikten keine Zeit mehr.

Nach Abschluß nämlich des Bilderkrieges traten bei dem Heranreifen ihres Sohnes die an dessen Person sich knüpfenden Beziehungen in den Vordergrund. Die seit 781 mit dem großen fränkischen König Karl ein-

geleitete Verbindung wurde 788 schnöde und zu dauernder, durch die griechenfeindliche Thätigkeit der römischen Curie genährter, Verfeindung mit dem Hofe von Aachen wieder zerrissen, indem die Regentin Constantins Verlöbniß mit Karls Tochter Rotrud einfach auflöste. Sie wollte nicht, daß ihr Sohn den starken Rückhalt des fränkischen Schwiegervaters finden sollte. Noch ließ sich Constantin eine andere Braut aufdrängen. Als aber 789 die Entdeckung eines gegen Irenens Regentschaft gerichteten Complots mehrerer vornehmer Freunde ihres Sohnes die Regentin zu maßloser Entrüstung getrieben hatte, der Art daß sie den jungen Kaiser persönlich züchtigte und in dem Palaste consignirte, da erhob sich in Asien ein bedeutender Theil der Armee gegen das Weiberregiment. Die Regentin und ihre Minister mußten abtreten, und Constantin VI. kam wirklich in die Lage, von 790 bis 797 die Zügel der Regierung zu führen.

Glück freilich brachte dieser Wechsel weder dem jungen Fürsten, noch dem Reiche. Von den tüchtigen Eigenschaften seiner Ahnen hatte Constantin nur die persönliche Tapferkeit und die Thätigkeit geerbt. Er befand sich wiederholt an der Spitze der Truppen. Als der Bulgarenkhan Kardam 788 wieder die Waffen gegen das Reich richtete und am Strymon einen Sieg erkämpft hatte, trat der junge Kaiser 791 persönlich an die Spitze seines Heeres, und behauptete, trotz einer Niederlage im Juli des Jahres 792, wo mehrere der besten alten Generale seines Hauses, darunter der gefürchtete Michael Lachanodrakon, fielen, im Ganzen das Uebergewicht der Rhomäer, namentlich noch im Jahre 796. Auch die Heere des grimmigen Khalifen Harun-al-Raschid (786 bis 809) vermochten in dieser Zeit den byzantinischen Landtruppen keine Erfolge abzugewinnen. Dagegen erkämpfte allerdings seine Flotte im Jahre 792 in dem Golf von Attalia einen Seesieg. Der mit Unrecht gepriesene Harun war damals niederträchtig genug, den gefangenen griechischen Admiral Theophilos tödten zu lassen, weil der tüchtige Mann es ablehnte, den Islam anzunehmen und in die Dienste des Khalifats zu treten.

Unglücklicherweise war aber Constantin nicht nur arm an wirklichen Regierungstalenten; es war noch weit schlimmer, daß er nur zu schnell sich als grausam, als unbeständig, und als brutal undankbar gegen seine treuesten Anhänger zeigte: namentlich, als es den Intriguen seiner furchtbaren Mutter seit 792 gelungen war, einen erheblichen Theil ihres alten Einflusses über ihn wiederzugewinnen. Aber Irene, bei der alle mütterlichen Gefühle in dem beleidigten Stolze und in der Rachgier der tief gedemüthigten Selbstherrscherin untergegangen waren, sann nur darauf, ihn zu verderben. Eine ihr zu Ehren durch Constantin aufgestellte Statue von Bronze, die den Hippodrom schmückte, erinnerte die Byzantiner viele Jahre lang an die kaiserliche Megäre. Sie hatte gesehen, daß der Kaiser die ihm einst aufgedrungene Gattin zur Trennung nöthigte, und hatte listig den Patriarchen Tarasios bestimmt, die neue Heirath Constantins (796) mit einer Hofdame seiner Mutter einsegnen zu lassen. Nun aber erhob sich die hochangesehene und

überaus einflußreiche, asketische Klostergeistlichkeit, — an ihrer Spitze Platon, Abt des Klosters Sakkudion am bithynischen Olymp, und sein gelehrter Neffe Theodor (ein Verwandter der neuen jungen Kaiserin,) der später, nach 797, als Abt des berühmten Klosters Studion in Constantinopel einen großen Namen gewann, — gegen die Verletzung der kirchlichen Zucht und Ordnung, und machte durch ihr Auftreten gegen Tarasios und den Kaiser diesen höchst unpopulär. Und als Constantin zornesvoll einschritt und namentlich den Theodor nach Thessalonike verbannte, da galt er als ein neuer Kopronymos. Da er eben damals aber auch sich in der unsinnigsten Weise mit seiner armenischen Garde verfeindet und diese aus der Residenz dislocirt hatte: so reifte Irenens Saat. Schrittweise arbeitend, gewann sie allmählich alle Vertrauten Constantins, die es für geboten hielten, mit ihr Frieden zu machen. Als die Verschwörung endlich zum Ausbruch kommen sollte, erhielt Constantin eine rechtzeitige Warnung. Aber er benutzte diese nur, um die Residenz zu verlassen, ohne schnelle und kräftige Schritte zu seiner Rettung zu thun. So fiel er doch nach einiger Zeit in die Hände von Irenens Agenten und wurde dann in dem Porphyrsaal des byzantinischen Kaiserschlosses, in welchem er einst das Licht der Welt erblickt hatte, am 19. August 797 in ungewöhnlich grausamer Weise geblendet.

Fünf Jahre lang genoß die blutige Kaiserin die Früchte ihrer Intriguen und ihrer Verbrechen. Aber der politische Horizont wurde dunkel genug. Die Geschwader des Khalifats drangen wieder einmal plündernd bis nach Ephesos vor, und die Rathgeber der Selbstherrscherin wußten momentan keinen andern Rath, als durch Geld den Frieden mit Harun zu erkaufen, und (797) für den Fall der Auswechselung der Gefangenen die Freikaufung überzähliger Gefangener unter möglichst günstigen Bedingungen zu ermöglichen. In Bulgarien gelangte gegen 802 der furchtbare Khan Krum zur Herrschaft. Ein grausamer und energischer Soldat, der die Zertrümmerung des Reiches der Avaren durch Karl den Großen (796) dazu benutzte, um neben Donaubulgarien und der Walachei nun auch einen großen Theil von Ost-Ungarn zu erobern und die alte Macht seines Volkes zu verdoppeln. Und für den hochgehenden byzantinischen Stolz vor Allem empfindlich mußte es sein, daß der gewaltige Beherrscher des Abendlandes, der große Frankenkönig Karl zu Ende des Jahres 800 in Rom das Kaiserthum wieder erneuerte. Materiell freilich war der Verlust gering; es war eben nur eine lange politische Entwickelungsreihe im Abendlande zum Abschluß gelangt. Aber die neue staatsrechtliche Ordnung der Dinge jenseits der Adria, in welche sich die Staatsmänner am Chrysokeras nur schmollend fanden, und die sie niemals förmlich anerkannt haben, bedeutete für die Rhomäer doch, daß die alten Rechte der Nachfolger des Theodosius auf den Westen für immer verfallen, daß die Curie an der Tiber eine ihnen gegenüber selbständige Macht mit weltumspannenden Ansprüchen geworden, daß endlich die Franken jetzt in ganz anderer Weise als noch zu Karl Martells und selbst zu Pippins Zeit

in die Kreise der Politik eingetreten waren, welche sehr starke Interessen der Byzantiner auf mehreren Punkten unmittelbar berührten.

Praktisch allerdings ist der natürliche Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Kaiserthum römischen Namens erst seit der Zeit der Liudolfinger wirklich akut geworden. Für das Abendland wurde die Schwäche der Karolinger nach des großen Karls Tode, für den Osten die harten bulgarischen und die in immer neuer Gestalt auftretenden arabischen Nöthe auf lange hinaus mäßigende Momente. Der schrittweise sich vertiefende Gegensatz zwischen „Griechen" und „Lateinern" fand längere Zeit weit mehr seinen Ausdruck in dem Zusammenstoße der kirchlichen Gewalten. Aber auch dieses erst nach dem Austoben der Kämpfe um die Bilder.

Das kirchliche Restaurationswerk der Kaiserin Irene hatte keineswegs diese Kämpfe für immer beschlossen, die vielmehr nicht lange nach ihrem Ausgange wieder auflebten. Die Alleinherrschaft der schuldbeladenen Selbstherrscherin war nicht von langer Dauer. An ihrem Hofe, der sich in der üppigsten Pracht bewegte, war unaufhörlich der Kampf persönlicher Parteiungen im Gange. Die gehässige Rivalität der mächtigen Eunuchen, welche am Hofe die erste Rolle spielten und unter Umständen gegen die Kaiserin selbst intriguirten, nahm aber ein Ende mit Schrecken, als zuletzt der kaiserliche Großschatzmeister, der Patricius Nikephoros, das Beispiel seiner Gebieterin nachahmte und Irenen durch eine Verschwörung umgarnte, die nach dem Ausleben des isaurischen Hauses ihn selbst an Stelle der attischen Dame auf den Thron der Rhomäer führen sollte. Die Palastrevolution, an der selbst Verwandte der Kaiserin theilnahmen, gelang ohne Schwierigkeit. Am 31. Oktober 802 wurde Irene entthront und zuerst nach einem von ihr selbst auf der Prinzeninsel in der Propontis gestifteten Kloster entfernt, nicht lange nachher aber fast mittellos nach der Insel Lesbos verwiesen, wo sie in Kummer und Armuth schon am 9. August 803 ihr Dasein beschloß.

Die anatolische Orthodoxie hat nachmals nur die Erinnerung an Irenens Verdienst um die Bilderverehrung bewahrt und sie in die Reihe ihrer Heiligen aufgenommen. In Constantinopel dagegen dauerte es lange Jahre, bis wieder eine neue Dynastie fest einzuwurzeln vermochte. Der neue Machthaber Nikephoros, der für seine Person aus dem pisidischen Seleukia stammte und seine Abkunft von einer arabischen Familie einst christlicher Häuptlinge in Ghassan ableitete, ist bei den späteren Historikern dieses Reiches über Gebühr verrufen. So wenig sein Privatleben, wo er sich als ein gewissenloser Wüstling zeigte, Achtung erwecken konnte: die starke Anspannung der finanziellen Leistungsfähigkeit des Reiches würde ihm doch wahrscheinlich verziehen worden sein, hätte er nicht den ebenso unvermeidlichen, wie unpopulären Schritt gethan, auch das Eigenthum der in immer größerer Menge aufschießenden Klöster und Kirchen mit der Grundsteuer zu belasten, und unter Umständen auch in die Klöster Einquartierung zu legen. Dagegen schlug er eine kluge und sachgemäße Politik ein. In den kirchlichen Reichsfragen hielt er sich

auf der Linie einer wohlbemessenen Toleranz, die auch den der Orthodoxie so tief verhaßten Paulicianern zu Gute kam. In Sachen der auswärtigen Fragen gelang es ihm, namentlich mit Karl dem Großen sich auf einen besseren Fuß zu stellen, als Irene. Seit diese 788 so schroff mit den Franken gebrochen hatte, war es zu Feindseligkeiten gekommen, und nicht nur Istrien, sondern auch das dalmatinische Kroatien in fränkische Hände gefallen. Da schloß nun Nikephoros 803 mit Karl den Frieden zu Königshofen, in welchem der byzantinische Hof seine Ansprüche auf Rom und Mittelitalien endgültig aufgab, dagegen seine Rechte auf Unteritalien, Venedig, Istrien, und die Küste von Dalmatien in aller Form anerkannt wurden. Freilich fielen dann doch 805 Venedig und die Dalmatiner von Zara zu den Franken ab, und seit 806 war in den nördlichen Theilen des adriatischen Meeres ein Kampf im Gange, der Seitens der Rhomäer wesentlich mit der Flotte geführt wurde. Noch immer aber war die maritime Ueberlegenheit der Griechen so groß, daß der alternde Karl der Große im Jahre 810 auf Eroberungen auf byzantinischem Gebiet verzichtete, und mit dem griechischen Gesandten Arsaphios zu Aachen einen Frieden verabredete, in welchem die Grenzen des Jahres 803 festgehalten wurden. Der förmliche Abschluß des Friedens erfolgte im Jahre 812, nachdem zuvor Bischof Haito von Basel an der Spitze einer fränkischen Gesandtschaft die Unterhandlungen in Constantinopel zu Ende geführt hatte. Die Gesandten des neuen Kaisers Michael I. brachten die vollzogene Friedensurkunde nach Aachen, begrüßten auch den Herrn des Abendlandes als Basileus, und gaben auch zu, daß Venedig allerdings ein Schutzgeld an die fränkische Krone zahlen sollte, während die Stadt dafür ungehindert im ganzen Reiche Karls Handel treiben durfte.

Viel weniger glücklich gestalteten sich die Verhältnisse auf der arabischen Seite, als Nikephoros dem Khalifen Harun den bisher durch Irene gezahlten Tribut kündigte. Das Feldherrntalent des Kaisers kam seiner Entschlossenheit nicht gleich, und so hatte er, so lange Harun noch lebte, nur sehr erhebliche Unfälle zu verzeichnen. Die Niederlage des Kaisers bei dem phrygischen Krasos (804) und im J. 806 der Verlust von Tyana, die Zerstörung von Ankyra, der Fall von Heraklea am Tauros, wie auch 807 die Verwüstung von Cypern und Rhodos, nöthigten ihn zur Annahme eines ungünstigen Friedens, der wieder auf die Zahlung schwerer Tribute nach dem geldmachenden Hofe von Bagdad hinauslief.

Anders stellten sich die Dinge im slawischen Griechenland und im Norden der Balkanhalbinsel. Im Peloponnes hatten die Slawen allmählich so viel Kraft, Selbstgefühl und politisches Verständniß gewonnen, daß sie die vielfach so schwierige Lage des Reiches zu benutzen gedachten, um sich gänzlich von demselben loszureißen. Eine große Erhebung brach aus, offenbar mit der Absicht, die Hellenen gänzlich aus der Halbinsel zu vertreiben. Es galt zunächst, das Netz der griechischen Küstenstädte, welche noch immer die slawischen Bewohner des inneren Landes drohend umspannten, und die

natürlichen Angriffsbasen für griechische Sturmkolonnen abgeben konnten, zu zerreißen, also diese Bollwerke den Griechen abzugewinnen. Der furchtbare Angriff der Slawen auf Paträ (i. J. 807 oder vielleicht schon 805 n. Chr.), der von der Seeseite her durch afrikanische Moslemen kräftig unterstützt wurde, bezeichnete hier den Höhepunkt der slawischen Fluth. Die vollständige Niederwerfung der Angreifer durch die tapfern hellenischen Bürger und die kraftvolle Ausbeutung dieses Sieges durch die kaiserlichen Truppen, die nun die Westküste des Peloponnes bis tief nach Messenien hinein unterwarfen, bezeichnet den Beginn der Ebbe. Mit andern Worten: damals begann nun die Zeit, wo die Ueberwältigung der Slawen in den alten hellenischen Provinzen mit den Waffen, und weiter ihre Zähmung durch die christliche Mission, und ihre nationale Durchsetzung mit neuen griechischen Colonisten energisch und erfolgreich in Angriff genommen wurde.

Viel schwieriger gestaltete sich dafür die Sache auf der bulgarischen Seite. Die Sorgfalt und Energie, mit welcher Kaiser Nikephoros die Grenzhut gegen die wilden nordischen Nachbarn betrieb, hinderte nicht, daß nicht i. J. 809 der wilde Khan Krum unter schrecklichem Gemetzel die wichtige Stadt Sardika eroberte. Mit rücksichtsloser Aufbietung aller finanziellen Kräfte brachte der Kaiser ein starkes Heer auf, jetzt entschlossen, das bulgarische Reich womöglich zu zertrümmern. Aber der Feldzug nahm ein schreckliches Ende. Anfangs war der Kaiser auf bulgarischem Boden so glücklich, daß Krum einen günstigen Frieden anbot. Als aber Nikephoros auf vollständige Unterwerfung bestand, wagte (anscheinend nicht ohne verrätherische Verbindungen im griechischen Lager) Krum einen furchtbaren nächtlichen Angriff, bei welchem (25./26. Juli 811) die Rhomäer aufs Haupt geschlagen wurden, der Kaiser aber und viele Stabsoffiziere den Tod fanden. Der rohe Sieger ließ den Kopf des Nikephoros auf eine Lanze gespießt mehrere Tage lang zur Schau ausstellen, dann aber den Schädel als Pokal mit Silber einfassen, und pflegte daraus bei seinen Gelagen den slawischen Großen an seinem Hoflager in den edelsten griechischen Weinen Bescheid zu trinken. Leider fand er dann noch lange die Möglichkeit, den Rhomäern in ihrem eigenen Lande die schwersten Schläge zuzufügen.

Stauratios, des Nikephoros Sohn, war freilich dem Gemetzel schwerverwundet entronnen, und wurde auch in Constantinopel als Kaiser anerkannt. Aber das Finanzsystem seines Vaters hatte so viele Gegner mobil gemacht, daß es den Feinden seines Hauses schon nach kurzer Zeit gelang, unter Führung eines ganz unbedeutenden Menschen, der mit des jungen Fürsten Schwester vermählt war, letzteren (2. October 811) zum Rücktritt zu nöthigen. Der neue Herr des Reiches, eben dieser Schwiegersohn des Nikephoros, der Kuropalates Michael I. Rhangabe, war ein Spielball in den Händen der herrschenden Orthodoxie. Derart daß er nicht nur alle fiskalischen Maßregeln wieder fallen ließ, welche der Geistlichkeit lästig waren, und sich in äußerster Freigebigkeit gegen Klerus, Klöster und wohlthätige Anstalten bewegte, son-

dern auch unter dem Einfluß des fanatischen Abtes Theodor Studita die Bilderfeinde bedrückte, und gegen die Paulicianer in Asien und in Thrakien unsinniger Weise mit grausamen Verfolgungen einschritt.

Dafür leistete er aber auch gegenüber den Bulgaren absolut nichts. Unaufhaltsam konnten die Truppen Krums die thrakischen Kantone grausam verwüsten und 812 mit Hilfe eines Ingenieurs, eines getauften Arabers, der aus griechischen Diensten zu dem Khan übergetreten war, zahlreiche Städte, wie Develtos, Berrhöa, Anchialos, endlich auch Mesembria erobern. In letzterer Stadt fiel sogar ein Vorrath griechischen Feuers in Krums Hände. Da der Kaiser zu keinem Abschluß mit Krum kommen konnte, weil er ehrenhafter Weise die von dem blutigen Khan zu den Griechen übergetretenen Bulgaren ihrem alten Herrn nicht ausliefern wollte, so dauerte der Krieg fort. Als endlich am 22. Juni 813 unter seiner unfähigen Leitung die große Schlacht bei Versinikia (etwa in der Gegend von Adrianopel) mit einem Mißerfolge geendigt und Michael persönlich sich nach der Residenz zurückgezogen hatte, erhob sich die Armee und machte auf der Stelle einen ihrer besten Führer, den Armenier Leo, Chef des (aus phrygischen, lykaonischen und kappadokischen Bezirken kombinirten) Themas Anatolikon, zu dem neuen Herrn des Reiches, der nun direkt nach dem Bosporus marschirte und den Michael zur Abdankung nöthigte (11. Juli 813). Der Angriff, den nun Krum wenige Tage später auf Constantinopel versuchte, blieb natürlich erfolglos. Aber die Einwohner sahen jetzt mit Schrecken auf der langen Linie von den Blachernen bis zum Goldenen Thore die Massen der bulgarischen Wilden, deren Khan in der Vorstadt St. Mamas lagerte und vor den Augen der Griechen Menschen und Rinder als Opfer schlachtete. Ein verunglückter Versuch des Kaisers, bei Gelegenheit einer Unterhandlung den Bulgarenfürsten niederhauen zu lassen, erregte dessen Wuth bis zu der Höhe, daß auf dem Rückmarsch nach Bulgarien St. Mamas und die gesammte Campagna der Residenz in der furchtbarsten Weise geplündert und verwüstet wurden. Unter schrecklichen Zerstörungen, Mord und Plünderung zogen die Bulgaren über Selybria und von der Propontis rückwärts, nöthigten selbst Adrianopel zur Uebergabe, der die Plünderung folgte, und brachten kolossale Beute und tausende von Gefangenen mit nach Hause, unter diesen den slawischen Bauerjungen, der später Kaiser Basilios heißen sollte. Es war ein unerwartetes Glück, daß mitten unter neuen Rüstungen der blutige Krum am 13. April 814 plötzlich starb. Sein Nachfolger Mortagon konnte nicht hindern, daß ein Theil der Bulgaren sich unter Einwirkung des gefangenen Bischofs Manuel von Adrianopel den Rhomäern und dem Christenthum zuzuneigen anfing. Als dann Leo V. zu Anfang d. J. 817 bei Mesembria einen gewaltigen Sieg über diesen Khan davongetragen hatte und nun verheerend in Bulgarien selbst eindrang, konnte er endlich einen Frieden erzwingen, der den Rhomäern auf dieser Seite für dreißig Jahre die Ruhe sicherte.

Leider sollte Leo V. für seine Person diese nicht theilen. Die alte Bilderfrage lebte unter ihm mit neuer Leidenschaft auf. Während die Ikonodulen unter der Leitung der enthusiastischen Mönche, den energischen, auf Unabhängigkeit der Kirche von der staatlichen Gewalt dringenden Theodor Studita an der Spitze, immer tiefer in das alte System zurücklenkten und alle mögliche poetische und praktische Superstition pflegten, die sich nur immer an verehrte Kultusbilder zu heften vermochte, — wiesen die überzeugten Ikonoklasten mit Energie darauf hin, daß der Glanz und das Glück des Reiches unter den drei ersten Isauriern und sein Niedergang seit Irenens Regentschaft in Wahrheit über das Urtheil des Himmels in der großen Streitfrage keinen Zweifel möglich lasse. Leo V. war für seine Person ein Gegner des Bilderkultus, hätte sich aber gern damit begnügt, die beiden großen Parteien zu gegenseitiger Duldung zu zwingen. Aber er vermochte endlich dem Drucke der bilderfeindlich gesinnten Armee und mehrerer hochgestellter Kleriker von vornehmer Abkunft, die diese Gesinnungen theilten, (wie namentlich der gelehrte Abt Johannes Hylilas der Grammatiker) und des Theodotos Kassiteras Melissenos, eines hochgestellten, gelehrten Beamten seines Hofes, nicht mehr zu widerstehen und versuchte es, zuerst auf wissenschaftlichem Wege der Streitfrage näher zu kommen. Aber die erste Berührung schon dieses gluthheißen Problems erhitzte den Fanatismus der Ikonodulen in der Hauptstadt, den Patriarchen Nikephoros (S. 118), den Abt Theodor und die Mönche an der Spitze, bis zur Siedehitze, und schnell genug trat jenen die wilde Leidenschaft der Ikonoklasten in einer Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen die Bilder entgegen. Dann wurde der Patriarch Nikephoros im April 815 von einer Lokalsynode seines Amtes entsetzt. An seine Stelle trat jener gewandte Politiker Theodotos Melissenos, der dann einem neuen Concil präsidirte, welches die Beschlüsse von Hierion wieder zur Gültigkeit brachte und nach dem Gebrauch der Kirche nun seinerseits das Anathema gegen Tarasios, Nikephoros und die Ikonodulen schleuderte. Im Ganzen nahmen jedoch die Verhältnisse nicht wieder den wilden Charakter an, wie zur Zeit des alten Kopronymos. Mit nicht sehr zahlreichen Ausnahmen (wie Theodor Studita, der nach Asien exilirt ward), wußten die meisten Kleriker sich mit einer gewissen Schmiegsamkeit der veränderten Lage zu akkomodiren. Aber die maßvolle und reservirte Haltung des Kaisers ließ es nicht dahin kommen, daß anders als bei grober Widersetzlichkeit und meuterischen Auftritten die Ikonodulen von der allezeit harten Justiz des Reiches gefaßt wurden. Dagegen suchte Leo mit den Mitteln des öffentlichen Unterrichts im Sinne der bilderfeindlichen Theorie auf die Ausbildung des jüngeren Geschlechtes zu wirken. Nichtsdestoweniger sollte auch dieser Kaiser, dessen Regententüchtigkeit sonst immer allgemeinere Anerkennung fand, schnell genug wieder durch eine Palastrevolution gestürzt werden. Aehnlich wie in manchen Epochen der älteren römischen Kaiserzeit, namentlich des dritten Jahrhunderts, war damals in weite Kreise der höheren Gesellschaft der revolutionäre Factionsgeist eingedrungen, der

an schnellem Wechsel der Herrscher seine Freude hatte, daraus seinen Vortheil zog. Da es wieder einmal an einer solide basirten Dynastie fehlte, so erschien auch die Krone für kecke oder gewissenlose Streber als ein leicht erreichbarer Preis. Daß Leo V. ein durchaus wackerer, rastlos thätiger Herrscher war, der die Disciplin der Armee und die Sicherheit der Grenzen kraftvoll herstellte und mit Energie auf strenge Gesetzlichkeit, gute Verwaltung und gerechte Justiz hielt, hinderte daher durchaus nicht, daß nicht in der Residenz und am Hofe, nun namentlich unter der neu erhitzten Temperatur des Bilderkampfes, die Masse der faktiösen Unzufriedenen sich schnell mehrte und eine gegen des Kaisers Leben gerichtete Verschwörung sich bildete. Dieselbe erhielt ihren drohenden Charakter durch den Zutritt eines früher mit Leo nahe befreundeten Generals, des durch unruhigen und gewissenlosen Ehrgeiz bewegten Michael von Amorion. Entdeckt und überführt, sollte dieser hingerichtet werden; aber die Bitte der Kaiserin, den Vorabend des Weihnachtsfestes nicht mit Blut zu beflecken, veranlaßte einen Aufschub der Exekution, der für Leo verderblich wurde. Denn nun fanden des Kaisers Gegner das Mittel, als Sänger verkleidet, in den Palast, wo auch Michael gefangen lag, zu gelangen und den Kaiser während der Frühmette in den Morgenstunden des ersten Weihnachtsfeiertages des Jahres 820 in der Schloßkapelle in Stücke zu hauen.

So konnte der gefangene Michael, nun der zweite dieses Namens (wegen eines Fehlers im Sprechen auch der „Stammler" genannt), noch mit Ketten belastet, sofort zum neuen Herrn des byzantinischen Reiches ausgerufen werden. Aber Gewinn hatte das Reich von diesem Thronwechsel wahrlich nicht. Von sehr niederer Abkunft als Glückssoldat endlich auf den Thron gelangt, war Michael II. trotz mangelnder Bildung immerhin klug genug, um in der Kirchenfrage eine vermittelnde Politik zu verfolgen, was ihm um so leichter wurde, als er sich innerlich zu allen diesen Dingen nur ironisch verhielt. Die Führer der Ikonodulen, Nikephoros und Theodor Studita, durften nach Constantinopel zurückkehren; aber die bestehenden Gesetze gegen den Bilderkultus wurden bestätigt, dagegen vollständige Toleranz und Gleichberechtigung für die gegenüberstehenden kirchlichen Richtungen ausgesprochen, Verfolgungen und Bedrückungen wegen der kirchlichen Dinge abgewehrt, selbst Wiederaufstellung der Bilder stillschweigend geduldet, — nur sollte jede Störung der öffentlichen Ordnung vermieden werden. Verfuhr Michael II. nach dieser Seite ganz verständig, und hielt auch er sich an die gute Ordnung seines Vorgängers in der Armee, in der Verwaltung und der Justiz, so hatte nun aber das durch ihn gegebene Beispiel einer glücklichen Thronrevolution einen anderen ehrgeizigen General bestimmt, einen höchst gefährlichen Bürgerkrieg zu entflammen. Einer von seinen und Leos früheren Waffengefährten, der General Thomas, ebenfalls ein Mann niederer, und zwar slawischer Abkunft, entzündete mit arabischer Hilfe und durch andere Orientalen unterstützt, im Jahre 822 von der Ostgrenze des Reiches her eine Revolution,

die social das Kaiserthum tiefer und gefahrvoller als alle früheren zu erschüttern drohte. Der größere Theil von Kleinasien ging für Michael im Nu verloren. Und nun griff Thomas, der die Sache der Gegner der herrschenden kirchlichen Politik zur seinigen machte, mit Hilfe eines Theiles der Flotte des ägäischen Meeres die Reichshauptstadt an, zog auch nach den ersten Verlusten aus den hellenischen Häfen noch andere 350 Schiffe, theils kaiserliche Kriegsschiffe, theils armirte Kauffahrer hinweg. Als aber im Jahre 823 diese Flotte der Artillerie Michaels II. unter den Mauern der Residenz erlegen war, sah sich Thomas, der auch auf der Landseite nichts auszurichten vermochte, in Thrakien durch die Bulgaren bedroht, deren Khan Mortagon dem Kaiser Michael II. kräftige Hilfe leistete. Von den Bulgaren geschlagen, sah sich Thomas dann in Arkadiopolis durch Michaels Armee belagert und wurde schließlich (824) nach fünfmonatlicher Belagerung von seinen eigenen Leuten ausgeliefert, und dann mit einer ausgesuchten Grausamkeit hingerichtet, die sonst nicht zu dieses Kaisers gewöhnlichen Sünden gehörte.

Der feste Organismus des Reiches hatte selbst diesen frivolen Bürgerkrieg auszuhalten vermocht, obwohl namentlich Kleinasien durch die Verheerungen der Rebellenarmee schwer gelitten hatte. Leider aber war das Reich durch diese inneren Kämpfe so stark beschäftigt und geschwächt worden, daß die Araber noch einmal in die Lage kamen, den Rhomäern die schwersten bleibenden Verluste beizubringen. Nicht zwar die des Khalifats von Bagdad. Nach Haruns Tode machten einerseits die schweren inneren Kriege unter den nächsten Nachfolgern dieses berühmten Khalifen, andererseits das allmähliche Erlöschen des kriegerischen Geistes unter den Arabern des großen islamitischen Reiches die bisher von Osten drohende Gefahr für längere Zeit wenig fühlbar. Nun aber waren in Folge der Erhebung der Abbasiden, in Spanien und Nordafrika zwei andere, von Bagdad unabhängige, arabisch-berberische Staaten entstanden. Der kühne Ommejade Abderrahman war (S. 113) dem blutigen Untergange seines Geschlechtes entronnen und hatte als Flüchtling vom Eufrat aus die Landschaften der Berbern erreicht, endlich aber in Spanien seit 755 das unabhängige Ommejadenreich von Cordova gegründet. In Afrika dagegen hatten neben den Edrisiden in Fez und Marokko zu Anfang des neunten Jahrhunderts die Aghlabiten unter Ibrahim Aghlabs Sohn (st. 812) in Kairwan und Tunis den Grund zu einer selbständigen Herrschaft gelegt. Diese Machthaber nun sind es, welche den Rhomäern unter Michael II. von der Seeseite aus ganz unerwartet schädlich werden sollten.

In Spanien war zu Anfang des neunten Jahrhunderts eine gegen den Khalifen Hakam von Cordova gerichtete Empörung gescheitert. Die Unzufriedenen mußten das Land räumen, warfen sich nun aber unter Führung des aus einem Dorfe bei Cordova stammenden Abu-Hafs-Omar(I.)-Ibn-Schoeib Ibn-Al-Galith als Corsaren auf das Meer und machten ihre weiße Flagge allen Inseln und Küsten furchtbar, bis es diesen andalusischen Arabern 814—815 gelang, sich in Aegypten festzusetzen und selbst Alexandria

(818) zu gewinnen. Nun aber wurden sie erst recht gefährlich für die Rhomäer und konnten, als der Bürgerkrieg des Usurpators Thomas das ägäische Meer nach Süden wehrlos machte, 823 ungestört auch die blühende Insel Kreta heimsuchen. Als nun ungefähr gleichzeitig der Khalif Mamun von Bagdad (817—833) die Zeit fand, seine Heere nach dem Nil zu senden, so warf Abu-Hafs-Omar 825—826 die ganze Kraft seiner Andalusier auf Kreta und eroberte binnen kurzer Zeit, mit Ausnahme eines Bezirks (wahrscheinlich des Gebiets der später sogenannten Sphakioten) und der Nachbarinsel Dia, das ganze schöne Inselland, die Perle des griechischen Meeres. Und weil nun seit 825 das Nilthal für die Andalusier vollständig unhaltbar geworden war, so machte der kühne Corsarenführer aus Kreta eine neue selbständige Herrschaft. Den Christen der Insel wurde Duldung ihrer Religion gewährt. Zur Sicherung aber der neuen Eroberung gründete Omar unweit des Vorgebirges Charax die neue arabische Hauptstadt, die er Chandak (Schanze, Burg) nannte, nach welcher die Insel später in der venetianischen Periode den Namen Candia erhalten hat. Neue spanische, ägyptische und syrische Zuzügler verstärkten die andalusischen Eroberer, die nur zu schnell eine schreckliche Plage für die griechischen Inseln und Küsten, und eine neue furchtbare Gefahr für das Reich wurden. Bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts hinein befand sich die ganze Seefronte des Reiches in beständigem Blokadezustand. Die Rhomäer, deren erste Versuche zur Wiedergewinnung der Insel scheiterten, mußten nun alle Energie auf die Hebung ihrer Marine verwenden. Aber wenn es auch dem ersten griechischen Seehelden dieser Zeit, dem Admiral Oryphas, noch unter Michael II. gelang, die übrigen Inseln des ägäischen Meeres gegen die Andalusier zu schützen, so waren die Rhomäer vorläufig doch um so mehr auf die bloße Vertheidigung angewiesen, weil seit 827 nun auch die Aghlabiten anfingen, ihre Unternehmungen von Tunis aus gegen Sicilien und Unteritalien zu richten.

Die Raubfahrten der afrikanischen Corsaren hatten schon seit längerer Zeit den noch immer in griechischer Hand befindlichen Inseln und Küsten des Westens erheblichen Schaden zugefügt. Sardinien war, unbekannt unter welchen Umständen, an die Araber wohl schon zur Zeit der Revolutionen verloren gegangen, welche Leos III. Emporkommen begleiteten. Die Balearen waren gegen Ende des 8. Jahrhunderts abhanden gekommen. Hoch gefährlich aber gestaltete sich die Lage der Dinge, als die persönliche Verfeindung des Euphemios, eines höheren griechischen Officiers, mit dem Hofe von Constantinopel, zu einem Aufruhr in Syrakus führte, wobei der Statthalter, der Patricius Gregoras, den Tod fand, und nun Euphemios die Hilfe des in Kairwan regierenden Aghlabiten Ziadet-Allah anrief. Vor dem neuen Statthalter Photeinos konnte sich Euphemios freilich in Syrakus nicht halten, ging nun aber mit seinen Anhängern zu den Arabern über, die im Juni 827 unter Ased-Ibn-Forats zu Mazara landeten. Nun wurde Photeinos bei Platana geschlagen und mußte nach Enna zurückweichen. Die Araber er-

oberten zunächst Girgenti; recht sicheren Fuß faßten sie jedoch erst dann auf Sicilien, als die Hilfe einer spanischen Flotte ihnen das Uebergewicht über die griechische Marine verlieh und ihnen die Erhaltung der ungestörten Verbindung mit Afrika möglich machte.

So vererbte Kaiser Michael II., als er im Oktober 829 starb, einen neuen höchst unbequemen Krieg auf seinen Sohn und Nachfolger Theophilos. Die Persönlichkeit wie die Regierung dieses neuen Machthabers gehört zu den interessantesten der byzantinischen Geschichte. Der junge, thätige und reichbegabte Fürst hatte eine ausgezeichnete Erziehung erhalten. Der berühmte Gelehrte Johannes Hylilas (S. 126) aus dem Hause der Morochorzanes, genannt der Grammatiker, einer der wissenschaftlich gebildetsten Männer dieser Zeit, zugleich ein tüchtiger Staatsmann, und Michaels II. bewährter Rathgeber, hatte seine Ausbildung geleitet. Theophilos, der auch als Soldat gute Fähigkeiten zeigte, war mit den Wissenschaften, mit der Jurisprudenz und Theologie gleichmäßig vertraut, und hat sich als Kaiser dauernd auch als Freund und Gönner der Künste gezeigt. Leider aber war das Naturell des jungen Fürsten übermäßig hart und streng veranlagt. So ist es geschehen, daß das Auftreten und die Haltung dieses Kaisers vielfach an jene eines der verdientesten und dabei doch gefürchtetsten der römischen Imperatoren erinnert, nämlich des ersten Valentinian, mit welchem Theophilos leider gerade die beste Eigenschaft nicht theilte, nämlich die religiöse Toleranz.

Die Aehnlichkeit mit Valentinian I. tritt ganz besonders zu Tage in seinem Streben nach möglichst strenger Gerechtigkeit. Aber wie bei jenem finsteren Pannonier nahm die Justiz des Kaisers oft den Charakter einer furchtbaren Härte an, und spielte sowohl durch die Grausamkeit, mit welcher auch geringere Vergehen geahndet wurden, wie durch das starke Hervortreten des persönlichen Willens des Kaisers immer mehr hinüber in das Colorit des asiatischen Sultanismus. Glücklicherweise waren nicht alle Akte der harten Justiz des Theophilos so bedenklicher Art, wie die seine Regierung einleitende Verhaftung und Hinrichtung der Männer, die einst Leo V. ermordet und dadurch erst des Kaisers Vater die Herrschaft verschafft hatten. Das Volk empfand es doch dankbar, daß die rücksichtslose Härte des Theophilos, der keine persönliche Schonung kannte, der Corruption, den Uebergriffen und den Gewaltthätigkeiten der Mächtigen, die eigene Familie nicht ausgenommen, einen scharfen Zaum anlegte und die Haltung seiner Beamten auf das strengste überwachte.

Nicht zur Freude der größeren Hälfte seiner Unterthanen nahm nun aber Theophilos den Kampf gegen die Bilder noch einmal energisch auf. Er war persönlich ein eifriger Ikonoklast. Sein kluger Vater, der seit 824 sich bemüht hatte, durch Herstellung guter Beziehungen zu dem fränkischen Hofe und zu Rom die Ikonodulen seines Reiches auch diplomatisch zu isoliren, war nicht im Stande gewesen, seinen Uebereifer zu mäßigen. Jetzt, als Kaiser, gab Theophilos zwar die praktisch toleranten Grundsätze seines Vaters nicht ganz auf, aber er fachte doch die bereits allmählich verglimmenden

Gegensätze der Parteien noch einmal zu heller Gluth an. Im Jahre 832 nämlich erließ er ein Edikt, durch welches jeder eigentliche Kultus vor heiligen Bildern streng untersagt, und zugleich verfügt wurde, daß das Wort „heilig" vor den Namen der Heiligen der anatolischen Kirche ausgelöscht werden sollte. Eine wirkliche Verfolgung der Ikonodulen fand nicht statt; aber die verdrießlichen Conflikte, die sich bei der Durchführung des Edikts wiederholt zwischen Widersetzlichen und den kaiserlichen Behörden ergaben, und die persönlichen Reibungen zwischen dem Kaiser und glaubenseifrigen Mönchen unter seinen Gegnern führten nur zu oft zu harten, selbst grausamen Maßregeln. Es war für die innere Ruhe ein Glück, daß Theophilos einerseits noch immer sich den klugen und moderirenden Rathschlägen seines alten Erziehers fügte, der von 832 bis 842 als Patriarch regierte und trotz seiner Abneigung gegen den Bilderdienst eine sehr tolerante Haltung behauptete, andererseits leicht den Fürbitten seiner im Herzen bilderfreundlich gesinnten Gemahlin Theodora nachgab, die sich wiederholt um Milderung harter Verbannungsurtheile mit Erfolg bemühte.

Während in solcher Weise der innere Kampf wieder weiter wucherte, durften auch die Waffen des Reichsheeres nicht feiern. Der Krieg auf Sicilien hörte nicht wieder auf. Die Afrikaner eroberten 831 Messina, 832 Palermo, und versuchten sich 836 gegen das Centrum der Insel, nämlich gegen Enna. Noch aber war die militärische Stellung der Rhomäer so stark, daß sie Messina wiedererobern konnten, überhaupt aber noch mehrere Jahre den Muselmanen den Sieg mit Glück streitig machten. Vielleicht hätten die letzteren gänzlich wieder aus Sicilien vertrieben werden können, wäre nicht die wesentliche Aufmerksamkeit des Theophilos auf den Kampf mit dem Khalifat von Bagdad gerichtet gewesen. Jetzt, wo die bulgarische Fehde pausirte, galt das Reich des Ostens mit Recht als der Hauptfeind, und alle politische Arbeit des Kaisers wurde durch dieses Verhältniß bestimmt. Mit den Franken, ja selbst mit dem Hofe von Cordova, hielt er gute Freundschaft. Noch bessere mit den Khazaren; und als diese Vermittler des reichen byzantinischen Handelsverkehrs mit den Völkern des fernen Nordostens durch das Vorrücken der wilden, als ausgezeichnete Schützen gefürchteten, zur türkischen Familie gehörenden Patzinaken (oder Petschenegen) bedroht wurden, schickte er seinen Schwager Petronas Kamateros nach Cherson und ließ durch denselben 833 am Don (etwa in der Gegend von Bielaveja bei Tscherkask) die Festung Sarkel anlegen, die zugleich als Emporium für den nordischen Handel diente. Ein großer Krieg aber zwischen dem Khalifat von Bagdad und Constantinopel kam 831 zum Ausbruch, weil Theophilos sehr gern viele tausende, meist christliche, Perser aufnahm und unter der Leitung des Theophobos, eines Fürsten aus Chorasan, der seine Abkunft von den Sasaniden ableitete und nun mit des Kaisers Schwester Helena vermählt war, in und bei Sinope sammelte, die wegen der unerträglichen endlosen inneren Kämpfe das Reich von Bagdad verließen.

Der arabische, noch von dem Khalifen Mamun (S. 129) eröffnete Krieg verlief anfangs unter sehr wechselndem Glücke. Als aber nach Mamuns Tode (7. August 833) sein Bruder und Nachfolger Mutassim (833—842) durch Abfall und innere Unruhen vielfach beschäftigt war, eröffnete Theophilos, dem tüchtige Heerführer wie der Perser Theophobos und Manuel zur Seite standen, den Angriff auf das Khalifat mit großer Energie und eine Zeit lang auch mit Erfolg. Namentlich das alte Commagene am mittleren Eufrat wurde von den Rhomäern schwer heimgesucht und namentlich im Jahre 837 die Städte Samosata und Zapetra, wo Mutassim geboren war, erobert und zerstört. Aber der Siegesheimzug, den der Kaiser mit seinen besten Truppen in der Residenz feierte, wo er dann auf einem mit vier weißen Rossen, welche die Farben der Blauen trugen, bespannten Wagen im Hippodrom dem jubelnden Volke sich zeigte, war verfrüht. Wuthentbrannt nämlich bot Mutassim alle Kräfte zu einem Rachekriege auf und stellte namentlich große Massen geworbener Türken ins Feld. Es waren andere Türken, als jene, welche die Rhomäer (S. 36) einst in der Zeit des Kaisers Justin II. kennen gelernt hatten. Das alte Reich der „Thukin" war allerdings bis gegen Mitte des 8. Jahrhunderts vollständig zerfallen. Aber in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts drang aus dem Osten Asiens ein anderer großer türkischer Stamm nach Westen vor, nämlich die Hoeihe: das Stammvolk, aus dessen Schooße allmählich die Oghusen, die Seldschuken und die Osmanen hervorgegangen sind. Die Hoeihe, — auf welche auch oft der Name der später im 8. Jahrhundert von ihnen unterworfenen Uiguren übertragen worden ist, — hatten sich in älterer Zeit von der Selenga aus über das Land ausgedehnt, welches sich nördlich von der centralasiatischen Wüste Gobi in dem Flußgebiet der Selenga bis zum Gestade des Baikalsees und des Jenisei ausbreitet. Die ursprünglich buddhistischen Uiguren hatten durch ihre, aus China ihnen zugeführte Civilisation einen starken Einfluß auf ihre neuen stammverwandten Beherrscher ausgeübt, namentlich auf Sprache und Schrift der Türken fühlbar eingewirkt. Ihre Sprache, — die auf der bis zu Ende des 15. Jahrhunderts erreichten Stufe noch jetzt als Volkssprache ihrer Nachkommen, der Oesbegen, fortlebt, — die am reinsten ausgebildete alttürkische Sprache, gilt als der ältere Zweig der Sprache der Seldschuken, die sich in der Folgezeit zur osmanischen und weiter zur neutürkischen entwickelt hat.

Der östliche Theil der Hoeihe unterlag seit 780 der Macht theils der Chinesen, theils seit 840 der der Kirghisen. Der westliche dagegen dominirte im neunten Jahrhundert im Gebiet des Jaxartes, am Aral und am Kaspimeere, bis südwärts zum Oxus, — im Abendlande gewöhnlich unter dem Namen der Turkomanen bekannt, und jetzt namentlich durch den Stamm der Oghusen vertreten, von denen sich dann im 10. Jahrhundert unter Führung Seldschuks, eines Verwandten der oghusischen Herrscherfamilie, in der Gegend von Buchara der nach ihm neu benannte Zweig abzugliedern begann.

Massen solcher Türken nun waren es, welche der Hof der Abbasiden,

namentlich Mutassim, in sein Heer und seine Garden aufnahm, und viele tausende ihrer trefflichen Schützen fochten in dem byzantinischen Kriege des Jahres 838. Ihre überlegene Kraft entschied nach mörderischem Kampfe den Sieg über die Rhomäer, den der General Afschin bei Dasymon über Theophilos selbst davontrug. Nun rückte die Masse der siegreichen Muselmanen, denen Mutassim aus Kilikien persönlich ein zweites Heer zuführte, vor das stolze Reichsbollwerk Amorion. Der Stratege Aëtios vertheidigte die Stadt 55 Tage lang mit erstaunlicher Tapferkeit und großem Erfolg; da fiel sie durch infamen Verrath (23. September 838) in die Hände des Khalifen, der nun seiner Wuth über den Fall von Zapetra und die dort vor zwei Jahren durch Theophilos verübten Gewaltthaten, und über den Verlust von 70,000 Mann in wüsten Greueln Luft machte. Denn 30,000 Menschen wurden in Stücke gehauen, der Rest in die Sklaverei geführt, die Stadt, die Heimath der gegenwärtigen Kaiserfamilie, dem Erdboden gleich gemacht. Mehr aber als die momentane Sättigung seiner Rachgier erzielte Mutassim nicht. Weiter nach Westen vorzudringen wagte oder vermochte er nicht, und der Krieg zwischen Rhomäern und Muselmanen schleppte sich ohne besondere Energie weiter am Eufrat hin, jetzt wieder mehr zu Gunsten der griechischen Waffen.

Trotz des schweren Unfalles, der sich an die Stadt Amorion knüpfte, hat sich doch unter der Verwaltung des Theophilos das Reich bedeutend gehoben. Die Finanzwirthschaft des Kaisers war so glücklich, daß trotz des Verlustes von Kreta und der Hälfte Siciliens, und trotz der kostspieligen Kämpfe auf dieser Insel, wie in Asien, nicht nur die fürstlichen Kassen stets über reiche Mittel zu verfügen hatten, sondern auch der Wohlstand der Bevölkerung fühlbar stieg. Der Handel, der reich entwickelte Gewerbfleiß, die ungemein blühende Industrie entfalteten ihre Segnungen in überraschender Fülle, und lassen uns verstehen, wie die Ausgiebigkeit der fast unverwüstlichen Hilfsquellen bei einer einigermaßen verständigen Verwaltung und bei intelligenter und intensiver Ausnutzung jener Hilfsmittel, das byzantinische Reich in den Stand setzen konnte, trotz erheblicher territorialer Verluste seinen zahllosen Feinden so lange mit immer wiederholten Erfolgen zu widerstehen. Der Kaiser persönlich wirkte nach sehr vielen Seiten höchst anregend. Prachtliebend wie er war, gab er nicht nur den großen öffentlichen Belustigungen des Volkes neuen Glanz und neuen Schmuck; er veranlaßte auch, daß die von ihm in reichstem Maße geförderten Werke der Kunst, — und neben der Musik huldigte er mit besonderer Vorliebe der Architektur, — durch überreichen Schmuck sich auszeichneten. Nicht nur daß er (S. 20) die gewaltigen Ringmauern der Hauptstadt neu verstärkte, so entstanden unter seiner schöpferischen Hand neue prächtige Gebäude. Der berühmte Sommerpalast Bryas auf der asiatischen Seite des Bosporus war nach dem Muster des Khalifenschlosses zu Bagdad erbaut. Die Anlagen aber aller Art gediehen namentlich unter der Mitwirkung des Patriarchen Johannes und seines Freundes, des als Architekt, Mathematiker und Astronom gefeierten, von Theophilos

dann zum Erzbischof von Thessalonike beförderten Leo, der unter anderem auch eine kunstvolle Feuertelegraphenlinie von der kilikischen Grenze bis zum kaiserlichen Schlosse in Constantinopel ins Leben rief.

Der Wohlthätigkeit diente das große Hospital des Kaisers, welches bis zu den letzten Zeiten des Reiches eine der edelsten Anstalten der Residenz geblieben ist. Dazu aber kehrte unter starker Mitwirkung des Theophilos und seiner Freunde für die Rhomäer die Zeit zurück, wo die Staatsregierung an der Pflege auch der Wissenschaften lebhaften Antheil nahm. Bis dahin war die Art der Studien unter den zersetzenden Folgen der Bilderstreitigkeiten ziemlich regellos gewesen. An bedeutenden Talenten auf beiden Seiten hatte es allerdings, wie wir sahen, nicht gefehlt. Neben dem gelehrten mönchischen Fanatiker Theodor Studita, dessen Theorien von der Selbständigkeit und Macht der Kirche schon ein Vatikanisches Colorit annahmen, hatte jener Georg Syncellus (S. 118), der i. J. 800 starb, eine auf guten Studien beruhende Weltchronik abgefaßt, die von Adam bis auf Diocletian herabreichte. Sein Freund, der Abt Theophanes, der als eifriger Ikonodule 817 in der Verbannung auf Samothrake starb, setzte das Werk für die Zeit von 285 bis 813 n. Chr. fort, und gilt unbeschadet seiner ausgeprägten Parteifarbe als der lebensvollste und instruktivste Bearbeiter der letzten Menschenalter der Reichsgeschichte. Auch sein Zeitgenosse, der früher mehrerwähnte, 828 verstorbene Patriarch Nikephoros, der die Reichsgeschichte für die Jahre 602 bis 770 bearbeitet hat, gilt als ein bedeutender Mensch, und seine Darstellung als entschieden werthvoll, soweit nicht seine Parteivorurtheile das Urtheil ihm trüben. Die Zeit des Theophilos, in der auch eine begabte junge Griechin, die Nonne Ikasia, als geistliche Dichterin auftrat, sah nun wieder die Sonne der fürstlichen Gunst über den Betrieb der Studien aufgehen. Leider war es eine sehr unwürdige Hand, welche demnächst eine großartige wissenschaftliche Stiftung ins Leben rief: dieses allerdings erst nach des Theophilos Ableben.

Die Feldzüge und der Kummer wegen Amorion hatten die Gesundheit des Kaisers tief erschüttert, so daß er zu Anfang d. J. 842 sein Ende nahen fühlte. Da sein Sohn Michael III. noch nicht vier Jahre alt war, so sollte die Kaiserin-Wittwe Theodora die Regentschaft führen. Zu ihrer Unterstützung ernannte der Kaiser einen Regentschaftsrath, der aus dem als Staatsmann sehr befähigten Generalpostmeister Theoktistos, und zwei Verwandten der Kaiserin, ihrem Oheim Manuel und ihrem Bruder Bardas bestand. Mit dem finstern und gewaltthätigen Mißtrauen, welches diesen düsteren Charakter bezeichnet, ließ Theophilos nun noch den tüchtigen General Theophobos, dessen Ansehen bei den mehrfach als unzuverlässig erkannten persischen Söldnern er fürchtete, ums Leben bringen, um dann selbst am 20. Januar 842 die Augen zu schließen.

Kaum war er todt, so beschloß die Regentin, zu der Kirchenpolitik der Irene zurückzukehren. Schwer ist es ihr nicht geworden, denn die Gluth

der Parteiwuth war im Allgemeinen erloschen, alle Welt sehnte sich nach Frieden, und auch die hochstehenden Ikonoklasten, die an den Akten der Verfolgung Ekel empfanden, streckten die Waffen. Wie immer, so sollte auch diesmal der kirchliche Reformversuch an der Wucht unüberwindlicher Mächte scheitern. Auffallend aber war doch die jähe Eile, mit welcher Prinz Manuel, bisher ein feuriger Bilderfeind, seine Farbe wechselte. Ein Concil sollte die Reaktion nach alter Praxis sanctioniren. Zuerst wurde daher der Patriarch Johannes, der charaktervollste, und wegen seiner imposanten geistigen Ueberlegenheit von der siegreichen Partei am meisten gefürchtete Gegner der Idolatrie, in den brutalsten Formen bei Seite geschoben, in ein Kloster verwiesen, endlich unter dem Vorwande, er habe einem Heiligenbilde die Augen ausgestochen, nach der Praxis des Hofes der Rhomäer auch noch gepeitscht. Obwohl für ihre Person viel reiner, als die blutige Irene, die mit Ruthenstreichen (auch gegen vornehme Frauen) und Blendungen nicht gespart hatte, war die neue Regentin jetzt vollständig auf den Weg der attischen Megäre gerathen. Ihr neuer Patriarch, der feurige Bilderfreund Methodios, berief nun das Concil, welches nach Irenens Vorgang (S. 118) aus der Blüthe der Bischöfe, Mönche und Aebte zusammengestellt wurde, die bisher als Bilderfreunde Exil oder andere Leiden hatten ertragen müssen. Dann wurde Alles auf den Fuß des Concils von Nikäa zurückgeführt, bilderfeindliche Bischöfe abgesetzt, die Lehre und die Praxis der Bilderfeinde in der herkömmlichen Weise mit Fluch und Bann belegt, kurz die vollständige Niederlage der wohlgemeinten, wie der harten und verderblichen Reformversuche des letzten Jahrhunderts triumphirend proklamirt. Doch lebte bei Theodora so starke Liebe zu ihrem verstorbenen Gatten, daß sie durch die Erdichtung einer auf dem Sterbebette ausgedrückten Reue des Theophilos die versammelten Väter zu der Erklärung bewog, „daß sie Alles, was der Verstorbene im Leben gegen die Bilder gethan, vergessen und von Gott Vergebung seiner Sünden erflehen wollten". Dann wurden die lang begehrten Bilder und Crucifixe am 19. Februar 842 in feierlicher Weise wieder in der Sophienkirche aufgestellt und dieser Tag zu einem neuen Feste der anatolischen Kirche, „dem Feste der Orthodoxie" geweiht.

Die Regentin Theodora entwickelte sonst sehr achtbare Fähigkeiten als Beherrscherin eines großen Reiches, und war unleugbar mit Glück bemüht, von der Kirchenfrage abgesehen, die politische Richtung des Theophilos festzuhalten und die Würde, die Ruhe und Sicherheit, und den Wohlstand des Reiches auf seiner Höhe zu erhalten. Es gelang ihren Truppen, etwa im Jahre 849, einen höchst gefährlichen Aufstand der peloponnesischen Slawen vollständig niederzuschlagen. Nur die wilden Taygetosslawen, die Milingen im nördlichen, und die Ezeriten im südlichen Theile des zum Eurotas abfallenden Gebirgslandes, behielten ihre eigenen Zupane und einen Theil ihrer trotzigen Unabhängigkeit. Die übrigen slawischen Stämme wurden vollkommen aufgelöst und nunmehr mit wachsender Energie theils durch Einführung rhomäischer Verwaltung, theils durch die aller Orten arbeitenden Missionen

der Basilianermönche gräcisirt. Die Reste dagegen der Hellenen in Griechenland verstärkten sich durch Zuwanderung vieler Familien aus den Inseln des ägäischen Meeres, die jetzt auf dem Festlande ihre Zuflucht suchten vor den Corsarenzügen der kretischen Muselmanen. Letztere, vielfach durch syrische Abenteurer und christliche Renegaten verstärkt, wurden namentlich seit 855 höchst gefährlich, wo dem alten Omar I. sein Sohn Schoeib I. als Häuptling folgte, der unter anderem im Jahre 866 sogar bis nach Prokonnesos in der Propontis vorzudringen wagte.

Wirklich in nicht mehr aufzuhaltendem Niedergange war die Sache der Rhomäer damals nur auf der Insel Sicilien. Hier ist 843 Messina definitiv an die Araber verloren gegangen, und unter der selbständigen Herrschaft Michaels III. fiel 859 auch Enna in die Hände der afrikanischen Eroberer. Nur der Osten der Insel mit Taormina und Syrakus wurde noch länger von den Griechen gehalten; freilich zahlte die alte sicilische Hauptstadt dafür und für die Sicherheit ihres Handels den jährlichen Tribut von 50,000 Goldstücken an die gefährlichen Nachfolger der alten Karthager. Mit dem Niedergange der griechischen Herrenstellung auf Sicilien war aber auch jeder Einfluß der Rhomäer auf den Westen des Mittelmeers verloren. Sardinien war längst dahin, und die Balearen hatte, wie wir wissen, schon die Kaiserin Irene in die Hände zuerst Karls des Großen, seit 798 in die der spanischen Muselmanen übergehen sehen.

Während aber das byzantinische Reich auf der italisch-sicilischen Seite in eine ziemlich hoffnungslose Defensive gedrängt war, und die afrikanischen Raubflotten nicht nur die fränkischen Küsten des Mittelmeeres und das päpstliche Gebiet, sondern auch das griechische Unteritalien unaufhörlich von Tunis, Messina und Palermo aus grausam belästigten, ja schon 841 als Theilnehmer an einer Fehde zwischen zwei langobardischen Fürsten, die um den Besitz von Benevent stritten, sich des unteritalischen Bari bemächtigt hatten; während Kreta eine beständige Drohung für das Reich blieb, gestalteten sich die Dinge gegenüber dem Khalifat von Bagdad viel günstiger. Der Versuch des Khalifen Alwathik, der 842—847 als Sohn und Nachfolger des grimmen Mutassim die Krone der Abbasiden trug, durch eine imposante Flotte die Rhomäer aus dem ägäischen Meere zu verdrängen, scheiterte ohne Kampf; die große Armada ging durch einen schrecklichen Orkan bei dem lykischen Vorgebirge Chelidonia zu Grunde. Zu Lande dagegen schleppte sich der Kampf mit den Muselmanen in nichts entscheidenden Fehden namentlich auf der Grenze von Kilikien hin. Die erfreulicherweise für die Byzantiner unter Alwathik und seinem Bruder und Nachfolger Dschafer-al Mutawakkil (847—861), einem ebenso beschränkten wie fanatischen Tyrannen, immer rascher zunehmende Zersetzung des großen arabischen Reiches lähmte für lange die Kraft der asiatischen Gegner des Rhomäerthums. Leider aber machte nun die Regentin den Fehler, durch einen schlimmen kirchlichen Mißgriff in ihren eigenen asiatischen Provinzen den Arabern neue Parteigänger zuzuführen. Die sieg-

reiche Orthodoxie nämlich in Constantinopel, welche auf Theodora starken Einfluß ausübte, sehnte sich nach neuen Verfolgungen, und wollte von der Duldung nichts mehr wissen, welche die meisten Kaiser seit Kopronymos den Paulicianern gewährt hatten, deren ganzes Auftreten (S. 111) mit Einschluß der bei ihnen üblichen freien Schriftauslegung der siegreichen Partei im höchsten Grade widerwärtig war. Man kehrte also jetzt vollkommen zurück zu den den gewöhnlichen Machthabern des Mittelalters und den Abbasiden geläufigen, rohen Gewaltthaten gegen Andersgläubige. Kaiserliche Commissäre sollten in den asiatischen Provinzen die Unterwerfung der Paulicianer unter die orthodoxe Kirche erzwingen. Widerstrebende traf entweder der Tod oder die Confiskation ihres Eigenthums. Zehntausend dieser Leute sollen bei dieser Blutjagd ihr Leben verloren haben. Nun aber waren die Paulicianer gar nicht gewillt, lediglich wie Schafe sich abschlachten zu lassen, sondern wanderten in gewaltigen Massen aus nach Melitene, wo sie unter dem Schutz des arabischen Emirs Omar-Ibn-Abd-Allah Sicherheit — und die Aussicht auf Rache an ihren Bedrängern fanden. Die Zahl der Vertriebenen und rachgierigen Flüchtlinge wurde so groß, daß sie auch auf dem Reichsboden, zu Tephrike (Divreky) in der Gegend von Siwas (nordwestlich von Melitene, im südlichsten „Pontus") sich eine feste Stellung schufen, und nun mit arabischer Hilfe die Ostgrenzen des Reiches durch ihre Raubzüge beunruhigten. Zustände, für welche die Rhomäer wieder 852 durch einen größeren Seezug nach dem Nildelta Rache nahmen, wo Damiette ausgeraubt und zerstört wurde. Andre paulicianische Massen endlich zogen es doch vor, namentlich in den westlichen Theilen des Reiches, durch äußerliche Schmiegsamkeit und durch Zahlung der von der Kirche geforderten Gebühren sich Sicherheit zu verschaffen.

Günstiger gestaltete sich die Stellung des Reiches zu den Bulgaren. Dieses kriegerische Volk, welches bereits unter dem furchtbaren Khan Krum großentheils die eisernen Schutz- und Trutzwaffen des Mittelalters sich angeeignet hatte, war seit Aufhören der Kriege gegen Byzanz wesentlich durch Beziehungen zu den westlichen Südslawen und zu dem fränkischen Reiche in Anspruch genommen worden. Die bulgarischen Khane hatten mehrere der serbischen Stämme unter ihre Hoheit gebracht. Nun aber wurden zuerst die Timotschaner derselben überdrüssig und fielen 818, nachdem sie anfangs mit den Franken angeknüpft hatten, dem kühnen Liudewit von Sissek zu, dem Häuptling der pannonischen Slowenen, der damals in offener Erhebung gegen den fränkischen Grenzgrafen Kadolaus von Friaul, — dem 819 Balderich folgte, — ein großes Windenreich südlich der Donau gründen zu wollen schien. Nun erlag allerdings Liudewit 823 nach hartem Kampfe der Uebermacht der fränkischen Heere und der treuen dalmatinischen Kroaten des Herzogs oder Großzupans Borna und (nach dessen Tode 821) seines Neffen Ladasklav. Ohnehin durch den mächtigen Aufschwung der Franken beunruhigt, wurden die Bulgaren schwer gereizt, als sich 822 auch die Ostabotriten oder Branitschewzer (an der Donau von der Einmündung der Drau bis zu der des Timok) von ihnen

lossagten und unter Ludwigs des Frommen Schutz traten. Darüber brach endlich 827 ein großer Krieg an der Drau aus, in welchem Khan Mortagon bis 829 entschieden glücklich kämpfte und seinen Willen durchsetzte. Nicht nur mußten sich die Branitschewzer wieder dauernd unter seine Hoheit fügen; es gelang sogar, wenigstens für einige Zeit, auch die Slowenen im südlichen Unterpannonien und die dort wohnenden Kroaten zu unterwerfen. Mortagons Nachfolger Presjam gedachte nachher, die serbischen Stämme vollständig zu unterwerfen. Aber der Krieg den er gegen den serbischen Großzupan Wlastimir (den vierten uns bekannten Serbenfürsten in dieser Stellung, und den ersten, von dem wir mehr als den Namen kennen) etwa während der Jahre 836 bis 839 führte, fiel für die Bulgaren, denen sich auch die pannonischen Slowenen entzogen, höchst unglücklich aus. Nach seinem Tode versuchte sein Sohn Bogoris (oder Boris), der seit etwa 844/5 als Khan regierte, sich durch Eroberungen auf Kosten der dalmatinischen Kroaten zu entschädigen, bei denen auf Ladasklav nach einander die Großzupane Muislav (839), Tirpimir (852) und Kresimir I. folgten. Wie es scheint, war er so glücklich, sie durch Eroberung Bosniens (S. 46) erheblich zu schwächen. Als er es dann aber versuchte, auch die Niederlage seines Vaters an den Serben zu rächen, wurde das Glück ihm treulos. Der Großzupan Wlastimir, der auch gegen Mitte des 9. Jahrhunderts die Landschaft Terwunja zu einem selbständigen Fürstenthum erhob, indem er dem dortigen Zupan Kraïnas mit der Hand seiner Tochter volle Unabhängigkeit verlieh, hatte drei kräftige Söhne hinterlassen: Muntimir (der später seine Brüder vertrieb und 872 bis 891 als alleiniger Großzupan regierte,) Stroimir und Goinik. Diese Fürsten schlugen den bulgarischen Angriff mit glänzendem Erfolge zurück. Da zugleich Wladimir, des Bulgarenkhans ältester Sohn, in serbische Gefangenschaft gerieth, so mußte Bogoris einen höchst nachtheiligen Frieden schließen, in welchem er (so scheint es) Bosnien an die Serben abgetreten hat. In ganz anderer Weise wurde dagegen die Stellung dieses Bogoris zu den Byzantinern für die Zukunft bedeutsam. Nach Ablauf des dreißigjährigen Friedens (S. 125) hatte er die Waffen gegen Theodora erhoben und um 850 seine Schaaren gegen Makedonien und Thrakien losgelassen. Aber die Truppen der Kaiserin hielten vortrefflich Stand, und 852 war das Reich hier wieder gesichert, der Frieden, der Austausch der Gefangenen, der Handelsverkehr wieder hergestellt.

Inzwischen bereitete sich unter den Bulgaren selbst ein wichtiger Umschwung vor. Es war umsonst gewesen, daß der Khan Mortagon die Ausbreitung des Christenthums unter seinen Völkern (S. 125) durch die Hinrichtung des gefangenen Bischofs Manuel von Adrianopel und anderer griechischer Gefangener zu hindern versucht hatte. Namentlich der in Bulgarien zurückgebliebene Mönch Theodor Kupharas hatte viele Bulgaren für das Christenthum gewonnen. Es kam dazu, daß die lange Berührung mit den Rhomäern auch sonst viele Bulgaren zur Aufnahme der griechischen Civilisation vor-

bereitete. Bogoris persönlich blieb von solchen Anregungen nicht mehr unberührt, seit seine Schwester, die in griechischer Gefangenschaft christlich erzogen war, durch Theodora gegen jenen Kupharas ausgewechselt worden war. Der Khan selbst fand allmählich, wie manche andere Regenten halbwilder Völker vor und nach ihm, daß die Stellung seines Reiches zwischen Franken und Byzantinern den Uebergang zum Christenthum auf die Dauer unvermeidlich mache. Eine Zeit lang schwankte er, wohin er sich am besten zu wenden habe. Die politischen Beziehungen, in welchen er seit Anfang seiner Regierung zu Ludwig dem Deutschen stand, legten es ihm anfangs näher, auf Anknüpfung mit Rom zu denken. Nachher trug es jedoch der Hinblick auf einen andern großen slawischen Machthaber seiner Zeit zu Gunsten der anatolischen Kirche davon.

Viel würdiger als in ihren inneren Kämpfen und in ihrer Verfolgung der Paulicianer erscheint in dieser Zeit die anatolische Kirche, wenn wir ihre kolossale Missionsthätigkeit ins Auge fassen, die in jenem Zeitalter in der Bekehrung der slawischen und der nordpontischen Völker die Möglichkeit fand, dem Christenthum die Verluste zu ersetzen, welche ihm in Asien und Afrika der Islam beigebracht hatte. Weitaus die bedeutendsten der griechischen Missionäre dieser Tage, die für Osteuropa die Rolle spielten, welche einst für das Abendland dem angelsächsischen Winfrid zugefallen war, sind die „Slawenapostel“, die Brüder Methodios und Constantin (geb. 827); der letztere ist bekannter unter dem Namen Kyrillos, den er jedoch erst 40 oder 50 Tage vor seinem Tode bei förmlicher Ablegung des Mönchsgelübdes angenommen hat. Sie waren die Söhne des Leo, eines Griechen von Thessalonike, eines Offiziers vom höchsten Range, und anfangs verschiedenen Lebenszielen zugewandt. Methodios, der ältere, war bis in seine reiferen Jahren mit weltlichen Aufgaben beschäftigt, und wahrscheinlich einige Zeit lang sogar Stratege des strymonischen Thema. Constantin, der jüngere, hatte von Anfang an die Richtung auf ein beschauliches Leben eingeschlagen; mit dem jungen Kaiser Michael III. hatte er seine Ausbildung durch die größten Gelehrten des Jahrhunderts, Leo (S. 134) und Photios (s. unten) in Constantinopel erhalten. Nach Erlangung der Priesterweihe und nach mehrfachen Reisen trat er in freier Weise in die Mönchsgemeinschaft eines Kloster auf dem Olympos ein, wo sich dann später auch sein älterer Bruder, der der Welt zu entsagen beschlossen, zu ihm gesellte. Es war jedoch nicht die Absicht dieser hochbegabten Männer, ihr Leben nach Art gewöhnlicher Klosterbrüder zu verbringen. Als Söhne der Stadt Thessalonich von Jugend auf mit der Sprache der slawischen Nachbarstämme innig vertraut, sind sie Missionäre geworden. Constantin, der geistig hervorragendere, den ein eminentes Sprachtalent auszeichnete, (während Methodios vorzugsweise praktisch organisirt war,) hatte während des sechsten Jahrzehnts des neunten Jahrhunderts mit Erfolg die Bekehrung der Völker im Axiosgebiet in Angriff genommen. Dann aber waren auf Wunsch des Chakans beide Brüder

nach den Landen der Khazaren gezogen, wo damals die in Massen dort und in der Krim angesiedelten Juden und auch die Muselmanen mit großem Erfolg für ihren Glauben warben, und Constantin hatte am Hofe des Chakan erfolgreich mit jüdischen und moslemitischen Theologen auf chazarisch disputirt, den Chakan für das Christenthum günstig gestimmt. Inzwischen aber war der mächtige Fürst Rastislaw von Mähren (846—870), der sich zwischen Ludwig dem Deutschen und den Bulgaren in einer politisch sehr schwierigen Stellung befand, 863 mit dem byzantinischen Hofe in Verbindung getreten. Politische und kirchliche Motive machten es ihm wünschenswerth, Anlehnung an das griechische Reich und Abwehr der abendländischen Priester zu gewinnen. Von fränkischen, italienischen und griechischen Priestern durchzogen, war Mährens kirchlicher Zustand damals höchst verworren. Daher bat Rastislaw durch seinen Neffen Suatopluk und andere Botschafter in Byzanz um Zusendung tüchtiger Lehrer: „einerseits um gegenüber den unter einander abweichenden Meinungen der fremden Priester eine sichere Grundlage des Glaubens zu gewinnen, andrerseits um das Wort Gottes in seiner Sprache zu hören und zu verstehen". Kaiser Michael III. nun, der seit 856 selbständig regierte, ging sofort auf diesen vielversprechenden Antrag ein, und veranlaßte die Brüder Constantin und Methodios (diesen mit dem Range eines Abtes) nach Velegrad (jetzt Hradisch), der Residenz der Mährer zu gehen. Der politische Zusammenhang, wie man ihn im Sinne gehabt hatte, ist freilich nicht erreicht worden. Auch sonst hat das Griechenthum bei diesem Theile der slawischen Welt nicht in der Art einzudringen vermocht, wie später seit der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts von Kiew aus in Rußland. Dagegen haben Constantin und Methodios, denen es dabei glückte, auch den Zusammenhang mit Rom zu behaupten, den Mährern zuerst eine feste Regel des Glaubens überliefert. Weiter aber wurde „Kyrillos" damals (864) der Erfinder einer slawischen Schrift, die seinen Namen vor Allem „unsterblich" gemacht hat. Beide Brüder regten ferner die Uebersetzung der Bibel, zuerst namentlich der Psalmen, der Evangelien und anderer Theile des Neuen Testaments, in das Slawische an und führten selbst einen Theil dieser Arbeit aus, das älteste Denkmal altslowenischer Sprache, und schufen auch eine Liturgie in slawischer Sprache.

Namentlich diese Veränderungen im Nordwesten des bulgarischen Reiches machten offenbar auf Bogoris erheblichen Eindruck. Er stand damals wieder, anscheinend seit 859, mit den Rhomäern in Fehde. Endlich 864 wurde Friede geschlossen. Bogoris erhielt auf dem Wege der Abtretung die Landschaft Zagora am Südabhang des Balkan von dem sog. Eisernen Thorpaß (Sidera, Demirkapu oder Vratnik bei Sliven) bis zu der Küstenstadt Develtos, ein seit Kopronymos zwischen Rhomäern und Bulgaren streitiges Gebiet. Aber es sollte als „Pathengeschenk" gelten. Denn gleichzeitig ließ (864) Bogoris sich taufen und nahm von seinem Pathen, dem Kaiser der Rhomäer, den Namen Michael an. Mit ihm nahmen viele der Großen seines Volkes das Christenthum an; doch kostete es nachher noch einen blutigen

Kampf mit einer mächtigen heidnischen Partei, um die neue Erwerbung des Christenthums sicher zu stellen. Und einstweilen waren auch noch Juden, armenische Monophysiten und Paulicianer lebhaft bemüht, um bei dem Falle des Heidenthums jenseits des Balkan für ihren Glauben Propaganda zu machen. Der Uebertritt der Bulgaren zum Christenthum ist für die Schicksale der Balkanhalbinsel bis auf diese Stunde in hohem Grade bedeutungsvoll geworden. Unmittelbar aber wirkte er in anderer Art auf die Politik jener Zeit ein, als der Hof von Byzantion hatte erwarten können; nämlich zu neuer Schärfung der alten Gegensätze zwischen den beiden großen Bischöfen am Chrysokeras und an der Tiber.

Mit diesen neuen Conflikten hatte die alte Regentin Theodora nichts mehr zu thun. Die letzten Jahre ihrer Regentschaft waren für sie persönlich sehr unerfreulich gewesen, wesentlich durch die Schuld ihres Bruders, des Prinzen Bardas. Dieser reich begabte, aber schlechte und herrschsüchtige Mann stand in beständigem Gegensatze zu den anderen Rathgebern der Regentin, namentlich zu Theoktistos, der wenigstens als Finanzminister Großes leistete. Geradezu verderblich aber wurde er dadurch, daß er den jungen Kaiser Michael, dessen Ausbildung die Regentin ihm überlassen hatte, gründlich verdarb. Michael wurde nicht an ernste Vorbereitung auf seine hohe Aufgabe gewöhnt. Vielmehr förderte der Oheim mit arger, selbstsüchtiger Berechnung die leichtfertigen, ausschweifenden, verschwenderischen Neigungen des Jünglings, und trat entschieden auf seine Seite, als Michael in ernsten Conflikt mit seiner Mutter gerieth. Als nämlich der 16jährige Kaiser die Eudokia Ingerina, die Tochter eines Mannes aus dem großen Hause Martinakes, zu heirathen wünschte, waren die Regentin und Theoktistos aus politischen Motiven gegen diese Verbindung. Michael wurde genöthigt, die Eudokia Dekapolitissa zu heirathen, — machte nun aber die andere Eudokia zu seiner Maitresse und ließ dann auf Bardas' Betrieb den Theoktistos verhaften und im Gefängniß kurzweg tödten (855). Nun gewann Bardas auch in der Staatsleitung das Uebergewicht. Immer ungenirter konnte sich Michael III. seinen persönlichen Liebhabereien überlassen. Allerdings fehlte es dem jungen Fürsten weder an Begabung, noch an Ehrgeiz und Thätigkeit; aber er hatte eine gefährliche Neigung zum Trunke und zu den Frauen, und war wenig auf Bewahrung seiner persönlichen Würde bedacht. Verschwenderisch und prunkliebend wie er war, verwirthschaftete er den großen Schatz, den Theoktistos gesammelt hatte, in gefährlich kurzer Zeit, und huldigte der nationalen Leidenschaft für die Cirkusspiele, wo er (S. 79) die Blauen im höchsten Grade begünstigte und selbst als Wagenlenker auftrat, in einem Umfange, wie nur je einer jener alten römischen Imperatoren, die ihre beste Kraft in diesen Nichtigkeiten vergeudet hatten. Zu seinem Unheil konnte er aber auch dem Kitzel nicht widerstehen, der ihn wiederholt dahin trieb, nicht nur innerhalb der Grenzen des Palastes und des Schloßbezirkes an der Spitze leichtfertiger Genossen seinen Klerus und die Gebräuche der anatolischen Kirche in frivolster

Weise zu parodiren oder zu travestiren. Selbst wenn man die Möglichkeit zu solchem Auftreten auf eine gewisse Stumpfheit des sittlichen Gefühles und der öffentlichen Meinung der bürgerlichen Gesellschaft des damaligen Byzanz zu schieben berechtigt sein sollte; selbst wenn man annehmen kann, daß wenigstens die grellsten Farben dieses Bildes erst in einer Zeit gemischt und fixirt worden sind, wo die Dynastie des Mannes die Herrschaft führte, der Michael III. aus dem Wege räumte: so wird es doch begreiflich, daß ein solches Regiment nicht sehr geeignet war, der Amorianischen Familie die Krone der Rhomäer zu sichern, und daß unter derartigen Verhältnissen sich allmählich wieder die Temperatur erzeugte, wie sie byzantinische Palastrevolutionen zu begleiten pflegte.

So gar schnell reifte allerdings für Michael die Saat des Unheils nicht. Vielmehr blieb für ihn und seinen Oheim viel Raum, um ihren Neigungen frei nachzugehen. Der formelle Rücktritt Theodoras von der Regentschaft (856) und nachher noch der Tod des Prinzen Manuel auf einem asiatischen Feldzuge hoben die Macht des Bardas auf ihren Gipfel. Nunmehr Kuropalat, und durch seinen Neffen 862 auch mit dem Range und Titel eines „Cäsars" geschmückt, konnte er den bedeutendsten Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ausüben, obwohl Michael doch nicht daran dachte, zu seinen Gunsten thatsächlich ganz zurückzutreten und ihm auch gegen jeden persönlichen Gegner freie Hand zu lassen. Namentlich bei der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, im Kabinet und im Felde, zeigte Michael sich wiederholt und nicht ohne Erfolg thätig. Seine bulgarischen Beziehungen sind uns bereits bekannt. Die Kämpfe auf der Ostgrenze drehten sich namentlich um die Abwehr und Züchtigung der furchtbaren Raubzüge, welche Araber und Paulicianer unter dem kriegerischen Emir (S. 137) Omar von Melitene gegen verschiedene Theile Kleinasiens richteten. Hier war das Kriegsglück sehr schwankend und wechselnd, bis endlich Theodoras Bruder, der General Petronas, im August 863 den tapferen Omar zuerst (anscheinend in Lykaonien) mit höchster Geschicklichkeit strategisch matt setzte und ihm dann eine furchtbare Niederlage beibrachte, die den Rhomäern für lange Ruhe und Sicherheit schuf. Nicht lange nach diesem glänzenden Feldzuge trat für die Byzantiner auch das slawische Volk neu in ihren politischen Gesichtskreis, welches gleich durch sein erstes Zugreifen prototypisch die Politik signalisirte, die ihm in Sachen der Süddonauländer bis auf diesen Tag charakteristisch geblieben ist. Es waren die Russen. Gerade in jener Zeit hatten die slawischen und finnischen Massen im Norden des ungeheuren Gebietes, über dessen Süden damals die Chakane der Khazaren zu Itil, (Atel, Astrachan,) beziehentlich zu Sarkel an der Mündung des Don, geboten, unter der Führung normännischer Elemente, unter Rurik und seinen Brüdern, von Nowgorod aus ihre kräftige Zusammenfassung und kriegerische Anregung erfahren, die sich schnell genug den Nachbarvölkern fühlbar machte. Zuerst namentlich den Khazaren. Als erst die Varingerfürsten Oskold und Dir diesen die wichtige

Stadt Kiew entrissen hatten, wurden die Russen schnell die Herren des mittleren Dnjeprthales, und wagten sofort, ganz in dem kühnen Geiste, der die Normannen so lange in allen Seestrichen der damaligen Welt zu gefürchteten Gästen gemacht hat, einen verwegenen Vorstoß gegen Constantinopel. Im J. 865 befand sich Michael III. auf einem Seezuge gegen die kretischen Araber, die über die Kykladen und die Westküste Kleinasiens hergefallen waren. Da meldeten ihm die Eilboten des Admirals Niketas Oryphas, den er mit dem Schutz der Residenz betraut hatte, daß 200 russische Schiffe das schwarze Meer passirt hatten. Die neuen Feinde hatten bereits die Küsten des Pontus geplündert und suchten nun von ihrer Station an der Propontis, (Buyuk-Tschekmedsché, zwischen der Hauptstadt und Selymbria) die Umgegend von Constantinopel und die Inseln der Propontis mit Raub, Mord und schauerlichen Grausamkeiten heim. Michael III. kehrte sofort nach der Residenz zurück, und es wurde der griechischen Flotte nicht weiter schwer, die tapferen, aber nicht sehr zahlreichen Corsaren zur Flucht zu nöthigen.

Neben allen diesen auswärtigen Kämpfen hatte aber die innere Lage namentlich der Reichshauptstadt einen mehrfach schwierigen Charakter angenommen. Der ausschweifende, harte und gewaltthätige Bardas war jedenfalls nach einer Seite als ein Staatsmann von wirklicher Einsicht aufgetreten, nämlich durch seine Pflege der Wissenschaften. Es war sein Verdienst, daß nicht nur das Bildungswesen der Rhomäer systematisch neu organisirt, die verfallenen Schulen in vielen Städten wieder hergestellt und durch regelmäßige Einkünfte erhalten, sondern auch ein neues großes centrales Institut in Constantinopel, in dem Palast Magnaura, ins Leben gerufen wurde. Es sollte eine freie wissenschaftliche Anstalt sein mit weltlicher Verfassung, die nicht weiter von dem Klerus abhing. An die Spitze dieser auf allgemeine Bildung berechneten, glänzend dotirten Akademie, an welcher ausgezeichnete Lehrer in Philosophie, Geometrie, Astronomie, Philologie und Jurisprudenz ihre Vorlesungen hielten, wurde der uns bereits bekannte gelehrte Leo (S. 134) gestellt, der natürlich bei dem Siege der Ikonodulen aus dem erzbischöflichen Sitze zu Thessalonich hatte weichen müssen. Der Cäsar besuchte selbst die Vorlesungen und zeichnete die Gelehrten mehrfach, auch durch Belohnungen aus. Nur daß freilich der feinere griechische Styl und gute Geschmack neben den exakten Wissenschaften und der strengen Gelehrsamkeit einen nur geringen Raum einnehmen konnten.

Die Beziehungen aber des Cäsars zu dem größten griechischen Gelehrten dieser Zeit sollten wider alles Erwarten zu weltgeschichtlichen Folgen führen. Bardas hatte i. J. 857 durch eine Buhlschaft mit seiner eigenen Schwiegertochter schweres Aergerniß erregt. Und nun hatte der seit 846 regierende Patriarch Ignatios (Niketas, ein Sohn des Kaisers Michael I.), ein Priester von ebenso reinem Wandel als strenger und hochgesinnter Art, den Muth, den mächtigen Frevler am Advents-Sonntag, wo alle hohen Würdenträger der Residenz zu kommunizíren pflegten, von der Theilnahme am Abendmahl aus-

zuschließen. Um sich zu rächen, bestimmte Bardas den jungen Kaiser, den Patriarchen unter dem Vorwande politischer Verbrechen seines Amtes zu entheben und nach der Insel Terebinthos in der Propontis zu verbannen. Nicht ohne schlaue Benutzung mancher Gegnerschaften in der Geistlichkeit gegen den strengen Patriarchen, die zum Theil noch mit den letzten Zuckungen des Bilderkrieges zusammenhingen, bewirkte nun der Hof die Einsetzung eines der bedeutendsten Männer dieser Zeit auf den geistlichen Thron der Residenz. Photios, ein Großneffe des alten Tarasios, persönlich ein Mann vom höchsten Rang, dessen Bruder, der Patricius Sergios, mit einer Schwester der alten Regentin Theodora vermählt war, zu Anfang des 9. Jahrhunderts geboren, zuerst Oberst in der Leibwache, jetzt erster Staatssekretär, der größte und universellste Gelehrte, der beste Kenner des Alterthums in dieser Zeit, ein gewandter Geschäftsmann und eine gewinnende Persönlichkeit, wurde zum Nachfolger des Ignatios ausersehen, mußte binnen wenigen Tagen (20—24. Decbr. 857) alle kirchlichen Weihen durchlaufen, und konnte, sofort durch eine lokale Synode ernannt, schon das Weihnachtsfest als neuer Patriarch zu St. Sophia celebriren. Große Freude hatte Photios nicht an seinem Amte gegenüber solchen Männern wie Michael und Bardas waren. Bald aber gerieth er in Conflikte ernsterer Art, die weit über den Rayon der Residenz hinaus die Zeitgenossen aufregten. Ignatios und dessen Freunde konnten mit Energie gegen ihn und seine Wahl auftreten, ihn und seine Anhänger exkommuniziren; endlich auch durch ein Rundschreiben an die orientalischen Bischöfe, welches auch nach Rom gehen sollte, die Christenheit von dem dem Ignatios widerfahrenen Unrecht in Kenntniß setzen. Um diesem Schachzug zu begegnen, schickte auf des Photios Betrieb (dessen Partei die frühere Wahl des Ignatios als unkanonisch erklärte) Michael III. i. J. 859 eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken an den päbstlichen Stuhl, um die Zustimmung des seit 24. Juli 858 regierenden Pabstes Nikolaus zur Einsetzung des Photios zu erlangen, der dadurch allen Widerspruch zum Schweigen zu bringen hoffte. Der Antrag ging dahin, der Pabst möge behufs eines in Constantinopel zu haltenden Concils Legaten dahin schicken, um die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen und durch ihre Mitwirkung einige Reste des Bildersturmes zu beseitigen. Die gefährliche Schmiegsamkeit des Photios, der sich nicht bedacht hatte, um seiner persönlichen Frage halber in so unverhüllter Weise die päbstliche Suprematie thatsächlich anzuerkennen, führte aber nicht zu dem erwünschten Ziele. Nikolaus nämlich (858—867), einer der charaktervollsten und geistig bedeutendsten Päbste, dabei ein Staatsmann von scharfem Blicke, rücksichtsloser Entschlossenheit und stolzestem papalem Bewußtsein, trat mit großer Klugheit und Zurückhaltung auf. Er ernannte zwei italienische Bischöfe, die nach Constantinopel gehen und die Lage des Streites zwischen Photios und Ignatios genau prüfen, dann erst nach Rom berichten sollten. Nur für die Bilderfrage erhielten sie unbedingte Vollmacht. In dem Schreiben aber (vom 25. Septbr. 860), welches dieselben

dem Kaiser zu übergeben hatten, forderte er die Anwesenheit des Ignatios (der jetzt nach Mytilene internirt war) bei der Untersuchung; ein Brief an Photios verweigerte diesem die Anerkennung bis auf einen günstigen Bericht der Legaten.

Wenn Pabst Nikolaus im Sinne der päbstlichen Politik damals auch die Herstellung der päbstlichen Macht über Unteritalien, Sizilien und die gesammten Provinzen der Kirche von Thessalonike forderte, die einst Leo III. (S. 108) der Curie entrissen hatte, so blieb das natürlich vergeblich, und ist, so weit die Balkanhalbinsel in Frage kommt, noch bis heute nicht wieder durchgesetzt worden. In Sachen aber des byzantinischen Patriarchats operirten Bardas und Photios mit schmählicher List. Das Concil, welches im Mai 861 am Chrysokeras in der Apostelkirche zusammentrat (318 Bischöfe), war der Hauptsache nach ganz für die Machthaber gewonnen. Aber die letzteren wußten auch die päbstlichen Legaten durch Mittel jeder Art für ihre Sache einzunehmen, und brachten sie dahin, gegen alle Vorschriften des Pabstes sich an einem höchst tumultuarischen und parteiischen Verfahren zu betheiligen, in Folge dessen mit ihrer Zustimmung Ignatios (der übrigens jetzt im Palast seiner Mutter unbehelligt wohnen durfte,) nunmehr formell degradirt wurde. Als aber Pabst Nikolaus den Sachverhalt durch die Gegenpartei kennen lernte, und auch sonst für seine anderen Forderungen in Byzanz nur taube Ohren fand, da hielt er in Rom 863 eine eigene Synode, auf welcher der Bann und die Absetzung über Photios verhängt, alle bisher durch ihn ertheilten Weihen für ungiltig erklärt, Ignatios als allein rechtmäßiger Patriarch anerkannt wurde. Da Bardas und Michael III. den Photios jedoch nicht fallen ließen, sondern nun ihrerseits heftig gegen Rom auftraten, so war jetzt der offene Krieg zwischen der päbstlichen und der anatolischen Kirche erklärt.

Die kirchliche Spaltung zwischen Rom und Constantinopel sollte sich bald erheblich erweitern. Einerseits nämlich wußte Photios seine persönlichen Angelegenheiten mit den allgemeinen Interessen seiner Kirche eng zu verflechten, indem er mehrere auf nationalem Grunde beruhende Verschiedenheiten in Gebräuchen und Disciplin, wie auch tiefer gehende dogmatische Probleme benutzte, um den Conflikt mit der römischen Curie auf ein allgemeines Gebiet hinüberzutreiben. Andererseits aber verstand es die Curie, durch ihre herrischen Anmaßungen und durch ihre Eroberungslust das Nationalgefühl der Griechen und den Stolz wie die Interessen der Rhomäer sehr empfindlich zu verletzen und dem Photios immer wieder neue Bundesgenossen zuzuführen. Es war namentlich die bulgarische Frage, wodurch dieser Streit momentan auf das äußerste erhitzt wurde. Der Khan oder König „Michael" Bogoris nämlich war über die Folgen der Christianisirung seines Volkes bedenklich geworden; er fürchtete, durch die geistliche Herrschaft des byzantinischen Patriarchats die politische Unabhängigkeit der Bulgaren gefährdet zu sehen. Daher beschloß er, sich mit Rom in Verbindung zu setzen. Im August des

Jahres 866 erschienen die bulgarischen Botschafter mit einer Masse von Fragen, die die verschiedensten Interessen des neu christianisirten Volkes betrafen, bei Pabst Nikolaus. Dieser war ganz der Mann, ihnen eifrig entgegenzukommen. In dieser Zeit, wo das mächtig aufstrebende Pabstthum durch die Pseudo-Isidorischen Dekretalien neue und bis dahin unerhörte Gerechtsame sich zu erkämpfen suchte; wo bereits die ersten Glaubensboten auch im fernen skandinavischen Norden die Herrschaft der römischen Kirche begründeten, war es eine neue brillante Chance, nun auch die verhaßten „Griechen" auf der Balkanhalbinsel selbst zu überflügeln. Schon im November 866 erschienen zwei römische Bischöfe in Bulgarien, die nun den lateinischen Ritus einführten; die griechischen Priester wurden durch Bogoris vertrieben.

Ueber diese Wendung war man am Bosporus natürlich höchst unzufrieden, und Photios kam in die Lage, gegen Rom einen folgenschweren Schlag zu führen. Er hatte nämlich eine Synode nach Constantinopel berufen, die i. J. 867 zusammentrat, und in seinem Einladungsschreiben an die Prälaten der anatolischen Kirche neben anderen, disciplinarischen, „Ketzereien" der Lateiner nun auch die römische Theorie angefochten, welche (zuerst auf der Synode von Toledo i. J. 589 in dieser Gestalt formulirt, seit 809 aber in der abendländischen Kirche allgemein üblich) „den heiligen Geist nicht allein vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgehen lasse, und so durch Annahme einer doppelten Ursache die Einheit der Gottheit in eine Zweiheit auflöse". Durch Michael III. und dessen neuen „Cäsar" Basilios geleitet, proklamirte die Synode wirklich die Absetzung des Pabstes Nikolaus und sprach wider ihn und seine Anhänger den Bann aus. So war der Kampf in voller Gluth. Aber die wiederholt wechselnde Politik der Höfe der Rhomäer und der Bulgaren und der wiederholte Wechsel der Personen auf dem päbstlichen Stuhle machte das schließliche Ergebniß noch für längere Zeit höchst unabsehbar.

Zunächst nämlich verlor Photios seinen stärksten Rückhalt plötzlich durch den jähen Wechsel der Dynastie in Constantinopel. Kaiser Michael III. hatte seit längerer Zeit seine volle Gunst dem Manne geschenkt, der schließlich wider ihn die mörderische Hand erheben sollte, dem eben genannten Basilios. Dieser letztere war gegen 813 als der Sohn einer gräcisirten Slawenfamilie in einem Dorfe bei Adrianopel geboren und in frühester Jugend (S. 125) durch die wilden Schaaren des Khans Krum mit seinen Angehörigen nach Bulgarien geschleppt worden. Erst 837 oder 838 nach seiner Heimath zurückgekehrt, war er, jetzt ein schöner Jüngling von imposanter Gestalt und riesiger Stärke, zuerst in die Dienste des makedonischen Strategen Tzantzes getreten, später aber nach der Residenz gezogen, um dort, wie so viele seit Justins I. unvergessenem Vorbild, irgendwie sein Glück zu suchen. Bald fand er bei einem

Verwandten und Hofbeamten des Kaisers Theophilos, dem Theophilitzes, dem er sich als trefflicher Reiter durch seine Kunst, wilde Pferde zu zähmen, empfahl, eine Stellung als Stallmeister. So war er an den Hof gekommen, den der gewandte, thätige, intelligente Mensch nicht wieder verlassen sollte. Später zog Basilios durch seine allbewunderte Kraft und durch seine Kunst als Pferdebändiger die Gunst des jungen Kaisers auf sich, der ihn etwa 855 in seine Leibwache und in den Dienst in seinem Marstall aufnahm. Zuerst Stallmeister, nachher Oberstallmeister, und lange zu allen Thorheiten und Ausschweifungen Michaels als Theilnehmer zugezogen, wurde Basilios endlich 865 Oberkammerherr, nun aber freilich auch durch den Kaiser genöthigt, sich von seiner Frau zu trennen und Michaels Maitresse Eudokia Ingerina zu heirathen. Bereits aber bestand die heftigste Eifersucht zwischen dem Günstling des Kaisers und dem Cäsar Bardas. Michael selbst war neuerdings über die Politik des Oheims bedenklich geworden, der endlich ausgetobt hatte und durch eine bessere Haltung in seiner mächtigen Stellung, durch Aufmerksamkeit auf solide Justiz, und Abstellung mancher Mißbräuche, bei dem thörichten Fürsten den Verdacht erweckte, als trachte er nach noch höheren Zielen. So wurde es dem Basilios, der alle Gegner des Cäsars, namentlich den Reichspostmeister Symbatios, der zwar Schwiegersohn des Bardas, aber zur Zeit mit diesem zerfallen war, auf seiner Seite hatte, endlich möglich, von dem durch ihre Einflüsterungen tief erregten Kaiser die Zustimmung zur Ermordung seines Oheims zu erlangen. Basilios und Symbatios erschlugen den mit tückischer List umgarnten Cäsar im Zelte Michaels, als sich alle auf einem angeblich gegen Kreta zu dirigirenden Zuge zu Kepos an der karischen Küste befanden (21. April 866). Dann wurde Symbatios bei Seite geschoben, Basilios aber zum Patricius und Präfekten der Residenz, am 26. Mai 866 endlich zum Cäsar und Mitregenten ernannt, eine Empörung, die Symbatios und der alte General Peganes in Bithynien gegen den „Stallknecht", den slawischen Parvenu versuchten, schnell gedämpft, die Gunst aber der schrofferen Elemente des Klerus, die noch immer über des Ignatios Absetzung durch Bardas grollten, durch öffentliche Beschimpfung und Verbrennung der Leichen der großen Bilderfeinde Kopronymos und Johannes des Grammatikers gewonnen.

Dann aber trennten sich die Wege des Basilios von denen Michaels. War er bisher knietief durch Schmutz und Blut gewatet, jetzt als Cäsar schüttelte er die wüste Vergangenheit entschlossen ab und begann, nicht mehr der Genosse der Tollheiten seines Freundes, ein verständiges Regiment zu führen. Darüber aber erwachte Michaels Unwillen und Mißtrauen. Und als Basilios merkte, daß seine persönliche Sicherheit bedroht war, scheute er sich nicht, nun auch noch das schwärzeste seiner Verbrechen zu begehen. Nach des Bardas Tode hatte sich die Kaiserin-Wittwe Theodora ihrem Sohne wieder genähert und verkehrte in Freundschaft mit ihm. Und als sie nun ihre Sommerfrische abhielt in dem Anthemianischen Palast auf der asiatischen Seite des Bosporus, da benutzte Basilios die Gelegenheit eines Festes in

diesen Räumen, um (23. September 867) in der Nacht den betrunkenen Michael durch einige ihm ergebene fremde Söldner niederhauen zu lassen. Dann kehrte er sofort nach Constantinopel zurück, nahm das Kaiserschloß in Besitz, und wurde überall ohne Schwierigkeit als Alleinherrscher anerkannt. So begann die zweihundertjährige Herrschaft der neuen Dynastie, die die Griechen die „makedonische" nannten, weil in diesen Jahrhunderten die Landschaften zwischen dem Strymongebiet im Westen und östlich weit über den Hebros hinaus, die Heimat des glücklichen Mörders Basilios, das Thema „Makedonien" ausmachten.

Basilios, der doch die Gewissensangst über seine letzte Blutthat niemals ganz überwunden hat, war viel zu klug, um nicht zu erkennen, daß der kaiserliche Purpur allein die Erinnerung an seine Vergangenheit nicht würde verdecken können. Es galt daher, die düsteren Schatten seines Vorlebens durch eine tüchtige und kraftvolle Regierung zu sühnen. Und im Ganzen ist das ihm auch gelungen. Freilich war Basilios ein Mann ohne höhere Bildung, dem Aberglauben seiner Zeit ergeben; gegen Ende seiner Herrschaft fehlten auch nicht einige Züge despotischer Grausamkeit. Aber er besaß unermüdliche Thätigkeit und bedeutende Regententalente. Bei großer Klugheit und einer glücklichen Gabe, die jedesmalige Stimmung der entscheidenden Elemente unter den Rhomäern, der kirchlichen Parteien, der Armee, des Volkes, zu erkennen und sich ihr anzubequemen, zeigte er einen scharfen Verstand und eine ungewöhnliche Intelligenz. Bei dem Volke wurde er bald sehr populär, indem er, selbst aus den ärmeren Schichten emporgekommen, und mit deren Interessen wohl vertraut, eben sowohl persönlich human und gemäßigt auftrat, wie andrerseits mit Energie dahin arbeitete, in allen Zweigen der Verwaltung eine strenge Ordnung herzustellen, und Uebergriffen der Beamten zu wehren. Und während der Kaiser auf tüchtige und unparteiische Rechtspflege hielt, war er mit Eifer und Erfolg bemüht, jede neue finanzielle Belastung des Volkes zu vermeiden. Er wußte den durch Michaels thörichte Verschwendung erschöpften Reichsschatz ohne Beschwerung der Steuerzahler wieder zu füllen und verstand es, bei weiser Sparsamkeit als kluger Haushalter stets die nöthigen Mittel sich zu sichern, die es ihm möglich machten, die Ordnung des öffentlichen Dienstes zu erhalten und auf die Wehrkraft des Reiches, wie auf stattliche und nützliche Bauten ausreichende Summen zu verwenden.

Die kluge und kraftvolle Staatsleitung dieses „makedonischen" Slawen, der aber mindestens ebenso vollständig zum Rhomäer geworden war, wie einst der Vandale Stiliko zum Römer, hat dann weiter auch die auswärtige Stellung des Reiches wieder ganz erheblich verbessert. Ganz besonders schwierig war es, die gefährlichen Conflikte mit Rom auszugleichen, und auf dieser Seite kamen dem Kaiser erst später mehrere schwere Mißgriffe der päbstlichen Politik zu Hilfe. Orthodox wie er war, wollte Basilios aus politischen wie aus kirchlichen Motiven womöglich den Frieden mit der



Allegorische Darstellung des Osterfestes.

Miniature in der für Kaiser Basilius den Makedonier angefertigten Handschrift der Predigten des heiligen Gregor von Nazianz (griechischer Kirchenvater 328—390). (Paris, National-Bibliothek.)



Curie wiederherstellen. Er begann daher mit einer ungeheuren Concession, indem er schon am 23. November 867 den Photios, — der theils wegen seiner früheren nahen Beziehungen zu dem verachteten alten Hofe, theils wegen seiner überlegenen Bildung und seiner geistig freien Persönlichkeit in Constantinopel in allen Ständen viele Gegner hatte, — zur Resignation und zur Zurückziehung in ein Kloster bestimmte, ohne jedoch mit ihm schroff zu brechen. Ignatios nahm den Sitz des Patriarchen wieder ein; dann aber wurde das Recht des Pabstes auf die letzte Entscheidung in der Patriarchenfrage laut anerkannt, die endgültige Ordnung der hier zur Zeit obschwebenden Verhältnisse seiner Entscheidung vorbehalten. Nun war Nikolaus bereits am 13. November 867 gestorben, und sein Nachfolger Hadrian II. konnte erst im Sommer 869 drei Legaten nach Constantinopel senden. Dieser aber gefiel sich gegenüber allen Mächten der Balkanhalbinsel in einer Schroffheit, die sich nachher schwer gerächt hat. Trotz der Bitten des Kaisers bestand Hadrian mit Energie auf formelle Absetzung des Photios und aller von diesem Geweihten. Alles andere sollte unter dem Vorsitz der päbstlichen Legaten auf einem neuen Concil zu Constantinopel geordnet werden; dasselbe sollte aber nur die durch eine Versammlung der römischen Geistlichkeit in der Peterskirche bereits gefaßten Beschlüsse weiter ausführen. Dieses Concil, welches die Lateiner als das achte ökumenische bezeichneten, bestand nur aus 102 Bischöfen; es waren entweder nur Gegner des Photios, oder überhaupt nur solche, die nicht er bereits geweiht hatte. Die Thätigkeit des Concils, die vom 5. Oktober 869 bis zum 28. Februar 870 währte, bedeutete einen großen Sieg des Pabstes über die anatolische Kirche. Die glänzende Rehabilitirung des Ignatios; die Kassirung aller Schritte des Photios; der Ausspruch des Bannfluches über letzteren und seine Anhänger, — alle diese zu St. Sophia vollzogenen Beschlüsse drückten die Kirche des Ostens zu einer bisher unbekannten Abhängigkeit von der Curie herab. Aber schon die letzten Scenen des Concils zeigten, daß Rom zu weit gegangen war, um nicht binnen kurzem die scharfe Reaktion des verletzten Stolzes der Rhomäer befürchten zu müssen.

Der Bulgarenkönig Michael hatte bei seiner Zuwendung (S. 146) zu den Römern auch die Gründung eines eigenen erzbischöflichen Sitzes gefordert; die Curie aber wollte weder den von ihm erbetenen Bischof Formosus von Portus, noch auch (869) den Diakonus Marinus mit dieser Stellung betrauen; den von Rom aus bestimmten Erzbischof Sylvester wies Michael zurück. Ohnehin von Constantinopel aus wieder mit Mißtrauen gegen den neuen lateinischen Ritus erfüllt, setzte sich Michael nach Abbruch der Verhandlungen mit Rom sogleich (zu Anfang des Jahres 870) mit dem Concil zu St. Sophia in Verbindung, und trotz aller Einreden der päpstlichen Legaten machten die Rhomäer, den Kaiser und Ignatios nicht ausgenommen, die älteren Anrechte ihrer Kirche auf das neu bekehrte bulgarische Volk mit unbeugsamer Zähigkeit geltend. Ignatios weihte nun seinerseits für die

Bulgaren den Erzbischof Joseph; zugleich wurden für sie zehn Bisthümer gegründet. Die lateinischen Priester räumten das Land, Michael aber sandte seinen jüngeren Sohn Symeon nach dem Bosporus, um ihn daselbst in griechischer Weise ausbilden zu lassen.

Unter solchen Umständen schieden die päbstlichen Legaten doch ziemlich verstimmt von Constantinopel. Basilios aber erkannte bald, daß seine Nachgiebigkeit gegen die Curie nur den inneren Unfrieden in seinem Reiche nährte. Klerus und Volk der Rhomäer fühlten sich durch die Anerkennung des römischen Primats gedemüthigt, und immer höher stieg jetzt das Ansehen des Photios, der durch ruhige Würde und maßvolle Haltung bei und nach seiner Absetzung, und während des Aufenthaltes in dem Kloster Skepes (etwa bis 876) große Sympathie erwarb, wie seiner Anhänger, die jede Unterwerfung unter das päbstliche Primat entschieden zurückwiesen. Namentlich Asien hielt bestimmt zu Photios. Dieser Stimmung beschloß der kluge Kaiser Rechnung zu tragen, und zauderte darum auch nicht, nach des alten Ignatios Tode (23. Oktober 878) den Photios einfach wieder auf den Patriarchensitz zu berufen. Der seit Hadrians II. Tode regierende Pabst Johannes VIII. (872—882) befand sich in jener Zeit durch die schauderhaften Raubzüge der afrikanischen und sicilischen Muselmanen gegen die kampanische, lateinische und tuskische Küste in solcher Bedrängniß, daß er die Hilfe der Byzantiner gar sehr nöthig hatte, und darum gern auf den Vorschlag des Basilios einging, Legaten nach Constantinopel zu schicken, die unter bestimmten Bedingungen auf einem neuen Concil die Anerkennung des Photios aussprechen und den kirchlichen Frieden herstellen sollten. Das letztere ist nun aber nicht gelungen. Wohl arbeitete das von 383 Bischöfen besuchte Concil, welches die orthodoxe Kirche ihrerseits das achte ökumenische nannte, energisch vom November 879 bis zum 13. März 880. Aber die feine Diplomatie des Photios, der die Synode vollständig beherrschte, trug den vollständigsten Sieg davon; die päbstlichen Legaten, theils geschickt bearbeitet, theils dupirt, zogen überall den Kürzeren. Persönlich erzielte der schlaue priesterliche Staatsmann, daß die römische Politik eigentlich gar nichts gewann, daß vielmehr seine nun endlich erfolgte Anerkennung als Patriarch beinahe wie eine Entschuldigung der Curie wegen ihres früheren Verhaltens erscheinen konnte. In der neu aufglühenden dogmatischen Streitfrage dagegen brachte Photios es dahin, daß nach Kassirung der Beschlüsse d. J. 869 das Concil sich in Sachen des heiligen Geistes (S. 146) die spezifisch anatolische Glaubensformel unumwunden aneignete. Endlich wurde ziemlich deutlich dem Pabste nur das abendländische Primat zugestanden.

Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß nach kurzer Zeit der Bruch zwischen der Curie und der anatolischen Kirche offen in die Erscheinung trat: formell vollzogen durch den Cardinal-Legaten Marinus, der auch in Constantinopel die Aufhebung der Kirchengemeinschaft mit Photios verkündigte, welchen letzteren Johann VIII. für abgesetzt erklärte

und mit dem Anathema belegte. Auch die Nachfolger dieses Pabstes hielten dieselbe Linie inne, und nun nahm der dogmatische Streit rüstig seinen Fortgang. Zum Stehen kam indessen der Kampf noch einmal für ein volles Jahrhundert, als des Kaisers Basilios Nachfolger Leo VI. nicht lange nach Antritt seiner Regierung (886) den berühmten Patriarchen bestimmte, seine Stellung, die des Kaisers Bruder Stefan erhielt, zu räumen und sich in ein armenisches Kloster zurückzuziehen, wo Photios dann 891 gestorben ist.

Für einen politischen Gewinn sah Basilios selbst es wohl schwerlich an, daß die seit langer Zeit schrittweise erwachsenen kirchlichen und die nationalen Gegensätze zwischen Rhomäern und Romanen gerade unter seiner Regierung bis zu der Einleitung einer Verfeindung von weltgeschichtlicher Bedeutung zwischen den beiden Kirchen gereift waren. Wohl aber hat er als feiner Diplomat es dabei verstanden, aus den wechselnden Beziehungen zum Abendland wiederholt erhebliche politische Vortheile für das Reich zu ziehen, dessen Kraft damals noch groß genug war, um immer wieder halbverlorene Gebietstheile selbst des Westens zurückzugewinnen. Gleich zu Anfang seiner Regierung folgte der ersten Kaltstellung des Photios der Abschluß einer Allianz mit dem fränkisch-römischen Kaiser Ludwig II. (855—875), Lothars I. Sohne, um gemeinsam die gefährliche Macht der Araber in Unteritalien zu brechen. Nur daß die byzantinische Schlauheit dann die abendländischen Verbündeten sowohl in Italien wie in Dalmatien gar sehr zu überflügeln verstanden hat. Die 869 begonnene Belagerung der arabischen Hauptfestung Bari, in deren Nähe die Griechen damals nur noch Otranto behaupteten, wurde auch durch griechische Kriegsschiffe unterstützt. Aber die Beraubung der von dem byzantinischen Concil (S. 149) i. J. 870 nach Italien heimkehrenden päbstlichen Legaten durch Narentanische Corsaren wurde durch Basilios I. schlau benutzt, um nunmehr den Seehelden Niketas Oryphas kriegerisch gegen die Küsten-Serben in Dalmatien vorgehen zu lassen. Die Einsprache, welche Kaiser Ludwig nach der Einnahme von Bari (zu Anfang des Februar 871) wegen der Angriffe auf seine slawischen Unterthanen in Constantinopel erhob, blieb um so wirkungsloser, je mehr er selbst, überdem wegen Führung des Titels „Imperator Augustus" mit Basilios in Conflikt gekommen, nachher in Unteritalien in lästige Differenzen mit den lokalen Machthabern dieses Landes gerieth, und je weniger nach seinem frühen Tode (875) sein Nachfolger, der westfränkische Karl der Kahle, die Kraft hatte, sich ernstlich um Unteritalien zu kümmern. Unter diesen Umständen trug es in und an der Adria die kraftvolle Leitung der griechischen Politik um so sicherer davon, je mehr man hier seit dreißig Jahren durch arabische und slawische Corsaren geplagt worden war. Namentlich die afrikanischen Araber, die zuerst 840 Budua, Rossa und Cattaro geplündert, Ragusa 15 Monate lang belagert, 841 Bari und Tarent okkupirt hatten, waren für alles Küstenland nordwärts bis nach Venedig ebenso gefährliche Feinde gewesen wie die Küstenslawen, und die Venetianer, durch die Regierung Theodoras und Michaels III.

nur wenig unterstützt, hatten nur eine schwache Defensive zu behaupten vermocht. Die Romanen dieser Gegenden, auch die Dalmatiner, waren unter Michael III. faktisch vom Reiche gelöst. Je schwächer jetzt aber das fränkische Kaiserthum sich zeigte; je mehr die Gefahr für die Adria sich steigerte, als seit 872 die kretischen Araber anfingen, an die Stelle der Corsaren von Bari zu treten, und 875 sogar Grado (bei Aquileja) angriffen und Comacchio plünderten, während gleichzeitig die Narentaner Istrien heimsuchten und ebenfalls Grado angriffen, um so geneigter wurde Alles in diesen Gegenden, sich wieder näher an die Rhomäer anzuschließen, denen sich 875 Bari bereits in die Arme geworfen hatte. Schon hatte der venetianische Doge Ursus Participatius bei Grado 875 die Narentaner zerschmetternd zur See geschlagen, dann den bisher mit diesem Volke geduldeten, schmachvollen Sklavenhandel seinen Bürgern verboten, und weiter 876 mit den dalmatinischen Kroaten Frieden geschlossen. Nun aber, wo Basilios mit Kraft den byzantinischen Einfluß auf der slawisch-italisch-fränkischen Grenze herstellte, wurde nicht nur der Doge durch Verleihung der stolzen Würde eines Protospathars eng an den Hof von Constantinopel geknüpft, es gelang auch (877), das ganze kroatische Dalmatien den Franken zu entziehen und wieder für das Reich zu gewinnen. Der kroatische Großzupan Domagoi (865—876) war nämlich gestorben, und ein Nachkomme Tirpimirs, Sedeslav, hatte 877 dessen Söhne vertrieben und mit Zustimmung des Volkes sich der höchsten Gewalt bemächtigt. Dieser zog jetzt nach dem Bosporus und ließ sich durch Kaiser Basilios die herzogliche Würde bestätigen. Mit ihm unterwarfen sich die Häuptlinge der Narentaner, der Zachlumer und der anderen Südserben der Hoheit des Kaisers und nahmen die Taufe an. Gleichzeitig wurde die alte Verbindung der romanischen Küstenstädte, deren Bischöfe, wie die kroatischen Priester sich unter den Patriarchen stellten, mit Byzanz wieder erneuert, dann Seitens des Kaisers deren Verhältniß zu dem Strategen in Zara und zu den Fürsten ihrer slawischen Nachbarn in verständiger Weise geordnet.

Damit hatte zugleich die anatolische Kirche hier gegenüber der römischen wieder neuen Boden gewonnen. Die letztere war dagegen geschmeidig genug gewesen, schon im Jahre 868 den Brüdern Methodios und Constantin (S. 140), die von Mähren aus nach Rom sich gewendet hatten, nicht nur die slawische Bibelübersetzung zu billigen, sondern sogar, gegen den Wunsch der fränkischen Geistlichen, das Recht zu sichern, die von ihnen für die christianisirten Slaven des Südwestens eingeführte und schnell populär gewordene Liturgie in der slowenischen Landessprache abzuhalten. Constantin-Kyrillos ist am 14. Februar 869 in Rom gestorben. Methodios dagegen wurde auf Bitte des slowenischen Fürsten Kozel in Pannonien (dem man, durch den Abfall der Bulgaren (S. 150) gewarnt, in Rom nun gern entgegenkam), 870 zum Erzbischof des neuen mährisch-syrmisch-pannonischen Sprengels ernannt und hatte seinen Sitz an Kozels Hofe zu Blatno oder Szalavar, (Moseburg, Moosburg) am Einfluß des Szala in den Plattensee. Von hier

aus ist der thätige Grieche noch einmal 874 für längere Zeit missionirend und verwaltend an den Hof des seit 871 mächtig aufstrebenden, wilden und kriegerischen Mährerherzogs Suatopluk gezogen. Nur daß seine sittliche und disciplinarische Strenge und in der neuen dogmatischen Streitfrage seine Anhänglichkeit an die Photianische Richtung ihn hier allmählich vor den Angriffen der fränkischen Kleriker den Boden verlieren ließen. Sein Tod aber (6. April 885), die Vertreibung seiner Schüler, die nachher in Bulgarien ihre Zuflucht fanden, und der schon bei seinen Lebzeiten nicht aufzuhaltende Verfall der slawischen Liturgie bei den Mährern, gab auf seinem bisherigen Arbeitsfelde wieder den abendländischen kirchlichen Einflüssen das Uebergewicht, während tiefer im Süden, im kroatischen Dalmatien, die römische Curie unablässig bemüht war, die Beziehungen des dortigen Klerus zu dem Patriarchen wieder zu durchkreuzen und Roms kirchliche Autorität zu erneuern. Bei den Romanen auf der Küste hatte das zunächst keinen Erfolg. Dagegen knüpfte schon 879 des Herzogs Sedeslav Mörder und Nachfolger Branimir gute Beziehungen zu der Curie an, die erst dann wieder zerrissen wurden, als auch dieser gewaltsam gestürzt und Tirpimirs jüngerer Sohn Muncimir zum Herzog erhoben war, der nun (892) wieder den Italienern den Rücken kehrte und speziell die kirchliche Befreundung mit Salonä pflegte.

Der Rückgang der fränkischen Macht in Unteritalien hat daneben seit 875 die Heerführer des Kaisers Basilios, namentlich den tapfern Nikephoros Phokas, in den Stand gesetzt, einerseits die Araber aus Calabrien zu verdrängen, andererseits das neue unteritalische Thema „Langobardia" zu bilden, zu dessen Gliedern auch Orte wie Amalfi, Sorrento, Neapel und Gaëta gehörten, die freilich mit dem Reiche nicht viel fester zusammenhingen, als jenseits der Adria die kroatischen Häuptlinge. Dagegen war nicht zu verhindern, daß das wichtige Syrakus im Jahre 878 nach langer, tapferer Gegenwehr durch die sicilischen und afrikanischen Araber erobert wurde und damit endlich auch (mit Ausnahme von Taormina) der Rest der blühenden Insel den Rhomäern verloren ging, die nach ihrer Art dieses Land jedoch keineswegs für immer aufzugeben gedachten.

Glücklicher waren die Heerführer dieses Kaisers auf anderen Punkten in der Abwehr der arabischen Corsarenflotten, die in seiner und der nächstfolgenden Zeit zu ewiger Beunruhigung der Küsten des Reiches nicht mehr bloß von Sicilien, Afrika und Kreta, sondern auch von den Hafenplätzen Kilikiens und Syriens ausliefen. Die gefährlichen Seezüge der Araber unter dem Emir Esman von Tarsos gegen Chalkis (880) und der mit einer afrikanischen Raubflotte zusammenwirkenden Kreter unter dem Renegaten Photios (881) gegen den Peloponnes wurden, jener durch den Strategen Oeniates, dieser durch die Admirale Oryphas und Nasar, mit durchschlagendem Erfolg abgewehrt. Nicht bloß jedoch für die Barbarei des Zeitalters, sondern noch mehr für die furchtbare Erbitterung des Volkes, wie in Italien, so in Griechenland, über

die durch die arabischen Piraten herbeigeführte Noth spricht die schauerliche Grausamkeit, mit welcher nach solchen Siegen die muselmanischen Gefangenen, namentlich die Renegaten, ermordet wurden.

Während die Nordgrenze des Reiches zur Zeit ruhig blieb, hatte Basilios nun auch noch die schlimme asiatische Erbschaft übernehmen müssen, die dem Reiche früher aus der thörichten Verfolgung der Paulicianer (S. 137) erwachsen war. Unter ihrem damaligen Chef Chrysocheir war die Gemeinschaft dieser tapfern und schwer gereizten Feinde des Reiches auf einer ohnehin stark bedrohten Grenze, war dieses Asyl zahlloser anderer Flüchtlinge für die Rhomäer eine sehr ernsthafte Gefahr geworden; zumal seit es bei Gelegenheit einer erfolglosen Friedensverhandlung, die Basilios versucht hatte, zu Tage gekommen war, daß sie sich sehr ernsthaft um eine feste Allianz mit den Bulgaren bemühten. So galt es denn, auch abgesehen von Basilios' orthodoxen Neigungen, die gefährlichen paulicianischen Raubschaaren mit Waffengewalt endlich zu vernichten. Der 871 eröffnete Krieg in Kleinasien gestaltete sich aber ebenso schwierig als wechselvoll. Erst nach Eroberung mehrerer ihrer Festungen, nach Besiegung des Emirs von Melitene, und namentlich nach dem Untergange des Chrysocheir in einer Schlacht (873), fielen die letzten paulicianischen Schlösser, nämlich Tephrike und Katabatala. Dann aber entwichen die feindlichen Schaaren theils nach Armenien, theils auch traten sie über in den kaiserlichen Dienst. Auch gegenüber den Grenztruppen des Khalifats von Bagdad gewannen in der mehr schleichend geführten Grenzfehde die Rhomäer allmählich das Uebergewicht. Die Abbasiden waren den Byzantinern nicht mehr gefährlich; denn während der schlechten Regierung des Khalifen Almutawakkil (847—861) hatten bereits auf vielen Stellen Abfall und unruhige Bewegungen sich gezeigt. Und nach seiner Ermordung begann der offene Verfall. Die wüsten Zustände am Hofe zu Bagdad, die alle dunklen Thaten, wie sie doch auch das Kaiserschloß am Bosporus in Menge kannte, tief in Schatten stellten; das Uebergewicht der türkischen Garden zu Bagdad, deren Chef, (der Emir-al-Omra, Alumara, wie zuerst seit etwa 907 der General Munis förmlich genannt wurde), allmählich eine Machtstellung gewann, wie einst die prätorianischen Präfekten der Römer; zunächst aber fünf Thronwechsel binnen zehn Jahren (861—870) und die wachsende Schwierigkeit, der Ablösung der Provinzen und der Selbstherrlichkeit der Statthalter zu begegnen, — das Alles lähmte die Kraft des arabischen Reiches gegenüber den Rhomäern, die sich jetzt wesentlich nur noch durch die muselmanischen Machthaber auf den Küsten und Inseln des Mittelmeeres ernstlich bedroht fanden.

Für die inneren Verhältnisse des byzantinischen Reiches wurde namentlich der Eifer bedeutungsvoll, mit welchem Basilios sich der Christianisirung der noch heidnisch gebliebenen Elemente innerhalb der Reichsgrenzen annahm. Wie die vorher erwähnten Narentaner, so wurden nun namentlich auch die noch heidnischen Peloponnesier nach dieser Seite stärker angefaßt.

Nur die wilden Slawen im und am Taygetos hielten noch tief im zehnten Jahrhundert trotzig an ihren alten Kulten fest. Dagegen wurde sonst überall die äußerliche Bekehrung der slawischen Einwanderer zu Ende geführt, und gleichzeitig auch der Rest lakonischer Hellenen im südlichsten Theile des Taygetos (südlich von Malewri), die damals noch ungemischten Maniaten, zur Hingabe ihres antiken Kultus und zu endlicher Annahme der Taufe bestimmt. Wie aber überhaupt vorzugsweise seit dieser Zeit in dem aller Orten mit neuen griechischen Missionsstationen besetzten Griechenland Kirchen und Klöster in Menge entstanden, so begann auch in dieser Epoche die Besetzung des bis auf unsere Tage für die weitere Geschichte des griechischen Kirchenthums so bedeutungsvoll gewordenen Berges Athos mit festen mönchischen Ansiedlungen. Die ersten kaiserlichen Akte zu Gunsten dieser neuen Gestaltungen sind einerseits (885) die Verfügung, durch welche Basilios I. die feste Grenze zog zwischen dem Gebiet des Städtchens Hierissos und den Ansiedlungen der Eremiten des Athos, und andererseits das Dekret des Kaisers Leo VI. (911), welcher diese Mönche völlig selbständig stellte und auch ihre Abhängigkeit von dem älteren Kloster des h. Johannes Kolobos bei Hierissos aufhob.

Leo VI., der Sohn des Basilios, der seinem Vater als Kaiser folgte, als dieser am 29. August 886 in Folge eines auf der Jagd erlittenen Unfalls plötzlich starb, vollendete noch ein anderes Werk von großer und bleibender Bedeutung, nämlich die (S. 102) zuerst durch den großen Reformer Leo III. energisch in Angriff genommene Revision, Ergänzung, Umarbeitung und Uebersetzung des seit Justinian I. und auf Grund seines Corpus Juris theils gültigen, theils neu entwickelten Rechtes. Nach längerer Unterlassung hatte Kaiser Theophilos die hierauf bezüglichen Arbeiten wieder aufgenommen, die der Cäsar Bardas mit mehreren Rechtsgelehrten erheblich weiter förderte. Unter den Auspicien des Kaisers Basilios wurde dann 870 die unter dem Namen „Procheiron" bekannte Sammlung publicirt, die etwa Justinians „Institutionen" entspricht. Dieselbe wurde nachher noch einmal in revidirter Gestalt als „Epanagoge" herausgegeben. Das Hauptwerk, der neue griechische Codex, die „Basilika", erschien im Jahre 884. Kaiser Leo VI. ließ dasselbe noch einmal durch eine Commission bearbeiten, und dann, als das ausschließlich gültige weltliche Gesetzbuch, neben welchem das Justinianeische Recht nur noch einige Zeit lang als wissenschaftliches Hilfsmittel fortbestand, in 60 Büchern publiciren (887—893). Mit diesen Arbeiten hing aber auch zusammen die Vollendung der byzantinischen Centralisation und der Machtstellung des Kaisers. Die Basiliden steigerten staatsrechtlich den rhomäischen Absolutismus zum Despotismus. Auch die legislative Gewalt wurde jetzt in die Hand des Kaisers gelegt, der byzantinische Senat, der das Recht auf die Mitwirkung bei der Gesetzgebung verlor, zu einem bloßen höchsten Verwaltungsrath herabgedrückt. Auch die Reste der alten und die Anfänge neu entwickelter municipaler Autonomie, gegen die schon Theophilos sich feindlich verhalten hatte,

sollten, — soweit das praktisch überhaupt möglich war, — entwerthet, die municipalen Machtelemente der Krone gegenüber ebenso machtlos und abhängig werden, wie das mit dem Episkopat allerdings jetzt immer bestimmter geschehen ist.

Dieser Uebergang zum Despotismus wurde nun aber auch für das Reich höchst bedenklich, da es nach wie vor an jeder Garantie dafür fehlte, daß nun auch immer ein Kaiser an die Spitze trat, wie ihn die Zeitlage gerade nothwendig forderte. Allerdings hat das byzantinische Reich während der zweiten Hälfte des zehnten, und während des ersten Drittels des eilften Jahrhunderts noch einmal eine wahrhaft imposante Kraft entwickelt. Aber bis dahin ist es wieder gar sehr von der Höhe herabgesunken, zu der es Basilios I. geführt hatte. Und gerade Leo VI., der Theoretiker des vollendeten Despotismus, und seine nächsten Nachfolger waren als Regenten eines so schwer zu leitenden Reiches nichts weniger als glänzende Erscheinungen. Leo VI. (886—912), der Schüler des Photios, war ein sehr gelehrter Herr, den man den „Philosophen" genannt hat, theils wegen seines unleugbaren Eifers für das Studium und den Betrieb der Wissenschaften, theils weil ihm die Menge eine tiefe Kenntniß der Astrologie zuschrieb. Aber er war auch ein rücksichtsloser und verschwenderischer Despot, und ein Sklave der Sinnlichkeit, und scheute sich nach dieser Seite nicht, seine eigenen und die Gesetze der Kirche zu durchbrechen und nach einander vier Ehen zu schließen. Dabei stand er an Herrscherkraft, an fürstlicher Sorgsamkeit für das Wohl des Landes, und an Regierungstalent weit unter seinem Vorgänger. Und als er (11. Mai) 912 starb, dauerte es noch nahezu ein halbes Jahrhundert, daß die besseren Traditionen des Reiches, daß der feste Organismus und die alte Schulung des Heeres, zusammt einer feinen Diplomatie, wieder für die mangelnde Kraft der Regenten eintreten mußten. Leos unmündiger Sohn von der schönen Zoë Karbonopsina, einer Großnichte des Geschichtschreibers Theophanes, der kaum siebenjährige Constantin VII. Porphyrogennetos, stand nach des Vaters Tode ein Jahr lang unter der Leitung seines Oheims Alexander, der zum Glück schon nach Jahresfrist starb (6. Juni 913). Denn dieser unfähige und lasterhafte Regent hatte die gefährliche Neigung seines Bruders, wider das uralte Herkommen die Verwaltungsämter nach Gutdünken und oft mit wenig befähigten Günstlingen zu besetzen, in höchst bedenklicher Weise auf die Spitze getrieben. Nach Alexanders Ableben trat eine Regentschaft von sechs Mitgliedern unter Vorsitz des Patriarchen Nikolaos an die Spitze der Geschäfte. Als aber kurz nachher der Versuch des ehrgeizigen Gardegenerals Constantin Dukas, sich durch einen Putsch der Krone zu bemächtigen, unter Strömen Blutes an den Pforten des Kaiserschlosses gescheitert war, riß 914 die Kaiserin-Mutter Zoë die Gewalt an sich. Aber ihre Regentschaft war von solchen Unfällen, namentlich gegenüber den Bulgaren, begleitet, daß endlich der mächtige Großadmiral Romanos Lekapenos (armenischer Abkunft), aus solchen Zuständen heraus unter allgemeiner Zu-

stimmung sich der Reichsgewalt mit List und Gewalt bemächtigte. Nachdem er (25. März 919) das Commando über die Garden und die fremden Truppen erlangt hatte, gewann er durch die Vermählung seiner schönen Tochter Helena mit Constantin den hohen Rang des „Basileopator“ („Vater des Kaisers“) 27. April 919, verbannte dann Zoë nach einem Kloster und ließ sich durch seinen Schwiegersohn zum Cäsar ernennen (im September 920), um endlich am 17. December 920 als Mitregent gekrönt zu werden.

Seit dieser Wendung ist für lange Jahre von Constantin VII. nicht mehr die Rede. Schwach und gutmüthig, dabei mit höchstem Interesse den Studien ergeben, ist er der kaiserliche Gelehrte und Schriftsteller dieses Reiches par excellence geworden. Dem ersten römischen Claudius nicht unähnlich (nur ohne dessen lächerliche und gefährliche Züge, aber wie dieser auch den Tafelgenüssen nicht fremd,) suchte Constantin seine Freude in der Beschäftigung mit Literatur und Kunst, und überließ die Ausübung der Herrschaft seinem Schwiegervater und dessen Söhnen, die anfangs Mühe genug hatten, wiederholter Verschwörungen gegen ihre Machtstellung, (die alle Constantins Befreiung von ihrer Uebermacht zum Programm nahmen,) Meister zu werden. Schließlich wandte sich der gewissenlose Ehrgeiz zweier der jungen Prinzen, Stefanos und Constantin, den übrigens nach einer Wendung der Ueberlieferung der seiner schattenhaften Stellung und seiner Zurücksetzung endlich doch überdrüssige Kaiser Constantin VII. mit byzantinischer List zu seinen persönlichen Zwecken benutzt haben soll, gegen den eigenen Vater. Der alte Romanos, freilich selbst der wenig glücklichen Regierung satt, wurde verhaftet und (16. December 944) nach einem Inselkloster auf Prote in der Propontis abgeführt, wo er 948 gestorben ist. Nachher wurde es des Kaisers Constantin Freunden nicht schwer, zu allgemeiner Freude des Volkes, welches das Recht des milden, persönlich ebenso ehrenhaften als liebenswürdigen, wie allbeliebten Mannes hergestellt sehen wollte, die Söhne des Romanos zu stürzen; am 27. Januar 945 mußten auch sie als Mönche in die Verbannung ziehen. Nun stand allerdings der kaiserliche Historiker nominell an der Spitze des Reiches; aber nun zog er es vor, mit Hilfe seiner Tochter Agathe auch weiter mit Vorliebe den Studien zu huldigen und in der Regel die praktische Last der Regierung thatsächlich in die stärkeren Hände seiner Gemahlin und seiner, nicht immer tadelfreien, Minister zu legen, bis endlich der milde und freundliche Herrscher, (der jedoch von der Härte und Heftigkeit seines Geschlechts keineswegs ganz frei war,) am 9. November 959 starb und die Krone auf seinen Sohn Romanos II. vererbte.

Während dieser langen Zeit, die wir hier in kurzen Zügen skizzirt haben, war aber das Reich nur selten in der Lage, sich des Friedens und der Sicherheit zu erfreuen. Für mehrere Jahrzehnte sind die Bulgaren und die kretischen Corsaren in einer Weise den Rhomäern furchtbar geworden, wie noch nie zuvor. Der bulgarische König Michael-Boris allerdings hatte sich bis zu Ende seiner Regierung in freundschaftlichen Beziehungen zu den

Rhomäern verhalten. Sein Volk begann sich merklich zu civilisiren und wurde mehr und mehr ein vermittelndes Glied bei dem Handel, der von Constantinopel aus zu Lande mit asiatischen Waaren und mit den Erzeugnissen der byzantinischen Industrie nach dem slawischen und germanischen Norden und Nordwesten getrieben wurde. Nun aber zog sich 888 der alte Herrscher, der später die Reihe der bulgarischen Nationalheiligen eröffnen sollte, in ein Kloster zurück, (wo er am 2. Mai 907 gestorben ist,) und übergab die Regierung seinem ältesten Sohne Wladimir. Die wüste Wirthschaft aber, die dieser Mann trieb, veranlaßte den Alten, nach vier Jahren den unwürdigen Sohn wieder abzusetzen, zu blenden und in ein Kloster zu sperren. Nun erhielt der jüngere Sohn, der in Constantinopel erzogene Symeon (893—907) die bulgarische Krone: der bedeutendste Regent, den dieses Volk hervorgebracht hat. Dieser nun sollte durch Leos VI. Schuld nur allzuschnell der gefährlichste Feind der Rhomäer werden, deren Künste, aber auch deren Schwächen der kluge Bulgare seiner Zeit nur allzu gut kennen gelernt hatte. Für dieses Zeitalter eine nicht allzu häufige Erscheinung, — so waren es merkantile Streitigkeiten, welche zum Bruch zwischen den Höfen von Preslav und Byzanz führten. Durch die Vermittlung eines der mächtigsten Höflinge hatten zwei griechische Kaufleute von Kaiser Leo ein Monopol für den bulgarischen Handel ausgewirkt und zugleich den Hauptmarkt dieses Handelszweiges von der Residenz nach Thessalonich verlegt, weiter auch von den bulgarischen Kaufleuten drückende Gefälle erhoben. Da Kaiser Leo gegen alle diplomatischen Vorstellungen des Khans Wladimir taub blieb, so erklärte dieser endlich den Krieg, der nun für viele Jahre in unheilvoller Weise auf dem griechischen Reiche lastete. Wenn nicht vielleicht dieser ganze Krieg mit seinen nächsten Folgen überhaupt erst dem Jahre 893 angehört, so griffen die Bulgaren im Jahre 889 unter Wladimir und Symeon zu den Waffen und erfochten einen vollständigen Sieg über die Byzantiner. Symeon aber, — obwohl er Christ hieß, obwohl er griechische Civilisation, Pracht und Gelehrsamkeit sich angeeignet hatte, obwohl er nachher als Herrscher den kräftigen Anstoß gab zum Aufblühen einer bulgarischen Litteratur, — war doch, so scheint es, Barbar geblieben. Er hielt es nämlich für erlaubt, nach seinem Siege die byzantinischen Kriegsgefangenen mit abgeschnittenen Nasen nach Hause zu schicken; mindestens hat er diese schmachvolle That nicht gehindert, falls dieselbe etwa durch Wladimir befohlen gewesen ist.

Unter solchen Umständen suchte sich Leo VI. durch fremde Hilfe der Bulgaren, denen Thrakien offen lag, zu erwehren. Das Zeitalter bis zu den kolossalen Siegen des zweiten Basilios ist eines von jenen, wo die diplomatische Kunst der Rhomäer, mit den Nachbarn gefährlicher Nachbarn nützliche Allianzen zu schließen, namentlich aber halbbarbarische Gegner mit Hilfe ganz roher Barbaren in die Enge zu treiben, zu höchster Vollendung entwickelt erscheint. Die Völker des ungeheuren Gebietes zwischen dem Kaspi-Meere und den Karpathen sind damals mehr denn je die Objekte dieser am Chry-

sokeras ausgebildeten Diplomatie gewesen. Die Macht der langjährigen Freunde des griechischen Hofes, der Khazaren, war zu jener Zeit im Sinken begriffen. Während der Mitte des siebenten, im Laufe des achten und im Anfang des neunten Jahrhunderts übermächtig vom Kaukasus und Kaspi bis zur Oka, und westwärts bis zum Dnjepr ausgebreitet, bei vielen barbarischen Zügen doch der Entwicklung zur Kultur nicht unfähig, war ihr großes Reich während der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts bereits erheblich beeinträchtigt, und erscheint im zehnten wesentlich auf das Gebiet zwischen Kaukasus, Kaspi und Don zurückgedrängt, doch noch immer mit der Suprematie über Völker westlich des Don und nordwärts bis zur Kama. Die Hauptgegner der Khazaren waren die neu auftretenden Russen, und namentlich die Petschenegen. Die letzteren (S. 131), die anfangs in ihren älteren Sitzen am Jaïk und an der oberen Wolga durch die Khazaren und Uzen sich bedroht gefunden hatten, waren endlich im neunten Jahrhundert westwärts vorgedrungen und hatten sich auf Kosten der Khazaren und aller Nachbarvölker in dem Gebiet des mittlern und untern Dnjepr selbständig festgesetzt: eine Stellung, in welcher das furchtbar wilde, zahlreiche und erstaunlich kriegerische Volk, — dessen acht Stämme zu gleichen Theilen diesseits und jenseits des Dnjepr ausgebreitet hielten, — viele Jahre lang ein Gegenstand des Schreckens für die umwohnenden wilden und halbwilden Völker und seit Leos VI. Zeit ein neuer, überaus wichtiger Faktor in den Berechnungen der byzantinischen Staatskunst geworden ist. Nicht sogleich aber nach der letzten Niederlage durch die Bulgaren wandte sich Leo VI. an die petschenegischen Bogenschützen um Hilfe. Zunächst wurde ein anderes, schauderhaft wildes, damals noch aller Kultur feindliches Volk gegen die alten Reichsfeinde mobil gemacht, nämlich die Magyaren. Soweit sich erkennen läßt, war dieses Volk, — von Slawen und Deutschen damals Ungern genannt, — ein Glied der finnisch-uralischen Familie (dessen nächst verwandte Glieder an der oberen Wolga, am Ob und Irtysch zu suchen sind), wahrscheinlich durch andere Völker in seinem Rücken nach Südwesten gedrängt worden und hatte sich zunächst (unbekannt in welchen Sitzen) eng an das Reich der Khazaren angeschlossen, denen sie Heeresfolge leisteten, und unter deren Oberhoheit sich ihre sieben Stämme zu festerer Einheit verbanden. Der Druck nun, den die Petschenegen im Laufe des neunten Jahrhunderts auf die Magyaren ausübten, hatte diese allmählich immer weiter nach Südwesten geschoben; zugleich waren sie von dem Reiche der Khazaren losgerissen worden, von denen ein mit abgesprengter Stamm, die Kabaren, mit ihnen gänzlich verschmolz. Schon 837, noch als Anwohner des Dnjepr, den Griechen bekannt geworden und seitdem wiederholt in deren Gesichtskreis getreten, wohnten die Magyaren zu Leos VI. Zeit nunmehr in den pontischen Landschaften zwischen den Mündungsstrecken des Dnjepr und der Donau, und landeinwärts zwischen den Flüssen Bug und Sereth. Von hier aus haben sie nun ihre für Europa so verderbliche Rolle zu spielen begonnen. Nach den neueren Forschungen ist es bekanntlich sehr

zweifelhaft, ob jene magyarischen Reitergeschwader, die im Jahre 892 den deutschen König Arnulf in dem Kampfe gegen Suatopluks großmährisches Reich unterstützten und sich als unerreichte Meister in der Kunst, ein Land zu verwüsten, bewährten, durch Arnulf unmittelbar zu Hilfe gerufen sind. Dagegen steht es sicher, daß Kaiser Leo VI. gegen die verhaßten Bulgaren durch den Patricius Niketas Skleros jetzt die Magyaren unter Arpad und Kursan ins Feld rief, deren ungestüme Tapferkeit und gefährliche Reiterangriffe dann auch die bulgarische Kraft eine Zeit lang ausreichend beschäftigten. Den Höhepunkt erreichten diese Kämpfe im Jahre 893, wo die Byzantiner auf ihrer Flotte große Massen der Magyaren über die Donau setzten, die nun die Bulgaren überall schlugen und selbst deren Hauptstadt Preslav verheerten. Obwohl nun die Rhomäer abermals eine Schlacht bei Bulgarophygos verloren, kam es doch einstweilen zwischen ihnen und Symeon zum Frieden, weil der bulgarische Herrscher nun mit aller Energie darauf ausging, sich an den Magyaren zu rächen. Und diese Wendung seiner Politik wurde auf lange hinaus für Europa bedeutungsvoll. Denn Symeons Diplomatie bestimmte 895 die Petschenegen, sich mit ihm gegen die Magyaren zu verbünden. Der furchtbare Stoß gelang vollständig. Die Magyaren wurden durch die östlichen Barbaren vollkommen ihrer pontischen Sitze beraubt und, zugleich durch die Bulgaren geschlagen, westwärts nach Europa gedrängt. Während die Petschenegen sich bis zum Delta der Donau ausbreiteten, so faßten die Magyaren nunmehr zwischen den altrömischen Ländern Dakien und Pannonien, im Gebiet der Ströme Temes, Maros, Körös und Theiß, also in der Mitte des heute von ihren Nachkommen beherrschten Landes, festen Fuß, — mitten zwischen den Reichen der Bulgaren und der Mährer, und bald für alle Welt hoch gefährlich. Für den Westen besonders, als erst nach Suatopluks Tode (894) das durch innere Zwietracht zerrissene und von Tschechen und Bayern mit Krieg überzogene großmährische Reich (seit 898) aufgehört hatte, eine Vormauer für Deutschland und Italien zu sein. Die Darstellung und politische Würdigung der historischen Entwickelung, Dank welcher die Magyaren allmählich in immer breiterer Masse keilartig sich zwischen Ost-, Nord- und Südslawen festgesetzt haben, und die Geschichte ihrer furchtbaren Raubzüge gegen das Abendland bis zu den schweren Niederlagen in Thüringen und am Lech, die ihnen die großen sächsischen Liudolfinger bereiteten, fällt weit jenseits der Linien der byzantinischen Geschichte. Der Hof nun am Chrysokeras war einstweilen zufrieden damit, daß jetzt auf der Nordseite des bulgarischen Reiches ein wildes Volk lagerte, welches gegen diese Macht jeden Augenblick losgelassen werden konnte. Die Kunde von den Raubzügen der wilden Reiter, die schon 899 ganz Oberitalien in der schrecklichsten Weise heimsuchten und erst am 29. Juni 900 bei Rialto von dem venetianischen Dogen Petrus zur See geschlagen wurden, erregte freilich auch in Constantinopel ein tiefes Grauen; nichtsdestoweniger sah man es gern, daß sie doch immer die

gefährlichen bulgarischen Nachbarn an der vollen Entfaltung ihrer Kraft hinderten.

Trotzdem zeigte sich Symeon bald wieder als ein überaus lästiger Gegner. Bis zu Leos VI. Tode allerdings blieben friedliche Verhältnisse bestehen; aber während dieser Zeit, welche der intelligente Führer der Bulgaren zu erheblicher Förderung seines Volkes zu benutzen verstand, hatte Symeon auch unter den Südslawen des Nordwestens guten Fuß gefaßt. Die Kroaten allerdings, jetzt durch die erobernde Ausbreitung der Magyaren über das früher fränkische Pannonien und über das Duab der Drawe und Sawe, und durch die Raubzüge dieses Volkes schwer bedroht, dabei wieder durch den Zuzug vieler flüchtiger Mährer verstärkt, hielten treu zu Byzanz; so namentlich ihr für 914 speziell erwähnter Großzupan oder „König" Tamislav (aus Tirpimirs Hause), dem auch der rhomäische Hof die „Consul"-Würde feierlich verlieh. Auch das innere Serbien, wo nach Muntimirs Tode (um 891) seines früher vertriebenen Bruders Goinik Sohn Peter, aus Kroatien einrückend, schon nach Jahresfrist seine Vettern, Muntimirs Söhne, von der Herrschaft verdrängt und nun die Alleinherrschaft erworben hatte, die er energisch wider mehrfache Erhebungen behauptete, hielt treu zu Leo VI., dessen Oberhoheit anerkannt wurde. Aber der Hof von Desniza suchte doch auch Symeons Freundschaft, und Herzog Peter hob selbst dessen Sohn aus der Taufe. Und sehr werthvoll für die bulgarische Politik wurde es nun, daß der südserbische, freie Häuptling von Zachlumia, Fürst Michael (912—926), mit dem Hofe von Preslav in eine treue und thatkräftige Allianz trat, deren Bedeutung sich bald zeigen sollte.

Außer anderen schlimmen Thorheiten hatte nun Kaiser Alexander während seiner kurzen Regentschaft (912/13) sehr zur Unzeit durch seine sinnlose Politik wieder den Bruch mit den Bulgaren veranlaßt. Und seine Nachfolger hatten die Folgen solcher Mißgriffe zu tragen. Die thrakischen Bezirke bis dicht vor die Riesenmauern von Constantinopel hatten seit dem Sommer 913 unter Symeons verheerenden Einfällen schwer zu leiden, und erst nach längerer Zeit glaubte die Regentin Zoë (S. 156) im Stande zu sein, einen großen Schlag gegen Symeon wagen zu können. Derselbe war diplomatisch und militärisch gut vorbereitet. Im J. 914 hatte bereits der Patricius Johannes Bogas die Allianz mit den Petschenegen für das Reich abgeschlossen. Nun wurde auch wieder mit den Magyaren verhandelt. Die durch den Dyrrhachiner Strategen Leo Rhabduchos im J. 917 mit Herzog Peter von Serbien in aller Stille geführten Verabredungen sollten den Bulgaren einen dritten Gegner schaffen. Durch Abschluß endlich einer Waffenruhe mit den Arabern im Osten wurde es möglich, im J. 917 unter Leo Phokas bedeutende Streitkräfte aus Kleinasien nach der bulgarischen Grenze zu führen. Aber an der Eifersucht der griechischen Führer auf einander, die viel mehr auf die persönliche Gewinnung der Herrschaft in Constantinopel als auf die Vernichtung der Bulgaren dachten, scheiterte Alles. Zunächst

kehrte das Hilfsheer der Petschenegen, welches Bogas nach der Donau gerufen hatte, verstimmt wieder um, weil sich der Patricius mit dem zu ihrer Ueberfahrt bestimmten Admiral Romanos Lekapenos überwarf. Die große Schlacht aber, welche Leo Phokas am 20. August 917 nördlich von Anchialos, am Flusse Acheloos, gegen Symeon versuchte, endigte nach anfänglich besseren Aussichten mit einer schweren Niederlage, weil der Feldherr zur Unzeit seinen Posten verließ, um sich über die Bewegungen des Admirals zu orientiren, den er schon damals auf dem Wege zur Krone nach Constantinopel unterwegs glaubte. Gleichzeitig aber hatte Fürst Michael von Zachlumia die Bulgaren von den Unterhandlungen des serbischen Herzogs Peter unterrichtet. Nun konnte der furchtbare Sieger nach allen Seiten gefährlich ausgreifen. Der serbische Herzog wurde sofort durch List in bulgarische Gefangenschaft gelockt und ermordet, und ein bulgarisches Heer setzte Muntimirs Enkel Paulus als Herzog in Desniza ein. Symeon persönlich zog wieder unter gewaltigen Verheerungen bis vor die Thore der byzantinischen Residenz.

Das hat sich nun mehrere Jahre lang unaufhörlich wiederholt; die byzantinischen Truppen wurden stets geschlagen, die Grenzen des bulgarischen Reiches in Thrakien und Makedonien wurden allmählich bis über Mesembria, Adrianopel und Wodena ausgedehnt, und im Westen erreichte Symeons Reich einen Theil der albanesischen Küste. Symeons hochfahrender und sanguinischer Geist trieb ihn jetzt dahin, den Schritt zu wagen, den erst mehrere Jahrhunderte später der viel größere serbische Stefan Duschan mit Aussicht auf Erfolg wagen konnte: er nahm den Kaisertitel an als „Czar (Cäsar) der Bulgaren und Autokrator der Rhomäer", und machte den Erzbischof von Preslav zum „Patriarchen" von Bulgarien, mit dem Sitz in Drster oder Dristra (Silistria). Damit war allerdings den Griechen der Kampf auf Leben und Tod erklärt. Aber der Uebermuth des Bulgaren sollte es nicht davontragen. Freilich hatte sich Kaiser Romanos I. am 9. September 924 unter den Mauern seiner Residenz vor Symeons Hochmuth persönlich demüthigen müssen, um nur erst einen halben Frieden mit dem Czaren von gestern einzuleiten. Aber die Versuche, mit den seemächtigen Arabern von Kairwan sich gegen Constantinopel zu alliiren, scheiterten. Und die byzantinische Politik wirkte fühlbar mit bei der slawischen Bewegung, die zu Symeons schnellem Untergange führte. Nicht nur daß es gelang, Michael von Zachlumia zu gewinnen: seit 920 hatte Romanos den serbischen Prinzen Zacharias als Prätendenten gegen seinen Vetter Paulus aufgestellt. Anfangs geschlagen und in die Hände der Bulgaren gefallen, wurde er 923 von Symeon mit Erfolg gegen Paulus ausgeschickt, als dieser Neigung zu wirklicher Selbständigkeit zeigte. Nun aber trat der neue Herzog Zacharias sofort als treuer Freund der Byzantiner auf, und schlug die bulgarischen Heerführer Marmais und Theodor Sigritzi aufs Haupt. Und als dann doch 924 die bulgarische Uebermacht Serbien grausam heimsuchte, da floh Zacharias nach Kroatien; nun griff König Tamislaw in den Kampf ein, vor dessen

Kriegern die Bulgaren nicht Stand hielten. Die große Niederlage des bulgarischen Feldherrn Alogobotur im J. 927 und gleich nachher (27. Mai) Symeons Tod bezeichneten die erste Hauptetappe des Niederganges der bulgarischen Macht.

Symeons Nachfolger, sein erster Sohn aus einer zweiten Ehe, Czar Peter, der den kriegerischen Geist seines Vaters nicht geerbt hatte und sich durch Kroaten, Magyaren und Petschenegen von Außen, durch dynastische Gegner im Inneren bedroht sah, war sehr geneigt, mit den Rhomäern festen und dauernden Frieden zu schließen. Ein nur zum Schein eröffneter Feldzug in Makedonien schloß schon nach kurzer Frist durch einen Friedensvertrag, den Peters Oheim Georg Sursubul vermittelte. Mehr aber, zur Bekräftigung der neuen Freundschaft heirathete Czar Peter am 8. September 927 in Constantinopel des Kaisers Romanos Enkelin Maria (Irene). Damit öffnete sich endlich für die Provinzen der Rhomäer auf der Balkanhalbinsel die Aussicht, die furchtbaren Wunden, welche Symeon ihnen geschlagen hatte, heilen zu können. Noch freilich waren mehrere Stürme zu bestehen. Als eine revoltirende bulgarische Partei unter Michael, Peters Stiefbruder, sich im Lande nicht halten konnte, wich sie (929) unter argen Räubereien in Makedonien, Thessalien und Epirus nach Nikopolis aus, wo sie erst später zur Unterwerfung genöthigt werden konnte. Dann aber zeigte es sich, daß das bulgarische Reich jetzt zu schwach war, um als sichere Barrière gegen die Magyaren zu dienen. Daß die Serben unter Führung des Prinzen Tzeslav, der ebenfalls aus Wlastimirs Hause stammte, gegen 934 sich wieder unabhängig machten und sofort ihren Anhalt an Byzantion suchten, galt natürlich am Bosporus als sehr erwünscht. Aber mit Schrecken nahm man wahr, daß die Magyaren (deren wilde Geschwader etwa 936 und 948 auch in Unteritalien in die Nähe der byzantinischen Besitzungen gelangten) nicht nur den transdanubischen Theil des bulgarischen Reiches zertrümmerten, sondern auch Peters innere Provinzen durchritten und weiter den alten Weg der Hunnen und Avaren nach dem Rayon der Reichshauptstadt am Chrysokeras und nach Thessalonich fanden. Die leicht gepanzerten Rosse, die Säbel, die langen Lanzen, der Lasso und die gefürchteten Bogen der Magyaren erregten hier denselben Schrecken, wie bisher überall, ehe der deutsche König Heinrich I. bei Riade 933 die Kunst, auch sie zu überwinden, fand. Wirklich thaten bei den großen Einbrüchen der Magyaren in das Reich 934 und 943 zu ihrer Abwehr und Beschwichtigung das Gold, die kostbaren Geschenke und die feine Diplomatie des Patricius Theophanes das Beste. Als aber die wilden Reiter später die kolossale Schlacht auf dem Lechfelde gegen Otto I. (955) verloren hatten, wurde auch der Widerstand der Rhomäer, die 948 die Petschenegen (deren einige 934 die Magyaren begleitet hatten) zu Hilfe hatten rufen müssen, erfolgreich. Und 958, 961 und 962 wurden die gefährlichen Raubschaaren durch die Generale Pothos Argyros und Marianos mit gutem Erfolge zurückgeworfen. Schon seit 943 aber hatten die

Rhomäer ernsthaft an die innere Herstellung ihrer Länder auf der Nordhälfte der Balkanhalbinsel gehen können. Und es ist wohl wahrscheinlich, daß Kaiser Constantin VII., als 944/45 Kaiser Romanos I. und dessen Söhne von der Herrschaft verdrängt waren, den Frieden mit den Bulgaren von Preslav, ihren Verwandten, dadurch sicherte, daß er nun auch formell dem Czaren Peter den Titel „Basileus" zugestand. Der Tribut aber, den seit Symeons Siegen das Reich der Rhomäer an den bulgarischen Hof entrichten mußte, wurde nach wie vor weiter bezahlt.

Die schweren Gefahren, in welche die unbesonnene Politik Leos des „Weisen" und Alexanders das Reich auf der bulgarischen Seite gestürzt hatte, nahmen aber die Kräfte der Rhomäer in der Art in Anspruch, daß sie für längere Zeit auf der ganzen Seefronte gegenüber den arabischen Machthabern des Südens entschieden und wiederholt in der bedenklichsten Weise den Kürzeren zogen; selbst abgesehen von der durch Leos VI. Schlaffheit und Kraftlosigkeit verschuldeten Vernachlässigung der Flotte. Auf der Insel Sicilien gingen im Jahre 902 mit der Eroberung von Taormina durch den Aghlabiten Ibrahim-Ibn-Ahmed (der dann aber vor Cosenza in Calabrien starb) die letzten Reste des damaligen griechischen Besitzes verloren. Und der Uebergang der Führung der afrikanisch-sicilischen Muselmanen aus der Hand der Aghlabiten in die des schiitischen Hauses der höchst energischen Obeiditen oder Fatimiden (909 — 912) verstärkte nur die Kraft der Muselmanen auf dieser Seite, namentlich seit die Fatimiden sich endlich auch in den Besitz Aegyptens gesetzt hatten (969). Auch nach dieser Seite erscheint das Reich unter Romanos I. tributär. Doch gelang es diesem Kaiser, der Bedrängniß der italischen Besitzungen von Seiten einerseits der Araber, andrerseits der langobardischen Fürsten von Benevent und Salerno durch einen Frieden (930) mit dem Fatimiden Obeid-al-Mahdi und (935) durch ein Bündniß mit dem König Hugo von Italien ein Ende zu machen und seinen Besitzstand zu behaupten.

Während indessen die Gefahr für Unteritalien weniger drohend auftrat, waren die kretischen Korsaren mit ihren syrischen Bundesgenossen unter Leo VI. im Stande, dem Reiche in einer bis dahin noch nicht erhörten Weise die schwersten Schläge beizubringen. Nicht sowohl der Emir Zerkun, als vielmehr die Anführer der kretischen Raubflotten, wilde und erbitterte Renegaten, gaben gegen Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts dem arabischen Seekriege einen furchtbar zerstörenden Charakter und bereiteten den Griechen im ägäischen Meere eine Reihe schrecklicher Verluste. Besonders gefürchtet war der kühne Admiral Leo von Tripolis (aus Attaleia gebürtig), der 889 Samos eroberte und die Kykladen und Sporaden bis nach Naxos von den Kretern abhängig machte und seine Kreuzer bis tief in die Propontis gehen ließ. Im J. 896 eroberte und plünderte der Renegat Damianos von Tyros die blühende Handelsstadt Demetrias am pagasäischen Golfe; ein Schicksal, welches Leo 900 dann der Insel Lemnos bereitete. Der

byzantinische Admiral Himerios war den Renegaten weder an Gewandtheit, noch an Kühnheit und Thatkraft gewachsen, und das Mißlingen einer im J. 902 von ihm gegen die Insel Kreta gerichteten Unternehmung bestimmte den Leo von Tripolis, im J. 904 das kolossale Wagniß eines Angriffs auf Thessalonich zu versuchen: auf die zweite Stadt des Reiches, die mit ihren 200,000 Einwohnern, mit ihrer reichen und tapfern Bevölkerung, in Erinnerung an die früheren ruhmvoll bestandenen Belagerungen für unüberwindlich galt. Nichtsdestoweniger wurde es bei der Feigheit des Himerios, bei der unzeitigen Zuversicht auf neue Wunderthaten des St. Demetrios, und bei der Confusion in der Leitung und Organisirung der Abwehr, dem kühnen Renegaten möglich, mit 54 Schiffen, deren jedes 200 erprobte Banditen, meistens Mohren und Neger trug, trotz wüthender Gegenwehr die auf der Seeseite schlecht armirte Stadt zu erstürmen. Am 29. Juli 904 war Leo vor Thessalonich erschienen, und am 31. drang er in die Stadt, aus welcher er dann nach blutigem Gemetzel massenhafte Beute und sehr zahlreiche Gefangene (22,000 Menschen) fortschleppte, die theils in Tarsos zur Auswechselung gegen gefangene Muselmanen aufgestapelt werden, theils als Pfänder für reiche Lösegelder, theils als Handelsartikel für die Sklavenmärkte im inneren Orient dienen sollten. Die ungeheure Schmach ist erst mehrere Jahrzehnte später von den Griechen vollgültig gerächt worden. Vorläufig war Leo VI. nur sehr unvollkommen im Stande, weiteres Unheil abzuwehren. Ein Sieg, den Himerios endlich einmal 908 erfocht, blieb ohne Folgen. Auch Romanos Lekapenos vermochte als Admiral der wilden Renegaten nur unvollkommen Meister zu werden. Erst im Jahre 924 gelang es dem tapfern Johannes Radinos, den gefürchteten Leo von Tripolis bei Lemnos zu überfallen, und seine Flotte bis auf ein einziges Schiff zu zerstören, so daß seit dieser Zeit wenigstens die schwerste Belästigung der griechischen Inseln und Küsten ein Ende nahm, obwohl die meisten der Inseln des ägäischen Meeres für lange ein überaus klägliches Bild gewährten.

Wirklich glänzend erschien die Waffenkraft des Reiches bis in die Zeit des selbständigen Regimentes des Constantin VII. nur im Osten, auf der Landgrenze gegen die Araber des Khalifats. Hier hütete zuerst der tapfere Nikephoros Phokas (S. 153) die Grenzen ebenso tüchtig als glücklich; und nachher stand seit des Romanos I. Thronbesteigung der ausgezeichnete armenische General Johannes Kurkuas 22 Jahre lang (920—942) an der Spitze des Heeres. Hier gelang es, unter andauernden Kämpfen die Marken des Reiches vom Halys wieder bis zum Eufrat und Tigris vorzuschieben. Schon im Jahre 901 waren die byzantinischen Truppen wieder tief in Syrien eingedrungen und hatten bis vor den Mauern von Haleb zahlreiche Gefangene fortgeschleppt; Züge, denen bald ähnliche folgten, die freilich dann auch die vorher genannten moslemitischen Korsarenführer Leo von Tripolis und Damianos durch ihre Raubfahrten wettzumachen strebten. Aber unter des Kurkuas Führung gewannen die Rhomäer ein furchtbares Uebergewicht über die Moslims. Die

Zahl der moslemitischen Gefangenen wuchs in gewaltigen Dimensionen; in Armenien verlor das Khalifat jeden Einfluß, und wurde der Islam bis hinter den Wan-See und Bitlis zurückgedrängt. Und 942, wo Kurkuas das starke Nisibis eroberte, zwang er auch zum Entzücken seiner christlichen Landsleute die Bürger von Edessa, ihm eine kostbare Reliquie, einen alten Besitz des Hauses Abgaros auszuliefern, nämlich das berühmte „Schweißtuch Christi" mit dem Bild des Erlösers. Der grobe Undank, mit welchem Romanos I. dem tapfern Kurkuas lohnte, änderte wenig zu Gunsten der Araber; denn das Khalifat von Bagdad war unaufhaltsam in Niedergang und Auflösung begriffen. Bereits war die Macht vollständig in den Händen der türkischen Gardeoffiziere, neben denen sich aber seit etwa 934 in Persien (in Farsistan) die Söhne des Deilemitischen Häuptlings Bujeh, das Haus der Bujiden, erhoben. Und im J. 946 wurde der letzte nach alter Art herrschende Abbaside Mustakfi in Bagdad, der aber schon in Mesopotamien durch die Familie der Hamdaniden in Mossul sich begrenzt fand, durch den Bujiden Muiz-Addawlat gestürzt. Der Sieger nahm den neuen Titel „Sultan" an und riß die weltliche Macht an sich, und der neu erhobene Abbaside Abulkasim-Almuti-Billahi (946—971), ein Gegner der Türken, wurde auf die geistliche Stellung als Stellvertreter des Propheten reduzirt.

Constantin VII. hatte das Glück, daß zur Zeit seiner Alleinherrschaft, also seit Anfang des Jahres 945, die momentan schwierigsten Kämpfe ausgefochten waren, daß wirklich große Kalamitäten unter seiner Regierung das Reich nicht betrafen: auch eines der Motive, die ihm in Byzanz ein freundliches Andenken gesichert haben. In Asien war anfangs der General Bardas Phokas im Kampfe gegen den Hamdaniden Seif-Addaulah, der als Emir von Haleb den Islam rüstig genug vertrat, nicht sehr glücklich; um so ruhmvoller war dann die Thätigkeit seines ausgezeichneten Sohnes Nikephoros. Die Kraft der Kreter war seit der Niederlage (S. 165) des Leo von Tripolis gebrochen; allerdings waren sie noch immer stark genug, um 949 einen schlecht geleiteten Angriff des Patricius Constantin Gongylas abwehren zu können. Bulgarien war ungefährlich geworden. Die mächtige Gegnerschaft aber der römischen Curie, vor der seiner Zeit selbst ein Mann wie Photios das Feld zu halten nicht vermocht hatte, war zur Zeit vollkommen gelähmt. Dem gewaltigen Machtaufschwung der Curie des neunten Jahrhunderts war bekanntlich ein Zeitalter gefolgt, wo parallel mit der vollständigen politischen Zerrüttung Italiens auch das Pabstthum für längere Jahre eine nichts weniger als rühmliche Rolle spielte, und in Rom niemand an den Kampf mit den Patriarchen am Chrysokeras dachte. Diese selbst freilich waren gar sehr in die politischen Intriguen der Zeit verflochten, und einer von ihnen, des Kaisers Romanos I. jüngster Sohn, Prinz Theophylaktos (2. Februar 933—956) zeigte sich durch sein durchaus ungeistliches Leben, durch seine theatralische Art der Repräsentation, und namentlich durch seine exorbitante Liebhaberei für Pferde, für den Stall und die Jagd, seinen

Collegen an der Tiber von Theodorens und Marozienŝ Gnaden nicht ganz unähnlich. Soweit aber reichte weder die politische Kühnheit noch die militärische Kraft der damaligen Byzantiner, um die zerrüttete Lage Italiens abermals im großen Styl zum Vortheil ihres Reiches ausnutzen zu können; sie mußten es daher auch zulassen, daß endlich seit 951 der gewaltige sächsische Liudolfinger Otto I. entscheidend in die Zustände der Halbinsel jenseits der Adria eingriff und (2. Februar 962) das abendländische Kaiserthum mit starker Hand wieder mit der deutschen Krone verband. In Unteritalien, wo es seit 948 zu Conflikten mit den Fatimiden gekommen war, die sich bis 961 hinschleppten, wurde der alte Besitzstand behauptet, der Tribut freilich nicht abgestreift, aber doch im Ganzen noch immer das Reich zusammen gehalten.

Wirklich bedeutungsvoll dagegen gestalteten sich (freilich mehr noch in den Augen der modernen Beobachter, als in denen der Zeitgenossen Constantins VII.) die Beziehungen zu den Russen. Der glückliche Umstand, daß die grimmen Petschenegen die unteren Dnjeprlandschaften beherrschten, und dadurch die Verbindung der Russen und ihrer skandinavischen Führer mit dem schwarzen Meere bedeutend zu erschweren vermochten, hielt diese neuen gefährlichen Raubschaaren längere Zeit ab, Angriffe ähnlicher Art wie unter Michael III. gegen das Reich der Rhomäer zu versuchen. An Beziehungen aber zwischen dem griechischen Hofe und den Russen hat es darum keineswegs gefehlt. Einerseits traten jetzt auch sie in die Reihe der Völker, unter denen die Byzantiner bis zu der Katastrophe des lateinischen Kreuzzuges wiederholt Söldner für ihre Kriege geworben haben. Die riesigen skandinavischen Gestalten (denn an diese ist damals zu denken) mit ihren eisernen Helmkappen, gewaltigen Schilden und Panzern, mit ihren starken Lanzen, wuchtigen Streitäxten und zweischneidigen Schwertern, und mit ihrer zähen Tapferkeit spielen schon eine Rolle in den Kriegen der Byzantiner, ehe noch die Welt des hohen Nordens ganze Regimenter von Nordgermanen nach dem Bosporus schickte. Andererseits aber war bei den slawischen Elementen der eigenthümlich russische Sinn für Handelsverkehr und die Liebhaberei für die aus Constantinopel zu beziehenden Waaren so entschieden entwickelt, daß zwischen ihnen, den Inhabern der belebten Handelsstraße, die den Dnjepr hinauf nördlich nach Nowgorod und dem Ilmensee lief, und den Rhomäern ein äußerst lebhafter Handel sich ausgebildet hatte, und russische Kaufleute, wie die Bulgaren und die Vertreter anderer Handelsvölker, am Bosporus ein eigenes Quartier in der Vorstadt St. Mamas bewohnten. Nur daß das tiefe politische Mißtrauen der Rhomäer, welche den kühnen Geist dieser Gastfreunde und die Gier der nordischen Völker nach den in ihrer Phantasie tausendfach übertriebenen Schätzen der Kaiserstadt — des „Tsarigrad“ der Slawen — fürchteten, diesen Verkehr am Bosporus und in Cherson in ähnlicher Weise einengte und überwachte, wie die Römer der Kaiserzeit in ihren glänzenden Tagen in Augsburg und Köln den Verkehr mit den Germanen. Wiederholt

aber gab es für die Russen Anstöße zur Entfaltung ihrer ungestümen Kriegsfurie. So unternahm vor Allen der Großfürst Igor im Jahre 941 mit mehr als tausend Schiffen und etwa 40,000 Mann seinen berühmten Zug gegen Constantinopel, der wieder durch unerhörte Greuelthaten auf der bithynischen und thrakischen Küste besudelt war, und verdientermaßen zu Lande an der Gewandtheit und Tapferkeit der rhomäischen Heerführer (namentlich des Kurkuas), zu Wasser zuerst bei Hierion an der durch den mehrerwähnten Patricius Theophanes glücklich verwendeten Zerstörungskraft des Seefeuers so vollständig als möglich scheiterte. Vier Jahre später, so scheint es, wurde zwischen den Griechen und den Russen von Kiew ein Vertrag geschlossen, der namentlich die kommerziellen Verhältnisse regelte. Als bald nachher Igor wegen seiner Grausamkeit durch seine eigenen Leute erschlagen wurde (gegen Ende des Jahres 945), übernahm seine Wittwe Olga für ihren Sohn Swiätoslaw oder Swätoslaw die Regentschaft. Diese Dame nun war es, die — die erste auswärtige Fürstin, die zu solchem Schritt sich entschloß — im Jahre 956 oder 957 dem byzantinischen Hofe einen Besuch machte. Nicht nur, daß hier für ihren Empfang ganz neue Ceremonien erfunden werden mußten: die Hauptsache war, daß die alte Dame das Christenthum annahm und sich in Constantinopel taufen ließ. Der Kaiser Constantin vertrat selbst Pathenstelle, und Olgas Gefolge, ihre Frauen und Diener, und 44 russische Kaufleute folgten ihrem Beispiel. Die schon früher, aber nur erst mit geringen Erfolgen, von Byzanz aus unter den Russen begonnene Mission gewann durch die Taufe der Großfürstin mehr Halt und Einfluß. Noch lange freilich widerstand, ihren Sohn an der Spitze, das Volk der Christianisirung; aber der Weg war gebahnt, der nachmals die Russen dahin geführt hat, mehr und vollständiger als irgend ein anderes Nachbarvolk sich den Byzantinismus in Kirche, Staatswesen und diplomatischer Kunst anzueignen.

Als Constantin VII. am 9. November 959 starb, folgte ihm ohne irgend welche Schwierigkeiten als Kaiser sein Sohn, der nur erst 21 jährige Romanos II. (geb. 938), ein schöner, durch die liebenswürdige Art seines Auftretens bei dem Volke der Hauptstadt sehr beliebter Mann, der freilich durch seine große Vorliebe für die Jagd und andere Vergnügungen nicht nur seine Zeit, sondern auch seine jugendliche Kraft vorschnell vergeudete, aber dabei doch Sinn für energische Thätigkeit besaß. Während die Leitung der Reichsgeschäfte in den Händen des hochbegabten und thatkräftigen, schon seinem Vater sehr werthen Patricius Joseph Bringas lag, begannen unter diesem Kaiser die gewaltigen Kriegszüge, die noch einmal für 70 Jahre dem Reiche der Rhomäer einen wahrhaft imponirenden Ruf gewannen und zugleich nach zwei Seiten hin die gefährlichsten Lücken in der Umgrenzung des Reiches wieder schlossen. Die Zeit nämlich war endlich gekommen, wo die Byzantiner die Kraft gewonnen hatten, mit den Arabern auf der Insel Kreta ein für allemal aufzuräumen. Mit dieser Aufgabe wurde der beste Feldherr betraut, welchen das Reich damals besaß. Nikephoros Phokas (S. 166),

der tüchtigste Mann seines kappadokischen Heldengeschlechts, erhielt den Befehl über eine große, vortrefflich ausgerüstete Expedition. 1000 Dromonen, 2000 Chelandien (kleinere, sehr bewegliche Fahrzeuge mit Vorrichtungen zum Gebrauch des Seefeuers) und 360 Transportschiffe führten einen guten Theil der besten Truppen des Reiches und zahlreiche neugeworbene armenische, slawische und russische Söldner im Juli 960 nach Süden. Von dem Hafen Phygela bei Ephesos stieß man scharf gegen Kreta vor, erzwang im Nu die Landung und wandte sich dann gegen die feste Hauptstadt Chandax (S. 129). Die Versuche der Inselbevölkerung, die Linien zu durchbrechen, mit welchen Nikephoros ihre Hauptstadt eingeschlossen hatte, scheiterten vollständig. Auch die drückendsten Schwierigkeiten der Verpflegung vermochten die Ausdauer des tapfern Feldherrn nicht zu erschüttern und am 7. Mai (wenn nicht schon im März) 961 wurde Chandax unter furchtbarem Blutvergießen mit Sturm genommen, dann bis auf den letzten Stein zerstört und durch das neue Seeschloß Temenos ersetzt. Der letzte andalusische Emir, Abdul-aziz-el-Qortobi, beschloß als Pensionär des Hofes sein Leben in Constantinopel, sein Sohn Anemas trat in die Dienste des Kaisers, die muselmanischen Bewohner aber von Kreta verließen entweder die Insel oder sie wurden hörige Leute, und die Priester der anatolischen Kirche, an ihrer Spitze der berühmteste Missionär dieses Zeitalters, der kleinasiatische Mönch St. Nikon, gingen mit ungestümer Energie an das Werk, die Insel wieder von Grund aus zu christianisiren. Die unverwüstliche Tüchtigkeit der byzantinischen Armee, die anscheinend unermüdliche Zähigkeit der byzantinischen Politik hatte sich durch diese brillante Waffenthat wieder einmal glanzvoll bewährt. Der moralische Eindruck dieses Schlages auf die Hebung des politischen Bewußtseins der Rhomäer war gewaltig; materiell aber war mit der Wiedergewinnung von Kreta, in dessen Besitz das Reich bis zum lateinischen Kreuzzug blieb, — war mit der Stopfung der breiten Bresche auf der griechischen Südfronte die militärische Lage des Reiches, vor Allem seiner europäischen Seeprovinzen, außerordentlich verbessert.

Gleich nach seiner siegreichen Rückkehr nach der Residenz erhielt Held Nikephoros das Generalkommando über die in Asien aufgestellten Truppen und eröffnete im Jahre 962 mit 100,000 Mann den Kampf gegen die Hamdaniden (S. 166) in Syrien. Auch hier blieb das Glück seinen Fahnen treu; eine Reihe wichtiger Eroberungen im Tauros und im nördlichen Syrien, ein Sieg über den Emir Seif-Addaulah bei Haleb und die Ausraubung dieser reichen Stadt waren die Ergebnisse dieses Jahres. Da wandten die Dinge in der Residenz sich dahin, daß Nikephoros die Chancen fand, das Schwert des Feldherrn mit dem Scepter zu vertauschen.

Kaiser Romanos II. war Dank der Nachgiebigkeit seines Vaters (nicht sehr lange vor dem Jahre 957) mit einer jungen Griechin verheirathet, die, eines Schenkwirths Tochter, durch eine so siegreiche Schönheit auffiel, daß die Zeitgenossen sie als „eine wahre Lakonierin“, das heißt als eine neue

Helena, — sie meinten des „blonden Menelaos" Gattin, — priesen. Aber die Gunst ihrer Zeitgenossen hat Anastasia, oder Theophano, wie sie nun als Schwiegertochter des Kaisers Constantin genannt wurde, darum nicht gewonnen. Ganz im Gegentheil schreibt ihr die Tradition eine grauenhafte Neigung zu politischen Mordthaten zu. Sollte sie doch schon (unwahrscheinlich genug) das Ableben ihres Schwiegervaters verschuldet haben. Nun aber wollte man wissen (ebenfalls schwerlich mit Recht), daß die Krankheit, in welche ihr junger, rasch lebender Gatte neuerdings verfallen war, ebenfalls durch Gift von ihrer Hand verschuldet sei. Sicher ist nur, daß Romanos II. schon am 15. März 963 in der Blüthe seiner Jahre starb. Seine schöne Wittwe führte zunächst die Regentschaft für ihre unmündigen Söhne Basilios II. (geb. 957) und Constantin VIII. (geb. 961). Romanos hatte mit Bedauern gesehen, daß sein ausgezeichneter Kabinetsminister Bringas gegen den unentbehrlichen Heerführer Nikephoros eine übergroße Eifersucht nährte, und daher noch vor seinem Ableben bestimmt verfügt, daß das große asiatische Commando dauernd in des Nikephoros Hand bleiben solle. Nichtsdestoweniger sah oder fühlte sich nach des jungen Kaisers Tode der Feldherr in der Art durch die Intriguen des Bringas bedroht, daß er endlich (anscheinend im stillen Einverständniß mit der Regentin) die asiatische Armee aus Kappadokien nach Chrysopolis führte und durch sein Erscheinen den Rücktritt des Bringas erzwang, der bei seiner Strenge und seinem mißtrauischen Naturell es mit der Popularität des gefeierten Helden nicht aufnehmen konnte.

Unter diesen Umständen wurde Nikephoros (II.) am 16. August 963 durch den Patriarchen als Kaiser gekrönt. Er selbst, ein ernster und gewissenhafter Mann, reichte dann der schönen Theophano die Hand; aber thatsächlich sah er sich nur als Vormund und Vertreter der minorennen Söhne seines Vorgängers an, deren Rechte auf den Thron vorbehalten blieben. Seine Regierung gehört zu den glänzendsten, welche die Rhomäer jemals gesehen haben. Nikephoros entfaltete eine Kraft und fesselte das Glück in einer Weise an die griechischen Waffen, wie es seit den beiden ersten großen Ikonoklasten nicht mehr geschehen war. Er war ein Kaiser, wie ihn das Reich damals nöthig hatte: ganz Pflichtgefühl, ganz der Arbeit geweiht, und bei schlichter Frömmigkeit allem Prunke, allen materiellen Genüssen abgewandt, nüchtern, streng und einfach, bis zur Askese. Alle Kraft galt der Aufgabe, die alte imposante Stellung des Reiches herzustellen, welches in der That damals neben dem Reiche der deutschen Liudolfinger wieder die glänzendste Macht der civilisirten Welt geworden ist.

Alle Gegner der Rhomäer mußten es empfinden, daß die alte expansive Kraft des Reiches wieder erwacht war. Zuerst fielen wieder auf die Araber des Ostens gewaltige Schläge. Die Feldzüge der Jahre 964 und 965 brachten die wichtigen kilikischen Festungen Adana, Mopsueste und Tarsos wieder an das Reich, während der Patricius Niketas Chalkutzes die Insel Cypern eroberte.

Und als nach einer Pause von zwei Jahren der Krieg im Osten wieder erneuert wurde, gelang es 968 und 969 die nördliche Hälfte Syriens, Städte wie Laodikeia, Hierapolis, Haleb, Arka, Emesa, zu erobern, endlich sogar das hochwichtige militärische Hauptbollwerk dieses Landes, Antiochia, den erschreckten Muselmanen abzugewinnen. Zur geistigen Physiognomie dieses Zeitalters aber gehört es, daß den Byzantinern fast noch werthvoller die Zurückführung vieler kirchlichen Heiligthümer und Reliquien erschien, die früher an die Ungläubigen verloren gegangen waren. Aber auch Muhammeds Schwert sollen die Griechen damals erbeutet haben.

Ein Mann wie Nikephoros nahm begreiflicherweise die nächste Gelegenheit wahr, die verschiedenen Tributzahlungen abzuschütteln, zu denen seine Vorgänger sich hatten verpflichten müssen. Das geschah einerseits gegenüber den Fatimiden; der seit dem Herbst 964 eingeleitete Versuch freilich, durch Niketas, den Eroberer von Cypern, auch Sicilien zurückzuerobern, scheiterte. Niketas wurde gefangen genommen und mußte durch die Zurückgabe von Muhammeds Schwert losgekauft werden.

Dagegen leitete die Einstellung der Tributzahlungen an den Hof von Preslav die Reihe großer Ereignisse ein, die nach 55 Jahren in der vollständigen Vernichtung der bulgarischen Macht ihren Abschluß gefunden haben. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Höfen von Byzanz und Preslav, die Romanos I. hergestellt hatte, waren nicht im Stande gewesen, weder am Bosporus die Erinnerung an Symeons Schreckenszeit zu verwischen, noch in Bulgarien die weitverbreitete griechenfeindliche Gesinnung großer Massen des Volkes und des Adels zu beseitigen. Zu den Idealen der byzantinischen Politik gehörte nach wie vor der Gedanke, womöglich in ähnlicher Weise mit den Bulgaren aufzuräumen, wie das einst der Römerheld Trajan mit den Dakern gethan hatte. Und gerade die Verhältnisse, die sich unter Czar Peter entwickelt hatten, ebneten jetzt den Rhomäern die Wege. Ein mächtiger Führer der vielen Gegner Peters, der Häuptling (Woiwode) Schischman von Ternovo an der Jantra (am Nordabhange des Balkan) erhob 963 einen großen Aufstand. Und wenn er auch den Basileus nicht zu stürzen vermochte, so riß er doch die westlichen Besitzungen der Bulgaren in Makedonien und Illyrien von Peters Reiche los. Die Schwäche aber des Czaren Peter, der die wiederholten Durchzüge der raubgierigen Magyaren nach Thrakien nicht hindern konnte, ja selbst zu einem Vertrage mit denselben sich hatte entschließen müssen, gab den Rhomäern nun jederzeit den etwa gewünschten Anlaß zu einem Kriege. Nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers Nikephoros (965) aus dem kilikischen Feldzuge wurde die Fortsetzung der Tributzahlung nach Preslav in der schroffsten Weise abgelehnt. Und als nun der Bruch unvermeidlich wurde, bedachte sich Nikephoros nicht, gegen die Bulgaren und deren zu erwartende magyarische Verbündete die Hilfe des damals zu einem gefürchteten Helden erwachsenen russischen Großfürsten Swätoslaw für 1500 Pfund Gold zu erkaufen. Die Russen erschienen auch mit gewaltiger Macht im Sommer 967 an der

Donau und warfen den Widerstand der Bulgaren, welche Dorster (Silistria) und mehrere andere Städte verloren, bald über den Haufen. Nun aber war es durchaus nicht die Absicht des Kaisers, die Russen als bleibende Besitzer des bulgarischen Donaulandes zu sehen. Er schloß im J. 968 mit Czar Peter Frieden und Bündniß, versprach ihm, die Russen wieder zurückzudrängen. Boris und Roman, des Czaren Söhne, begaben sich selbst nach dem Bosporus. Die Sache schien sich sehr glatt und bequem für die Interessen der Rhomäer abwickeln zu sollen, als einerseits am 30. Januar 969 Peter starb, anderseits gleich nachher die Russen das bulgarische Land räumten, um einem Angriff der Petschenegen auf ihr heimathliches Kiew zu begegnen. Und als jetzt des Häuptlings Schischman Sohn David die Erbschaft Peters an sich reißen wollte, halfen die Truppen des Nikephoros dem jungen Basileus Boris II., sich auf seines Vaters Throne zu behaupten. Aber es dauerte nicht lange, so erschien gegen diesen ein viel stärkerer Gegner im Felde. Es war der Russe Swätoslaw, der jetzt, durch des treulosen, auf eine Prätendentschaft abzielenden, griechischen Gesandten Kalokyres Rath gefördert, mit der bestimmten Absicht kam, das schöne Donaubulgarien für sich zu erobern.

Den schweren Krieg, der aus dieser Wendung der Verhältnisse sich entwickelte, sollte jedoch nicht mehr Nikephoros zu bestehen haben. Die äußeren Schwierigkeiten würden diesen gewaltigen Menschen nicht leicht ermüdet haben. Hatte er doch ziemlich in derselben Zeit, wo die Dinge an der Donau immer bunter sich gestalteten, mit Energie die Reichsinteressen in Unteritalien gegenüber dem großen Liudolfinger Otto wahrgenommen. Gar nicht abgeneigt, in die Verheirathung einer Prinzessin der „makedonischen" Kaiserfamilie mit Ottos I. Sohne zu willigen, war der Kaiser doch weder in der Etikettenfrage, und noch weit weniger in Sachen der Grenzstreitigkeiten in Unteritalien zu Concessionen an Otto bereit. Namentlich wollte er nicht zulassen, daß die dortigen langobardischen Fürsten von Benevent und Capua die byzantinische Suzeränetät mit der deutsch-römischen vertauschten. Die einem erfolglosen Angriff der Deutschen und Italiener auf Bari (zu Anfang des Jahres 968) folgende, litterarisch berühmte Gesandtschaft des Bischofs Liudprand von Cremona, (der nachher durch eine überaus bissige Schilderung des Kaisers und der Griechen sich bitter gerächt hat,) scheiterte. Und so kam es denn im Spätjahre 968 und 969 in Apulien und Calabrien zu erbitterten Kämpfen, die bei oft wechselndem Glücke doch für die Abendländer hätten sehr gefährlich werden können, wenn Nikephoros, der nach Einnahme von Antiochia (S. 171) die Hände im Orient frei hatte, die Möglichkeit fand, ernstlich sich der italienischen Frage anzunehmen. Da trat wieder einmal die byzantinische Praxis des Kaisermordes bestimmend dazwischen.

Der siegreiche Held Nikephoros war als Kaiser trotz seiner glänzenden Verdienste und trotz seiner Richtung auf strenge und unparteiische Rechtspflege durchaus unpopulär geworden. Die Persönlichkeit dieses Mannes, — Bischof Liudprand schildert ihn als klein und breitschultrig, von dunkler

Gesichtsfarbe, starkem Haar und tiefliegenden, dunklen, überbuschten Augen mit finsterem Ausdruck, — hatte wenig sympathisches. Das Volk war freilich mit der energischen Zügelung der Richter und Beamten zufrieden, nicht aber mit der starken Anspannung der finanziellen Kräfte, deren der Kaiser bedurfte, um die Armee möglichst achtunggebietend und innerlich zuverlässig disciplinirt zu erhalten. Leider ist damals aber auch die Ausgabe einer schlechten Creditsilbermünze nicht unterblieben. Der Klerus, den beschränkten Mönch Polyeuktos als Patriarch an seiner Spitze, achtete die strenge Frömmigkeit des Kaisers für nichts, weil derselbe auch die geistlichen Güter stark besteuerte, und weiter die Vermehrung der in Ueberfülle vorhandenen Klöster durch neue untersagte, dazu auch durch ein Gesetz der kolossalen Anhäufung des Grundeigenthums in „todter Hand" entgegentrat. Konnte also Nikephoros in der Residenz durchaus auf keinerlei Sympathie zählen, so hatte seine herbe und strenge, zuweilen wenig dankbare Art ihm einerseits manchen persönlichen Gegner geschaffen, andrerseits aber seine schöne und üppige Gemahlin entfremdet, für die er bei Abschluß der Ehe mit seinen 50 Jahren ohnehin zu alt war. Und gerade Theophano ist es gewesen, die zuletzt die Dolche der Mörder geschliffen hat. Zu den unzufriedensten Großen des Reiches gehörte ein ausgezeichneter Feldherr, des Kaisers armenischer Neffe oder Vetter, Johannes Tzimiskes (aus Hierapolis am Eufrat bei Amida), der einst die Erhebung des Nikephoros wesentlich unterstützt, neuerdings aber die Ungunst des Kaisers erfahren hatte. Bei ungebändigtem Ehrgeiz außer Stande, ruhmlosen Müßiggang zu ertragen, war er gar sehr bereit, die Wünsche der Theophano zu erfüllen, die ihm ihre Liebe und die Krone des Reiches als Lohn für die Ermordung des Kaisers antrug. Und mit ihrer Hilfe drang Tzimiskes sammt andern Genossen, lauter persönlichen Feinden des Nikephoros, in einer schneereichen, finsteren Dezembernacht (10./11. Dezember 969) in die wohlverwahrte Hofburg, um hier das Opfer ihrer Rache grausam zu ermorden.

Wie die Dinge damals lagen, so fand die Thronbesteigung des Mörders als Kaiser Johannes I. durchaus keine Schwierigkeit. Der heitere und genußsüchtige Charakter und die gewinnende Persönlichkeit des neuen Regenten machte ihn bei den Byzantinern, die des herben Nikephoros überdrüssig waren, rasch populär. Aber zum Glück für das Reich war dieser Mann der rechte Erbe der Talente seines ermordeten Verwandten. Von kleiner Gestalt, aber riesenstark und feurigen Geistes, ein kühner Soldat, ein ausgezeichneter Heerführer, ein gewandter Diplomat, dabei gern mild und freigebig, — so gedachte er die schändliche That, die ihn auf den Thron geführt hatte, durch ein tüchtiges Regiment zu sühnen. Die eigentlichen Helfer bei dem Untergange des Nikephoros erhielten bösen Lohn. Das herbe Auftreten des Patriarchen Polyeuktos bewirkte, daß die Männer, welche die eigentliche Blutarbeit ausgeführt hatten, in die Verbannung geschickt, die Kaiserin-Wittwe Theophano dagegen zu ihrer bittersten Enttäuschung nach einem armenischen Kloster geführt wurde, aus welchem sie erst unter der Regierung ihres Sohnes

Basilios II. zurückkehren konnte. Kaiser Johannes aber überwies nach seiner Krönung die Hälfte seines Privatvermögens den armen Bauern der Campagna von Constantinopel, und schuf mit der andern ein Hospital für Leprosen: andere Beweise kluger Freigebigkeit fehlten nicht. Mit großer Klugheit reichte dann der neue Kaiser, der die Rechte der Prinzen Basilios II. und Constantin VIII. ebenso entschieden, ja noch bestimmter, wie sein Vorgänger betonte, im November 971 der Prinzessin Theodora, einer Tochter des Porphyrogenneten, die Hand zur Ehe. Prinz Basilios, ein Bastard des Kaisers Romanos I., Oberkammerherr und Eunuch, den schon Nikephoros für seine Mitwirkung bei dem Sturze des Bringas (S. 170) zum Präsidenten des Staatsrathes ernannt hatte, wurde an die Spitze der gesammten Civilverwaltung gestellt; die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nahm der Kaiser in seine eigene Hand.

Lange durfte Johannes I. allerdings nicht säumen, denn die Russen machten in Bulgarien höchst gefährliche Fortschritte. Das Jahr 970 ließ sich furchtbar drohend an. Der Großfürst Swätoslaw drang mit 60,000 M. unwiderstehlich in Bulgarien vor, verstärkte sein Heer durch eine Allianz mit den Petschenegen und den Magyaren, nahm den Czar Boris II. selbst gefangen, erstürmte die bulgarische Residenz Preslav, überschritt den Balkan und eroberte Philippopolis, wo 20,000 Einwohner in Stücke gehauen (davon 2000 gepfählt) wurden. Mit derselben Leichtigkeit hoffte der Russe, der mit dem Sanguinismus seines Stammes bereits den Traum träumte, der noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht zur Wahrheit geworden ist, Thrakien überrennen und womöglich Byzantion selber gewinnen zu können, zumal Kaiser Johannes zur Zeit durch einen Aufstand des tapfern Bardas Phokas, (Neffe des ermordeten Nikephoros,) im östlichen Asien sehr ernsthaft beschäftigt war. Unter diesen Umständen konnten die Russen mit ihren Verbündeten wirklich bis nach Arkadiopolis vordringen. Hier aber stellte sich ihnen einer der besten rhomäischen Heerführer, Bardas Skleros, entgegen und brachte ihnen einen schweren Schlag bei, in Folge dessen die nordischen Wilden den Rückzug über den Balkan antreten mußten.

Nun rief der Kaiser seinen Feldherrn nach Asien, um dort mit Phokas aufzuräumen, der dann auch bald zur Ergebung genöthigt und dahin begnadigt wurde, daß er auf der Insel Chios als Mönch leben durfte. Mit gewaltiger Energie wurde nun gegen die Russen gerüstet. Im Frühling 971 eröffnete Kaiser Johannes den Feldzug. Eine Flotte von 300 größeren und vielen kleineren Kriegsschiffen sollte in die Donau einlaufen und die Rückzugslinie der Russen bedrohen. Das Landheer, 15,000 M. zu Fuß, 13,000 Reiter, dazu eine auserlesene Garde und eine tüchtige Artillerie, führte der Kaiser gegen Ostern in Person über den unbesetzten östlichsten Hauptpaß des Balkan, schlug die Russen vor den Mauern von Preslav aufs Haupt, und erstürmte dann die bulgarische Hauptstadt und ihr Schloß unter furchtbaren Verlusten der Feinde. Boris II. und seine Familie fielen hier wieder in seine

Hände. Nach der Feier des Osterfestes ging es (23. April) gegen Swätoslaw selbst, der in Silistria stand und sich bald genug zu Wasser durch die griechische Flotte, zu Lande durch den Kaiser eingeschlossen sah. Die ausgezeichnete Taktik des Kaisers, die Tapferkeit der in zahllosen Kämpfen geschulten Byzantiner, und die Gewandtheit, mit welcher die Angriffe der schweren Infanterie, der Lanzenreiter, der Schützen und Schleuderer einander unterstützten, zeigten sich der zähen Ausdauer der viel zahlreicheren Russen weit überlegen. Nach vielen kleineren Kämpfen fiel eine letzte Ausfallsschlacht so verderblich für die Russen aus, daß Swätoslaw nach mehr als zweimonatlicher Blokade sich entschloß, wegen des Friedens zu unterhandeln, den ihm Kaiser Johannes, im Hinblick auf die noch immer 22,000 Mann betragende Stärke des tapfern Gegners auch nicht verweigerte. Gegen Ende Juli 971 wurden die alten Verträge zwischen Russen und Rhomäern wieder hergestellt, und Swätoslaw erhielt freien Abzug nach seiner Heimath, wo er nachher (972) an den Stromschnellen des Dnjepr von den Petschenegen überfallen und erschlagen worden ist. Der Hauptgewinn des Krieges für die Rhomäer dagegen war, daß Johannes die Donau wieder zur Nordgrenze des Reichs machen konnte. Der Czar Boris II. mußte sammt seinem Bruder mit nach Constantinopel ziehen, wo er in den Reichsadel aufgenommen wurde. Donau-Bulgarien aber, dessen Krone der Kaiser als kostbare Beute zu St. Sophia deponirte, wurde griechische Provinz, das bulgarische Patriarchat aufgehoben. Nur die Bulgaren des Westens hielten sich selbständig. Hier hat von Schischmans vier Söhnen endlich der jüngste, (Stefan) Samuel, als zwei der Brüder im Gefechte gefallen, der dritte wegen seiner griechischen Sympathien auf Samuels Befehl als Verräther aus dem Wege geräumt war, als „Czar" die Herrschaft geführt, ist aber während des gefürchteten Tzimiskes Regierung den Rhomäern noch nicht gefährlich geworden.

Gleichzeitig aber mit den glänzenden Erfolgen der byzantinischen Waffen an der bulgarischen Donau gelang es der Diplomatie des Kaisers Johannes, den schwebenden Conflikt mit dem abendländischen Kaiserthum auszugleichen. Die Lage des Reiches erschien ihm doch zu schwierig, um auch in Unteritalien mit einem so gewaltigen Manne wie Otto I. einen langwierigen Krieg fortbrennen zu lassen, der unter allen Umständen für einen sehr zweifelhaften Besitz kostbare Opfer in Anspruch nahm. Einer der namhaftesten deutschen Fürsten des italischen Südens, Herzog Pandulf „der Eisenkopf" von Benevent, der als Kriegsgefangener in griechische Hände gefallen war, wurde im Jahre 970 von Byzanz nach Bari und weiter an Otto geschickt, um den Frieden zu vermitteln. Der Kampf in Apulien kam dann sofort zur Ruhe, und die im Jahre 971 nach Constantinopel deputirte deutsche Gesandtschaft, Erzbischof Gero von Köln an der Spitze, die als kostbares Ehrengeschenk den Leib des St. Pantaleon, eines Diokletianischen Märtyrers aus Nikomedia, erhielt, führte die Verhandlungen zu Ende. In der That wurde damals die verwandt-

schaftliche Verbindung zwischen den beiden großen Weltmächten dieses Zeitalters hergestellt; nur daß die modernste Forschung in der schönen, edlen, wegen ihrer hohen Bildung und wegen der seltenen Trefflichkeit ihres Wandels und Charakters gefeierten Theophano, welche am 14. April 972 mit des Kaisers Otto I. gleichnamigem Sohne zu Rom vermählt wurde, nicht mehr die Schwester des jungen Kaisers Basilios II., sondern eine andere Nichte des Tzimiskes erblicken will. Daß ein Vertrag dieser Vermählung zur Seite ging, ist nicht ausdrücklich bezeugt, aber mit voller Bestimmtheit anzunehmen, und zwar in dem Sinne, daß Benevent und Capua unter deutscher Oberhoheit blieben, Apulien aber mit Calabrien, Salerno und Neapel den Griechen deutscherseits nicht weiter streitig gemacht wurden.

Nicht minder glücklich als gegen die Russen war Kaiser Johannes I. gegen die Araber in Syrien. Die neue Ueberlegenheit der byzantinischen Waffen und der Fall von Antiochia hatte die verschiedenen muselmanischen Fürsten so sehr aufgeregt, daß sie eine Allianz schlossen, um die syrische Hauptstadt wieder zu erobern. Aber dasselbe Glück wie bei Silistria stand fast in derselben Zeit 972 dem griechischen General Nikolaos zur Seite, der die Araber aufs Haupt schlug. Und nun setzten sich die griechischen Erfolge bald noch weiter fort. Nach einigen Unfällen seiner Heerführer im Jahre 973 unternahm Johannes 974 und 975 zwei glänzende Feldzüge in Mesopotamien und Syrien, die nicht nur reiche Beute an Reliquien, sondern auch dem Reiche den Wiedergewinn von Amida, Martyropolis, Nisibis, Apamea, Edessa und Berytos einbrachten. Die glänzende Erhebung allerdings der Fatimiden zu Khalifen in Kahira, die auf die Stärkung der muselmanischen Widerstandskraft im südlichen Syrien bedeutend einwirkte, war sehr geeignet, weiteren Eroberungen der Rhomäer Hindernisse in den Weg zu legen. Und in den neu eroberten Provinzen war es viel schwerer, als auf Kreta oder Cypern, das christlich-rhomäische Wesen auch sozial wiederherzustellen. Aber noch einmal sollte doch das Rhomäerthum zu höchster Großartigkeit sich erheben. Nicht mehr freilich unter Kaiser Johannes I. Wie es scheint, so war dieser mit dem großen Reichsminister Basilios zerfallen, und erhielt auf der Rückreise von der Armee nach Constantinopel Gift, das ihm ein Agent desselben beigebracht hatte. Genug, der Kaiser kehrte bereits schwer erkrankt nach der Residenz zurück, um hier schon am 10. Januar 976 nur erst 51 Jahre alt zu sterben. Nun war die Zeit der Regentschaft zu Ende, und der Reichsminister sorgte dafür, daß die legitimen Prinzen jetzt als Kaiser Basilios II. und Constantin VIII. in den Vordergrund traten.

In der Geschichte dieses Reiches ist bis zum Jahre 1025 nur von Basilios II. die Rede. Aber es hat lange gedauert, bis dieser kolossalste Mensch der makedonischen Dynastie zur vollen Entwicklung seiner gewaltigen Kraft zu gelangen vermochte. Zunächst nämlich verfolgte der mächtige Großwessir Basilios den Plan, die jungen Kaiser so lange als möglich von der wirksamen Theilnahme an der Regierung abzulenken, indem er



Elfenbeintafel, vordere Hälfte eines Diptychons oder eines Buchdeckels, mit allegorischer Reliefdarstellung der Heirath des abendländischen Kaisers Otto II. mit Theophano, Nichte des Tzimiskes.

Die Figuren sind durch Inschriften bezeichnet, auch der unter den Füßen des Kaisers liegende Donator dieser Tafel: „Herr, schützt Euren Diener Johannes Ch....“. Byzantinische Arbeit des 10. Jahrh. (Paris, Museum Cluny.)

sie durch den Genuß der rein äußerlichen Reize der fürstlichen Stellung und durch die Freude an den Vergnügungen und Ausschweifungen, wie sie ihnen in Menge sich boten, zu beschäftigen gedachte. Bei Constantin ist das allerdings gelungen. Der 20jährige Basilios II. aber, der einen festen und energischen Charakter und scharfen Verstand besaß, war auf die Dauer in solcher Weise nicht hinzuhalten; um so weniger, als schnell nach einander politische Erschütterungen eintraten, die ihn aus dem behaglichen Hofleben erweckten und zugleich gegen die Absichten seines Großwessirs allmählich mißtrauisch machten.

Gleich von Anfang an nämlich wirkten innere und äußere Verwickelungen zum Schaden des Reiches verderblich zusammen. Die selbstherrliche Stellung des Reichsministers, der auch durch seine Habsucht mehrfachen Anstoß gab, erregte schnell genug die Eifersucht anderer mächtiger Männer. Und als der mißtrauische Chef der Verwaltung den damals allbeliebten General Bardas Skleros von seiner Stellung an der Spitze der asiatischen Armee zum Statthalter im Thema „Mesopotamien" degradirte, so erhob sich dieser auf der fernen Ostgrenze des Reiches als Gegenkaiser. Es gelang ihm wirklich, so viele Krieger an sich zu ziehen, daß er die Reichstruppen in Asien wiederholt aus dem Felde schlagen, endlich Abydos und Nikäa erobern, und selbst in Thrakien Fuß fassen konnte. Da rehabilitirte der Reichsminister den alten, nach einem Kloster auf Chios (S. 174) verwiesenen General Bardas Phokas und stellte diesen glänzenden Heerführer seinem alten Gegner gegenüber. Anfangs freilich zog Phokas in zwei großen Gefechten in Kleinasien den Kürzeren und mußte sogar nach Georgien am Kaukasus ausweichen. Hier aber konnte er wieder Truppen genug sammeln, um mit dem Skleros noch einmal am Halys in der Ebene von Pankalia sich zu messen. Und hier entschied ein Zweikampf zwischen beiden Feldherren, der für Skleros übel auslief, die bedenklich schwankende Schlacht zu Gunsten des Phokas (im Sommer 979). Skleros mußte auf das Gebiet der Araber übertreten, wo er auf Befehl des Khalifenhofes als Gefangener festgehalten wurde.

Während in solcher unnützen Weise die besten Kräfte des Reiches in Asien sich verzehrten, war auf zwei sehr gefährlichen Stellen ebenfalls im Jahre 976 der auswärtige Feind thätig. Auf der einen Seite nämlich hatte der fatimidische Khalif von Kahira, Al-Aziz, Muizs Sohn (975—996), den auf Sicilien kommandirenden Emir Abulkasem im Frühling 976 gegen Italien losgelassen. Wieder einmal durchzogen die arabischen Raubschaaren Calabrien und Apulien verheerend, plündernd, mordend, und drangen bis tief in die langobardischen Herzogthümer ein, und wiederholten nun diese Raubzüge mehrere Jahre lang. Die Abwehr war um so schwieriger, weil trotz der Befreundung zwischen dem griechischen und dem sächsischen Hofe die griechische und die deutsche Partei in Unteritalien einander überall schroff und feindlich gegenüberstanden. Als dann aber der junge Kaiser Otto II., Theophanos Gemahl, 981 sich anschickte, ganz Unteritalien und Sicilien für

das deutsch-römische Reich zu erobern, da eilte der Hof von Constantinopel, sich nicht nur mit den unteritalischen Gegnern des Liudolfingers, sondern selbst mit den Arabern gegen die Ausbreitung der deutschen Macht zu verbünden. Nun eroberte Otto II. zwar im Frühjahr 982 Bari und Tarent, zertrümmerte auch bei dem calabrischen Cotrone das Heer Abulkasems; aber seit dem unglücklichen Gefecht des 13. Juli 982, südlich von derselben Stadt, trat ein für die Deutschen höchst nachtheiliger Umschwung ein. Vortheil hatten nur die Griechen, denen es sofort gelang, Calabrien und Apulien zurückzugewinnen, während Ottos II. Stellung in ganz Unteritalien ihren Halt verlor, die Araber aber auf Sicilien, deren Emir Abulkasem bei der Niederlage seiner Krieger selbst den Tod gefunden hatte, durch Unfrieden unter einander sich gelähmt sahen.

Viel mehr Sorge freilich als die italisch-sicilischen Schwierigkeiten bereiteten der Politik der Rhomäer die Bulgaren, für welche der unerwartete Tod des Tzimiskes das Signal zu einer großen, nun durch den kleinasiatischen Bürgerkrieg und die apulisch-calabrischen Nöthe geförderten Erhebung gewesen war. Czar Boris II. freilich, der sofort die griechische Reichshauptstadt verlassen und den Weg nach seinem alten Gebiet genommen hatte, ist den Rhomäern nicht weiter gefährlich geworden; er fand schnell genug den Tod durch Mörderhand. Dafür aber riß Samuel, der Führer der makedonischen Bulgaren (S. 175), mit Macht die Leitung der Bewegung an sich. Es dauerte nicht lange, so war Donau-Bulgarien für die Griechen fast ganz wieder verloren. Nun aber war es der Wille des kühnen Mannes, der trotz seiner häuslichen Blutthaten, bei seiner jugendlichen Kühnheit, Kraft und Feldherrntüchtigkeit der nationale Held seines Volkes wurde, Symeons Pläne wieder aufzunehmen und auf Kosten der Griechen das Slawenthum zur herrschenden Macht auf der Balkanhalbinsel zu machen. Prespa an einem dem See von Achrida (Lychnidos) benachbarten Binnensee auf der Westgrenze des alten Makedoniens gegen Illyrien, westwärts von dem Gebirge Barnos, wurde seine glänzende Hauptstadt, mit welcher auch das sofort erneuerte bulgarische Patriarchat verbunden war. Auf einer Insel des Sees stand das Residenzschloß Samuels, der auch über mehrere Kastelle bei dem benachbarten Achrida verfügte. Während die Elite der mobilen byzantinischen Armee im Kampfe gegen Bardas Skleros stand, riß Samuel alle noch nicht gräcisirten slowenischen Elemente im Inneren der Balkanhalbinsel von dem griechischen Reiche los. Die Byzantiner sahen sich wieder auf die engsten Grenzen des Themas von Thessalonich beschränkt: und hinter der bulgarischen Festungslinie von Melnik, Moglena, Wodena, Ostrowo, Werria, Servia, Kastoria, lagen andere starke Plätze, wie neben den Centralsitzen der neuen Herrschaft das uralte Devol, und Prilep; an dem wilden und reißenden obern Vardar (Axios) Skopje, in dessen Gebiet (Stob) Stobi an der Ryla; am obern Strymon dann Velbuzd (jetzt Köstendil), am s. g. Amselfelde das starke Prischtina. Triaditza (j. Sofia) und Pernik mit 35 Kastellen stellten den militärischen Zusammenhang her

mit Donaubulgarien, wo Nisch und Belgrad die Hauptplätze Samuels waren. Weiter aber auch in dem Oberlande der Stämme mächtig basirt, die mehrere Jahrhunderte später als Schkypetaren aufgetreten sind, und in unmittelbarer Beziehung zu den Bulgaren in dem griechischen Thema Nikopolis (S. 163), nutzte er die ihm bleibende Zeit, um in Gestalt eines Krieges in großem Style die Griechen sich zu unterwerfen. Wiederholt erschienen die bulgarischen Geschwader in Thrakien und vor den Mauern von Thessalonich. Czar Samuel persönlich zog erobernd durch alle griechischen Lande bis zum Isthmus. An vielen Stellen hatte er Erfolg. Namentlich eroberte er die thessalische Hauptstadt Larissa, wo er nicht nur eine schöne griechische Braut durch das Schwert gewann, sondern auch für sein Prespa die Reliquien des alten Bischofs St. Achillios raubte, der zu Constantins d. Gr. Zeiten auf dem Concil zu Nikäa ein Hauptführer der Orthodoxie gewesen war. Die Gefahr für das Griechenthum wurde akut, als Samuel endlich auch Korinth angriff; der Fall dieser Stadt hätte leicht das langsam absterbende Slawenthum im Peloponnes noch einmal zu gefährlichem Leben wieder erwecken können. Hier aber hielt der tapfere Stratege Basilios Apokaukos mannhaft Stand. Und (981) da war es nun Kaiser Basilios II. persönlich, der — durch die Noth des Reiches in die Bahn unermüdlicher Arbeit und opfervoller Thätigkeit getrieben, — durch einen gewaltigen, wohlberechneten Vorstoß gegen das centrale Bulgarien, namentlich gegen Triaditza, die Heersäulen Samuels wieder von Griechenland abzulassen zwang.

Mehr freilich erreichte der junge Kaiser damals nicht, vielmehr mußte er ein schweres Lehrgeld bei seinem ersten Versuche als Feldherr zahlen. Als er nach zwanzigtägiger erfolgloser Arbeit die Belagerung von Triaditza aufgeben mußte und den Rückmarsch nach Thrakien angetreten hatte, stieß er in höchst ungünstiger Situation zwischen Ichtiman und Samokov bei Stoponion (Stiponje) auf das Heer des bulgarischen Czars, der ihm hier eine derbe Niederlage beibrachte und ihn zu raschem, verlustvollem Rückzug nach Philippopolis zwang. Seit dieser Zeit wurde es des Basilios Lebensaufgabe, die bulgarische Macht unter allen Umständen in Trümmer zu schlagen. Aber fünfzehn Jahre verstrichen, bis der Kaiser den Vernichtungskrieg eröffnen konnte. Bis dahin war für ihn entsetzlich viel zu thun. Die Armee mußte kräftig reorganisirt werden. Dann aber galt es, erst noch mit anderen auswärtigen Gegnern die Waffen zu kreuzen, und weiter noch einmal mit einem Kronprätendenten gründlich aufzuräumen.

Friede war natürlich mit Czar Samuel nicht geschlossen worden; aber die Feindseligkeiten trugen für lange nur noch den Charakter von Grenzfehden kleineren Styles. Wirklich bedeutsam aber wurde der Krieg, den seit 988 der gewaltige russische Großfürst Wladimir (der jüngere Sohn Swätoslaws, der seit 980 nach Ueberwältigung des gewaltthätigen älteren Bruders Jaropolk die Alleinherrschaft führte) auf der Krim gegen die tapfere Hellenenstadt Cherson unternahm. Der Verrath des Priesters Anastasios, der

es den Russen möglich machte, der blokirten Stadt das Wasser abzuschneiden, gab sie endlich in Wladimirs Hände. Dann aber kam es zu einer vollständigen Ausgleichung zwischen seinen und den Interessen der Byzantiner. Der griechische Hof gewann durch die Vermählung der Prinzessin Anna (geb. am 13. März 963), der Schwester des jungen Kaisers, mit Wladimir die Allianz des mächtigen und hochstrebenden russischen Herrschers. Wladimir selbst trat jetzt zum Christenthum über; in der Kirche der Panagia zu Cherson wurde er getauft und mit Anna vermählt. Dann räumte er die Stadt, nachdem er noch die Erbauung einer neuen Kirche veranlaßt hatte, und blieb seit dieser Zeit für die Rhomäer ein werthvoller Verbündeter. Nicht nur daß er, mehrfach an Peter den Großen uns erinnernd, kräftig für die Civilisirung seines Volkes bemüht war: der Großfürst sah es als seine Hauptaufgabe an, nunmehr mit Hülfe zahlreicher griechischer Priester das Christenthum überall unter den Russen zur Herrschaft zu bringen. Die „orthodoxe" Kirche machte damals — bedeutungsvoll bis auf diesen Tag — ihre kolossalste Eroberung, und „Tsarigrad" wurde für die Russen eine heilige Stadt. Der Metropolit von Kiew (es war jener Anastasios von Cherson) stand unter der geistlichen Gerichtsbarkeit des byzantinischen Patriarchen. Die Bibel aber in slowenischer Uebersetzung wurde das Lehrbuch für die Religion.

Materiellen Vortheil gewann Kaiser Basilios II. durch die Verschwägerung mit Wladimir schon im Jahre 989. Sein Reichsminister, die hohen Beamten und die Generale erkannten allmählich, daß sie die Begabung und die Herrscherkraft dieses jungen Löwen lange gar sehr unterschätzt hatten. Die autokratische Art, die Strenge, mit welcher der Kaiser anfing, die Beamten zu überwachen, nicht minder seine militärischen Neigungen erweckten allmählich die unbehagliche Besorgniß der großen Machthaber, unter denen die Richtung auf oligarchische Selbstherrlichkeit und Ansammlung großer Güter, wahrer Latifundien, damals in bedenklicher Weise um sich griff. Namentlich aber der Reichsminister Basilios und der General Bardas Phokas — der seit 979 die Grenzhut auf der arabischen Seite mit Erfolg wahrgenommen hatte — waren höchst unzufrieden. Und so geschah es, daß Phokas, anscheinend mit dem schlauen Minister im Einverständniß, aber mit viel weiter gehenden persönlichen Plänen, mit Hülfe vieler asiatischer Adelsfamilien sich endlich pronuncirte. Am 15. August 987 wurde er in dem Thema Charsiana (dem obern Gebiet des Halys) als Gegenkaiser proklamirt. Die Fortschritte des Empörers wurden zunächst dadurch aufgehalten, daß plötzlich Bardas Skleros, der (S. 177) in Bagdad aus einem Gefangenen zum ruhmreichen Chef einer Abtheilung christlicher Flüchtlinge gemacht worden war, in Kleinasien erschien und seinerseits als Prätendent gegen Phokas auftrat. Erst als der letztere den alten Gegner durch Verrätherei in seine Gewalt gebracht hatte, kam der Krieg gegen Kaiser Basilios II. in Fluß. Und unter den russischen Schwierigkeiten konnte Phokas im Jahre 988 den größten Theil von Kleinasien für sich erobern.

Da wandte sich aber das Kriegsglück. Während Phokas sich umsonst bemühte, die tapfer vertheidigte Festung Abydos am Hellespont zur Uebergabe zu nöthigen, war zu Anfang des Jahres 989 ein starkes russisches Hülfskorps zu Basilios II. gestoßen, und der gänzlichen Niederlage einer gegen den Bosporus operirenden Abtheilung der Empörer war die Hinrichtung ihres Führers durch Pfählung gefolgt. Nun führte der Kaiser seine Streitkräfte rasch zu Wasser nach der Ebene von Abydos, und hier sollte es im April 989 zur entscheidenden Schlacht kommen: da sank plötzlich Bardas Phokas, als er eben hoch zu Roß den Kaiser zum Zweikampf suchte, vor den Augen beider Heere, vom Schlage getroffen, todt nieder. Da nun auch Bardas Skleros, der sofort wieder die Freiheit gewann, mit Basilios II. seinen Frieden machte, so war wenigstens für Asien die Ruhe gesichert.

Und nun konnte Kaiser Basilios II., der jetzt den alten, intriganten Reichsminister Basilios kurz und bündig in härtester Form seiner Aemter enthob, ihn in die Verbannung schickte, seine Güter konfiscirte und dem Volke in der Residenz die Plünderung seines Palastes erlaubte, wirklich als Selbstherrscher auftreten. Unzweifelhaft war Basilios II. der bedeutendste aller byzantinischen Kaiser dieser Zeit bis auf Alexios I. Komnenos: nach byzantinischem Maße gemessen einer der größten Kaiser, aber freilich eine wahrscheinlich nur wenig sympathische Natur. Um ganz gerecht zu sein, muß man sagen, daß dieser Kaiser in einer Reihe rangirt mit den kolossalen Illyriern, die nach der Schreckenszeit des Gallienus das sinkende Römerreich wieder aufrichteten. Die Zerrüttung des Reiches, die schweren Kriegsnöthe, die Wildheit des Zeitalters und der Feinde, mit denen Basilios unaufhörlich zu kämpfen hatte, erklären allerdings manches in den schrecklichen Zügen dieses Regenten. Unleugbar hat sich Basilios höchst bedeutende Verdienste um das griechische Reich erworben. Er war unermüdlich thätig; sein Leben ging vollständig in seinen Pflichten auf, und in noch weit höherem Grade als Nikephoros war dieser Kaiser allem Lebensgenuß abgewandt, ernst und asketisch, nur bei den Geschäften des Staates und des Krieges zu finden: so sehr, daß der Ernst seiner Aufgabe ihn auch, anders als sonst die Männer seines Hauses, gegen Wissenschaft und Kunst gleichgültig machte. Im Felde hat er sich nicht nur zu einem tapfern Kriegsmann, sondern auch zu einem Feldherrn ersten Ranges ausgebildet. Daneben erscheint mancher finstere Zug, der indessen (wie bei Aurelian und Valentinian I.) durch die Versunkenheit seiner Zeitgenossen und die Wildheit der Feinde wenigstens erklärt werden mag, mit denen er schlug. Auch Basilios II., der kaum jemals die Zeit friedlicher Ruhe finden mochte, spannte für die großen Reichsinteressen die finanziellen Kräfte seiner Völker auf das Aeußerste an; aber doch schonte er die Steuerkraft der Massen und zog viel mehr die Großen des Reiches heran, gegen deren gefährliche oligarchische Richtung er — der letzte Kaiser vor den besseren der Komnenen — noch einmal mit aller Kraft sich aufbäumte. Die Strenge dieses Kaisers wurde wiederholt zu barbarischer

Härte: wahrscheinlich hielt er diese Praxis für die einzig wirksame bei diesem korrumpirten und selbstsüchtigen Geschlecht, und er erzog doch dadurch in seiner Umgebung mehrere ausgezeichnete Männer, wie namentlich den Ahnherrn der Dynastie der Komnenen. Seine Justiz gegen Empörer war unter Umständen schauerlich grausam; die wilden Bulgaren suchte er durch potenzirte Grausamkeit zu schrecken, — wie denn seit Alters die Barbarei der Umgebungen unheilvoll auf die Rhomäer zurückgewirkt hat. Und doch fehlte es dem harten Manne weder an Zügen einer wohlbemessenen Großmuth, noch gehörte er zu den gemeinen und niederträchtigen Naturen, die an unnützen Quälereien ihre Freude haben.

Erst als die asiatische Rebellion niedergeworfen war, konnte Basilios II. sich wieder gegen die Bulgaren wenden. Inzwischen war Samuels Machtstellung eine gewaltige geworden. Er hatte seine Basis erheblich verstärkt, und wenn ihm die Pässe des Balkan und die Donaufestungen im alten Bulgarien fehlten, so hatte er sich dafür in den Gebirgsländern der Schkypetaren immer fester gesetzt, das adriatische Küstenland mit zahlreichen bulgarischen Ansiedelungen durchsetzt, endlich auch Dyrrhachion gewonnen. Die Centralstellung von Prespa und Achrida war vortrefflich zu Vorstößen gegen die sein Reich im Halbkreise umgebenden griechischen Landschaften geeignet. Und wie Samuel die Kunst besaß, die albanesischen und slawischen Völker für seine Herrschaft zu interessiren, so hatte er auch den Takt und die Geschicklichkeit gehabt, durch tolerante Haltung die zahlreichen Bogomilen in seinem Reiche zu seinen eifrigen Freunden zu machen. Die Bogomilen (in Bosnien Patarener genannt) deren Geschichte sich für mehrere Jahrhunderte innig mit jener der südslawischen Völker verschlungen hat, von denen aus sie auch nach Italien und Frankreich sich verbreitet haben, waren die Anhänger der Theorien des Priesters Bogomil oder Jeremias, der (zwischen 927 und 950) zur Zeit des bulgarischen Czaren Peter als Reformator des alten Systems der Paulicianer aufgetreten war und neben einer neuen Organisation ihrer Gemeinschaft die dualistischen Elemente ihrer Theologie dem Christenthum wieder näher geführt hatte. Auf dem Gebiet der Rhomäer hatten die Paulicianer namentlich in der Gegend von Philippopel und Moglena durch Johannes Tzimiskes neue Verstärkungen erhalten durch verwandte Häretiker, welche dieser Kaiser zum Grenzschutz aus Asien nach dieser Gegend übersiedelte. In Samuels Reiche dagegen war der Hauptsitz der Bogomilen in Makedonien zu suchen, wo sie in Melenik, bei Prilep, in den mittleren Stromgebieten des Strymon und des Vardar, besonders stark verbreitet waren. Trotz der heftigen Gegnerschaft des Priesters Kosmas fand die Richtung der Bogomilen, die auch wieder je nach der milderen oder schärferen Ausbildung des Dualismus sich in Gruppen theilten, bei der sittlichen, ja asketischen Haltung und der äußeren Schmiegsamkeit ihrer Vertreter, und wegen des phantastischen, ja düsteren Zuges ihrer Lehre, als eine Art Reaktion gegen das griechische Kirchenthum, unter dem bulgarischen Volke erhebliche Verbreitung, — eine Thatsache, mit welcher Czar Samuel zu rechnen verstand.

Kaiser Basilios II. nun konnte erst seit 989 wieder ernsthaft an Bulgarien denken. Noch hatte Samuel auch auf der Nordwestseite seines Reiches den serbischen Fürsten der Dukljaner (S. 46fg.), Johannes Wladimir, zu seinem Vasallen gemacht, während der kroatische König, sei es Kresimir III., sei es Dirzislav, in den Besitz der dalmatinischen Küstenstädte und Inseln gelangt war. Auf dieser Seite war für die Rhomäer zunächst noch nichts zu machen. Dagegen galt es, wenigstens den immer weiter auf Zurückdrängung des Griechenthums im Osten gerichteten Anstrengungen Samuels und seinen Raubzügen Einhalt zu thun, und namentlich die Linie Philippopolis, Mosynopolis (am östlichen Rande des untern Nestosgebietes, bei dem jetzigen Gümüldschina) und Thessalonike zu behaupten. Noch nahmen die arabischen Verhältnisse die persönliche Arbeit des Kaisers in Anspruch; aber dafür stellte er nun 990 unter dem Befehl des armenischen Generals Gregor Taronites zu Thessalonike ein starkes Heer auf, welches fünf Jahre lang wirklich den bulgarischen Vorstößen gegen die griechischen Uferlandschaften des ägäischen Meeres und nach dem Hebros Einhalt zu thun vermochte. Inzwischen hatte der Kaiser auf der fernsten Nordostgrenze des Reiches im Jahre 991 die Verhältnisse zu den Iberiern oder Georgiern neu regulirt; damals trat ein Theil dieser Völker am Südfuße des Kaukasus in den unmittelbaren Reichsverband ein. Nachher machten die arabischen Schwierigkeiten erhebliche Kämpfe nöthig. Eine Niederlage der Rhomäer am Orontes im Jahre 994 sühnte Basilios persönlich in glänzendster Weise im Jahre 995; damals nämlich drang der Kaiser siegreich noch einmal tief in Syrien ein und unterwarf alles Land bis zu den Marken von Tyros und Damaskus. Nur Tripolis vermochte er nicht zu erobern, und die Wiedergewinnung von Haleb durch die Generale der Fatimiden nach seiner Rückkehr nach Constantinopel blieb ungerächt, weil jetzt der bulgarische Krieg und die Kämpfe in Unteritalien mit ganzer Wucht in den Vordergrund traten.

Auf dem bulgarischen Kriegsschauplatze nämlich war die Gefahr für das Reich im Jahre 996 plötzlich akut geworden. Der tapfere Gregor Taronites hatte in der Nähe von Thessalonich eine schwere Niederlage erlitten und selbst das Leben verloren. Und nun wandte sich Czar Samuel in voller Siegestrunkenheit südwärts und drang unter furchtbaren Verheerungen durch die hellenischen Länder bis nach dem inneren Peloponnes vor. Es sollte ihm zum Unheil gedeihen. Der tapfere General Vestes Nikephoros Uranos, den Basilios sofort mit dem Oberbefehl auf der Balkanhalbinsel betraut hatte, eilte in Gewaltmärschen von Thessalonich den Bulgaren nach. Nun wandte sich Samuel wieder zum Rückzuge und langte mit seinen beutebeladenen Schaaren in demselben Augenblicke auf dem südlichen Ufer des Spercheios an, wo Uranos das nördliche Gestade erreicht hatte. Der wilde Gebirgsstrom war eben damals durch furchtbare herbstliche Regengüsse in den sein Thalgebiet begleitenden Hochlandschaften ganz ungewöhnlich stark angeschwollen, so daß sich die Bulgaren einer falschen Sicherheit hingaben. Uranos aber wußte

eine selbst damals gangbare Furth zu entdecken und überfiel in der nächsten Nacht die Bulgaren, um ihnen eine wahrhaft zerschmetternde Niederlage beizubringen. Samuel selbst und sein Sohn Gabriel (Romanos) entrannen nur mit Mühe dem Untergange. Damit begann der entschiedene Niedergang des Bulgarenthums, dem unter allen Umständen das Schicksal der alten Daker zu bereiten Basilios jetzt fest entschlossen war. Schon 997 gerieth Dyrrhachion durch Verrath wieder in griechische Hände. Der Kaiser aber persönlich griff mit furchtbarem Nachdruck und unerschütterlicher Ausdauer zu. Soweit es nur immer die unteritalischen und die syrischen Schwierigkeiten erlaubten, unternahm Basilios nunmehr fast alljährlich kraftvolle Vorstöße gegen die centralen Theile des bulgarischen Reiches. Seine Operationen richteten sich mehrere Jahre hindurch theils gegen Triaditza und Samuels Besitzungen in Donaubulgarien, theils auf die Wiedereroberung des inneren Landes von Makedonien. Die Verbindung von planmäßiger, zäher Art des systematischen Vordringens mit überlegener Stoßkraft seitens der Rhomäer trug ihre Früchte. Und als Samuel im Jahre 1002 mit wilder Energie gegen Adrianopel operirte, und am 15. August diese Stadt wirklich überraschte und ausplünderte, während Basilios an der Donau die Stadt Vidyna oder Bdyn (jetzt Widdin, in der Gegend des antiken Ratiaria) eroberte, gelang es dem Kaiser schnell genug, durch einfachen Vormarsch nach Süden die Bulgaren zum Rückzug zu zwingen, und dann nach dem Siege über Samuel den ungemein wichtigen Platz Skopje (Skupi) am oberen Vardar zu erobern.

Seit diesem Erfolge setzte die Energie, mit welcher die Rhomäer ihre Angriffe gegen die verhaßten Bulgaren richteten, für mehrere Jahre aus. Wahrscheinlich nahm die bedrohliche Lage Italiens die Streitkräfte und die Aufmerksamkeit des Kaisers damals allzu dringend in Anspruch. Seit 991 bereits hatte sich hier die Lage sehr bedenklich gestaltet. Damals war der sicilische Emir Abulfotuh Jussuf, dessen Oheim am ägyptischen Khalifenhofe bei Al-Aziz und seinem Sohne Hakem Biamrillah (996—1021) in höchstem Ansehen stand, wieder über die Meerenge von Messina gegangen und hatte das griechische Gebiet angegriffen. Trotz der Unterstützung der langobardischen Herzöge verloren die Griechen bei Tarent eine Hauptschlacht, und nun wiederholten sich die arabischen Raubzüge alljährlich, seit 998 unter Jussufs Sohn Dschafar, dem der Khalif Hakem unter dem Titel eines „'Aid-ed-Daulet" (Oberfeldherrn) ungewöhnliche Vollmachten ertheilte. Die dringende Gefahr, in welcher namentlich Bari schwebte, bestimmte den Kaiser Basilios, den General Trachamotis unter dem neuen Titel eines „Katapan" mit fast dictatorischer Gewalt an die Spitze der italienischen Provinzen zu stellen und ihn durch alle entbehrlichen Streitkräfte zu verstärken. Aber darum wurde doch die Gefahr nicht geringer. Namentlich wurde im Jahre 1003 die griechische Hauptfestung Bari fünf Monate lang durch die Araber wüthend bestürmt, zuletzt hauptsächlich durch die kräftige Hilfe der Venetianer gerettet.

Sechs Jahre später fiel die calabrische Hauptfestung Cosenza in die Hände der Moslemen, die auch Salerno tributär machten. Und nun trieb die unaufhörliche arabische Noth, die den byzantinischen Steuerdruck endlich ganz unberechtigt erscheinen ließ, zwei mächtige Bürger von Bari, Melus und seinen Schwager Dattus, im Jahre 1010 zu dem kühnen Entschluß, den Rhomäern den Gehorsam aufzukündigen. Bari und Apulien fielen wirklich ab. Da galt es große Anstrengungen zu machen, die denn auch im Jahre 1011 den Katapan Basilios in den Stand setzten, Bari zurückzuerobern und die kühnen italienischen Führer zur Flucht nach Benevent zu zwingen.

Gegenüber diesen und den asiatischen Schwierigkeiten ließ Basilios II. es zu, daß der Krieg gegen die Bulgaren, die jetzt auf das westliche Makedonien und einige angrenzende Bezirke beschränkt waren, längere Zeit nur schlaff geführt wurde; rieb doch die unaufhörliche Defensive auch die Kräfte Samuels unaufhaltsam auf. Erst im Jahre 1014 gewann der Krieg wieder einen großartigen Charakter. Kaiser Basilios gedachte mit starker Macht die Landschaft am oberen Strymon zu unterwerfen. Inzwischen waren Samuel und sein Feldherr Nestoritzes mit einem großen Heere vor Thessalonich erschienen. Hier durch den tapferen Strategen Theophylaktos Botoniates zurückgeworfen, eilte Samuel, nunmehr den Marsch des Kaisers aufzuhalten. In der That fand Basilios es unmöglich, die verschanzten Pässe von Kleidion und Kimbalongon (Kimpulong), j. von Demirhissar, mit Sturm zu nehmen. Da ließ er denn durch den Commandanten von Philippopolis, Nikephoros Xiphias, ein starkes Corps um den Berg Balathista, südlich von den Pässen, führen, um die Bulgaren zu umgehen. Am 29. Juli 1014 konnten die Bulgaren zu gleicher Zeit in der Front und vom Rücken her angegriffen werden und erlitten eine ungeheure Niederlage. Mit genauer Noth entrann Samuel nach Prilep, um gleich nachher zu erfahren, daß sein Gegner den großen Sieg durch die entsetzlichste That seines Lebens geschändet hatte. Basilios nämlich nahm hier, — wir wissen nicht, durch welches Motiv noch besonders bestimmt, — die Gelegenheit, für die vieljährigen Leiden, welche die Bulgaren seit Krum über die Rhomäer gebracht hatten, eine schauerliche Rache zu vollziehen, die zugleich den letzten Widerstand durch Schrecken brechen sollte. Wie es heißt, so ließ er 15,000 bulgarischen Gefangenen die Augen ausstechen; je hundert behielten allemal einen Einäugigen als Führer, der sie ihrem Czaren wieder zuführen sollte. Diesem ungeheuren Frevel, den die Bulgaren niemals vergessen und zur Zeit des lateinischen Kaiserthums entsetzlich gerächt haben, verdankte der Kaiser den blutigen Beinamen des „Bulgarenschlächters“. Unmittelbar rächten sie ihn durch die Vernichtung der Abtheilung des tapferen Theophylaktos, der auf dem Marsche gegen Strumpitza durch ein anderes bulgarisches Corps den Untergang fand. Dieser unerwartete Mißerfolg nöthigte den Kaiser, die Ausbeutung des Sieges von Kimbalongon zu unterbrechen. Aber als er nach Einnahme des Schlosses Melnik (Melenikon) in der Rhodope auf dem Rückmarsch Mosynopolis am 24. Oktober erreicht hatte, erhielt

er die Botschaft, daß Czar Samuel vor Entsetzen über den Anblick seiner geblendeten Soldaten einen jähen Tod (15. September) gefunden hatte. Diese Chance durfte nicht unbenutzt bleiben; sofort wurde ein glänzender Herbst- und Winterfeldzug unternommen. In starken Märschen führte der Kaiser seine Heersäulen über Thessalonike zuerst nach Wodena und drang dann nordwestwärts in das Herz des feindlichen Reiches, in die alte Landschaft Pelagonia ein. Das bulgarische Schloß Bitol wurde zerstört, detachirte Corps eroberten Stobi und Prilep, und die Hauptarmee, welche die Tscherna (Erigon) überschritt, traf am 9. Januar 1015 wieder in Thessalonike ein.

Gerade aber die Grausamkeit des Kaisers verlängerte den Todeskampf Bulgariens noch um mehrere Jahre, zumal Basilios wiederholt fortfuhr, bulgarische Gefangene blenden zu lassen. Samuels und seiner larissäischen Frau tapferer Sohn Gabriel, den die Slawen Radomir nannten, setzte den Krieg mit zäher Tapferkeit fort, bis ihn im Jahre 1015 der Dolch eines Mörders traf. Dieser Mörder war sein eigener Vetter, Samuels Neffe Johannes Wladislaw. Dieser Bluthund, der auch Radomirs Gattin aus dem Wege räumte, Gabriels Sohn blenden und den den Schischmaniden verschwägerten Dukljanerfürsten Wladimir ermorden ließ, riß mit jener dämonischen Herrschsucht, die uns so oft im Verlaufe der Sterbestunden versinkender Völker bei deren letzten Führern begegnet, die Krone an sich und organisirte noch einmal einen wahrhaft wüthenden Widerstand. Allerdings ist es ihm und seinen Feldherren gelungen, den Rhomäern noch mehrere empfindliche Schläge zu versetzen. Aber die furchtbare Energie und die systematische Art, mit welcher Basilios, der auch russische Truppen an seiner Seite hatte, Schritt für Schritt eine feste Stellung der Bulgaren nach der anderen eroberte und in feste byzantinische Positionen umschuf, weiter aber Massen bulgarischer und slawischer Gefangener nach Armenien verpflanzte, und dafür armenische und griechische Colonien in Bulgarien ansiedelte, zermalmte allmählich die letzte Widerstandskraft seiner Gegner, die noch im Jahre 1017 vergeblich die Hilfe der Petschenegen zu gewinnen suchten. Als endlich Wladislaw nach einer Niederlage zu Ende des Jahres 1017, verzweiflungsvoll zu Anfang des Jahres 1018 Dyrrhachion angriff, fand er den Tod. Und nun fielen die Bulgaren auseinander. Die Czarin-Wittwe Maria, der Patriarch David, und der General Bogdan standen an der Spitze der Friedenspartei, und ihren Geboten folgend ergab sich jetzt das ganze Land dem Kaiser Basilios, als dieser von Adrianopel aus nach Achrida marschirte. Vor dieser Stadt übergab ihm die Czarin Maria die Schlüssel der Residenz und den reichen bulgarischen Kronschatz. Der Widerstand, den einige Söhne des Wladimir und zwei alte bulgarische Offiziere noch länger in den Hochlandschaften Albaniens am Gebirge Tomor versuchten, wurde bald gebrochen. Dann huldigten auch die alten illyrisch-epirotischen oder schkypetarischen Häuptlinge dieser Gegenden, wie Elemag von Belograda (Berat) dem gewaltigen Sieger, der nun auch durch seine Feldherren die volle Autorität des Reiches bis zur Sawe und Drawe herstellen

ließ. Während eine Flotte in der Adria die dalmatinischen Küsten gewann, huldigten die Fürsten der Serben und der Kroaten der Hoheit des Kaisers, und 1019 gewann der kaiserliche General Constantin Diogenes durch einen Handstreich auch wieder den unmittelbaren Besitz der alten Stadt Sirmium.

Nach dem vollen Siege wurden die besiegten Bulgaren klug und großmüthig behandelt. Maria und ihre Töchter nahmen ihren Sitz in Constantinopel; die bulgarischen Großen wurden in den Reichsadel der Rhomäer aufgenommen und mehrfach mit dem Patriciat bedacht; das eroberte Land namentlich im Westen mit Festungen durchsetzt, das Volk aber nicht weiter bedrückt, sondern die Steuern auf dem durch Czar Samuel eingeführten Fuße belassen. Basilios persönlich durchzog im Laufe des Jahres 1018 nach der Einnahme von Achrida die südlichen Landschaften, überall inspicirend und organisirend, und kam endlich nach Athen. Hier wurde in dem Dom der Panagia ein großes kirchliches Siegesfest gefeiert; große Geschenke an die herrliche Kathedrale[1]), deren Marmorwände jetzt auch mit Darstellungen der Hauptscenen des Bulgarenkrieges bemalt wurden, galten dem Danke, den der Kaiser der Panagia spenden wollte. Dann kehrte er (1019) nach der Reichshauptstadt zurück, um hier einen prachtvollen Triumpheinzug zu feiern. Er durfte sich rühmen, den bis dahin furchtbarsten Feind des Reiches gänzlich überwältigt, die Macht aber der Rhomäer auf der Balkanhalbinsel in einer Stärke hergestellt zu haben, wie man sie seit der Mitte des fünften Jahrhunderts, seit Markian und Leo I. nicht mehr gekannt hatte.

Parallel mit den letzten großen Schlägen des bulgarischen Vernichtungskrieges waren neue Kämpfe in Unteritalien gegangen, die ebenfalls den griechischen Waffen nur förderlich ausfielen. Der seit 1012 regierende Papst Benedict VIII., ein Graf von Tusculum, der sich der Abkunft nicht nur von dem stolzen Geschlecht des Römers Alberich, sondern sogar von den Cäsaren des julischen Kaiserhauses berühmte, hatte nicht nur wieder ein starkes papales Bewußtsein: er war auch ein bedeutender Staatsmann, und ganz von der Idee erfüllt, Araber und Griechen endlich aus der Halbinsel der Apenninen zu verdrängen. Aber das Glück, mit dem er das arabische Corsarenvolk mit Hilfe der Pisaner und Genuesen befehdete, stand ihm doch gegen die von ihm sehr zur Unzeit gering geschätzten Rhomäer nicht zur Seite. Wohl nahm er sich der flüchtigen Bariner Melus und Dattus kräftig an, half dazu, daß sie langobardische Hilfe und die Unterstützung einer großen Anzahl französischer Ritter aus der Normandie erhielten, die ursprünglich für Salerno ins Feld gezogen waren. Aber die Vortheile, die Melus im Jahre 1017 am Fortore und in der Gegend von Trani über die griechischen Generale Leo Pacianus und Andronikos davontrug, bestimmten den Kaiser, im Jahre 1018 den Katapan Andronikos durch Basilios Bugianos zu ersetzen, der

1) Darunter eine silberne Taube, die (ein Symbol des h. Geistes) über dem Altare schwebte und in beständiger Bewegung auf und nieder glitt.



Das Dedicationsbild aus dem Psalter Basilios' II., den gewappneten Kaiser darstellend.
Miniature vom Ende des 10 Jahrh. (Venedig, St. Marcus-Bibliothek.)

nun mit russischen und skandinavischen Warägern in zwei Schlachten die italienischen und normännischen Krieger des Melus auf dem alten Siegesfelde Hannibals bei Cannä und bei Salerno bis zur Vernichtung schlug. Jetzt war das Uebergewicht der Griechen so entschieden, daß sie auch die Hoheit über Salerno und Capua wiedergewannen, und 1021 bereits am Garigliano erschienen, wo sie nun das päpstliche Gebiet angriffen, und 1022 bereits in das alte Marserland am See von Celano eindrangen. Nur der mächtige Vorstoß des sächsischen Kaisers Heinrich II., der jetzt dem Papst zu Hilfe kam, und nicht nur die griechische Festung Troja eroberte, sondern auch Capua, Neapel und Amalfi (1022) wieder für das Reich des Abendlandes gewann, zog hier den Erfolgen der Griechen ihre Grenzen.

Weithin gefürchtet, im Jahre 1016 in Verbindung mit seines Schwagers Wladimir Russen auch gegen Georg Tsul, den Khagan der Khazaren, entschieden glücklich, im Jahre 1022 noch einmal in iberisch-armenischen Grenzkämpfen siegreich, unpopulär nur bei den Großen des Reiches, deren Steuerkraft stark angespannt und deren ausgreifende Neigungen stark gezügelt wurden, gedachte Basilios II. sein thatenreiches Leben noch durch die Vertreibung der Araber aus Sicilien zu krönen. Aber es war ihm nicht beschieden, die Macht des Reiches noch höher zu steigern. Mitten unter gewaltigen Rüstungen ist er, 68 Jahre alt, einer Krankheit verfallen, der der alte Held im Dezember des Jahres 1025 erlag. Der Leichenzug, der seine Asche nach der Evangelistenkirche im Hebdomon führte, bedeutete, daß auch Glück und Glanz des Reiches der Rhomäer für volle 55 Jahre in die Gruft versenkt worden waren.

Das griechische Reich hatte unter und durch Basilios II. den höchsten Grad der Macht und des Glanzes erreicht, den mit seinen Mitteln zu gewinnen noch möglich war. Während die ungeheure Kraftfülle des Khalifats von Bagdad nunmehr vergeudet erschien; während nur noch das Khalifat von Kahira in Afrika einen Theil des alten Glanzes der Muselmanen behauptete, in Asien aber die Zeit gekommen war, wo die türkischen Völker ihre Herrenrolle zu spielen begannen, hatte die unverwüstliche Lebenskraft des Rhomäerthums sich noch einmal in wahrhaft staunenswerther Weise entfaltet, und die Völker dieses Reiches wieder mit einem Gefühle des Stolzes und der Sicherheit erfüllt, welches den Zeitgenossen der letzten Herakliden und wieder den Vorgängern des Theophilos so gut wie abhanden gekommen war. Es ist gar nicht zu verkennen: der gesammten asiatischen, turanischen, slawischen und germanisch-romanischen Völkerwelt, deren mächtige Glieder das alte Reich der Constantiner und der „makedonischen" Kaiser, der Basiliden, in ungeheurem Kreise rings umgaben, erschien das Reich der Selbstherrscher von Constantinopel noch immer, und zwar seit Nikephoros Phokas in erhöhtem Grade, als das leuchtende Centrum alles Glanzes, alles Reichthums, aller Schönheit, aller höheren Bildung und einer unvergleich-

lichen Kultur. Noch immer waren jetzt, wie vor Jahrhunderten, zuletzt alle Völker und Staaten aufgerieben worden und verfallen, die sich gegen die Rhomäer versucht hatten. Die fanatischen Massen der tapferen Araber, die eisernen Regimenter der Bulgaren, die Corsarenflotten von Kreta, selbst die Hünen der deutschen Völkerwelt, selbst die geistlichen Waffen des großen Priesters an der Tiber; hatten zuletzt bei der unheimlichen Berührung mit den gefeiten Waffen, mit dem Seefeuer, mit der Diplomatie der Rhomäer den Kürzeren gezogen. Ueberall fast in der damaligen Welt, — mochte man die Byzantiner hassen oder lieben, mochte man als schlauer Staatsmann oder als naiver Natursohn, oder mit den wilden Instinkten der Steppenwölfe ihnen und den Schätzen, die ihre Krieger und Flotten hüteten, gegenüberstehen, — fühlte man die Bedeutung dieses Reiches als des Centrums der Kulturwelt dieser Jahrhunderte. Die Arbeit der byzantinischen Diplomatie wurde überall empfunden. In Bagdad und Kahira, in Kairwan und Palermo, in Cordova und an allen Höfen Unteritaliens —, und wieder an den Höfen der deutschen Kaiser, der neu emporkommenden slawischen Machthaber in Kroatien, in Desniza, bei den Magyaren, in den Zelten des Großkhans der Petschenegen, bei Russen, Khazaren und Türken arbeiteten das Gold und die geschmeidige Klugheit der griechischen Agenten, der Zauber der kostbaren Produkte des griechischen Südens und des asiatischen Ostens, in dem weiten Lande zwischen den Karpathen und den Wiesengeländen des Don nun auch die stille Macht der anatolischen Kirche, nach allen Richtungen fühlbar für die Interessen des alten Kaiserthums der Rhomäer. Dieses selbst aber hatte die alte Römerkunst, die gesammte Welt für sich auszunutzen, und auf seine festen Fundamente gestemmt seine Volkskraft durch immer neue Absorbirung fremder Völker zu erfrischen und zu ergänzen, seine Schlachten mit dem besten Blut der kräftigsten Rassen ringsum zu schlagen, zu immer höherer Vollendung gesteigert.

Aeußerlich muß die Physiognomie des Byzantinerthums damals eine überaus bunte gewesen sein. Uns erinnert sie vielfach an das Aussehen des Osmanenthums im 17. Jahrhundert, wo Albanesen und Südslawen unter dem Turban fast den alten Stamm der Asiaten numerisch überboten; vielleicht noch mehr an die Zeit des Römerthums im Jahrhundert der Constantiner. Was damals für das Reich der Constantiner die Germanen bedeuteten, waren jetzt die Slawen. Nur daß die Slawen in noch weit größeren Massen in das Rhomäerthum eingeschmolzen worden sind, als einst die Germanen; nur daß auf der Balkanhalbinsel und in Theilen Kleinasiens sich eine wirklich griechisch redende Mischrace ausbilden konnte, bei der dann im Verlauf der Jahrhunderte der griechische Blutstropfen überall siegreich durchdrang; nur daß neben den relativ reineren Gruppen der Griechen diesseits und jenseits des ägäischen Meeres und neben den gräcisirten Slawen und Bulgaren, auch der Orient sein gewaltiges Contingent stellte zu den Menschen, welche die Schicksale dieses Reiches bestimmten. Wir wissen, wie gewaltig das Gewicht

war, was die Armenier hier einzusetzen hatten; und neben ihnen sind die kleineren Schaaren der Araber und der Perser nicht zu vergessen, die erst im Laufe des 11. Jahrhunderts durch die ungezählten Tausende der Waräger, der Nordgermanen mit Einschluß der Isländer, und zuletzt vor Allem der deutschen, d. h. der angelsächsischen Engländer, mehr in den Hintergrund geschoben werden.

Es ist in der That kaum zu bestreiten, daß alle Opfer an Kraft und Blut, welche die alte Völkerwelt für die Erhaltung des römischen Kaiserthums gebracht hat, weit zurückbleiben hinter der riesigen Fülle fremder Kraftelemente, hinter der kolossalen Transfusion fremden Blutes, mit welcher das Rhomäerthum seine Existenz von Jahrhundert zu Jahrhundert behauptet, und zugleich seine Kultur und seine Civilisation gerettet und vertheidigt hat, bis andere Mächte den historischen Beruf aufnahmen, die welthistorischen Kämpfe auszufechten, die — zuletzt im Gegensatz zu dem Islam unter türkischen Heereszeichen — der urewige Gegensatz zwischen Orient und Abendland immer wieder emporgetrieben hat.

Umsonst freilich verwandelte sich der Staat der Byzantiner nicht für lange Jahrhunderte in ein Kriegslager. Aeußerlich allerdings setzte sich die Physiognomie ihrer Civilisation von Geschlecht zu Geschlecht ziemlich unverändert fort. Die Arbeit ihrer Künstler, Kunsthandwerker, Fabrikanten jeder Art folgte den altgewohnten Bahnen; die vielbeliebten und doch so geschmacklosen Münzen änderten nur bei höchst zweifelhafter Aehnlichkeit die Porträts und die Umschriften der Kaiser; der Dienst der Geistlichkeit erhielt nur da eine Aenderung, wo es unter fremden Völkern zu missioniren und die Sitten der Neubekehrten langsam umzuschmelzen galt; die Beamten aller Gattung häuften in ihren Büreaus immer neue Berge schätzbarer Akten; die einheimischen wie die geworbenen Truppen übten und vervollständigten ohne Unterlaß ihre bewährten Exercitien. Mit derselben jubelnden Lust sammelte sich das Volk zu seinen heitern Lustbarkeiten, zu den Spielen des Hippodrom, und zu den grandiosen Festlichkeiten der Kirche, wie vor Jahrhunderten; und die junge gebildete Welt pflegte andauernd ihre bald feineren und eleganten, bald derberen und bedenklichen Amüsements. Aber die Art des Rhomäerthums zeigte auch gefährliche Züge, die nicht nur durch das „Altern" des Reiches erklärt werden. Die unaufhörlichen Kämpfe, bei denen die diplomatische Kunst so oft die Hauptrolle spielte, wirkten gefährlich zurück auch nach Innen. Nicht zu allen Zeiten stand die Sittlichkeit im engeren Sinne gleich; es lassen sich hier recht wohl Zeiträume bald niederer, bald höherer Tonart unterscheiden. Aber die Neigung zu Verrätherei, zu unergründlicher Treulosigkeit, zum diabolischen Spiel der Intriguen, womit man gegenüber den Fremden jeden Augenblick bei der Hand war, beherrschte, namentlich unter den Großen des Reiches, gar sehr auch die Verhältnisse im Inneren. Byzantinische Falschheit ist sprüchwörtlich geworden. Und neben der wilden, durch die Greuel fremder Wilden reichlich neu angeregten Barbarei bei Hinrichtungen war in diesen

byzantinischen Jahrhunderten ein schändlicher Gebrauch eingerissen, den man offenbar aus dem Orient übernommen, und wieder den Osmanen überliefert hat: nämlich die, sagen wir es schonend, „Herstellung" zahlloser Eunuchen. Nicht nur daß es Mode geworden war, bei Anwendung politischer Vorsichtsmaßregeln die scheußliche Blendung durch Verwandlung eventuell gefährlicher Jünglinge in Eunuchen zu ersetzen, so nahm dieser Brauch auch da überhand, wo von solchen Motiven die Rede nicht war. Im Staatsdienst, in der Armee, selbst in der Kirche ist der Eunuche in den bisher geschilderten Zeiten eine ständige Erscheinung.

Glücklicherweise zeigt aber die byzantinische Civilisation auch noch andere und darunter manche bessere Züge in Menge. Intelligente Ausländer, namentlich gebildete „Franken", (wie die Griechen schon im 10. Jahrhundert die Völker des Westens, Lateiner und Deutsche, zu nennen pflegten,) haben manches von großem Interesse beobachtet. Es ist ihnen freilich sehr schwer geworden, der fremdartigen Weise der Rhomäer gerecht zu werden, zumal der ewige Kriegszustand nach Außen die letzteren gar sehr in hartes und oft unangenehm ausgeprägtes Mißtrauen gegen die meisten Ausländer sich hüllen ließ. Aber wenn ihnen auch die griechische Kost, der Gebrauch des Oels und die vielseitige Anwendung der Fischsauce, selbst bei dem damals wie heute volksbeliebten Hammelbraten, und der seit Plutarchs Zeit bekannte Gebrauch, den edlen Wein als „Resinat" zu trinken, Spott und Aerger abnöthigte, und wenn namentlich Bischof Liudprand (S. 172), der auch sonst den Charakter der „Griechen" möglichst dunkel färbt, mit Staunen findet, daß auch griechische Kirchenfeste durch theatralische Aufführungen belebt wurden: imponirt hat ihnen doch der imposante Stolz, mit welchem diese Erben des Römerthums sich als das Kulturvolk par excellence fühlten. Darum trachteten alle Völker ringsum, sobald sie nur erst durch das Christenthum eine gemeinsame sittliche Basis mit den Griechen gewonnen hatten, für ihre Höfe Heirathsverbindungen mit Prinzessinnen des kaiserlichen Hofes zu erzielen. Denn nicht nur, daß die Erziehung und Ausbildung dieser Damen in der That mustergiltig war, so galten diese Heirathen weitaus als die vornehmsten. Freilich war man in Constantinopel auch nach dieser Richtung vor den Zeiten der späteren Paläologen sehr vorsichtig und spröde, und hielt mit diesem Exportartikel sehr schlau Haus. Da indessen die griechische Politik wiederholt durch solche Ehebündnisse ganz erheblich gefördert wurde, so gab man doch hier noch viel eher nach als in den entscheidenden Momenten der fürstlichen Etikette, die allerdings gerade in der Zeit der Basiliden zu ähnlicher Vollendung und steifer Würde oder vielmehr Grandezza ausgebildet war, wie später das Ceremoniell des spanischen Hofes. Für diese Dinge war der Geist des Volkes in allen Klassen ebenso erfinderisch, die Temperatur am Bosporus vielleicht ebenso günstig, wie später die zu Madrid in den blühendsten Zeiten des weltbekannten spanischen Hoflebens oder einst in der steifsten Epoche der Pharaonen des Hofes von Theben. Die Kaiser persönlich, selbst

so derbe Soldaten wie Basilios II. nicht ausgenommen, hielten mit besonderer Zähigkeit auf gewisse Privilegien in dem Staatskostüm. Noch unter den Paläologen wurde Prätendenten oder verwandten Höfen keine Concession hartnäckiger verweigert, als die der Anlegung der nur für die geheiligte Person des Selbstherrschers der Rhomäer vorbehaltenen — Rothen Schuhe. Dem Allen entsprach der immer kunstvollere Ausbau der Titulaturen im Civil-, Hof- und Heerdienst, die seit des großen Constantins Zeiten am Bosporus recht eigentlich zu Hause waren. Wie wir schon früher einmal fanden, so erhielt durch die Gräcisirung oder halbe Umschmelzung mancher altrömischen Titel dieser Zweig der griechischen Civilisation ein seltsam groteskes Ansehen, und wohl nicht nur Liudprand, sondern auch mancher andere gebildete Lateiner mag gelächelt haben, wenn beispielsweise er in dem Kabinet der Kaiser neben einem Oberkammerherrn oder Parakoimomenos auf einen „Proto a sekretis" nämlich auf den ersten Staatssekretär, und auf einen „Protovestiarius" nämlich auf den Obergarderobemeister, stieß. An die Stellen der alten „Grafen", der römischen Comites, eigentlich der Wirklichen Geheimen Räthe, waren in der Zeit der Basiliden die „Magister" getreten, und neben dem Patriciat und dem „Prokonsulat" wurde gerade diese Würde gern als besondere Auszeichnung verliehen, während die Würden des Cäsars, des Nobilissimus, und des Palastmarschalls oder Kuropalaten in der Regel den Mitgliedern des Kaiserhauses vorbehalten blieben. In der Armee, deren an die Themen sich knüpfende Organisation wir früher kennen lernten, waren neben den Drongarien oder Admirälen der Flotten neuerdings namentlich zwei Stellungen bedeutsam geworden: der Commandeur der kaiserlichen Haustruppen, der Domestikus, und (an altmakedonische Formen anklingend) der Hetäriarch, nämlich der Commandeur der in immer größeren Massen auftretenden fremden Truppen im Reiche.

Neben diesen „spezifisch" byzantinischen Zügen wird aber die Physiognomie der Zeiten, die wir bisher historisch durchschritten haben, noch in ganz anderer Weise, und zwar manchmal ganz ansprechend belebt. Das geistige Leben nämlich war lebhaft angeregt. Es ist ganz unverkennbar, daß die Erziehung, wie sie damals den Söhnen und den Töchtern der „guten" Familien zu Theil wurde, eine vortreffliche war. Verderblich wirkte natürlich auf viele der jungen Männer höheren Standes, sobald sie in die Welt traten, der Geist der Unwahrheit, der Corruption, der Hab- und Herrschgier ein, der in den politischen Kreisen weithin dominirte und in den ethischen Einflüssen der Kirche oft nur ein ungenügendes Gegengewicht fand. Aber ihre Vorbildung zur öffentlichen Thätigkeit war eine solide und vielseitige. Wir werden wiederholt bei den Details dieser Geschichte an die älteren Zeiten der Römer erinnert, wenn wir nicht wenige dieser Byzantiner finden, die nicht nur als Staatsbeamte und Diplomaten, sondern auch als Offiziere sehr Bedeutendes leisten. Litterarisch aber waren sie mit seltenen Ausnahmen jetzt ganz besonders gut geschult. Die wilde Epoche des Bilderkrieges hatte sehr





Miniature in den für Kaiser Basilios den Makedonier (867—886) geschriebenen Predigten des heiligen Gregor von Nazianz, darstellend das zweite Concil zu Constantinopel, 553. Paris, Nationalbibliothek.

merkwürdige Folgen hinterlassen. Wie der große kirchliche Kampf auf der einen Seite dem Mönchthum einen neuen Aufschwung gegeben hatte; wie früher und später nicht wenige Kaiser inmitten eines prunkenden Hofes persönlich asketisch gelebt haben, so war durch den kirchlichen Kampf der Geist und die Methode der litterarischen Polemik in ungemeiner Stärke neu geweckt und belebt worden. Und als die eigentlichen Stürme ausgetobt hatten, war seit Theophilos, und vor Allem durch die Basiliden, namentlich wieder durch Constantin VII. ein ganz neuer Eifer in das Studium der alten Litteratur und in die neue litterarische Produktion gekommen. Es ist das um so interessanter, als bereits vor dieser Zeit, nämlich seit der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts, die litterarische Erbschaft des klassischen Alterthums, welche die Byzantiner hüteten, die erste ihrer großen Eroberungen zu machen begonnen hatte, der dann später die zweite, im Zeitalter der Renaissance, im Abendlande folgen sollte. Durch Vermittelung nämlich der Syrer drang die antike Wissenschaft auch bei den Arabern ein, bei denen sie ungemein günstig aufgenommen und unter Uebersetzung der griechischen Originale allmählich in orientalische Form umgewandelt wurde. Es war freilich nur ein beschränkter Theil der antiken Litteratur, welcher nun auch an den Höfen der Khalifen von Bagdad und Cordova Bürgerrecht gewann, nämlich die Dialektik und die exakten Wissenschaften. Aristoteles und ein kleiner Theil der platonischen Schriften, die medizinischen und die mathematischen Klassiker der Griechen sind es, die seit jener Zeit auch den arabischen Geist neu angeregt haben.

Die Kaiser nun der makedonischen Dynastie fanden einerseits die großartige Schöpfung des Cäsars Bardas (S. 143) vor; andererseits stand den beiden ersten Basiliden der kolossale Photios zur Seite, dessen bester Ruhm darin gipfelte, daß sein riesiges Wissen wie ein leuchtender Fanal das Niveau seiner Zeitgenossen diesseits und jenseits aller Grenzen des Reiches weit überstrahlte. Ein Mann von Geschmack, so weit es seiner Zeit möglich war, und von verständigem Urtheil, wurde er als einsichtiger Kritiker der griechischen Litteratur, als eifriger Pfleger der kirchlichen Schriftstellerei, als Ordner des Kirchenrechts, und als Sammler bedeutungsvoll. In letzterer Beziehung bereitete er auch die Zeit vor, welche durch die Thätigkeit des litterarischen Kaisers Constantin VII. ihre auszeichnende Physiognomie erhalten hat.

Der Porphyrogennet hatte, wie wir wissen, bis 945 sich ganz und gar auf die Studien und die Künste angewiesen gesehen, während dieser Zeit auch sein bekanntes Werk über die Themen, also über die Provinzen des Reiches verfaßt. Als das Haus Romanos (S. 157) endlich gefallen und er selbst wirklich Kaiser geworden war, ist er überaus eifrig bemüht gewesen, nunmehr wesentlich zu praktischen, wissenschaftlich die Sache angesehen encyklopädischen, Zwecken die Wissenschaft und deren Betrieb zu fördern. Ganz dem nüchternen, eines eigentlich idealen Strebens entbehrenden Charakter des Rhomäerthums entsprechend, hat es sich dabei überwiegend um Sammlungen und Kompilationen gehandelt, die (mit Ausschluß der propädeutischen

Fächer) alle Zweige des praktischen und berufsmäßigen Wissens umfaßten. Seine Absicht aber suchte Constantin VII. auf einem dreifachen Wege zu erreichen. Auf der einen Seite beeilte sich der Kaiser, die große Bardas-Universität in der Residenz, die durch die Nachlässigkeit des Romanos I. arg in Verfall gerathen war, glänzend zu erneuern. Er bemühte sich, tüchtige Lehrer zu gewinnen, die freigebig mit Geld und äußeren Ehren bedacht wurden; den Studenten zeigte er dieselbe Fürsorge und Freigebigkeit, zog sie an seine Tafel und in seine Nähe, gewährte ihnen die Mittel zum Unterhalt und sorgte nach Beendigung ihrer Studien für ihre Unterbringung in staatlichen und kirchlichen Aemtern. Weiter aber wirkte der Kaiser theils durch eigene, umfassende litterarische Thätigkeit, theils durch Anregung und Förderung anderer Gelehrter. Von des Kaisers eigenen zahlreichen Schriften sind namentlich erhalten (bei allen schriftstellerischen Mängeln für die moderne Forschung von speciellem Werthe) die zwischen 949 und 952 abgefaßte, zur politischen Unterweisung seines Sohnes hergestellte, Arbeit „de administrando imperio“; ferner das zur Erkenntniß des byzantinischen Absolutismus und des Hoftones dieser Zeit unschätzbare, in dieser Richtung (aber auch nur in dieser) wahrhaft klassische Ceremonienhandbuch des byzantinischen Hofes, und endlich die Biographie des hier als fürstliches Ideal geschilderten Kaisers Basilios I.

Die Anregungen aber des Kaisers ließen nun, wie gesagt, auch sehr zahlreiche andere kompilatorische Werke entstehen: Arbeiten eines Kreises von Gelehrten, welche dieser Basilide um sich versammelt hatte, Compendien des für die Männer verschiedener Fächer Wissenswürdigsten, Handbücher verschiedener Wissenschaften, aus Excerpten älterer Werke zusammengestellt. So die „Geoponika“, ein Lehrbuch der Landwirthschaft; die „Hippiatrika“, ein analog gearbeitetes Werk über die Thierarzneikunde; das durch Theophanes Nonnos hergestellte Handbuch der Pathologie und Pharmakologie; weiter eine große Sammlung historischer Excerpte von Polybios bis Theophylaktos in 53 Büchern oder Rubriken, von denen uns aber nur noch drei vollständig erhalten sind. Endlich die ungeheure, bei den Byzantinern überaus hoch geschätzte Sammlung der Heiligengeschichten, welche Symeon Metaphrastes, ein reicher, mächtiger, hochgestellter Reichsbeamter damals zusammengestellt hat. Nach der historischen Seite entstanden unmittelbar auf Constantins Veranlassung zwei Bearbeitungen der neueren byzantinischen Reichsgeschichte: die Kaisergeschichte des Joseph Genesios (von Leos V. Antritt bis zu Basilios' I. Tode) und die (unter Nikephoros Phokas vollendete) sogenannte Fortsetzung der Chronik des Theophanes (S. 134), eine Sammlung von Biographien der Kaiser seit dem armenischen Leo V., 813 bis 961 n. Chr. Die letztere ist also erst längere Zeit nach des Kaisers Tode vollendet, und enthält auch noch die Lebensbeschreibungen Constantins selber und seines Sohnes Romanos II. Vielfach benutzt erscheint in diesen historischen Werken, wie auch in der (unter Nikephoros Phokas geschriebenen) Chronik des Symeon Magister (812—963) die

etwas ältere Chronik des „Georgios Monachos (des sogenannten Hamartolos)", die aber ersichtlich nicht unter Constantins VII. Einfluß geschrieben ist, vielmehr gegen ihn selbst und gegen seine Vorfahren eine entschieden feindliche Stimmung verräth. Die Sache ganz genau zu bestimmen, so ist die eigentliche Weltchronik des Mönches Georg, die von Erschaffung der Welt bis 842 n. Chr. reicht, bis 813 nur als Compilation, für 813 bis 842 aber als selbständige Arbeit erscheint, schon unter Michael III. verfaßt. Die daran sich schließende „Fortsetzung" bis zum Jahre 948 dagegen ist den historischen Arbeiten eines vornehmen weltlichen Staatsbeamten entnommen, der sein Werk zu Anfang der Regierung des Nikephoros Phokas abschloß. Im Ganzen erhebt sich freilich diese Schriftstellerei Constantins VII. und seiner litterarischen Paladine in Styl und geistigem Vermögen nicht über die Mittelmäßigkeit. Die Zeit war gekommen, wo auch die reich gespendete kaiserliche Gunst den lebendigen Sinn für sprachliche Reinheit, für gute Wortbildung, für korrekte Struktur nicht mehr festhalten, und das aus der Mischung mit massenhaften slawischen Elementen in Leben und Blut der Rhomäer eingedrungene Moment nicht mehr verbergen konnte.

Für die letzten Jahrzehnte der Basiliden nach des Porphyrogenneten Ausgang sind nur noch wenige Namen hervorzuheben. Die gelehrten Kenner der byzantinischen Litteratur dieses Zeitalters wollen auch in den Arbeiten der Grammatiker die Spuren des wachsenden Verfalls der Sprache erkennen; derart daß diese Gelehrten bereits wesentlich gegen Fehler in Orthographie und Aussprache aus verfälschter Vokalisation zu kämpfen hatten. Imposant aber zeigte sich der byzantinische Fleiß in dem Riesenwerke des Lexikographen Suidas. Es war ein gewaltiges encyklopädisches Reallexikon, in welchem die „weitläufigen Schichten der Glossare, die Blüthenlese der Commentare, der litterarischen Register und Constantinischen Auszüge, zu einem umfassenden Repertorium für das Studium der Klassiker und der Bibel, für Welt- und Kirchengeschichte verbunden," und neben den Worterklärungen und Excerpten der älteren Grammatiker, Scholiasten und Lexikographen auch viele historische Notizen, namentlich Nachrichten über die berühmtesten Schriftsteller und Auszüge aus ihren Werken enthalten waren. Die Kunstpoesie leistete nach wie vor nichts Erhebliches; dagegen begann bereits die Zeit, wo die Volksdichtung sich der Thaten der rhomäischen Helden auf der asiatischen Seite gegen die Muselmanen in einer Weise bemächtigte, wie das viele Jahrhunderte später wieder in den älteren Blüthetagen der hellenischen Klephturie geschehen ist. Die Historiographie dagegen zeigt in der Weltchronik des Grammatikers Leo, die bis 948 n. Chr. herabgeht und im Jahre 1013 vollendet wurde, wesentlich eine Nachbildung der stark ausgeschriebenen Chronik des Mönches Georg, wie deren viele entstanden. Dagegen erhob sich Leo Diakonus, Begleiter des Kaisers Basilios II. im bulgarischen Kriege, und Verfasser einer Geschichte der Jahre 959—975 in zehn Büchern, nicht nur durch massenhafteres Detail, sondern auch durch reicheren Styl, größere Leb-

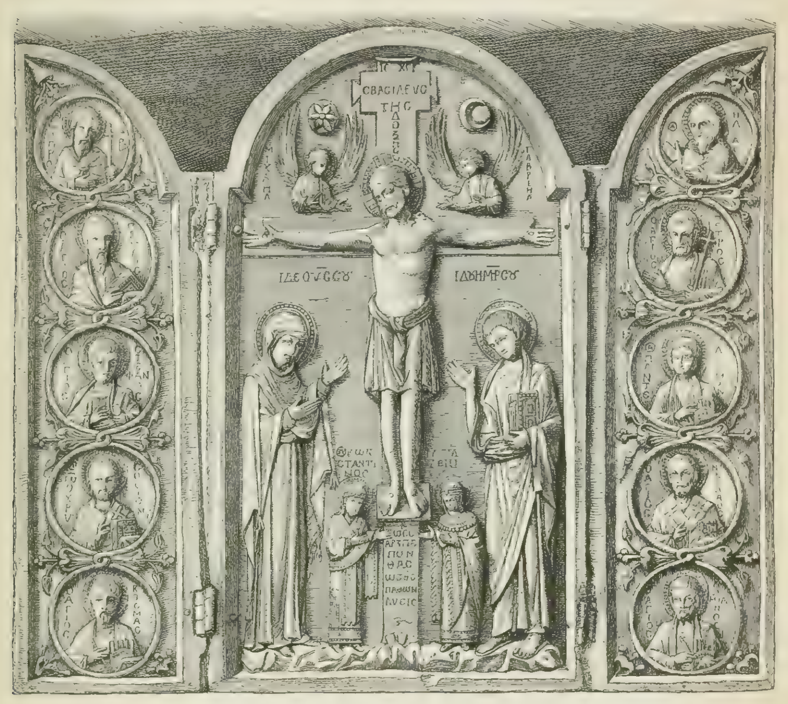
haftigkeit und Frische, und durch freieres Urtheil zu seinem Vortheil über seine Vorgänger. Daneben ging nun bei den Rhomäern andauernd namentlich im 10. und 11. Jahrhundert die Ansammlung und Herstellung sorgfältiger Handschriften, wie auch die Anlage namhafter Klosterbibliotheken; so auf Cypern und Chios, so in dem Kloster St. Trinitas auf der Insel Chalke, so in der Residenz in Klöstern wie St. Lazarus, Petrium, und namentlich St. Maria Benefactrix.

Die später in dieser Richtung besonders berühmte Klosterwelt freilich auf dem Athos war in jener Zeit nur erst interessant als ein besonders bedeutsames Stück der dominirenden geistlichen Sinnesweise der Rhomäer. Ein durch Kaiser Nikephoros Phokas begünstigter Asket aus Trapezunt, Auramios, als Mönch Athanasios genannt, gründete gegen 963 am südlichen Rande der Halbinsel des Athos die berühmte Abtei Laura, sammelte auch und organisirte neu die bisher vorhandenen Eremiten. Die 969 festgestellte Regel des Klosters wurde durch Kaiser Tzimiskes bestätigt, die Verbindung mehrerer Mönchssitze zu einem größeren Ganzen ins Auge gefaßt; der „Protos" der verschiedenen Hegumenen sollte von dem Patriarchen der Hauptstadt abhängig sein, der auch die letzteren einsetzte, der Flecken Karyäs aber der Verwaltungsmittelpunkt der mönchischen Gemeinschaft sein. Seit der Zeit des Tzimiskes, wo nur erst 58 Mönchswohnungen sich fanden, nahmen diese Ansiedelungen schnell zu. Zu den griechischen Mönchen aller Art gesellten sich iberische oder georgische, bald auch bulgarische und russische. Gegen 980 gründete des Athanasios Freund Johannes das iberische Kloster („Jwiron"); dazu trat dann Batopedion, später die reichste und glänzendste aller Abteien des heiligen Berges, und (zu Anfang des zweiten Drittels des 11. Jahrhunderts, seit 1034) das Kloster Esphigmenu. Seit 1037 dann Dochiariu, seit 1046 Philotheu, seit 1070 Karakallu. Im Jahre 1045 zählte die Mönchswelt der damals zuerst als „Hagion-Oros" bezeichneten Halbinsel schon 180 Wohnungen mit 700 Mönchen, die sich damals unter Zuziehung des Patriarchen ein neues, 1046 durch die Staatsregierung bestätigtes, Generalstatut schufen. Dasselbe betraf hauptsächlich die ökonomischen Verhältnisse, die Gebietstheilung und die (heute noch bis zur äußersten Peinlichkeit, die selbst Hühner und Katzen ausschließt, gesteigerte) Fernhaltung aller weiblichen Wesen. Die 1060 dem Kloster Laura verliehene Abgabenfreiheit eröffnete die Reihe der großartigen kaiserlichen Gunstbeweise späterer Zeiten.

In unverminderter Stärke endlich lebten gerade in diesen äußerlich so glänzenden Zeiten zwei der stärksten Züge der byzantinischen Civilisation fort, nämlich der Kunstbetrieb und der Handelsverkehr. In Sachen des griechischen Kunsthandwerks und der Kunst höherer Art dürfen wir uns hier der Hauptsache nach auf das zurückbeziehen, was über diese Seite des rhomäischen Lebens früher (S. 81 ff.) ausgeführt worden ist, wie auf die gelegentlichen Mittheilungen über die anregende Thätigkeit verschiedener Kaiser. Unter diesen, die sonst mit Vorliebe der Architektur huldigten, war, dem Theophilos analog,

zuletzt wieder Constantin VII. ziemlich universeller Art, und zwar so sehr, daß er auch ganz vortreffliche Kenntnisse in der Technik mehrerer Zweige des Kunsthandwerks sich angeeignet hatte.

In Sachen nun der Architektur hatte zuerst wieder der oft erwähnte Kaiser Theophilos die Stadt und den Rayon von Constantinopel mit neuen Prachtbauten geschmückt. Die Mittheilungen über seinen Palast, der aus einer größern Anzahl zum Theil phantastisch gearteter Bauwerke bestand, erinnern an die bunten und malerischen Anlagen der Paläste des



In Elfenbein geschnitzte Altarschrankthür, Triptychon; spätere byzantinische Arbeit, vielleicht 13. Jahrh. (Paris, Nationalbibliothek.)

Orients, wie diese sich schon seit den frühesten Zeiten durch Klima, Sitten und volksthümliche Neigungen ergeben hatten. Theophilos wünschte mit den Schöpfungen der Abbasiden zu Bagdad zu wetteifern. Ein erhaltener Rest des Palastes „Hebdomon", der sogenannte Saalbau, der (S. 18ff.) seiner Zeit zugeschrieben wird, ist ein Gebäude in mehreren Geschossen, ebenso sehr durch die tüchtigen, kräftig konstruktiven Formen ausgezeichnet, wie durch die Dekoration des Aeußern, welches aus mannigfachem Wechsel verschiedenfarbiger Steine und in anderer Art angeordneter zierlicher Muster besteht, und zeugt von einer Aneignung des arabischen Geschmackes in dessen erster

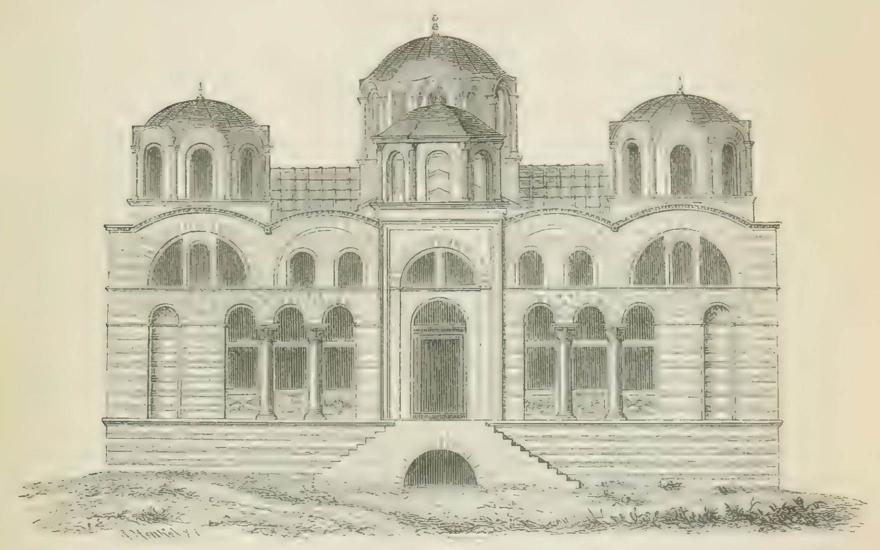
eigenthümlicher Ausprägung. Andererseits hatten die Araber bei ihren Bauten in Syrien sich vielfach an die dort vorgefundenen byzantinischen Werke angelehnt.

Dagegen zeigt der Kirchenbau bei den Byzantinern etwa seit dem Ende des neunten Jahrhunderts gewisse charakteristische Modifikationen. Das Gebäude hat in der Regel eine, von der Vorhalle abgesehen, dem Quadrat mehr oder weniger sich annähernde Form, mit einem quadratischen Haupttheil in der Mitte, über dessen vier Stützen der Rundbau eines hohen, kuppelgewölbten, sogenannten Tambours emporgeführt ist. Die Gallerien des Inneren fallen jetzt fort; die großen Bögen des Mittelquadrats stehen demgemäß auf allen vier Seiten mit entsprechenden Hochräumen in Verbindung, so daß sich das Innere in den Haupttheilen als ein zumeist gleicharmiges griechisches Kreuz (mit der hohen Kuppel über der Mitte) gestaltet, während in den Ecken niedere Seitenräume angelegt sind, an der Altarseite die Haupttribuna und die üblichen Seitennischen vortreten, und an der Eingangsseite sich die (oft eine doppelte) Halle des Narthex vorlegt. Eine reichere Gliederung des Baues kennt der byzantinische Styl nicht. Orientalischer Einfluß zeigt sich jetzt in dem bunten Schmuck des Aeußeren, theils in der Wahl verschiedenfarbigen Gesteins, theils in einem Aufputze mit plastischen, nicht selten von älteren Gebäuden entnommenen Architekturstücken. Im Inneren dominirt überall die nach einem gleichmäßig festgehaltenen Plane durchgeführte Bemalung der Wände. Außer anderen gehört hierhin namentlich die Kirche der Hagia Theotokos zu Constantinopel, vom Ende des neunten oder vom Anfang des zehnten Jahrhunderts. Diese ist, wie so viele Kirchen des Orients, von relativ kleinem Umfange, und zeigt neben der Hauptkuppel mehrere Nebenkuppeln. Die Apsis ist im Vieleck gestaltet. Aus dem zehnten und eilften Jahrhundert haben sich in Thessalonike mehrere imposante kirchliche Kuppelbauten erhalten. Der Styl dagegen einiger christlicher Monumente zu Trapezunt aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verräth schon den Uebergang aus der eigentlich byzantinischen in armenische Umbildungen. In Griechenland hat sich eine Anzahl kleiner und in künstlerischem Belange nur unbedeutender Kirchen aus der Spätzeit des byzantinischen Styles erhalten.

Nach Seiten der bildenden Künste hatte zur Zeit des Bilderstreits die Entscheidung der Synode des Jahres 842, welche die malerische Darstellung in der Kirche zugab, die plastische dagegen verpönte, fühlbare Folgen. Desto eifriger wandte man sich der dekorativen Kunst zu, der Ausstattung der heiligen Räume durch Prachtgeräthe und Prachtstoffe. Unter Nachahmung des schon durch den ersten Justinian gegebenen Vorbilds war man vor Allem auf die Ausstattung des Altars und seiner Geräthe bedacht. Man bot Alles auf, um in diesen durch Glanz und Mannigfaltigkeit der Formen wunderbare Wirkungen zu erzielen. Das heilige Brod des Altars verschloß man in einem Goldgehäuse mit Säulen und Bögen, das auf dem Altar stand, oder in darüber hängenden goldenen Tauben. Man baute „Leuchtthürme“, säulen=

getragene Schalen, zur Erhellung des heiligen Raumes. Man gab anderen Leuchtgeräthen die Gestalt von Delphinen, Schiffen, Hörnern, Kronen oder Kreuzen. Man bekleidete, wie in der Sophienkirche zu Constantinopel, den Altar, seine Umgebungen, selbst die Pforten, mit kostbaren Metallen, indem man dessen Stücke durch eingegrabenes, oder, wo es erlaubt war, durch getriebenes Bildwerk schmückte.

Seit der Beilegung endlich der Bilderstreitigkeiten wurden auch die musivischen Arbeiten wieder mit neuer Energie aufgenommen. In dieser Richtung sind von Interesse die jüngeren Mosaikbilder in der Sophienkirche zu Constantinopel. Namentlich die an dem westlichen Tragebogen der Hauptkuppel, die einer unter Kaiser Basilios I. erfolgten Herstellung zugehören.



Hagia Theotokos zu Constantinopel.

Hier sind ältere Motive noch einmal aufgenommen worden, und in dem im Hauptpunkte des Bogens befindlichen Kopfe der Madonna gelang noch einmal eine glückliche Idealbildung. Die mangelhaften Mosaiken dagegen des östlichen Tragebogens gehören erst dem vierzehnten Jahrhundert an.

Die alte Prachtliebe der Byzantiner, und der Wunsch einen Ersatz zu finden für die Plastik, führte weiter zur Ausbildung mancher eigenthümlicher Arten der Technik. Namentlich in der Metallarbeit und in der Herstellung bildlicher (eingeschmolzener) Darstellungen auf der Metallfläche. Es sind theils sogenannte Niellen, gravirte Zeichnungen zumeist auf Silber, deren vertiefte Umrisse mit schwarzem oder farbigem Email ausgefüllt sind, theils bunte Emailmalereien zumeist auf Gold, derart daß Goldfäden die Farben von einander sondern und zugleich feine Goldumrisse bilden, während Lichter

und Gewandfalten auf den Farben selbst durch zarteste Goldschraffirung angegeben sind. Im eilften Jahrhundert war ferner zu Constantinopel das Verfahren üblich, in der Art des „Niello" eherne Portalflügel zu schmücken: man entwarf Zeichnungen, deren Umrisse durch eingelegte Silberdrähte (die nackten Theile durch Silberplättchen) gebildet wurden. Freilich erscheinen hier die Formen schwerfällig und roh.

Ganz besonders endlich kultivirten die Byzantiner die Pflege der Miniaturen der Bilderhandschriften, wobei man einige Zeit lang nicht ohne Erfolg zurückging auf die Nachahmung der antiken Darstellungsweise und der der frühesten christlichen Zeit, die sich aus der letzteren herausgebildet hatte. Dabei macht sich allerdings die Vorliebe der Byzantiner für Darstellungen grausiger Märtyrerscenen bemerkbar. Erst in den Miniaturen des eilften Jahrhunderts verlieren sich die antiken Elemente. Die in den Klöstern und von den Mönchen gepflegte Kunstübung gewann hier das Uebergewicht; eine Anweisung für Maler, die in der vorliegenden Gestalt wahrscheinlich erst gegen Ende des Mittelalters redigirt wurde, das „Malerbuch vom Berge Athos", besitzt auch für frühere Jahrhunderte in dieser Richtung volle Geltung. Die dogmatische Tendenz stimmte nicht mehr zu dem reineren Formensinne und der größeren Naturfrische, die noch in den Werken der altchristlichen Kunst waltete. „Der persönliche Antheil der Künstler verringerte sich, und mußte immer mehr sinken, je lehrhafter die Darstellungen wurden, je enger sie mit dogmatischen Beziehungen verknüpft werden mußten. Die kirchliche Vorschrift trat an die Stelle der freien künstlerischen Erwägung." Die Gestalten wurden steif, dürr und hager, die Geberden unnatürlich starr und hart, der Ausdruck unlebendig, die Färbung greller, die Umrißzeichnung mit schwarzen Linien markirt. Doch lieferte noch dieses und das dreizehnte Jahrhundert manches Beachtenswerthe. Erst seit der Katastrophe von 1204 sinkt auch der Kunstwerth in diesen Arbeiten merklich, und bald erscheinen die Schöpfungen dieser Art „völlig todt, vertrocknet und geistlos".

Die Tafelmalerei beginnt in nennenswerther Weise erst in den späteren Zeiten der byzantinischen Kunst. Aber im Allgemeinen haben diese Bilder einen schweren und dunklen Ton in der Farbe, sie sind gewöhnlich ohne Geist ausgeführt und mit allerlei Goldputz verbrämt. Bei Weitem die meisten der byzantinischen Tafelgemälde gewähren nichts, als die traurige Darlegung eines knechtisch gebundenen Sinnes. Die Wandmalerei, die in den späteren byzantinischen Kirchen reichlich zur Anwendung kam, wiederholte eine Anzahl rituell gewordener Motive und Compositionen.

Höchst bedeutsam ist endlich für das Zeitalter, welches wir bisher geschildert haben, der byzantinische Handelsverkehr. Auch hier können wir uns mehrfach (S. 92 ff.) auf das früher Gesagte zurückbeziehen. Noch immer beherrschte das byzantinische Münzwesen, nur das Reich der östlichen Khalifen zum Theil ausgenommen, die damalige Welt, und die Rhomäer versorgten die Länder des Abendlandes mit den nöthigen Goldmünzen, die

Byzantinische Münztypen.

1. Goldmünze: Solidus. Kaiser Leo II. und Zeno. Auf der Vorderseite sind beide genannt, Leo allein ist dargestellt. Auf der Kehrseite thronen sie beide; Leo, der durch seine Mutter Ariadne Nachfolger ihres Vaters Leo I. war, hat die Ehrenstelle zur Rechten seines Vaters Zeno. CONOB bedeutet die Währung von CONstantinopel, nach welcher OB (72) Solidi aus dem Pfunde geprägt wurden.
2. Goldmünze: Solidus des Dominus Noster ANASTASIVS PerPetuus AVGustus.
3. Silbermünze des Ostgothen-Königs Theoderich mit dem Kopf des Kaisers Justinus I. Das Monogramm enthält den Namen THEODORICVS; das E, vorn am R, ist hier zufällig nicht deutlich.
4. Kupfermünze des Justinian I., im XVIIII (19.) Regierungsjahre, in Kyzicus geprägt. M ist die Werthzahl 40 und bezeichnet den Follis.
5. Kupfermünze des Justinus II. und seiner Gemahlin Sophia. Im 4. Regierungsjahr in Constantinopel geprägt. Follis.
6. Kupfermünze des Kaisers Mauricius, seiner Gemahlin Constantina und seines Sohns Theodosius, in Cherson geprägt. H ist die Werthzahl 8.
7. Heraclius und Heraclius Constantin. Silbermünze, 1/48 Pfund, Miliaresion. Rückseite: deus adiuta Romanis.
8. Constans II. und sein Sohn Constantin Pogonat. Silbermünze, Miliaresion.
9. Justinianus II. Rhinotmetus und sein Sohn Tiberius. Solidus. DN IVSTINIANVS ЄT TIBЄRIVS PP A. Kehrseite: IhS ChS RЄX RЄGNANTIVM Brustbild Christi mit kreuzförmigem Nimbus, er hält das Evangelienbuch. — Dies ist das früheste Bild Christi auf Münzen.
10. Constantin VI. als Knabe und seine Mutter Irene. Gold. CONSTANTINOS C (καὶ) ЄIR. Kehrseite: CONST AΓVSTI ЄT ЄIRI; die Ahnen des Kaisers: Leo III., Constantin V. und Leo IV. (der Vater Constantins VI.).
11. Michael III. als Knabe, seine Mutter Theodora und seine Schwester Thecla. Auf der Vorderseite MIXAHL S (καὶ) ΘЄCLA. Auf der Kehrseite die Regentin ΘЄΟδΟRA δЄSPVNA. Griechische und lateinische Buchstaben gemischt.
12. Basilios I. Kupfer.
13. Constantin XII. Monomachos. Silber. Maria MP ΘΥ (μήτηρ θεοῦ) ΔЄCΠΟΙ-NA CωZOIC ЄΥCЄΒΗ ΜΟΝΟΜΑΧΟΝ, der Kaiser, die Linke auf das Schwert stützend.
14. Romanos IV. Diogenes. Silber. Maria mit dem Christkinde M Θ. + ΠΑΡΘЄΝЄ COI ΠΟΛΥΑΙΝЄ OC ΗΛΠΙΚЄ ΠΑΝΤΑ ΚΑΤΟΡΘΟΙ der stehende Kaiser. Die beiden Umschriften bilden einen Hexameter.
15. Michael VII. Dukas Parapinakes. Gold. + ΜΙΧΑΗΛ ΒΑCΙΛ (Ο ΔΟΥΚΑC) Kehrseite: IC XC.
16. Alexios I. Komnenos. + KЄ (κύριε) ROΗΘЄΙ (βοήθει) ΑΛЄΞΙω ΔЄCΠΟΤΗ Τω ΚΟΜΝΗΝω.
17. Theodor II. (Vatatzes Dukas) Lascaris, Kaiser in Nikaea. Silber. Neben dem Heiligen steht (hier zufällig nicht sichtbar) Ο ΑΓΙΟC. ΔΜΗΤΡΟC (Δημήτριος). Die Buchstaben IC AK auf der Kehrseite sind noch nicht genügend erklärt.
18. Michael VIII. Paläologos. Gold. Der Kaiser kniet vor Christus, der Erzengel Michael steht hinter dem Kaiser. Kehrseite: Maria, umgeben von den Stadtmauern von Constantinopel.
19. Alexios II. Komnenos, Kaiser in Trapezunt. Silber. Der Kaiser und der h. Eugenius zu Pferde.



Byzantinische Münztypen; (Originale im Königlichen Münz-Cabinet zu Berlin)

hier während mehrerer Jahrhunderte cirkulirten. Das Gold der Rhomäer behauptete andauernd seinen alten guten Ruf; die zuweilen doch vorkommenden Schwankungen, Veränderungen und Experimente vollzogen sich nur an den Silber- und Kupfermünzen. Unter den Basiliden war das Keration zu 41 Gr. Gewicht (der 24. Theil des goldenen Solidus) die beliebteste Silbermünze. Für das Kupfergeld wirkte namentlich Basilios I. reformirend. Die große Bronzemünze (M) mit dem Brustbilde Christi (Follis) führte er auf das anastasianische Gewicht zurück und prägte sie zu 260 bis 276 Gr.; den Obolos dagegen mit dem Kaiserbilde zu 118, 125, 140 Gr. und darüber. Interessant ist die Beobachtung, daß man 1024 zur Anwendung concaver Münzen überging. Zum vorherrschenden Typus der Gold-, Silber- und Kupfermünzen wurde diese Form jedoch erst zu Ende des eilften Jahrhunderts. Mit dem Gewicht und Werth des Gold- und Silbergeldes wurde dabei keine Veränderung vorgenommen. Größe und Gewicht aber der Kupfermünzen wurde erheblich herabgesetzt. Der „Follis" und der „Obolos" scheinen in der Regel concav gewesen zu sein, ihre Bruchtheile dagegen von der gewöhnlichen Form. Die griechischen Inschriften (S. 97) erscheinen seit der Mitte des neunten Jahrhunderts auf dem Revers verschiedener Münzen. Unter der Basilianischen Dynastie stehen griechische Inschriften auf der Kehrseite sowohl des Silber- als des Kupfergeldes, wogegen der Revers der Goldmünzen meistens das Brustbild Christi zeigt, mit der Umschrift „Jesus Christus Rex Regnantium". Diese lateinische Inschrift erhielt sich auf dem goldenen Solidus bis gegen Ende des eilften Jahrhunderts.

Das Reich der Rhomäer war trotz der unaufhörlichen Kriege und trotz vieler mangelhafter wirthschaftlicher Einrichtungen, wie einzelner Monopole, Binnenzölle, Ausfuhrzölle, theilweiser Beschränkung in der Ausfuhr gewisser Stoffe, noch immer der bedeutendste Handelsstaat jener Zeiten; und neben Cherson und Thessalonich, denen zahlreiche kleinere Handelsplätze zur Seite standen, war Constantinopel als Handelsplatz von so eminenter Wichtigkeit, wie heutzutage etwa London und Neuyork. Gerade nach Seiten des Handelsverkehrs kam den Rhomäern neben den enormen Kapitalien in den Händen ihrer Kaufleute bis zu dem Ausgang der Basiliden manches in hohem Grade zu Gute. Auf der einen Seite hatten sie in Sachen des ostasiatischen Handels die Araber vollständig überflügelt, die ohnehin durch das willkürliche Regiment ihrer Khalifen und durch die unaufhörlichen inneren Kriege unvergleichlich schlechter gestellt waren, als die Rhomäer mit ihrer wohl geordneten Verwaltung und Justiz. Nun hatte der Khalif Mansur seit 767 durch die Sperrung des Kanals zwischen Nil und Rothem Meere nicht nur die Länder an dessen Küsten erheblich geschädigt: er hat auch mit dahin gewirkt, daß die alte Handelsstraße von Ostasien über Aegypten verödete. So geschah es, daß die Rhomäer, zu denen alle indischen und chinesischen Waaren auf der centralasiatischen Karawanenstraße, und weiter durch das Land der Khazaren kamen, mehr und mehr fast die ausschließlichen Vermittler dieses Verkehrs

nach den Ländern des Westens und Nordens wurden. Weiter aber ist es für die Byzantiner ungemein lange höchst vortheilhaft gewesen, daß die slawischen, deutschen und romanischen Völker allmählich sich immer mehr civilisirten, und daher immer eifrigere Abnehmer der Waaren und der industriellen Erzeugnisse wurden, die ihnen noch immer nur erst das byzantinische Reich liefern konnte, — während sie selbst noch nicht daran denken konnten, als gefährliche Rivalen der Rhomäer aufzutreten. Denn die kühnen russischen Handelsleute, die bis nach Syrien sich wagten, fielen doch nur erst wenig ins Gewicht; und nur die Italiener, sowohl die befreundeten Amalfitaner und Venetianer, wie die ganz selbständigen Pisaner und Genuesen, wurde gegen Ende dieses Zeitraums allmählich bedenkliche Konkurrenten. Die Bedeutung aber der Kaiserstadt am Bosporus als Centralsitz des Welthandels jener Tage geht auch daraus deutlich hervor, daß die Annalen des neunten und zehnten Jahrhunderts uns bereits ganze Handelskolonien fremder Völker unter ihren Mauern angesiedelt zeigen: so namentlich der Russen, der Bulgaren, und verschiedener Italiener, zu denen später (im 11. Jahrhundert, unter König Stefan, der in Constantinopel eine prachtvolle Kirche bauen ließ,) sogar Magyaren, und weiter Araber getreten sind. Aber schon sonst hatte die Gegnerschaft, die zwischen den Khalifaten von Bagdad und Cordova bestand, die spanischen Muselmanen veranlaßt, ihre Handelsbeziehungen in Constantinopel zu suchen. Ein Zug freilich in der Geschichte dieses durch die Intelligenz der meisten griechischen Kaiser gehegten und geschützten, und trotz mancher Fehlgriffe wesentlich geförderten Verkehrs erinnert uns wieder daran, welch' eine Fülle von Barbarei auch hinter der üppigen Civilisation dieses Reiches lag: nämlich der leidige Umstand, daß ein Hauptheil der dabei in Betracht kommenden „Waaren" aus Menschenfleisch bestand. Mit anderen Worten, aus der Erbschaft der Antike hatte die griechische, slawische, romanische Staatenwelt auch die abscheuliche Praxis des Sklavenhandels beibehalten. Rhomäer, Venetianer, Neapolitaner schämten sich nicht, Massen europäischer Sklaven an die Moslemen in Afrika, Aegypten und Syrien zu verhandeln.

Der griechische Handel hatte bereits seit jener Zeit eine wesentliche Erweiterung erhalten, als die Bulgaren anfingen, zu civilisirteren Lebensformen überzugehen und selbst als Kaufleute aufzutreten. Weit ausgedehnter aber ist der Handelsverkehr der Rhomäer und noch mehr der Vertrieb ihrer Waaren geworden, als erst die von Anfang an handelseifrigen und für den Handel ungemein begabten Russen mit ihnen die oben mehrfach geschilderten näheren Beziehungen angeknüpft, und namentlich Zollfreiheit erlangt hatten. Die Russen tauschten lange vorzugsweise Pelzwerk, Honig, Wachs und kriegsgefangene Sklaven aus gegen die verschiedensten Luxuswaaren; dahin gehörten namentlich Silber- und Goldbrokat, kostbare Seidenstoffe, Wein, edle Früchte aller Art, orientalische Spezereien und ganz besonders Pfeffer. Soweit die Russen nicht selbst nach Cherson und nach „Tsarigrad" oder „Miklagard" am Bosporus kamen, zogen wohl die griechischen Kaufleute auf der großen Haupt-

handelsstraße am Dnjepr hinauf (S. 167) bis nach Kiew, seit 882 Hauptstadt des russischen Reiches. Ein bedeutender Stapelplatz griechischer Waaren wurde dann aber auch Nowgorod, wo nun wieder die skandinavischen Kaufleute erschienen, diese kostbaren Waaren für sich zu erstehen. Damals wurde es im Norden vielfach üblich, Rußland mit „Griechenland" zu konfundiren; und Grekaland, Girkland, das Ziel vieler nordischer „Griechenlandfahrer" ist nicht in Südeuropa zu suchen. Wirklich bis nach Constantinopel ist in jener Zeit, so viel bekannt, von skandinavischen Kauffahrern nur Gris Sämingsson gelangt, der um das Jahr 1000 lebte. Die kirchlichen Beziehungen stärkten ebenfalls den russischen Verkehr mit Byzanz; denn von dort aus erhielten nun die russischen Geistlichen ihre Weihen, die Kirchen ihren Altarschmuck und ihre Ausstattung.

Ueber Rußland gelangten die griechischen Waaren weiter auch zu westlichen Slawen, namentlich des Nordens von Mitteleuropa, theils über Kiew, theils über Nowgorod; sie spielten eine bedeutende Rolle auf den Märkten der berühmten slawischen See- und Handelsstadt Jumne auf der pommerschen Küste, wohin sie theils slawische Ostseefahrer, theils „griechische" Kaufleute brachten, d. h. Russen, als Leute, die sich zur griechischen Kirche hielten. Für das damalige Deutschland machten namentlich Mainzer Großhändler Geschäfte bis nach Constantinopel. Die nach Mainz bestimmten griechischen Waaren nahmen den Weg über Venedig; von der glänzenden Bischofsstadt am Mittelrhein aus wurden sie dann rheinabwärts bis nach England geführt. Andrerseits brachten wieder Könige und geistliche Würdenträger dieses Insellandes nicht selten aus Rom byzantinische Seidenzeuge mit.

Ganz besonders bedeutsam aber war der Vertrieb aller möglicher byzantinischen Waaren nach dem civilisirtesten aller christlichen Nachbarländer des Reiches, nämlich nach Italien. Von Anfang an verbrauchte das bischöfliche Rom gewaltige Vorräthe asiatischer Spezereien, namentlich kostbarer Arome, und ein reiches Maß seidener und purpurner Stoffe für Prachtgewänder, Decken, und für den kirchlichen Dienst, — Dinge, die ganz vorwiegend die Erzeugnisse griechischer Arbeit waren, und nach dem Muster der kirchlichen Hauptstadt des Abendlandes dann auch über Rom nach vielen anderen Ländern des Westens und Nordens bezogen wurden. Die maritime Verbindung aber mit der Levante, und zunächst vor Allem mit den griechischen Häfen, namentlich Constantinopel, stellten die Schiffe mehrerer der Städte im griechischen Unteritalien her, unter denen neben Bari, Trani, Brindisi und Tarent, ganz vorzugsweise Amalfi in Betracht kommt. Die Amalfitaner, die schon im 9. und 10. Jahrhundert auch zu den Arabern in Afrika und Aegypten gute Beziehungen hatten, betrieben, — bis 1073 der griechischen Oberhoheit im Ganzen treu, — den lebhaftesten Verkehr mit dem Reiche der Rhomäer, führten wetteifernd mit den Venetianern griechische Waaren in das Abendland, und selbst jene Purpurseidenstoffe, deren Ausfuhr eigentlich verboten war, wußten sie doch in den Handel zu bringen. Wie ihrer viele in der griechischen Armee dienten,

so hatten sie auch in Constantinopel ihre eigenen Verkaufslokale, und bildeten dort eine eigene Kirchengemeinde mit einem Kloster. Im Laufe des eilften Jahrhunderts stand dieser Gemeinde der kluge und mächtige Pantaleon vor, der mit specieller Vorliebe unteritalische Kirchen und Klöster mit jenen kostbaren (S. 88 und 202) bronzenen Prachtthüren beschenkte, die aus den Werkstätten der Erzgießer von Constantinopel hervorgegangen waren. Zuerst stiftete er solche für die Kathedrale seiner Vaterstadt (vor 1066); dann für die altberühmte Kirche S. Paolo fuori le mura in Rom (1070), endlich für die



Byzantinisches Gewebe, Gold auf rothem Grunde. (Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum.) Dieser Stoff soll von Bischof Conrad von Halberstadt 1208 nach der Einnahme von Constantinopel nach Deutschland gebracht worden sein.

Wallfahrtskirche St. Michael auf M. Gargano (1076). Seinem Vorbilde folgend hatte auch der Abt Desiderius von Monte Casino für seine Kirche solche Erzthüren in Constantinopel herstellen lassen; derselbe, der bei dem Neubau seines Klosters auch das kostbare Kirchengeräthe durch Erzgießer, Goldschmiede, Juweliere und Maler der griechischen Residenz sich schaffen ließ. Alle diese Beziehungen aber nahmen ein Ende, als 1073 die Stadt Amalfi ein Glied des normännischen Reiches geworden war. Ihre Bürger sind seit dieser Zeit in dem Reiche der Rhomäer gänzlich verdrängt worden durch die Venetianer, die seit Alters zu den Byzantinern politisch und merkantil in besonders nahen Beziehungen gestanden, und ebenfalls vielfach im griechischen

Heerdienst sich bewegt hatten. Anfangs für das Reich wesentlich Lieferanten von Wolltüchern, dalmatinischem Schiffsbauholz, Waffen (oder doch Eisen aus Steiermark), und Sklaven, hatten sie namentlich im Laufe des 10. Jahrhunderts ihren Verkehr mit Constantinopel außerordentlich gesteigert. Ihre Handelsschiffe besuchten den Chrysokeras so regelmäßig, daß sie auch den Briefverkehr von Deutschland und Oberitalien nach dem griechischen Reiche vermitteln konnten; übrigens umgingen sie eben so geschickt wie die Amalfitaner das Verbot, gewisse kostbare byzantinische Seidenzeuge auszuführen. Ihrem Dogen Pietro II. Orseolo (991—1009) ist es auch zuerst im März des Jahres 992 gelungen, mit Kaiser Basilios II. die Gebühren vortheilhaft zu reguliren, welche für die Ladungen venetianischer Handelsschiffe im griechischen Reiche bezahlt wurden. Unter Abstellung mehrfacher Mißbräuche und ungerechtfertigter Ueberforderungen Seitens der griechischen Zollbeamten, wurde der Sundzoll von Abydos für jedes venetianische Schiff bei der Einfahrt auf je zwei goldene Solidus (S. 94) bestimmt; der Ausfahrtszoll dagegen sollte 15 solcher „Byzantiner" betragen. Bei Verlust ihrer Privilegien sollten venetianische Schiffe keine Waaren fremder Städte als eigene deklariren. Um die Plackereien und Durchstechereien der unteren Beamten abzuschneiden, wurde der amtliche Verkehr mit den venetianischen Kauffahrern in die Hand eines der höchsten Finanzbeamten gelegt. Endlich aber versprachen die Venetianer, zur Uebersetzung griechischer Truppen nach Unteritalien jederzeit Schiffe stellen zu wollen. Die Zeit aber war nicht mehr fern, wo die Venetianer, die auch im Jahre 1000 mit bewaffneter Hand zerschmetternd die slawischen Piraten an den dalmatinischen Küsten trafen, nahezu als gleichberechtigte Macht den Rhomäern gegenüber erscheinen sollten; unser nächster Abschnitt hat den entsprechenden Niedergang der byzantinischen Kraft zu schildern.

Zweiter Abschnitt.

Von Basilios II. bis zum Lateinischen Kreuzzuge.

Erstes Kapitel.

Die Komnenen.

Als Kaiser Basilios II. zu Ende des Jahres 1025 starb, hinterließ er seinen Nachfolgern eine große und hoffnungsreiche Aufgabe. Wenn jetzt das Reich einen oder mehrere Herrscher fand, welche den ungeheuren Gewinn, wie ihn das Schwert und die furchtbare Energie Basils eingebracht, mit fester Hand, aber milden und staatsklugen Sinnes verwertheten; wenn sich Politiker fanden, die namentlich das eroberte Bulgarenland noch in anderer Weise sicherten und ausnutzten, als nur erst durch Verpflanzung armenischer und griechischer Colonien nach den bulgarischen Kantonen, bulgarischer Schaaren nach den asiatischen Grenzstrichen: wenn überhaupt der byzantinische Absolutismus auch nur von leidlich verständigen und begabten Regenten gehandhabt wurde, so mochte das große und glänzende Reich immerhin auf eine glückliche Zukunft zählen. Zum Unheil aber der Rhomäer ist genau das Gegentheil eingetreten. Länger denn je zuvor dauerte es nach Basils Tode, bis wieder ein großer Mann die byzantinische Krone getragen hat. Und wenn nun einerseits die Dynastie der Basiliden durch ihre lange Dauer und durch die Verdienste mehrerer ihrer Angehörigen in der Art „legitim" geworden und so tief eingewurzelt war, daß sie sich selbst in Gestalt von Frauen noch 30 Jahre lang auf dem Throne zu erhalten vermochte; wenn andererseits Basilios II. so kraftvoll gearbeitet hatte, daß die Schule seiner Feldherren noch bis über die Mitte des 11. Jahrhunderts hinaus das äußere Ansehen des Reiches zu behaupten vermochte: es war doch ein schweres Unheil für das Reich, daß dasselbe gerade während der Epoche einer tüchtigen kaiserlichen Leitung entbehren mußte, wo fast gleichzeitig auf der West- wie auf der Ostseite des Reiches neue, höchst gefährliche Feinde auftraten, die Normannen und die Seldschukischen Türken, — beide Völker, so zu sagen, der historische Vortrab jener Mächte, die nachher die wirkliche Vernichtung des Reiches der Rhomäer vollziehen sollten.

Dazu tritt ferner der gewichtige Umstand, daß die lange Zeit der Schwäche der fürstlichen Centralgewalt, die als neue Stütze ihrer Stellung doch nur die neuen nordeuropäischen Garderegimenter zu gewinnen vermocht hat, einem historisch höchst interessanten Element das mächtige Emporkommen und Durchdringen ermöglicht hat, welches von Innen heraus die centralisirenden und zusammenhaltenden Kräfte des Reiches zu zersetzen strebte: es war die neu erwachsende Aristokratie, deren Zunahme uns auch äußerlich durch das Aufkommen bestimmter Familiennamen in diesem Reiche signalisirt wird. Es war natürlich, daß in einem Reiche, wie das der Rhomäer, parallel mit der Entwickelung und tieferen Fundirung der monarchischen Gewalt auch die Versuche der größeren Grundherren, und überhaupt aller einheimischen Machtelemente liefen, sich zu einer Art von Adel zu entwickeln, wie ihn auch die letzten Zeiten des römischen Kaiserthums gekannt hatten. Die griechischen Städte haben im Laufe der halbdunkeln Jahrhunderte, die mit den Existenzkämpfen gegen die slawische Ueberfluthung ausgefüllt sind, allmählich in ihren Municipalitäten ein „Archontat" entstehen sehen, welches in seiner Haltung, leider auch nach Seiten der Kauflust und der Parteiwuth in inneren Angelegenheiten, stark an die italienische municipale Nobilität erinnert. Aber in vielen Provinzen, namentlich im Peloponnes und in Kleinasien, war wirklich eine große und reiche territoriale Aristokratie erwachsen, die den Kaisern nach verschiedenen Richtungen hin erhebliche Besorgnisse einflößte. Seitdem (zuletzt im neunten Jahrhundert) das unsinnige System der gegenseitigen Verantwortlichkeit der Grundbesitzer für den Gesammtbetrag der Grundsteuer ihrer Bezirke endlich völlig aufgegeben war, hatte sich die materielle Kraft der großen provinziellen Grundherren freier entwickeln können. Aber nun war auch der Trieb wieder erwacht, gewaltige Latifundien zu schaffen; und der große Grundadel fand nicht nur in den europäischen Ländern mit höriger slawischer oder gräkoslawischer Bevölkerung sondern auch in Asien viele Mittel, bald eine Art von Patronage über die freie bäuerliche Einwohnerschaft sich zu schaffen, bald — oft mit Gewalt oder materiellem Drucke verschiedenster Art, seine Besitzthümer zu erweitern. Die Kaiser hatten niemals aufgehört, unter starker Sympathie der übrigen Volksklassen, durch drakonische Bestimmungen dieser den kleineren Grundeigenthümern höchst nachtheiligen Richtung entgegenzuarbeiten. Noch Justinian I. hatte gegen diese Neigung gekämpft, die in Italien und Gallien dem ausgehenden abendländischen Reiche so gefährlich geworden war. Gegen die neue Art dieses Adels hatten Theophilos und Romanos I. den Kampf aufgenommen. Constantin VII. hatte 947 gesetzlich verfügt, daß Ländereien armer Leute (namentlich Soldatengüter), die reiche Grundherren seit seiner Thronbesteigung „erworben", denselben wieder entzogen und ohne Ersatz des Kaufgeldes den Vorbesitzern zurückerstattet werden sollten. Basilios II. hatte unablässig gegen die Uebermacht der Latifundienbesitzer gekämpft; wie später Alexios I., stützte auch er sich dabei entschieden auf den Klerus, gab

daher selbst den Kampf des Nikephoros Phokas gegen die Ansammlung von Grundstücken in „todter Hand" wieder auf. Aber auch abgesehen von der gefährlichen wirthschaftlichen und für die innere Kraft und militärische Leistungsfähigkeit der Provinzen bedenklichen Verschiebung der Besitzverhältnisse, war den Kaisern das Emporkommen dieses territorialen Adels sehr unerwünscht. Es lag doch auf der Hand, daß diese Aristokratie, je stärker sie einwurzelte, auf die Dauer nicht sehr geneigt sein würde, die schrankenlose Alleinherrschaft despotischer Regenten zu ertragen. Das Ringen vieler dieser Granden nach dem beherrschenden Einfluß auf die Regierung unter schwachen oder minderjährigen Regenten und die Explosion großer Bürgerkriege in dem zu solchen Episoden seit Alters neigenden Reiche war für jeden irgend kraftvollen Selbstherrscher ein bedenkliches Sympton. Das übelste endlich für das Reich ist es aber geworden, daß diese Aristokratie, — die mit den feudalen Neigungen und den gern übernommenen ritterlichen Gewohnheiten des abendländischen Adels, zu denen auch der Zweikampf gehörte, — nach Art der großen Feudalherren in Deutschland und Frankreich sehr starke partikularistische Neigungen zeigte, die sie später auch nach dieser Seite, namentlich auf europäischem Boden, einfach in die Reihe der fränkischen Barone treten ließen. Nur daß diese griechischen Barone den abendländischen noch lange eben so sehr an Bildung überlegen waren, wie sie ihrerseits hinter den Franken an wirklicher Ritterlichkeit zurückblieben. Neben den armenischen und später den slawischen und bulgarischen Adelsfamilien des Reiches treten nun, namentlich während des zehnten Jahrhunderts immer mehr griechische hervor, und zu Anfang des elften sind bereits die meisten der Geschlechter namhaft, die seitdem bis zum Untergange des Reiches immer wieder auf der historischen Bühne erscheinen. Namen wie Dukas, Komnenos, Paläologos, Melissenos, Kamateros, Dalassenos und viele andere begleiten die Geschichte der Rhomäer seitdem bis zur Sterbestunde des letzten Paläologen. Wie sehr nun das machtvolle Emporkommen dieser Aristokratie nach des zweiten Basilios Ableben die stramme Centralisation und das so kunstvoll ausgearbeitete System der byzantinischen Verwaltung erschüttert, endlich durchbrochen und zersetzt hat, wird uns die weitere Darstellung zeigen. Tief verdrossen aber, wie die großen Geschlechter längst waren über die gerade unter den Basiliden immer allgemeiner gewordene Verwendung der Eunuchen zu den wichtigsten Staats- und Kriegsämtern, fanden sie ihr Vordringen nach des gewaltigen Kaisers Ableben wesentlich erleichtert durch die Thorheit, mit welcher Basils Nachfolger wiederholt die wichtigsten Plätze mit Leuten besetzten, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren.

Gleich Basils erster Nachfolger, sein Bruder Constantin VIII., leitete die Regierung in durchaus schädliche Bahnen. Persönlich eine stattliche und kraftvolle Erscheinung war dieser Kaiser seinem gewaltigen Bruder nur im Aeußeren ähnlich und theilte mit ihm nur die Fehler; aber von seiner Thätigkeit, Energie, Tapferkeit und Regententüchtigkeit fand sich bei dieser

kläglichen Kaiserpuppe keine Spur. Hatte Basil II. das persönliche Regiment und den byzantinischen Absolutismus mit staunenswerther Kraft und Rührigkeit zur Geltung gebracht: jetzt erlebte das Reich die traurige Kehrseite dieser Erscheinung. Constantin VIII. nämlich hatte nur noch Interesse für die Genüsse, in denen er seit Jahren geschwelgt, während sein Bruder die Last der Reichsgeschäfte und seiner endlosen, schweren Kriege trug. Die Amüsements, die ihm der Palast bot, die Jagd, der Hippodrom füllten seine Mußestunden aus, — und diese begannen für ihn schon mit Tagesanbruch. Völlig unkriegerisch wie er war, betrachtete er die Armee nur mit stillem Mißtrauen. Ein feiger, argwöhnischer Tyrann, neigte er natürlich zur Grausamkeit, und wurde nun dem Reiche sofort ganz besonders dadurch schädlich, daß er, — in schlimmer Nachahmung der alten Cäsaren Roms, welche die wichtigsten Reichsämter einst mit ihren Freigelassenen besetzt hatten, — in mißtrauischer Scheu vor allen sonst bedeutenden und einflußreichen Männern der Residenz, gegen alles Herkommen und in höchst bedenklicher Durchbrechung der uralten Praxis der Reichs- und Heeresverwaltung die angesehensten Stellungen im Staate und am Hofe mit Eunuchen seines Haushaltes besetzte, die nicht einmal die Talente und die geschäftliche Erfahrung der seiner Zeit weltberühmten „Lakaien" des alten Imperators Claudius besaßen. Noch bedenklicher war es, daß er aus demselben Material mehrere der wichtigsten Vertrauensposten in der Armee besetzte: den Platz an der Spitze der fremden Truppen, und die schwierigen Commandeurstellen in Iberien und in Antiochia. Daneben wurden die Steuern viel härter und rücksichtsloser eingetrieben, als unter seinem Vorgänger; aber mit Unwillen sahen die Rhomäer, daß die Mittel der Reichskassen nur der nutzlosen Verschwendung des Thoren dienten, der berufen schien, den raschen Verfall der kolossalen Schöpfungen seines Bruders einzuleiten. Die zum Glück nur sehr kurze Regierung dieses Basiliden mit ihren großen Mißgriffen und mit manchem blutigen und häßlichen Detail macht es recht verständlich, wie später die viel längere furchtbare Mißregierung des Hauses Angelos das stolze Reich der Byzantiner gegenüber den Angriffen der Lateiner zum Entsetzen schwach und wehrlos hat erscheinen lassen können. Zunächst freilich war der starke Bau des zweiten Basilios so leicht nicht zu erschüttern. Noch lebte trotz der schlechten Leitung der Centralgewalt der alte Geist in der Armee und der Flotte; so konnte Constantin Diogenes als Gouverneur von Bulgarien im Jahre 1027 ein Heer der Petschenegen siegreich über die Donau zurückwerfen, und die Commandanten von Chios und Samos eine Flotte afrikanischer Sarazenen mit demselben Erfolg aus dem ägäischen Meere vertreiben.

Unter allen Umständen war es ein Glück für das Reich, daß dieses Regiment, welches schließlich in ausgiebigster Weise durch Blendung nicht weniger namhafter Männer von Verdienst und jetzt von fühlbarer Unzufriedenheit sich zu halten versucht hatte, schon am 21. November 1028 zu Ende ging. Nun kam eine Zeit, wo der Besitz des Thrones der Rhomäer für

lange durch die Töchter des letzten Basiliden bestimmt wurde. Constantin VIII. hatte keinen Sohn, wohl aber drei Töchter, alle schon in reiferen Jahren, und unvermählt. Eudoxia, die älteste derselben, hatte den Schleier genommen. So sollte zunächst die Krone mit der Hand einer der jüngeren vergeben werden. Unter dem Einfluß Simeons, des Chefs der Leibwache, designirte Constantin VIII. kurz vor seinem Tode einen Verwandten des kaiserlichen Hauses, den begabten und hochgebildeten Patricius Romanos Arghyros, zu seinem Nachfolger. Dieser, selbst ein Mann von bereits 60 Jahren, mußte sich von seiner Gattin scheiden die sich in ein Kloster zurückzog. Und weil nun des Kaisers jüngste Tochter, die charaktervolle Theodora, es ablehnte, unter solchen Umständen die Gemahlin des Romanos zu werden, so wurde dieser (19. November 1028) mit Constantins zweiter Tochter vermählt. Es war die Prinzessin Zoë, damals bereits 48 Jahre alt; freilich durch die Blattern in ihrer früheren Schönheit geschmälert, aber stattlich und kraftvoll, wie alle Nachkommen der schönen Theophano (S. 170), und zu allen Zeiten als eine derb sinnliche Natur in der Residenz bekannt.

Zwei Tage später also, als Constantin das Zeitliche segnete, ergriff Zoës Gemahl als Romanos III. die Zügel der Regierung, und es begann eine Periode von nahezu 30 Jahren, während welcher für die Zustände des Hofes, der jetzt stärker als sonst in den Vordergrund der Geschichte tritt, alle Folgen des Frauenregiments, eine bunte Fülle von Intriguen, launenhafte persönliche Politik, das Treiben von Günstlingen, und nach alter byzantinischer Praxis auch Verschwörungen, jeden Augenblick zur Erscheinung kommen. Wir zeigen hernach, wie Dank der ungeheuren Arbeit des zweiten Basilios das Reich, an dessen Grenzen allmählich dunkle Wetterwolken sich aufthürmen, nach Außen noch geraume Zeit sich imposant zu erhalten vermochte, und verfolgen zunächst die innere Geschichte bis zum Ausleben der letzten Basiliden.

Romanos III., der sehr wohl fühlte, daß er nicht um seiner persönlichen Verdienste willen mit dem Perlendiadem geschmückt worden war, that Alles, um die verschiedensten Klassen der Rhomäer für sich zu gewinnen. Kam der neuen Herrschaft die seltene Gunst des Himmels zu Gute, welche im Jahre 1028 dem Reiche eine Ernte an Oliven und Getreide in einer seit Menschengedenken unbekannten Fülle gewährte, so erregte der neue Kaiser allgemeine Freude durch Freikaufung der letzthin durch die Petschenegen über die Donau geschleppten Gefangenen, und durch Abstellung aller Verfolgungen und Härten, welche die argwöhnische Politik seines Vorgängers eingeleitet hatte; nicht minder durch Erlaß aller Steuerschulden an die Reichskassen und durch Bezahlung der Privatschulden aller Schuldgefangenen. Die Aristokratie sah mit Entzücken, daß Romanos eine der schroffsten Verfügungen aufhob, durch welche einst Basilios II. ihre ausgreifenden Neigungen zu bändigen versucht hatte: nämlich das sogenannte Allelengyon, die durch jenen Kaiser eingeführte Verantwortlichkeit der großen Grundherren für die Steuern der ärmeren Landbesitzer ihrer Bezirke. Zu Gunsten des Klerus der St. Sophien-

kirche wurde ein großartiges jährliches Geschenk ausgeworfen. Auch sonst entfaltete Romanos theils aus Frömmigkeit, theils aus Baulust große Freigebigkeit nach Seiten der Kirche; freilich bis zu dem Grade der Verschwendung, daß zuletzt selbst die Kleriker es bedenklich fanden, die kirchlichen Interessen in so maßloser Weise auf Kosten der Steuerzahler des Reiches zu begünstigen. Berühmt vor Allem war die durch ihn erbaute Marienkirche des von ihm neu gegründeten und überreich dotirten Klosters Semneion, und die neue ornamentale Ausstattung der Kirchen von St. Sophia und Blachernä, wo unter Anderem die Kapitäler der Säulen stark vergoldet wurden. Weiter aber erzielte er durch Unterhandlungen mit dem Khalifen Daher von Kahira die Erlaubniß, die durch den fanatischen Hakem-Aziz im Jahre 1010 zerstörte Kirche des h. Grabes in Jerusalem wiederherstellen zu dürfen; der Bau selbst wurde nachher verschleppt, und erst unter Constantin IX. Monomachos im Jahre 1048 zu Ende geführt. Auf der anderen Seite gab Romanos, obwohl er persönlich keinerlei Feldherrntalent besaß, das thörichte System seines Vorgängers gegenüber der Armee sofort auf, und hatte auch das Glück, unter den jüngeren Befehlshabern seiner asiatischen Truppen in Georg Maniakes einen Mann zu finden, der berufen war, den Waffenruhm der Rhomäer noch einmal in glänzender Weise herzustellen.

Die wohlwollende Art des neuen Herrschers konnte natürlich nicht verhindern, daß mehrere Theile Kleinasiens wiederholt durch zerstörende Erdbeben, Heuschreckenzüge und Seuchen schwer heimgesucht wurden. Aber die eigentlichen Schattenseiten seiner Regierung sind am Hofe zu suchen, wo die persönlichen Stimmungen und Verstimmungen besonders scharf zur Erscheinung kamen. Die Vorgeschichte der Erhebung und der Heirath des Romanos hatte bei ihm wie bei Zoë eine zähe Abneigung und Eifersucht gegen die reich begabte Prinzessin Theodora zurückgelassen, die sich in häßlichen Intriguen gegen diese jüngste Tochter Constantins Luft machten. Romanos ernannte einen der früheren Minister Basils II., Johannes mit Namen, zum Oberaufseher über Theodorens Hofhaltung; er sollte in Wahrheit als Kundschafter fungiren. Dann wurde gegen sie die Beschuldigung erhoben, sie unterhalte zum Zwecke ihrer eigenen Thronbesteigung verrätherische Beziehungen zu einer dem Kaiser ohnehin verhaßten Persönlichkeit. Es war dieses Prinz Prusian, ein Sohn des letzten Bulgarenkönigs Wladislaw, — zur Zeit byzantinischer „Magister" (S. 194) und Chef des kleinasiatischen (bithynisch-galatischen) Themas Bukellarion (zwischen dem pontischen Heraklea und Ankyra), der unter Constantin VIII. mit Romanos' Schwager Basilios Skleros (Enkel des alten Bardas, S. 177) in tiefe Verfeindung gerathen war und ein Duell ausgefochten hatte. Skleros war nachher geblendet worden, weil er den Versuch machte, der Haft sich zu entziehen, die wegen dieses Zweikampfes über ihn verhängt war, hatte aber nunmehr durch seinen Schwager seine alte Stellung am Hofe wieder erhalten. Jetzt wurde Prusian, von dem wir nicht wissen, ob die Anklage auf Hochverrath begründet war oder nicht, so-

fort geblendet, und seine königliche Mutter nach dem Kloster Mantineia in dem Thema Bukellarion verwiesen. Durch solche Maßregeln wurde aber in dieser Zeit der Geist der Meuterei unter den Großen des Reiches nicht mehr gezähmt, die theils in Theodorens, theils in ihrem persönlichen Interesse conspirirten. Nicht lange nach der Katastrophe des Prusian wurde entdeckt, daß der gefeierte, mit einer Nichte des Kaisers verheirathete und zum Befehlshaber in Thessalonich bestimmmte General Constantin Diogenes in verdächtigen Beziehungen zu bulgarischen und slawischen Häuptlingen stand. Erst als man ihn nach dem Thema Thrakesion (d. i. das lydisch-karische Binnenland von Thyatira und Sardes bis Kibyra) versetzt hatte, wagte man ihn Seitens der Regierung zu verhaften, und fand ihn nun einer Conspiration gegen Romanos schuldig. Er wurde genöthigt, als Mönch in das Kloster Studion (S. 121) sich sperren zu lassen. In seinen Sturz aber wurden zahlreiche hochstehende Männer, unter ihnen der neue Chef von Theodorens Hofhaltung, verwickelt; sie alle verfielen der öffentlichen Auspeitschung und der Verbannung, während der blinde Prusian jetzt nachträglich noch in ein Kloster gesteckt wurde. Nun aber wurde auch Theodora verhaftet, nach dem Kloster Petrion (an der Spitze des Hafens) abgeführt, und dann durch ihre Schwester Zoë gezwungen, den Nonnenschleier zu nehmen. Der unglückliche Diogenes endlich, den der Erzbischof von Thessalonich der Absicht beschuldigte, er wolle nach Albanien entweichen und dort als Prätendent auftreten, tödtete sich durch einen Sturz aus dem Fenster, um der Blendung und Auspeitschung zu entgehen.

Weit wirrer noch gestalteten sich die Dinge am byzantinischen Hofe, als Romanos III. nach längerer Krankheit am 11. April 1034 starb. Der nächste Schritt der Kaiserin-Wittwe war nur zu sehr geeignet, an diesem Hofe, wo dunkle Verbrechen, schleichende Intriguen, böswillige Verleumdung und tückischer Klatsch seit Alters als gewöhnliche Dinge auftraten, ihr und ihrer Umgebung die allerschlimmste Nachrede zuzuziehen. Kaum nämlich war ihr alternder Gatte gestorben, so erhob sie einen jungen Kammerdiener des Romanos, einen Jüngling von seltener Schönheit, Anmuth und eleganter Grazie zu ihrem neuen Gemahl und zum Kaiser. Es war Michael aus Paphlagonien, ein Bruder des Mönches Johannes, eines Eunuchen, der früher in dem Haushalt des Romanos angestellt gewesen, und nach dessen Thronbesteigung mit der obersten Direktion aller milden Stiftungen des Reiches betraut worden war. Die jähe Erhebung Michaels auf den Thron gab jetzt den Byzantinern den Anlaß, die pikantesten Geschichten von der Lüsternheit der nicht mehr gerade jugendlichen Kaiserin und von dem schleichenden Gift zu verbreiten, welches Johannes dem Kaiser, seinem Wohlthäter, beigebracht haben soll.

Die neue Regierung hätte recht wohlthätig werden können; denn Michael IV. der sich trotz aller schlechten Witze des Adels über seine Vorgeschichte und trotz der epileptischen Zufälle, die ihn (in den Augen des Volkes als eine göttliche Strafe für die Frevel, die seiner Erhebung vorausgegangen) zeit-

weise schwer mitnahmen, ohne Schwierigkeit auf dem Throne der Basiliden behauptete, war ein wohlmeinender, rechtliebender und verständiger Mensch. Aber während er, ähnlich wie Romanos, die gesammte Geistlichkeit mit Geschenken überhäufte, war seine Hauptstütze sein Bruder Johannes, den er zum Premierminister und Chef des Staatsrathes ernannt hatte, zwar ein überaus thätiger und geschickter Verwaltungschef, aber auch ein Mann von durchaus despotischem Naturell, und von dem Geiste harter fiskalischer Raubgier erfüllt, so daß die Völker des Reiches unter der Last der nach seinem Gutdünken erhöhten Steuern und unter den Uebergriffen der untergeordneten Finanzbeamten seufzten, und auf verschiedenen Punkten, namentlich in Syrien, Unruhen ausbrachen, die wieder mit blutiger Härte gedämpft wurden. In diesen Zuständen lagen auch die Motive des furchtbaren Bulgarenaufstandes begründet, dessen wir später noch ausführlich zu gedenken haben.

Dabei war der stolze Reichsminister nun aber klug genug, alle möglichen Vertrauensposten im Staate und im Staatsrath mit seinen und seiner Familie Anhängern zu besetzen; dazu hatte er das Glück, in seiner Familie mehrere durchaus fähige Persönlichkeiten zu besitzen, die nun ganz nahe an den Thron herangezogen wurden. Des Ministers Bruder Constantin zumal (freilich auch ein Eunuche), fungirte als „Groß-Domestikus" (S. 194), und Stefan, der Gemahl seiner Schwester Maria, ursprünglich ein Schiffsbaumeister, erhielt die Führung der Flotte, und später ein hohes Commando auf der Insel Sicilien. Stefans Sohn Michael wurde durch den Einfluß des allmächtigen Oheims mit dem hohen und zukunftsreichen Range eines „Cäsars" ausgezeichnet. Man muß gestehen, der Hof der Kaiserin Zoë näherte sich durch die phantastische Weise der Erhebung von Leuten einfacher Lebenslage zu glänzenden Stellungen immer mehr den Höfen des Orients, wie sie das Abendland aus „Tausend und eine Nacht" kennt. Noch immer blieb dem Adel des Reiches nichts übrig, als seinem Mißvergnügen durch beißenden Spott Luft zu machen. Man verfehlte auch nicht, dem neuen Cäsar im Hinblick auf das frühere Geschäft seines Vaters den Spottnamen „Kalaphates" d. i. der Kalfaterer, anzuhängen, — etwa eben so freundlich gemeint, wie der Name des „Gerbers", den einst der attische Adel dem verhaßten Fabrikanten Kleon zugetheilt hatte.

Die kraftvolle Leitung des Reiches durch Johannes und seine Verwandten ließ aber keine der Verschwörungen, an denen es natürlich nicht fehlte, und der meuterischen Bewegungen, namentlich unter asiatischen Truppen, ernstlich gefährlich werden für das Parasitengeschlecht, welches unter Zoës Regime emporgekommen war. Die Gunst freilich des Volkes vermochte Kaiser Michael IV. niemals zu gewinnen. Hagelschlag und Erdbeben, welche das Reich heimsuchten, Seuchen, selbst der Fall von Meteorsteinen, selbst die sehr irdische Steuerlast, mit welcher sein Bruder das Volk beschwert hatte, galten als Zeichen der Ungunst des Himmels, die auf seiner Regierung ruhe. Und als Michael aus dem neuen Bulgarenkriege, während dessen er, obwohl durch die Wassersucht bereits gefährlich am Leben bedroht, eine unerwartete Energie

an den Tag gelegt hatte, gänzlich erschöpft nach der Residenz zurückkehrte und bald darauf, — im Kloster St. Anarghyros, wohin der gebrochene Mann sich reuevoll zurückgezogen hatte, — am 10. December 1041 ins Grab sank: da erst glaubten die Rhomäer den Schatten des Romanos gesühnt.

Zoë, die nun die Regierung allein zu führen versuchte, erkannte bald, daß die Last der Geschäfte und die uralte Abneigung der Rhomäer gegen ausschließlich weibliches Regime für sie zu drückend war; sie beschloß jetzt, einen neuen Kaiser zu erheben, der nur als Sohn neben ihr stehen sollte. Ungewarnt durch Michaels IV. Abneigung gegen den bedenklichen Charakter seines energischen und begabten Neffen, jenes Cäsars Michael Kalaphates, machte sie diesen jungen Mann wirklich zum Nachfolger seines kaiserlichen Oheims. Aber Michael V. täuschte alle Erwartungen seiner Wohlthäterin. Anstatt sie von der zuletzt drückend empfundenen Uebermacht seines Oheims Johannes und der andern Glieder dieses Hauses zu befreien, wie er versprochen hatte, überhäufte er dieselben mit allen möglichen Auszeichnungen, stützte sich namentlich auf den zum „Nobilissimus" (S. 194) beförderten Constantin, und krönte endlich seine Unverschämtheit gegen die alte Kaiserin-Wittwe damit, daß er (18. April 1042) sie zwang, sich in ein Kloster auf der anmuthigen Propontisinsel Prinkipos zurückzuziehen. Als er aber diese Wendung durch eine Proklamation dem Volke der Reichshauptstadt mitgetheilt hatte, da geriethen die Massen über dieses Uebermaß roher Undankbarkeit von Seiten eines armseligen Emporkömmlings in wilde Aufregung, und im Nu gewann die Revolution in Constantinopel den Sieg. In der großen Kirche St. Sophia sammelten sich die einflußreichsten Bürger; die Prinzessin Theodora wurde aus dem Kloster Petrion herbeigeholt und als Augusta neben ihrer Schwester ausgerufen. Nun war es umsonst, daß Michael V. in aller Eile die Zoë wieder nach dem Kaiserschlosse führte und sie bewog, sich auf einem Balkon am Hippodrom dem Volke zu zeigen. Seine Erscheinung entflammte die Wuth der Bürger von Neuem; und am folgenden Tage wurde trotz des tapferen Widerstandes des Nobilissimus Constantin und des Generals Katakolon das Schloß vom Volke erstürmt. 3000 Menschen waren bei diesen wilden Auftritten ums Leben gekommen. Nun plünderten die Massen das Schloß, und gaben den Beschlüssen des Reichssenats Nachdruck, welcher jetzt durchsetzte, daß Theodora neben Zoë die Regierung führen sollte, und daß Michael V. und Constantin, die sich nach dem Kloster Studion gerettet hatten, geblendet und als Mönche nach dem Kloster Elegmos verbannt wurden. Michael V. hatte vier Monate und fünf Tage die Krone getragen.

Noch aber waren die wunderlichen Veränderungen der Scene, die sich an das Frauenregiment der letzten Basiliden knüpften, nicht zu Ende. Die am 21. April 1042 beginnende Herrschaft der beiden Kaiserinnen ließ sich zwar gut an; zweckmäßige Verordnungen sollten dem Aemterverkauf und weiter den Erpressungen der fiskalischen Beamten wehren, — Uebeln, die unter der Herrschaft der mächtigen Eunuchen seit Basils II. Tode stark um sich

gegriffen hatten. Dagegen konnte nur ein Theil der großen Summen wieder beigetrieben werden, die sich manche dieser Männer, (namentlich auch Constantin während der letzten Monate,) widerrechtlich aus Staatsgeldern angeeignet hatten. Bald aber trat die alte Eifersucht der Kaiserin Zoë auf ihre viel besser zur Regierung befähigte Schwester Theodora wieder in den Vordergrund. Und so kam die 62jährige Fürstin auf den Einfall, trotz ihrer hohen Jahre zu einer neuen Ehe zu schreiten, um der mit unauslöschlicher Abneigung betrachteten Schwester das Heft der Regierung wieder aus den Händen zu winden. Sie richtete ihren Blick auf einen ihrer früheren Bewunderer, auf den Constantin Monomachos, einen Verwandten des kaiserlichen Hauses, der einst durch die Eifersucht Michaels IV. nach der Insel Lesbos verbannt, aber nach Michaels V. Sturze von den Kaiserinnen zum Oberrichter des Thema Hellas (S. 100) ernannt worden war. Ein Schnellsegler führte ihn nach dem Chrysokeras zurück, und am 11. Juni 1042 wurde die neue Ehe geschlossen, die dem Palast eine neue Schmach bereitete und dem Reiche einen schlechten Regenten zuführte.

Constantin IX. war schon zum zweiten Male verwittwet gewesen; zur Zeit aber befand sich an seiner Seite als Maitresse eine schöne junge Wittwe, Skleraïna, eine Urenkelin des alten Generals Bardas Skleros, und die Tochter jenes (S. 213) Schwagers des Kaisers Romanos III., und diese Dame führte der neue Kaiser jetzt ganz ungenirt in den Palast ein. Dank der Nachgiebigkeit der alten Zoë, die sich schnell in dieses Verhältniß fand, und dem sanften Charakter der Skleraïna gab diese unerhörte Situation nun zwar innerhalb des Schlosses keinen weiteren Anlaß zu Conflikten. Aber das Volk wurde bald höchst unzufrieden, als man fand, daß der neue Kaiser, der überhaupt zu einer maßlosen Verschwendung neigte, die schöne Neben-Augusta mit den Schätzen des Reiches geradezu überschüttete.

So sinnlos war Constantin IX. nun freilich nicht, nur lediglich in solchen Affairen aufzugehen. Wie mehrere seiner nächsten Vorgänger belebte auch ihn eine große Baulust, die theils seiner Frömmigkeit, theils seinem Wunsche diente, nach Art des Mittelalters eine Sühne für seine Sünden zu finden. Gute Beziehungen zu dem Khalifenhofe der Fatimiden machten es ihm möglich (S. 213), den Neubau der heiligen Grabeskirche in Jerusalem zu vollenden. Parallel mit einer immer reicheren Ausstattung des Kultus in der St. Sophienkirche ging nicht nur die Anlage neuer Klöster und kirchlicher Bauten, sondern (was in unsern Augen das achtbarste) die Schöpfung von Zufluchtsstätten für bejahrte, und von Hospitälern für ärmere Bürger des Reiches. Daneben hatte er Sinn für die Pflege der Wissenschaft. Man hat noch neuerdings gefunden, daß dieser Kaiser den gelehrten Johannes Xiphilinos von Trapezunt, (der später 1066—1075 Patriarch von Constantinopel gewesen ist,) an die Spitze einer Lehranstalt für die Kenntniß des römischen Rechtes gestellt hat. Persönlich unterhielt er nahe Beziehungen zu dem Manne, der damals als der universellste und litterarisch thätigste

Gelehrte der Residenz galt, nämlich zu Michael Constantin Psellos; damals begann auch die politische Laufbahn dieses merkwürdigen Mannes, den wir noch später, zur Zeit der Kaiserin Eudokia Makrembolitissa, näher zu charakterisiren haben werden.

Leider aber entschädigte nun dieser Kaiser das Reich für seine verschwenderischen Neigungen, mit denen natürlich gefährliche Finanzmaßregeln Hand in Hand gingen, keineswegs durch überlegene militärische Fähigkeiten, oder durch andere politische Eigenschaften, wie sie gerade in dieser Zeit, wo die auswärtige Lage des Reiches sich anfing höchst schwierig zu gestalten, für einen Selbstherrscher der Rhomäer so sehr nöthig gewesen wären. Und ganz besonders schlimm war es, daß theils die Zustände unter Michael IV. und V., und nun wieder unter seiner Regierung, theils gerade die Art seines eigenen Emporkommens, wiederholt den Anlaß boten zu höchst gefährlichen Aufständen unzufriedener Großer in verschiedenen Theilen des noch immer weitgedehnten Reiches. Und wenn dieselben ohne Ausnahme ihren Zweck verfehlten, so lag das nicht sowohl an den geschickten Gegenmaßregeln oder gar an der Popularität des Kaisers, sondern weit mehr an der noch immer unerschütterten Widerstandskraft der alten Organisation und an der Abneigung der Völker des Reiches gegen waghalsige Abenteuer und gegen neue Bürgerkriege, die erfahrungsmäßig in neun Fällen unter zehn nichts als ungeheures Unheil über Bürger und Bauern gebracht hatten. So scheiterte der Aufstand, den der cyprische Statthalter Theophilos Erotikos unmittelbar nach Michaels V. Sturze versuchte, einfach an der eisigen Gleichgültigkeit der Provinz, die ihn gegenüber Constantins Truppen völlig wehrlos machte. Der viel gefährlichere Aufstand, den der gefeierte Feldherr Maniakes, wie wir noch später näher ausführen, auf Grund eines persönlichen Conflikts mit Romanos Skleros, dem Bruder der kaiserlichen Maitresse Skleraïna, noch im J. 1042 in Unteritalien versuchte, scheiterte wider alles Erwarten, indem der kühne Prätendent, — der im Februar 1043 zu Dyrrhachion landete und unaufhaltsam nach Makedonien vordrang, in einem Gefecht bei Ostrowo (nordwestlich von Berrhöa) durch den Pfeilschuß eines unbekannten kaiserlichen Soldaten den Tod fand. Und als der Eunuch Stefan, unter dessen Commando dieser selbst taktisch gar nicht verdiente Erfolg sich vollzogen hatte, aus Unwillen über die undankbare Haltung des Kaisers nun seinerseits gegen den Hof zu Gunsten des Statthalters Leo von Melitene konspirirte: da wurde es dem Kaiser nicht schwer, durch Blendung Leos und Einsperrung Stefans in ein Kloster der neuen Gefahr zu begegnen. Als später eine neue Revolution, welche ein durch des Kaisers Eifersucht bedrohter Verwandter desselben, der General Leo Tornikios, im J. 1047 von Adrianopel aus unternommen hatte, unter den Mauern der Reichshauptstadt gescheitert, und der verwegene Prätendent nach der alten schauderhaften Praxis dieses Hofes der Blendung verfallen war, verpuffte die noch vorhandene Neigung zu Prätendentschaften einstweilen in Hofkomplotten,

deren der Kaiser noch leichter Meister zu werden vermochte. Eine wirklich bedeutungsvolle Revolution sollte erst den vereinigten Kräften des großen Reichsadels gelingen; diese kam jedoch erst nach dem Ausleben der Basiliden zum Ausbruche. Kaiser Constantin IX. konnte noch nach dem Tode der alten siebzigjährigen Kaiserin Zoë (1050) gegen vier Jahre lang ungestört in seiner Weise das Scepter führen. Als er im J. 1054 sein Ende nahen fühlte, ließ er sich nach dem einst von ihm erbauten Kloster Mangana bringen, um hier den Tod zu erwarten. Auf den Rath seiner Minister dachte er daran, das Recht seiner alten Schwägerin Theodora abermals zu beugen und dem in Makedonien kommandirenden General Nikephoros Bryennios die Herrschaft zuzuwenden. Aber die trotz ihrer hohen Jahre noch immer kraftvolle und energische Prinzessin kam ihm zuvor, setzte sich noch vor dem Ableben ihres intriganten Schwagers mit dem Reichssenat und der Garde in Verbindung, und wurde unter allgemeinem Jubel nunmehr als Kaiserin begrüßt.

Nun endlich kam der Ehrgeiz der letzten Dame des alten makedonischen Kaiserhauses zu seiner Befriedigung. Theodora war die echte Nichte des harten Bezwingers der Bulgaren. Milde lag nicht gerade in ihrer Natur, und wie sie einst nach dem Sturze Michaels V. und seines Hauses es dahin gebracht hatte, daß auch ihr alter Feind, der Reichsminister Johannes (S. 216), noch nach seiner damals erfolgten Verbannung nach Marykatos geblendet wurde, so rächte sie unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung den Versuch der Minister Constantins, sie zu verdrängen, durch Verbannung derselben und des Bryennios, und durch Confiskation ihrer Besitzungen. Sonst aber entfaltete sie eine fast männliche Kraft, Thätigkeit und Einsicht als Regentin, und hinterließ in der That den Ruhm, während der kurzen Lebensfrist, die der Greisin noch vergönnt war, das Reich vortrefflich und glücklich geleitet zu haben. Freilich hielt auch sie an dem System der letzten Basiliden fest, die bedeutsamsten Stellungen der Verwaltung mit Eunuchen ihres Haushaltes zu besetzen. Und das seit Constantin VII. und Basilios II. so scharf heraustretende Mißtrauen gegen die hohe Reichsaristokratie, welches sie veranlaßte, selbst den mächtigen General Isaak Komnenos an der Spitze einer damals an der Ostgrenze gegen die seldschukischen Türken aufgestellten Armee durch einen Eunuchen zu ersetzen, sollte gleich nach ihrem Tode zu ganz unerwarteten Folgen führen. Das geschah, als der alte General und Senator Michael VI. Stratiotikos die Herrschaft angetreten hatte, welche ihm die 76jährige Kaiserin nur wenige Stunden vor ihrem Ableben (30. August 1056) verlieh.

Die bunte Physiognomie des Hofes und der ethnographischen Zusammensetzung des Volkes der Reichshauptstadt war, — noch neben der gerade in jener Zeit immer wachsenden Fülle gekaufter Sklaven und Sklavinnen aus allen Völkern der damaligen Welt, — zur Zeit der letzten Basiliden noch mehr gesteigert worden durch die bestimmtere Formirung eines neuen Garde=

korps, welches in der denkbar großartigsten Gestalt die alten deutschen Garden wieder erneuerte, die in der älteren Zeit des Cäsarenthums in Rom eine so interessante Rolle gespielt hatten; es sind die sogenannten Warangen. Die byzantinische Kaisergarde nemlich, die bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts der Hauptsache nach aus föderirten deutschen Kriegern von den Nordgrenzen des Reiches, nachher aus einem bunten Mosaik von Kriegern aller möglichen, den Rhomäern damals bekannten Völker bestanden hatte, nahm seit Ausgang des neunten und während des zehnten Jahrhunderts wieder überwiegend einen germanischen Charakter an, diesmal aber (und so ist es bis zum Untergange des Reiches geblieben) den nordgermanischen. Es war dieses eine Folge der großen politischen Bewegungen, welche damals auf dem weiten Gebiet der nordgermanischen Völker sich vollzogen, und der Wanderungen, welche damals die Dänen und Normannen weit über die Grenzen ihrer Heimathländer hinaus führten. Die uns bereits bekannten skandinavischen „Russen" erschienen nicht blos als für einen oder mehrere Feldzüge geworbene Söldner, sondern in wachsender Masse auch als Krieger der byzantinischen Kaisergarde. Das nahm fühlbar zu seit der Regierung des russischen (S. 180) Großfürsten Wladimir, welcher (981 bis 1015) sich und sein Reich von dem Drucke der skandinavischen Kriegerkaste zu entlasten bestrebt war, und daher deren Auswanderung förderte, die sich dann hauptsächlich nach Constantinopel richtete. Neben diesen erschienen aber auch sehr zahlreiche Dänen und Normannen aller Art. Abenteuerlust, Raubgier, auch wohl bittere Noth trieb bekanntlich während des neunten Jahrhunderts Massen aus diesen Stämmen auf das Meer; dazu traten die einheimischen Bürgerkriege, die seit Harald I. Haarfager, der das Land Norwegen zu Einem Reiche zusammenzwang, auf ihnen lasteten. Die Geschichte des Abendlandes erzählt uns, welchen furchtbaren Jammer die Raubzüge dieser Völker über alle Küsten des nordwestlichen und des westlichen Europa gebracht, und wie sie dann weiter auf einem breiten Theile der Nordküste Frankreichs, auf der Inselwelt nördlich von Schottland, und endlich zwischen der Welt der Vulkane und der Gletscher auf Island neue, bedeutsame Ansiedlungen sich geschaffen haben. Aber die Geschichte der Rhomäer weiß nun, wie gar viele dieser rüstigen Krieger ihren Weg nach der goldenen Stadt am Bosporus fanden, die für diese Abenteurer Alles bot, was ihre kühnste Phantasie ihnen nur immer vorzauberte: rothes Gold in Fülle, schöne Mädchen, prächtige Waffen, ein frisches und fröhliches Kriegsleben, und „Händel von der besten Sorte". Um die Mitte bereits des zehnten Jahrhunderts war das nordgermanische Element zu Byzantion in der überwiegenden Mehrheit. Diese Krieger, die sich Warangen (oder Waräger, in der nordischen Form „Väringjar" nannten, die Uebersetzung von „Föderaten"), die eigentliche Leib- und Palastwachtmannschaft der griechischen Kaiser, standen längere Zeit unter griechischen Obersten. Aber mit der Erkenntniß ihrer soldatischen Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit, und mit ihrer stets wachsenden Zahl erhielten sie immer größere Rechte und

Privilegien. Der Name Warangen, der dann auch wohl für solche Abtheilungen der Garde gebraucht worden ist, die nicht aus Germanen bestanden, ist seit der Zeit des Kaisers Constantin Monomachos ganz vorherrschend. Entscheidend für ihre Machtstellung ist es gewesen, daß sie zu Anfang des eilften Jahrhunderts das Recht erhielten, durch Befehlshaber aus ihrer eigenen Mitte geführt zu werden. Die Geschichte bis zu der Eroberung der Reichshauptstadt durch die Venetianer und die französischen Ritter des vierten Kreuzzuges zeigt uns wiederholt die Bedeutung dieser rüstigen Kriegsleute für die Erhaltung der rhomäischen Waffenehre. Denn namentlich seit Constantin VIII. wurden diese blondgelockten, blauäugigen, rothwangigen Riesengestalten des fernen Nordens, die die furchtbare zweischneidige Streitaxt mit verderblicher Sicherheit zu führen verstanden, immer häufiger auch zur See, und auf größeren Feldzügen diesseits und jenseits der griechischen Gewässer verwendet. Die guten, wie die gefährlichen Eigenschaften dieser nordischen Recken haben die Byzantiner ausreichend kennen gelernt. Vor allem imponirte diesem Geschlecht, das sonst gar hochmüthig auf alle fremden „Barbaren" herabblickte, die zähe Treue dieser Söldner, deren furchtbare Leidenschaft zu wecken man sich freilich hüten mußte. Auch ihre eigenthümlichen Sitten erregten nicht selten das Staunen der Griechen. Aus der Regierung Michaels IV. erzählt der Historiker Kedrenos einen interessanten Zug. Die Warangen lagen einmal in dem lydisch-karischen Thema Thrakesion in Winterquartieren vertheilt. Einer der Krieger wollte eine Frau dieser Gegend gewaltsam entehren; sie aber riß ihm sein Schwert von der Seite und verwundete ihn tödtlich. Und nun sahen die Rhomäer zu ihrem unbegrenzten Erstaunen, daß dessen Kameraden, als sie den wahren Verlauf der Geschichte vernommen hatten, nicht etwa die tapfere Vertheidigerin ihrer Ehre ermordeten, sondern ihre Tapferkeit priesen, ihr als Sühnegeld den Nachlaß des Erschlagenen überwiesen, und dessen Leiche unbestattet liegen ließen. Nicht alle Warangen sind nach Ablauf ihrer Dienstzeit mit reichen Schätzen nach ihrer nordischen Heimath zurückgekehrt; namentlich wurde das später den vielen aus Britannien ausgewanderten Engländern wohl schwer möglich. Viele, so scheint es, heiratheten, blieben in Constantinopel und gründeten unter den Rhomäern ihr eigenes Hauswesen. Namentlich auch gab es manche ihrer Führer, die sich mit der griechischen Aristokratie verschwägerten, und deren Nachkommen sich und ihre Namen vollständig gräcisirt haben; wie unter anderen später der Name des französischen (apulischen) Normannen Pierre d'Aulps in Petraliphas umgeschmolzen worden ist.

Für das eilfte und zwölfte Jahrhundert nun, wo die Warangen ihre größte Bedeutung erlangt hatten, ist mehrfach ein Wechsel in dem numerischen Uebergewicht der verschiedenen nordgermanischen Krieger zu bemerken. Zuerst noch dominirten in „Miklagard" die skandinavischen Russen aus „Holmgard" oder „Grikland"; (erst bei genauerer Erkenntniß aller geographischen und ethnographischen Verhältnisse unterschieden auch die nordischen Völker das byzan-

tinische Gritland von dem russischen „Grikia" oder „Gardariki"). Aber während des ersten Drittels des eilften Jahrhunderts richtete sich der Zug der Abenteurer von der fernsten Insel des Nordmeeres, von Island, nach dem Goldenen Horn, die nun für einige Zeit hier das Uebergewicht gewannen. So erschien der Recke Gest Thorhallsson, dahin verfolgt von seinem Todfeind Thorstein Styrisson. Der Isländer Kolskegg verheirathete sich in Constantinopel und erhielt das Commando über alle Warangen; in derselben Stellung ist ihm Bolle Bolleson gefolgt. Den glänzendsten Namen aber gewann der gewaltige Held, der für längere Jahre das Uebergewicht der eigentlichen Norweger in Constantinopel begründet hat. Es war der riesige Prinz Harald der Lange oder Harald (III.) Haardraade, Sigurds Sohn, der nach dem gewaltsamen Tode seines Bruders, des Königs Olaf II. des Heiligen (1030), in der Schlacht bei Stickelstad, wo er selbst verwundet wurde, noch in sehr jugendlichem Alter seine, damals der dänischen Herrschaft unterworfene, Heimath verließ und mit seinem Freunde Haldor Snorreson nach dem Süden zog. Ueber Rußland und Apulien kam er an den Hof der Kaiserin Zoë, die damals mit Romanos III. vermählt war. Seinen Namen, seine fürstliche Abkunft, und seine Verschwägerung mit Jaroslaw von Rußland verschwieg er; theils wohl aus Stolz, theils weil die Politik der Rhomäer Männer in seiner Stellung nicht in ihren Diensten geduldet hätte. Aber „Nordbrikt" (Norbert), wie er sich nannte, gewann durch seine imposante Kraft bald solches Ansehen unter den nordischen Söldnern, daß ihn Zoë zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Warangen ernannte; unter ihm standen auch die anderen Abtheilungen, die aus europäischen und asiatischen Söldnern gebildet waren. Von 1033 bis 1043 hat Harald, dessen griechische Abenteuer bald genug immer reicher und sagenhafter ausgemalt worden sind, als ein Heerführer ersten Ranges mit großem Erfolge in solcher Stellung gedient, um später in Rußland Jaroslaws Tochter Elisabeth zu heirathen und dann nach seines Neffen Magnus' Tode (1047) als König von Norwegen für lange Jahre der Schrecken der Dänen zu werden.

Als erst, wie wir bald sehen werden, die französischen Normannen in Unteritalien festen Fuß faßten, erschienen auch von dieser Gruppe ehemaliger, jetzt romanisirter, Nordgermanen nicht wenige Krieger in byzantinischen Kriegsdiensten. Eine andere Tonart aber des Germanenthums kam in der griechischen Kaisergarde zur Vorherrschaft, als in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die französischen Normannen England erobert hatten. Auch den Rhomäern wird es nicht unbekannt geblieben sein, daß i. J. 1066 der berühmte angelsächsische König Harald von zwei Seiten her furchtbar bedroht wurde. Mit Ueberraschung werden sie es vernommen haben, daß ihr alter Held Norbert, jetzt also König Harald Haardrade, der mit einer großen Flotte die Empörung des Engländers Tostig gegen seinen königlichen Bruder unterstützte, im September desselben Jahres in der mörderischen Schlacht bei Stamfordbridge am Dervent durch den Pfeilschuß eines englischen Bogen-

schützen, der ihm die Kehle zerschnitt, den Tod gefunden hatte. Aber die entscheidende Niederlage, die nur achtzehn Tage später am 14. Oktober 1066 Wilhelm der Eroberer bei Hastings den tapfern Engländern beibrachte, wirkte auch auf das Reich der Rhomäer fühlbar zurück. Denn seit dieser gewaltigen Katastrophe, die auf Britanniens Geschichte den für lange Jahrhunderte entscheidenden Einfluß ausgeübt hat, sind unablässig immer neue Tausende freier deutscher Engländer und Dänen, denen der Druck, die Gewaltthaten und Greuel, und die tiefgehenden, mit Einführung des französisch-normännischen Lehenswesens verbundenen, Veränderungen aller Eigenthumsrechte die alte Heimath für immer verleideten, aus dem Vaterlande über das Meer gezogen und haben ihren Lebensberuf als Gardesoldaten der griechischen Kaiser gefunden. Im Laufe des zwölften Jahrhunderts sind auch noch Inseldänen in größerer Menge nach dem Bosporus gewandert. Und die letzten Kämpfe gegen die Helden des vierten Kreuzzuges haben vorzugsweise englische und dänische Garderegimenter zu bestehen gehabt.

Sehen wir so, daß die Beziehungen der Byzantiner zum Abendland noch über die oben skizzirte Grenzlinie (S. 191) hinaus sich bis zum Niedergange ihrer Herrlichkeit nun immer kenntlicher auch in den Hochthälern bei Drontheim und in Seelands Buchenhainen, am Isafjord, und auf zahllosen Herrensitzen zwischen den Wäldern Northumberlands und den Kirchenhallen von Winchester fühlbar machten, so finden wir andererseits, daß den Rhomäern, die seit des zweiten Basilios Ableben gegenüber immer neuen Gefahren von außen her gar sehr einer kraftvollen Centralgewalt entbehrten, dieser mächtige Zufluß frischer nordischer Naturkraft von höchstem Werthe sein mußte. Für eine Reihe von Jahren allerdings hatte auch das Regiment der Damen, der Parvenus, und der Eunuchen in der Hofburg nur mit alten bekannten Gegnern des Reiches zu thun, denen man noch lange mehr als gewachsen blieb. Nur war es ein schlimmer Uebelstand, daß nicht gar selten die schlechte Auswahl begünstigter Heerführer ohne Noth Nachtheile herbeiführte oder die Ausbeutung guter Erfolge lähmte. Gleich nach des armseligen Constantin VIII. Ableben zeigte es sich, daß dieser sich mit der Ernennung des Eunuchen Spondyles zum Statthalter von Antiochia erheblich vergriffen hatte. Ein Versuch dieses Mannes, die Unbotmäßigkeit einiger benachbarter arabischer Emirs zu strafen, führte zu einer erheblichen Niederlage der griechischen Waffen am 31. Oktober 1029. Als daraufhin die feindlichen Emirs von Aleppo und Tripolis ihre Raubzüge gegen die kaiserlichen Besitzungen in Syrien wieder erneuerten und sich sogar des dicht bei Antiochia aufgeführten Kastells Menik bemächtigten, da wurde allerdings Spondyles durch des Kaisers Romanos III. Schwager Constantin Karantenos ersetzt. Der Feldzug aber, den der Kaiser persönlich im Sommer 1030 gegen die Araber von Aleppo unternahm, endigte durch seine Unfähigkeit als Feldherr, ohne recht erhebliche Kämpfe, nach einer derben Schlappe bei Azaz mit einem verlustvollen Rückzug nach Antiochia. Dagegen zeigte sich der General Theoktistes

sehr wohl im Stande, den Emir von Tripolis für die Rhomäer zu gewinnen und das Schloß Menik wieder einzunehmen.

Ganz besonders werthvoll aber für das Reich wurde es damals, daß einerseits (S. 222) noch unter Romanos III. jener hochbegabte Norweger Harald in griechische Dienste trat, und daß andrerseits (S. 213) bei den Kämpfen auf der Ostseite des Reiches das Feldherrngenie des Georg Maniakes zuerst in glänzender Weise sich entfaltete. Dieser Abkömmling einer reichen, in Kleinasien begüterten, aristokratischen Familie, die seit Michaels III. Zeit in den Vordergrund getreten war, stand damals als Commandant in Teluch, und wußte durch eine erstaunliche Verbindung von Kühnheit, Schlauheit und Geistesgegenwart eine starke arabische Streifschaar, die nach des Kaisers schmählichem Rückzuge ihn bedrohte, bis zur Vernichtung zu schlagen und einen erheblichen Theil der dem kaiserlichen Heere abgenommenen Beute zurückzuerobern. Zum Dank für diese That gab ihm Romanos sofort ein großes Commando zu Samosata; und von hier aus wußte Maniakes im J. 1032 sich in den Besitz des wichtigen Edessa zu setzen, auch diese Festung gegen die Erhebung der moslemitischen Einwohner und ihres bisherigen Herrn, des Emirs von Miarfekin (Martyropolis) mit Erfolg zu behaupten. In Constantinopel erschien allerdings fast noch werthvoller, als die Waffenthat des jungen Helden, die ihm damals gelungene Erbeutung einer unvergleichlich kostbaren Reliquie, nämlich des altberühmten legendarischen Briefes, den der Erlöser persönlich an seinen Zeitgenossen, den Abgaros von Edessa geschrieben haben sollte. Politisch aber hatte die ausgiebige Kraftentfaltung der Rhomäer trotz des kaiserlichen Mißerfolges die sehr nützliche Wirkung, daß verschiedene arabische Emirs auf der Ostgrenze aus Widerwillen gegen die wüsten Zustände in Bagdad, gegen die Türkenherrschaft am alten Khalifenhofe, und gegen die Herrschsucht der neuen Machthaber in Kahira sich unter den Schutz des Romanos stellten. Selbst der Emir von Aleppo machte seinen Frieden und zahlte Tribut nach dem Bosporus. Auch die späteren, zuweilen höchst schlau angelegten Angriffe der Araber auf Edessa wurden 1036 durch Michaels IV. Bruder Constantin und 1038 durch den georgischen Commandanten Varasvatzes mit Glück abgewehrt.

Und so stark war damals noch das Selbstbewußtsein am Hofe zu Constantinopel, daß man, gestützt auf die Feldherrngröße des Maniakes und nun auch seit 1033 auf den norwegischen Helden Harald, den afrikanischen und sicilischen Mohamedanern ernsthaft zu Leibe zu gehen beschloß, die nicht aufhörten, die Seefronten des Reiches durch ihre Korsarenzüge zu belästigen. Ein Angriff allerdings, der schon 1031 auf die Insel Sicilien versucht worden war, deren Wiedergewinnung die Rhomäer damals noch immer fest im Auge behielten, hatte keinen Erfolg gehabt. Nun aber gelang es im Jahre 1032 dem Strategen von Naupaktos, Nikephoros Karantenos' Sohn, mit Hilfe der Bürger von Ragusa eine starke Flotte der sicilischen Moslemen fast ganz zu vernichten, welche die dalmatisch-epirotische Küste und

die Insel Korfu plünderte. Und als nun die Afrikaner und Sicilianer mit erhöhter Wuth ihre Angriffe nach dem ägäischen Meere und nach dem südwestlichen Kleinasien richteten; als sie 1034 die Kykladen und das lykische Myra plünderten, und 1035 zwei neue Flotten nach diesen Gegenden schickten: da griffen zwei griechische Strategen, der des Themas Thrakesion, und namentlich Constantin Chages, der des Kibyrrhäotischen Themas (der Küste von Karien bis Pamphylien) kraftvoll zu und vertilgten die feindlichen Geschwader. Die Gefangenen wurden einfach als Räuber behandelt und mit für solchen Fall bewährter Grausamkeit auf der Küste Asiens von Adramyttion bis Strobilos theils aufgeknüpft, theils gepfählt. Gleichzeitig und nachher wurde Held Harald für mehrere Jahre mit seinen Norwegern der Schrecken dieser Raubfahrer, die er selbst in Afrika siegreich aufsuchte.

Nun sollte durch die Eroberung von Sicilien dieser Korsarenplage möglichst gründlich ein Ende gemacht werden. Die Chancen, die schöne Insel wirklich wieder zu erobern, wie einst Kreta, waren damals ziemlich günstig. Die sicilischen Emirs hatten sich von den Fatimiden losgesagt, dann aber ihre Kräfte durch gegenseitige Befehdungen aufgerieben. Der Versuch der Zeiriden von Tunis, (namentlich des Sultans Moezz-ibn-Bâdis,) die sich ebenfalls (wie ihre Geschlechtsgenossen in Kairwan und Fez) der Hoheit der Khalifen von Kahira entzogen hatten, auf Sicilien festen Fuß zu fassen, hatte seit 1035 die Verwirrung erhöht. Schon der Emir Ahmed-Akhal, der durch des Sultans Sohn Abdallah in Palermo blokirt, dann durch Meuchelmörder beseitigt wurde, hatte byzantinische Hilfe angerufen. Nun war wieder zwischen dem Emir Abulaphar und seinem Bruder Abukab ein Krieg ausgebrochen, und der Emir hatte die Hilfe der Rhomäer nachgesucht. Die Byzantiner hatten solche Erfolge errungen, daß die beiden arabischen Brüder erschreckt mit einander sich verglichen und ihre Waffen vereinigt gegen die Krieger Michaels IV. richteten. Da also erhielt der seither zu Lande wie zu Wasser bewährte Held, der Patricius Maniakes im J. 1038 in Italien den Oberbefehl und den Auftrag, mit Wucht sich auf Sicilien zu stürzen. Der byzantinische Hof suchte zugleich mit Erfolg gute Verhältnisse zu dem abendländischen Reiche herzustellen, um auf dieser Seite während des sicilischen Krieges möglichst gedeckt zu sein. Des Kaisers Schwager Stefan (S. 215) führte eine starke Flotte nach dem Faro. Maniakes aber sammelte in Calabrien ein bedeutendes Heer, zu dem auch noch Langobarden von Salerno und 300 in Italien frisch geworbene französische Normannen unter Wilhelm dem Eisernen, die Truppen des Katapan Michael Dokeanos, und Haralds Warangen stießen. Maniakes persönlich war ein ausgezeichneter Feldherr. Allerdings gehörte eine gewisse Neigung zur Intrigue, gehörte hoch aristokratischer Stolz, stark ausgeprägtes Selbstgefühl, und eine Eifersucht, die ihn wiederholt mit Harald in Streit gerathen ließ, zu seinen minder angenehmen Eigenschaften. Aber als Heerführer hatte er unter den Rhomäern damals keinen seines Gleichen. Seine Kunst, seine Truppen

zur kühnsten That zu entflammen, seine Feldzüge und seine Aktionen kunstvoll vorzubereiten, den Erfolg der Waffen womöglich durch Kriegslisten jeder Art zu steigern, war allgemein bewundert; und im Kampfe, wo er selbst große persönliche Tapferkeit entwickelte, warf sein Ansturm jeden Gegner unwiderstehlich nieder. Seine Fahnen waren denn auch im J. 1038 von erstaunlichem Glück begleitet. Der glänzende Feldzug begann mit der Erstürmung von Messina. Ein starkes arabisches Heer, welches den sicilischen Moslemen aus Afrika zu Hilfe kam, wurde bei Remata (Rametta) vollständig geschlagen. Nun fiel der größere Theil der Insel in die Hände der Rhomäer, deren kluger Führer auf allen wichtigen Punkten neue starke Festungen aufrichten ließ. Bis auf unsere Tage haben sich unter dem Namen „Schloß des Maniakes" die starken Mauern und die massiven Rundthürme der Citadelle erhalten, welche er damals zu Syrakus erbauen ließ. Als die erschreckten Afrikaner im Frühling 1040 eine neue Armee über das Meer führten, um seinen Fortschritten Einhalt zu gebieten, da brachte ihnen Maniakes in der Schlacht bei Dragina (Traïna) wieder eine zerschmetternde Niederlage bei. Leider aber ging nun durch die rein persönliche Politik des Hofes in Constantinopel der große Gewinn, den Maniakes eingebracht hatte, so gut wie vollständig wieder verloren. Der Admiral Stefan war ungeschickt oder leichtsinnig genug gewesen, die Trümmer der geschlagenen arabischen Armee zur See nach Afrika entkommen zu lassen. Darüber kam es zu einer heftigen Scene mit Maniakes, der in voller Wuth endlich sich hinreißen ließ, den verachteten Parvenü ins Gesicht zu schlagen. Nun führte der Admiral bittere Beschwerde bei seinem damals allmächtigen Schwager, dem Reichsminister Johannes und verdächtigte zugleich seinen Gegner verrätherischer Pläne. Genug, die Reichsregierung beging die unverantwortliche Thorheit, den genialen, allzu heftigen General verhaften und nach der Residenz zurückführen zu lassen, und erhöhte die Wirkungen dieses bedenklichen Schrittes durch die noch viel größere Thorheit, den Admiral Stefan jetzt als Chef an die Spitze Siciliens zu stellen. Nur allzuschnell ging unter dessen unglücklicher Leitung der ganze Gewinn des Maniakes wieder verloren. Nur Messina wurde durch die Tapferkeit eines Mannes behauptet, der seines früheren Chefs vollkommen würdig war, nämlich des tapfern Generals Katakolon.

Gleichzeitig mit dem jähen Umschwung des Kriegsglückes auf der sicilischen Seite brachen aber auch auf der Balkanhalbinsel schwere Unglücksfälle herein. Noch während der Seekämpfe mit den afrikanischen Corsaren hatten sich an der Donau die Petschenegen wieder gerührt, und hatten, — jetzt lediglich wilde und grausame Feinde des Reiches, — im Laufe der Jahre 1035 und 1036 die makedonischen und thrakischen Landschaften raubend, brennend und mordend durchzogen, und viele Gefangene mit über die Donau geschleppt. Bei ihrem ersten Einbruch war selbst die große Centralstadt Thessalonike ernsthaft alarmirt worden. Viel gefährlicher indessen als diese vorübergehenden Heimsuchungen

der nordöstlichen Hälfte der Balkanhalbinsel wurde den Rhomäern drei Jahre später der Abfall ihrer slawischen Unterthanen.

Wir haben gesehen, wie wenig die Nachfolger des gewaltigen Basilios II. mit dessen großen Erwerbungen anzufangen wußten. Zunächst mit den Einrichtungen des großen Kaisers zufrieden, dachten sie nicht daran oder vermochten sie nicht, die theilweise verödeten bulgarischen Provinzen des Westens und des Nordens mit einer zuverlässigen griechischen, gräcisirten oder asiatischen Colonialbevölkerung planmäßig zu durchsetzen, die ihnen mehr als eine Besatzung hätte ersparen können. Große Striche blieben wüst liegen, bis allmählich eine neue nomadische Hirtenbevölkerung sich auszubreiten anfing, die später für die Geschichte der Balkanhalbinsel im Mittelalter sehr bedeutungsvoll geworden ist, nämlich die sogenannten Wlachen (wie sie bei den Slawen, zunächst bei den Serben hießen). Es waren die Nachkommen der Reste alter romanisirter Bewohner der Landschaften zwischen der Donau und dem ägäischen Meere, die seit den furchtbaren Zeiten der avarischen, slawischen und bulgarischen Ueberfluthungen des Landes endlich nur noch als nomadische und halbnomadische Hirten in den höheren Gebirgen der Halbinsel ihre Existenz zu fristen vermochten. Seit der Niederwürgung der Bulgaren durch Basilios II. war für diesen Theil der alten Einwohnerschaft allerdings eine bessere Zeit gekommen; sie fingen nunmehr an, mächtig an Zahl zuzunehmen, und sich in verschiedenen Theilen der Balkanhalbinsel weiter auszubreiten. Es war nun an sich nur natürlich, daß sowohl die Bulgaren, die noch immer ihre alte Macht und Herrlichkeit nicht vergessen konnten, wie die viel weniger schlimm mitgenommenen Serben nur widerwillig in die ihnen aufgedrungene Fremdherrschaft sich fügten. Wirklich zur Empörung aber wurden diese Völker erst durch den rücksichtslosen fiskalischen Druck getrieben, welchen der harte Reichsminister Johannes (S. 215) in Anwendung brachte. Auch die griechisch redende Bevölkerung der alten Provinzen der Balkanhalbinsel theilte die Verstimmung über die harte fiskalische Belastung. Aber die Bulgaren wurden zur Wuth gereizt, als der unbesonnene Verwaltungschef in Constantinopel den Befehl ausgab, daß die altherkömmlichen Naturalabgaben durch eine schwere, in baarem Gelde zu entrichtende Steuer ersetzt werden sollten.

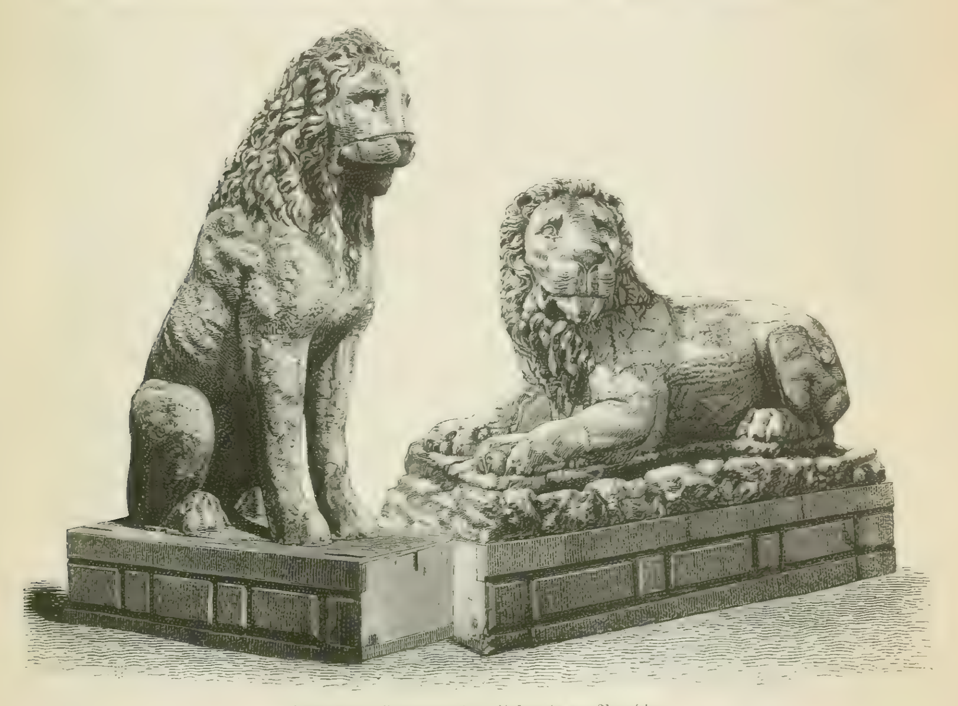
Die große Erschütterung nun des byzantinischen Machtsystems auf der Balkanhalbinsel ging von Serbien aus. Das Zeichen zur Empörung gab hier im Frühling des Jahres 1040 Stefan Bogislaw (Vojslav) aus St. Wladimirs Familie, Häuptling von Zeta und Travunia, der eine Enkelin des alten Bulgarenkönigs Samuel zur Frau hatte, und nun mit Einem Ruck den byzantinischen Strategen Theophilos Erotikos aus dem Lande verjagte. Ein wider ihn ausgeschicktes Heer der Rhomäer scheiterte unter schweren Verlusten bei dem Angriff auf die Hochlandschaften, in denen der serbische Heerführer seinen Hauptsitz hatte.

Der erfolgreiche Aufstand der Serben brachte nun auch bei den Bul-

garen die Lawine ins Rollen. Rasch nach einander erfolgten auf zwei verschiedenen Punkten des weiten Landes die gefährlichen Erhebungen. Zuerst erschien im Norden bei Nisch im Sommer 1040 von Constantinopel her der kühne Peter Deleanos (Deljan), der (es ist zweifelhaft, mit welchem Rechte) als ein Sohn des unglücklichen Czaren Gabriel (S. 187), also als Samuels Enkel, galt, und rief das Volk zum Freiheitskriege mit ungeheurem Erfolge auf. Enthusiastisch als Czar begrüßt, führte er die rasch anschwellende Masse der Bulgaren siegreich nach Skopje, dem militärischen Mittelpunkte des Landes. Der griechische Stratege von Dyrrhachion, Basilios Synadenos, der wider ihn ausrückte, erreichte nur das albanische Dibra. Hier wurde er auf Befehl aus Constantinopel durch den General Michael Dermokaites ersetzt, der seinen Sturz durch Intriguen veranlaßt hatte. Dessen unzeitig hartes und raubgieriges Auftreten aber rief im ganzen Westen den Geist der Empörung wach; überall fiel das slawische Volk und selbst ein Theil der slawischen Regimenter ab. Einer ihrer Führer, Tichomir mit Namen, wurde hier als Czar ausgerufen. Umsonst hofften die Rhomäer, daß nun die beiden Prätendenten einander bekämpfen sollten. Als die beiden mit ihren Schaaren zusammentrafen, wußte der schlaue Deleanos das Volk so geschickt zu behandeln, daß die Massen in wilder Aufwallung den Tichomir auf der Stelle steinigten. Nun führte Deleanos seine Sturmkolonnen direkt gegen Thessalonich, wo sich zur Zeit Kaiser Michael IV. selbst aufhielt. Momentan zu schwach, um etwas Ernsthaftes ausrichten zu können, eilte dieser nach Constantinopel. Darüber gingen nun aber verschiedene namhafte Bulgaren aus dem Dienste des Kaisers zu ihren Landsleuten über; zuerst der Kämmerer Manuel Ibatzes mit den fürstlichen Kassen. Nun konnte Deleanos planmäßig operiren und auch die hellenischen Provinzen, die selbst verdrossen und schwach besetzt waren, durch seine Generale heimsuchen lassen. Im Spätsommer 1040 eroberte der bulgarische Woiwode Kaukan das starke Dyrrhachion; in dem Thema Nikopolis empörte sich das slawische Volk, ermordete den kaiserlichen Steuerdirektor Johannes Kutzomytes, — nur Naupaktos behaupteten die Truppen der Reichsregierung. Der Bulgare Anthimos aber drang bis tief nach Mittelgriechenland vor, und brachte dem Strategen Allakasseus und dessen griechischen Milizen unter den Mauern der damals blühenden Fabrikstadt Theben eine schwere Niederlage bei. Ja, wenn die Runeninschrift auf dem Rücken des antiken Löwen vom Piräeus, der jetzt die Pforte des Arsenals von Venedig hütet, wirklich richtig gedeutet wird, so hatten die Rhomäer damals momentan auch den Hafen von Athen verloren, den dann erst die furchtbaren Norweger des Prinzen Harald wieder erstürmen mußten.

Nichtsdestoweniger scheiterte die gefährliche Empörung der Bulgaren in einem Augenblicke, wo bereits ihre Schale sich entschieden zu senken schien. Im September 1040 erschien im Lager des Deleanos bei Ostrowo der bulgarische Prinz Alusian, ein Bruder des letzten Czaren Wladislaw, der bisher in Armenien ein hohes Commando geführt, nun aber auf Grund blutiger

Beleidigungen von Seiten des Ministers Johannes die Sache seiner Landsleute ergriffen hatte. Deleanos nahm seinen Verwandten mit Freuden auf, und stellte ihn an die Spitze eines Heeres von 40,000 M., mit denen Alusian die Stadt Thessalonike angriff. Hier aber wurde das Glück den Bulgaren untreu; diesmal trug es wieder St. Demetrios davon. Sechs Tage lang wiederholten die Krieger Alusians vergeblich ihre wüthenden Sturmangriffe. Da (26. Oktober) machten die Bürger und die Besatzung der tapferen Stadt einen so wuchtigen Ausfall, daß die Bulgaren aufs Haupt geschlagen wurden und mit einem Verlust von vollen 15,000 M. die Flucht ergreifen mußten.


Löwen am Eingange des Arsenals zu Venedig.

Seit diesem Unglückstage war die Zuversicht und die Einigkeit unter den Aufständischen dahin. Während Kaiser Michael IV. energisch rüstete, erreichten die Conflikte unter ihren Führern eine solche Höhe, daß endlich Alusian mit tückischer List den „Czaren" Peter Deleanos bei einem Gastmahle berauschte und sich dann seiner Person bemächtigte, um ihn (3. Juli 1041) blenden zu lassen. Unter den Bulgaren freilich konnte er sich darum doch nicht behaupten, und zog es daher vor, noch bei Zeiten mit Kaiser Michael IV., der nun wieder Mosynopolis erreicht hatte, seinen Frieden zu machen.

Nun konnte der Kaiser, der eine bedeutende Armee bei Thessalonich

vereinigt hatte, das Feuer schnell und sicher austreten. Der blinde Deleanos und nach einem Kampfe bei Prilep auch Manuel Ibatzes fielen in seine Hände. Der Marsch der rhomäischen Heersäulen stellte bis gegen Anfang December 1041 auf der ganzen Halbinsel die äußere Ruhe wieder her; nur bei Triaditza und in Albanien war es noch zu einigen Gefechten gekommen. Damit waren die Bulgaren allerdings wieder zur Ruhe gebracht, und mußten sich wieder in das Joch der Fremdherrschaft fügen. Zum Unheil für die Rhomäer jener alten (wie wieder für die modernen Griechen unserer) Zeit war dieses Volk zu zahlreich und zu zähe, um so einfach, wie die meisten peloponnesischen Slawen seine Nationalität aufzugeben und in Masse gräcisirt zu werden. Auch auf kirchlichem Wege kam man hier nicht so schnell vorwärts. Kaiser Basilios II. hatte allerdings das Patriarchat von Achrida abgeschafft; aber die bulgarische Kirche war doch autonom geblieben, die „autokephalen Erzbischöfe" von Achrida regierten ein bedeutendes Gebiet zwischen den Sprengeln der von Constantinopel abhängigen Metropoliten von Dyrrhachion und von Drster (mit fünf Suffraganen) an der Donau. Nun ließ aber die byzantinische Politik diesen wichtigen geistlichen Sitz keineswegs in bulgarischen Händen. Im Gegentheil, wie kluger Weise Achrida, andauernd eine lebhafte Handelsstadt, ein Bollwerk und Ausgangspunkt der Gräcisirung der Umlande werden sollte, so wurde auch nach dem Ableben des 1019 durch Basilios II. zum Erzbischof ernannten Abtes Johannes von Dibra dieser Platz durch die Selbstherrscher am Bosporus nur an griechische Kleriker verliehen, unter denen in der Folgezeit namentlich der auch litterarisch thätige Euböer Theophylaktos (1085 oder 1088—1107) mehrfach bedeutsam geworden ist. Gegenüber aber der kirchlichen Propaganda der Griechen erhielten die Bulgaren ihre nationale Eigenthümlichkeit an vielen Stellen durch immer zahlreichere Uebertritte zu der früher mehrfach erwähnten Sekte der Bogomilen.

Die Bulgaren also waren durch die Heere der Rhomäer wieder unterworfen worden. Dagegen scheiterte ein neuer Versuch, der zu Anfang der Herrschaft Constantins IX. gemacht wurde, von Dyrrhachion aus nun auch die Serben zu überwältigen, so vollständig, daß deren Unabhängigkeit für längere Jahre nicht weiter angefochten werden konnte. Michael, der Sohn des Stefan Bogislaw, regierte (1050—1084) als völlig freier „Kralj" oder als „König" seines Volkes, knüpfte auch nach der alten instinktmäßigen Politik dieser slawischen Gegner der Rhomäer Verbindungen mit Rom an und gewann bei dem Papst Gregor VII. die Anerkennung seiner Königswürde.

Nichtsdestoweniger mußte es für das Reich als ein großes Glück betrachtet werden, daß die furchtbare bulgarische Gefahr hatte beschworen werden können, ehe noch die nunmehr auf zwei Seiten vordringenden neuen gefährlichen Feinde des Reiches in Italien und im Orient ihre Kraft recht zu entfalten begannen. Es waren die französischen Normannen, die zuerst die Löwentatze in Apulien gegen die Rhomäer erhoben. Seit der Zeit (S. 188) des „Herzogs Melus" waren kriegerische Männer dieses wegen seiner

stürmischen Tapferkeit und ungestümen, fast unwiderstehlichen Verwegenheit überall gefürchteten Stammes französirter Skandinavier immer zahlreicher als Pilger, Abenteurer und Söldner in Unteritalien erschienen und hatten zuletzt eine große Rolle gespielt bei den endlosen Fehden zwischen den kleinen langobardischen Machthabern in Unteritalien auf der Linie, wo die Politik der Griechen und Araber, der Päpste und der deutschen Kaiser einander unablässig kreuzte. Endlich hatte der Herzog Sergius von Neapel zum Danke für die ihm gegen den wüsten Unhold Pandulf IV. von Capua gewährte Unterstützung den normännischen Ritter Rainulf mit seiner Schwester vermählt, und ihm als Mitgift einen fruchtbaren Landstrich in Campanien geschenkt zwischen Neapel und Capua, in dessen Mitte die Normannen (1030) die Burg Aversa anlegten. Die „Grafschaft Aversa“ (mit welcher 1038 der Kaiser Konrad II. den Rainulf in aller Form belehnte, um ihn so in die Zahl der Reichsfürsten Italiens aufzunehmen,) das erste eigene Territorium, welches die nordischen Abenteurer in Italien gewannen, wurde nun schnell genug das Ziel immer neuer normännischer Pilger, Flüchtlinge und Abenteurer aus ihrer Heimath am Aermelsund, und bald fanden die kühnen Krieger ihre Grenzen zu enge. Nun hatte es der stolze Maniakes während seines glücklichen sicilischen Krieges (S. 226) nicht verstanden, die Gunst seiner normännischen Verbündeten zu behaupten; im Gegentheil fühlten sie sich namentlich in Sachen der Beute wiederholt durch die Rhomäer beeinträchtigt. So war es nicht weiter wunderbar, daß nach des gefürchteten Maniakes Abberufung die wilden Krieger von Aversa, jetzt namentlich durch die Söhne des Grafen Tancred von Hauteville, (jenen Wilhelm den Eisernen und seine neun Brüder,) verstärkt, sich nicht bedachten, auf den Antrieb eines erbitterten italienischen Gegners der Griechen zu Anfang des Jahres 1041 in das Gebiet der Rhomäer in Apulien einzubrechen. Melfi fiel durch Verrath in ihre Hände, und der Katapan Dokeanos der Jüngere wurde trotz der Ueberzahl seiner russischen und asiatischen Truppen am 17. März 1041 am Olivento bei Venosa aufs Haupt geschlagen. Eine zweite Niederlage, welche derselbe Katapan am 4. Mai 1041 gegen die verbündeten Normannen und Beneventiner am Ofanto erlitt, veranlaßte den Kaiser Michael IV., ihn durch einen Sohn jenes Basilios Bugianos zu ersetzen, der einst (1018) glücklich gegen die Normannen gefochten hatte. Nun wurde zwar auch dieser bei Monte Peloso geschlagen, und fiel selbst in die Gefangenschaft des Fürsten von Benevent; dieser aber benutzte das nur, um sich durch dessen Freilassung die Gunst des Hofes von Byzanz zu erwerben. Von Benevent also verlassen, verbündeten sich im Februar 1042 die Normannen mit dem Griechen Arghyros von Bari, einem Sohn des alten Melus, mit dessen Hilfe sie nun rasche und bedeutende Fortschritte machten.

Unter diesen Umständen hatte Michaels IV. Nachfolger (S. 216), der „Kalfaterer“, den Helden Maniakes auf freien Fuß gesetzt und auf der Stelle wieder nach Italien geschickt, wo für den Augenblick nur noch Brin-

disi, Otranto und Tarent sichere Stützpunkte der griechischen Macht geblieben waren. Die Ankunft des gefürchteten Siegers von Dragina (April 1042) in Tarent schien Alles wieder zu Gunsten der Rhomäer wenden zu sollen. Der Eroberung von Matera folgte ein blutiger Sieg bei Monopoli über die Normannen, und nun fiel die Rache des Griechen schwer auf die insurgirte Bevölkerung des Landes. Aber (S. 217) die Erhebung des neuen Kaisers Constantin Monomachos und der Skleraïna zur höchsten Gewalt in Constantinopel lähmte mit Einem Male die weitere Thätigkeit des Maniakes. Da dieser Grund hatte, von dem neuen Hofe die höchste Ungunst zu erwarten, so empörte er sich im Spätsommer 1042, ließ sich selbst zum Kaiser ausrufen, und verstärkte sein Heer durch geworbene Normannen, Franzosen und Italiener. Dafür gelang es dem Hofe von Byzanz, den Arghyros, der zum Patricius und Katapan erhoben wurde, zu erkaufen und dadurch den größten Theil Apuliens noch einmal zu retten. Ein Angriff dagegen der Byzantiner auf das Heer des Maniakes scheiterte ebenso, wie wieder dessen Versuch im Oktober 1042 auf Bari. Und nun schiffte sich Maniakes zu Otranto ein und landete im Februar 1043 in Dyrrhachion, um direkt auf die Reichshauptstadt zu marschiren, vielleicht auch die kaum besiegten Bulgaren wieder zu insurgiren. Wir wissen bereits, daß der gefährliche Prätendent, dessen Sieg und Thronbesteigung dem Reiche wahrscheinlich viel nützlicher gewesen sein würde, als das jämmerliche Regiment des Monomachos, nicht lange nachher in einem Gefecht bei Ostrowo ganz unerwartet erschossen wurde. Seine Söldner traten in den Dienst des Kaisers über und blieben noch längere Zeit unter dem Namen der Maniakaten als eigenes Corps verbunden.

Die erste große Gefahr von Seiten der Normannen war nun allerdings durch die Verrätherei des Arghyros abgewendet, und für die nächsten Jahre sind die grimmen Krieger durch andere Gefahren in Italien so ausreichend beschäftigt gewesen, daß sie an neue großartige Kämpfe mit den Rhomäern nicht sofort wieder dachten. Der Führer der Eroberer Apuliens, jener Wilhelm von Hauteville der Eiserne, war von ihnen im September 1042 zum Grafen von Apulien ernannt, und von Rainulf von Aversa, dem Lehnsherrn der Normannen, als solcher zu Melfi installirt worden. Dieser hatte noch einmal 1044 mit den Griechen in Apulien und Calabrien die Waffen gekreuzt. Nach seinem Tode (1046) wurde sein Bruder Drogo sein Nachfolger in Apulien, und als solcher 1047, — ein fühlbarer Uebergriff des abendländischen Reiches in den Rechtskreis der Rhomäer, — auch durch Kaiser Heinrich III. in aller Form belehnt. Dagegen trieb wieder die Furcht vor den Normannen die Fürsten von Benevent momentan zum innigsten Anschluß an das griechische Reich. Als aber zu Ende d. J. 1050 die Bürger dieser Stadt ihre Fürsten vertrieben und sich unter die Hoheit des Pabstes Leo IX. gestellt, die apulischen Normannen aber nach Ermordung des Grafen Drogo durch einen von den Rhomäern angestifteten Mörder (zu Monte Allegro) am 10. August 1051, mit jenen blutigen Hader begonnen

hatten: da schleuderte der Pabst den Bann gegen die gewaltthätigen und herrschsüchtigen Normannen und erklärte ihnen den Krieg, wobei er sich sogar mit dem griechischen Statthalter Arghyros in Bari verständigte. Und nun erhob sich überall das griechisch-italische Volk voller Haß im Aufstande gegen die verabscheuten Fremdlinge. Aber die Schlacht bei Civitate (einst Teanum Apulum) am Fortore (18. Juni 1053) entschied den vollständigen Sieg der unter Drogos Bruder Humfred fechtenden Normannen über die päbstliche Armee. Klug und bigott, wie sie waren, huldigten aber die Sieger demüthig dem gefangenen Oberhaupte der Kirche, erlangten die Lösung von seinem Bannfluche, und erzielten endlich, — nachdem sie auch den Arghyros bei Siponto geschlagen hatten, — unter dem Eindruck des heillosen neuen, kirchlichen Kampfes, den damals (s. unten) der byzantinische Patriarch Michael Kerularios gegen Rom entzündet hatte, nach Leos Tode (19. April 1054) vollkommene Sicherheit auf der römischen Seite; (der formelle Friede mit Pabst Viktor wurde jedoch erst 1057 geschlossen). Dieselbe wurde auch dadurch nicht gestört, daß nach des Kaisers Monomachos Tode die Kaiserin Theodora noch i. J. 1054 mit Heinrich III. ein wesentlich gegen die Normannen gerichtetes Freundschaftsbündniß schloß. Die wahre tödtliche Gefahr aber für die während der Herrschaft der Basiliden möglichst eifrig gräcisirten Länder Italiens, und weiter für das eigentliche griechische Reich sollte erst sich entfalten, als (1057) nach Humfreds Tode dessen Stiefbruder, der kolossale Robert Guiskard, Graf von Apulien wurde, der schon 1055 Otranto erobert hatte.

Friedliche Ruhe war dabei den Rhomäern weder auf der Balkanhalbinsel, noch in Asien wieder gegönnt. Und sie hatten Grund genug zu bedauern, daß sie seit 1043 über Heerführer, wie Maniakes und Harald gewesen waren, nicht mehr zu verfügen hatten. Gerade die Balkanhalbinsel gerieth damals momentan wieder in eine Lage, wie einst zur Zeit der großen bulgarischen und magyarischen Einbrüche von Norden her. Zuerst machten sich noch im Jahre 1043 wider alles Erwarten die Russen der Residenz noch einmal gefährlich. Der Aufenthalt sehr zahlreicher russischer Kaufleute am Chrysokeras und der Verbrauch so vieler russischer Söldner in kaiserlichen Diensten hatte unter Umständen auch seine Schattenseiten. Die kecken Bewohner von Kiew und Nowgorod lernten die Schwäche der Byzantiner unter so schlechten Regenten, wie Monomachos einer war, und die wiederholt höchst schwierige Lage des Reiches nur zu gut kennen, um nicht unter Umständen zu höchst verwegenen Handstreichen sich gelockt zu fühlen. Ein vornehmer Russe hatte zu Anfang d. J. 1043 bei einem Straßenauflauf in Constantinopel den Tod gefunden. Vergeblich bot der Kaiser dem Großfürsten Jaroslaw von Kiew alle erdenkliche Sühne. Man träumte wieder einmal an dem Hofe von Kiew von ähnlichen sieghaften Abenteuern, wie deren die skandinavischen Völker seit Menschengedenken so viele bestanden hatte. Des Großfürsten Sohn Wladimir und der Feldherr Bychata führten in der That eine starke Macht skandina-

vischer und slawischer Russen über das schwarze Meer direkt nach dem Bosporus. Als der Friede, den der Kaiser noch einmal anbot, an den maßlosen Forderungen der Russen sich zerschlug, mußte ernstlich auf Abwehr gedacht werden. Bereits hatte der Kaiser alle russischen Kaufleute und Soldaten im Reiche festnehmen und unter Bewachung stellen lassen. Jetzt wurden alle im Hafen anwesenden Kriegsschiffe armirt und mit Feuerschlünden besetzt; und nach einem ersten unentschiedenen Seetreffen gelang es dem „Magister" Basilios Theodorokanon, die russische Flotte wieder einmal recht gründlich zu schlagen. Ein Sturm vollendete ihre Niederlage, und auf der Rückfahrt gab ihr bei Varna ein zweiter den Rest. Die Russen hatten nach ihrer eigenen Angabe 15,000 Mann ohne jeden Erfolg verloren. Die Gefangenen wurden Seitens der Rhomäer theils geblendet, theils hieb man ihnen die rechte Hand ab. Drei Jahre später wurde Frieden geschlossen, und die für beide Völker unentbehrliche Handelsverbindung wieder auf altem Fuße hergestellt.

Nicht so schnell gelang es, die einige Jahre später mit großer Energie wieder aufgenommenen Raubzüge der Petschenegen abzuwehren. In ihren Sitzen zwischen dem Dnjepr und dem Delta der Donau neuerdings durch die Russen und ihre alten asiatischen Gegner, die ihnen nunmehr nachgerückten Uzen mehrfach belästigt, war neuerdings unter ihnen selbst Hader entstanden. Die Eifersucht ihres Großchans Tirach auf den wegen seiner Kriegsthaten gefeierten Häuptling Kegen hatte letzteren genöthigt, bei den Rhomäern Schutz zu suchen. Constantin IX. nahm ihn mit Freuden auf, und nun trat Kegen mit 20,000 seiner Leute in den kaiserlichen Dienst über, ließ sich taufen, und erhielt den Rang eines Patricius. Die Raubzüge aber, welche die neue Durchlaucht nunmehr von den Donaufestungen aus gegen die alten Stammesgenossen unternahm, erregten Tirachs wilde Wuth. Er überschritt in dem harten Winter d. J. 1048 die gefrorene Donau mit gewaltiger Macht und begann die Donaulandschaften schrecklich zu verheeren. Bald aber räumten Seuchen, Hunger, und die Waffen der Rhomäer und der Krieger des Patricius Kegen derart unter ihnen auf, daß sie, auch taktisch matt gesetzt, insgesammt die Waffen strecken und sich ohne Bedingungen ergeben mußten. Wider den Rath des rachgierigen und blutdürstigen Kegen schenkten die Rhomäer den Gefangenen das Leben und siedelten dieselben als Colonisten bei Nisch und Triaditza an. Der Chan Tirach aber und mehrere Häuptlinge wurden nach der Residenz gebracht, wo sie nach Annahme der Taufe ähnlich wohlwollend behandelt worden sind, wie früher so viele der bulgarischen Großen.

Inzwischen drohte dem Reiche, wie wir demnächst sehen werden, ein gefährlicher Angriff von Seiten der seldschukischen Türken. Zur Verstärkung der griechischen Armee in Armenien ließ daher der Kaiser aus den petschenegischen neuen Ansiedlern 15,000 der tüchtigsten Männer als Soldaten ausheben, die in vier von Chefs aus ihrer Mitte befehligte Abtheilungen gruppirt und von dem Patricius Constantin Artovalan geführt wurden. Als aber (1049) diese Heerhaufen die Stadt Chrysopolis und den waldigen Berg Damatrys (jetzt

Bulgurlu) hinter sich hatten, riß einer der petschenegischen Führer, Kataleim mit Namen, den ein anderer, Selté, kräftig unterstützte, seine Landsleute zu dem verwegenen Unternehmen fort, hier zu meutern und sich nach der alten Heimat durchzuschlagen. Es glückte den kühnen Männern wirklich, den Uebergang über den Bosporus möglich zu machen, und dann in stürmischen Märschen Triaditza zu erreichen, wo sie nun das ganze Volk der Ansiedler zur Empörung entflammten. Dann wählten die Petschenegen zwei starke Stellungen aus, die eine an der Donau und der Mündung des Flusses (Osma) Asamos (gegenüber der Alutamündung), die andere mehr landeinwärts und dem schwarzen Meere näher, und plünderten von hier aus das innere Land. Diese gefährlichen Unruhen, denen sich wahrscheinlich (1049) auch ein Theil der Donaubulgaren anschloß, erschreckten die Rhomäer in hohem Grade; aber der bedenkliche Mißgriff, zuerst auf falschen Verdacht hin den Kegen zu verhaften, trieb dessen Krieger zum Uebergange zu ihren Landsleuten, die unter wilden Verheerungen bereits bis Adrianopel streiften. Tirach aber, der jetzt den Frieden herstellen sollte, brach seine Schwüre gegen den Kaiser und stellte sich wieder an die Spitze der furchtbaren Raubschaaren. Nun wurden starke Streithaufen gegen sie in Bewegung gesetzt. Aber (1050) zwei Heere, das eine unter Konstantin Arianites, das andere aus asiatischen Regimentern gebildet, zogen den Kürzern, und verloren zuletzt (8. Juni 1050) trotz ihrer Vereinigung in der Nähe von Adrianopel eine Hauptschlacht. Erst i. J. 1051 gelang es den Generalen Nikephoros Bryennios und Michael Akoluthos, an der Spitze französischer und skandinavischer Söldner und auserlesener asiatischer Reiterabtheilungen die furchtbaren Gegner bei Goloe, Toplitzon und Charioupolis gründlich zu schlagen und aus Thrakien und Makedonien zu verdrängen. Kegen freilich, der wieder in Gunst stand und nun Frieden herstellen sollte, wurde verrätherisch ermordet. Als aber die Rhomäer nach neuen Schwankungen des Waffenglückes 1054 ihren ganzen Stoß gegen das bei Preslav stehende Hauptlager der Feinde richteten, da schloß der Khan Tirach endlich mit dem Hofe von Byzantion einen Frieden auf 30 Jahre, der denn auch für längere Zeit gehalten worden ist.

Das Detail der bisher skizzirten Kämpfe auf der West- und Nordseite des großen Reiches läßt bereits erkennen, daß trotz vieler tüchtiger Kriegsthaten der basilianische Geist aus der byzantinischen Armee doch allmählich zu entweichen anfing. Das war aber sehr schlimm, weil wieder einmal eine Zeit angebrochen war, die uns das Reich, ähnlich wie schon mehrmals im Laufe der älteren Jahrhunderte, als ein ungeheures, allseitig berauntes, verschanztes Lager erscheinen läßt. Die Rolle aber der Angreifer auf der asiatischen Seite hatte jetzt ein neuer Gegner übernommen, der an Furchtbarkeit die alten persischen und arabischen Feinde vielleicht noch übertraf: es waren die seldschukischen Türken. Der große westliche Zweig der uns früher schon mehrfach entgegentretenden Türken zwischen Jaxartes und Oxus, die Oghusen, hatte nach langen Fehden mit den persischen Samaniden endlich so sehr das

militärische Uebergewicht gewonnen, daß ihr Führer Boghua- oder Bogra-Khan-Harun i. J. 999 Buchara erobern, und einer seiner Nachfolger 1018 das ganze Land jenseits des Oxus unterwerfen konnte. Von ihnen gliederte sich gegen Ende des zehnten Jahrhunderts eine eng verwandte, zur Zeit numerisch noch schwache, aber kriegerisch tapfere Nomadenhorde ab. Seldschuk, von welchem der neue Stamm den Namen erhalten hat, der Sohn Jakaks, hatte sich dem Dienste eines Häuptlings, unter dem sein Vater gestanden, entzogen, und war mit seinen Stammesgenossen nach der Gegend von Buchara gezogen, wo er sich zu Nur-Buchara festsetzte und durch den Ruf seiner Tapferkeit viele Türken der verwandten Stämme an sich zog. Anfangs lebte er in gutem Einvernehmen mit dem ihm persönlich verwandten Herrschergeschlechte der Oghusen. Später gerieth er mit demselben in Zwistigkeiten und zog sich von Buchara nach Jond zurück, schuf nun aber seinem Hause die Anfänge zu einer neuen mächtigen Herrschaft, die sich bald über den größten Theil von Persien erstreckte. Ihre Größe erbaute die Familie Seldschuks auf Kosten des Reiches der (selbst türkischen) Ghasnaviden, die von Chorasan aus seit 962 ihre Herrschaft über den größten Theil von Iran ausgedehnt hatten. Längere Zeit mit diesen in gutem Einvernehmen und Bundesgenossen in deren Kriegen, waren sie in den dreißiger Jahren des 11. Jahrhunderts den Ghasnaviden durch ihre Raubzüge in Chorasan und im inneren Iran schon sehr lästig geworden, als sie 1037 durch die Versuche des Statthalters von Tus, der sie aus Chorasan zu vertreiben strebte, zur Wuth sich gereizt fühlten. Arslan, der dritte Sohn des greisen Seldschuk, (der um 1030 im Alter von 107 Jahren gestorben war,) eroberte schnell die Städte Tus, Nischabur und Herat, und brachte dem Sultan Masud (1030—1042), des großen Mahmud Nachfolger, i. J. 1039 die entscheidende Niederlage bei, welche es möglich machte, daß nun die „Seldschuken", schon unter dem alten Chef des neuen Stammes zuletzt 200,000 Reiter stark, von Chorasan aus ihre Herrschaft nach Nordwesten, Westen und Süden unaufhaltsam immer weiter ausdehnten. Das letztere geschah besonders durch Arslans kriegerischen Neffen Toghrulbeg, (den Sohn des Mikhail, des Erstgeborenen Seldschuks), der von seinem Stamme selbst als erster Großchan der Seldschuken anerkannt wurde und seinen Thron zuerst zu Nischabur aufrichtete.

Ein hochbegabter Herrscher, von der Art wie der Orient sie liebt, und wie sie der türkische Stamm bis auf Suleiman den Prächtigen wiederholt hervorgebracht hat, und ein eifriger rechtgläubiger Mohamedaner: so gewann die neue Macht Toghrulbegs, — der 1051 bereits den Bujiden (S. 166) die persische Hauptstadt Isfahan entriß und zu seiner Residenz machte, — ihre volle Höhe erst durch seine Verbindung mit dem Khalifat von Bagdad. Der damals am Tigris als Khalif fungirende Al-Kaim-Beamrillah (1031—1075), rief ihn 1055 um Hilfe an. Der schwache Abbaside fühlte sich unter der Suprematie der Bujiden um so schwerer gedemüthigt, als die derzeitigen Führer dieses Geschlechtes, Abu Manßur in Schiras und Abu Nasr Almalik

Arrahim in Bagdad (seit 1048), wie ihr ganzes Haus, einerseits eine unverkennbare Hinneigung zu der den Sunniten so tief verhaßten schiitischen Häresie verriethen, andrerseits aber mit einander in stetem Hader lagen, und die innere wie die äußere Sicherheit des arg reducirten Reiches in immer hoffnungsloseren Verfall gerathen ließen. Nun erschien 1055 Held Toghrulbeg mit seinen türkischen Massen vor Bagdad, machte mit leichter Mühe der Herrschaft der Bujiden für immer ein Ende, warf dann auch andere Rebellen nieder, hielt die Einmischung der Khalifen von Kahira ab, und wurde nun 1057 durch den Khalifen Alkaim, dem er klüglich eine größere Summe an Macht, Selbständigkeit und Einkommen gewährte, als es die Bujiden gethan, — zum Sultan und Emir Alumara ernannt, und mit dem Ehrentitel „König des Ostens und Westens" geschmückt. Zugleich belehnte der Khalif den türkischen Helden in aller Form mit den bisher von ihm unterworfenen Landschaften Asiens, und vermählte ihn endlich i. J. 1063 auch mit seiner Tochter.

Das war die neue Macht im inneren Orient, die nunmehr für die Rhomäer so sehr gefährlich werden sollte. Zum ersten Male stießen die Heersäulen der Seldschuken mit den byzantinischen Regimentern Constantins IX. i. J. 1048 zusammen. Da ist es nun für die Folgezeit sehr nachtheilig geworden, daß dieser Kaiser kurz vorher auf der Ostgrenze seines Reiches zwei Veränderungen durchgesetzt hatte, die sich jetzt als sehr bedenklich für die Widerstandskraft der Rhomäer zeigten. Einmal nemlich hatte er i. J. 1045 einen (1022 erzielten) Vertrag des alten Basilios II. von sehr zweifelhaftem Werthe zur Ausführung gebracht, und durch die Annexion des armenischen Reiches Ani den Haupttheil des noch unabhängigen Armeniens unmittelbar zu dem byzantinischen Reiche geschlagen. Der letzte Bagratide, König Gagik, wurde durch große Besitzungen in Kappadokien entschädigt, die Verpflanzung des armenischen Patriarchats nach Constantinopel eingeleitet. Aber die neue Erwerbung legte den Rhomäern die schwere Pflicht auf, eine weit ausgedehntere und schwierigere Grenze als bisher zu vertheidigen. Und während bisher die kriegerischen Hochländer der armenischen Alpenländer ihre Heimath selbst mit großer Tapferkeit geschützt hatten, hing die Vertheidigung dieser gefährlichen Stelle jetzt ganz überwiegend von der Einsicht, der Kraft und den Mitteln der Reichsgewalt in Constantinopel ab.

Unmittelbar schädlich aber wirkte es, daß Constantin IX. bei seiner schlimmen Neigung zu finanzieller Plusmacherei den schweren Fehler begangen hatte, den Einwohnern der östlichen Grenzprovinzen, die bis dahin von der Zahlung direkter Steuern nach Byzanz frei gewesen waren, und den kleinen bisher tributfreien Vasallenfürsten auf der Ost- und Nordostgrenze Geldzahlungen an seinen Schatz auferlegt und sie dafür von der früher sie belastenden Verpflichtung befreit hatte, stets mobile Kriegerschaaren zum Schutze der Grenzen zu unterhalten. In Folge so thörichter Verfügungen waren nahezu 50,000 M. iberischer und armenischer Lokalmilizen entlassen, der Centralgewalt der Rhomäer aber eine weitere schwere Verpflichtung auferlegt worden, der

sie nun leider nur unvollständig nachzukommen vermochte. Zum Glück waren wenigstens die starken Festungswerke und ihre Armirung noch wohl erhalten, die Kaiser Basilios II. seit 1021 zum Schutz der armenischen Provinz Vasparukan (östlich vom Wan-See) gegen die schon 1016 anhebenden Vorstöße türkischer Schwärme angelegt hatte.

Als nun i. J. 1048 die seldschukischen Reiter Toghrulbegs unter des Khans Vetter Kutulmisch und unter Hassan zum ersten Male die Grenze der Provinz Vasparukan als Feinde zu überschreiten versuchten, da wurden diese allerdings durch den alten General Katakolon, damals Statthalter in Ani, und den bulgarischen Prinzen Aaron (Sohn des Wladislaw) an dem Flusse Stragna geschlagen. Die Hauptarmee der Seldschuken dagegen unter des Khans Neffen Ibrahim Inal konnte, weil die rhomäischen Heerführer zu lange mit ihrer Hilfeleistung zauderten, in die nicht verschanzte, reiche und dicht bevölkerte Handelsstadt Arzen eindringen, und legte dieselbe, nachdem die tapferen Einwohner sich sechs Tage in wüthenden Straßenkämpfen vertheidigt hatten, mit der brutalen Roheit ihres Stammes in Asche. Eine ungeheure Zahl der Einwohner war durch Feuer und Schwert umgekommen, und viele tausende wurden als Sklaven fortgeschleppt. Die mörderische Schlacht, welche die durch zahlreiche iberische Truppen nunmehr verstärkten Rhomäer am 18. September 1048 den Seldschuken bei Kapetron lieferten, rächte die Zerstörung von Arzen nur unvollkommen; doch wichen die Türken einstweilen nach Iran zurück. Dagegen scheiterten die Angriffe, die nun Toghrulbeg persönlich fortsetzte, noch für längere Zeit an der unbezwinglichen Stärke der wichtigen, mit einer tüchtigen Artillerie armirten Festung Mantzikert (Malazkerd, Melasgerd) nördlich vom Wan-See, und an der Entschlossenheit und Gewandtheit, mit welcher (1050) byzantinische Truppen, französische und skandinavische Söldner sie vertheidigten. Auch zwei Jahre später zeigte sich der griechische Festungsgürtel noch einmal unzerstörbar.

Während in solcher Weise auf der Ostgrenze die Nachwirkungen einer besseren Zeit noch einmal für Constantin IX. arbeiteten, vollzog sich dagegen unter seinen Augen am Bosporus eine Wendung in der kirchlichen Politik, die nachher für die Rhomäer zu überaus unheilvollen Folgen führen sollte: nemlich die Vollendung des „Schisma“ zwischen der anatolischen und der päbstlichen Kirche. Es ist bekannt, daß alle Politiker und Kleriker, die jemals mit der römischen Curie in ernsthafte Conflikte gerathen sind, von Seiten der vatikanischen Publicistik mit einer durch keine Entfernung der Zeiten gemilderten Erbitterung und ungerechten Einseitigkeit in den dunkelsten Farben geschildert zu werden pflegen. Aber auch eine rein objektive Beobachtung kann nicht umhin, einen wesentlichen Theil der Schuld bei dem Eintritt des unversöhnlichen Bruches zwischen beiden Kirchen dem Manne zuzutheilen, der damals als Patriarch am Bosporus regierte. Diese persönliche Schuld wird auch dadurch nicht gemindert, daß unleugbar die politische, nationale und kirchliche Entfremdung zwischen Rhomäern und „Lateinern“ seit der Zeit des

Photios in steter Zunahme begriffen war; und daß schließlich die ganze Sinnesweise und Lebensrichtung der Rhomäer so vollständig anders als jene der abendländischen Völker, zunächst der Italiener, sich gestaltet hatte, daß man zuletzt eher noch nach neuen Gründen suchte, um die endliche kirchliche Trennung recht scharf ausprägen zu können. Der äußere Streit zwischen den großen Kirchenfürsten am Chrysokeras und am Lateran hatte freilich seit dem letzten Rücktritt des Photios von den Geschäften geruht. Aber die innere Scheidung wurde nicht wieder ausgeglichen, obwohl die Patriarchen erst seit 995 die dogmatischen und disciplinarischen Gegensätze wieder offiziell schärfer betonten. Der verständige Gedanke eines so bedeutenden Staatsmannes wie Basilios II., und des Patriarchen Eustathios, eine friedliche Auseinandersetzung zu erzielen, indem die Rhomäer den Pabst als den ersten Bischof der Christenheit anerkennen und eine finanzielle Zahlung nach Rom leisten, der Pabst aber der anatolischen Kirche das Recht zugestehen sollte, unter Leitung ihres Patriarchen sich selbst nach ihren eigenen Formen und Gewohnheiten zu regieren, — scheiterte an den hochgespannten, die Herrschaft über die gesammte christliche Welt umfassenden Ansprüchen der Curie. Der letzte Bruch nun vollzog sich unter dem nach so vielen Seiten hin schädlichen Regiment des Constantin IX. Bald nach Antritt seiner Regierung starb der Patriarch Alexios, und nun wurde auf seinen Sitz erhoben Michael Kerularios. Ursprünglich ein angesehener Laie von unruhigem, intrigantem Naturell, hatte er 1040 an einer Verschwörung gegen Michael IV. theilgenommen, und war der Ahndung für dieses Vergehen durch Eintritt in ein Kloster ausgewichen. Seit dem 25. März 1043 stand nun in seiner Person ein leidenschaftlicher und gewaltthätiger Politiker, zugleich ein fanatischer Gegner des Pabstthums und des lateinischen Wesens an der Spitze der anatolischen Kirche. Und zehn Jahre später (1053) gab ihm Pabst Leo IX., — ein Kirchenfürst, der seinerseits die großartigsten Anschauungen nährte von der universellen Bedeutung des römischen Bisthums, der auch auf Grund der falschen Schenkungsurkunde Constantins die Ueberlieferung der angeblich durch dieselbe an Rom geschenkten Länder Unteritaliens von den Byzantinern forderte, — durch sein Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse Unteritaliens den Anlaß zu dem entscheidenden Kampfe. Der Patriarch und sein Freund, der Erzbischof Leo von Achrida, richteten an den Bischof Justus von Trani einen ausführlichen Erlaß, der aber zugleich die gesammte Christenheit ins Auge faßte. Mehrere vermeintliche Ketzereien der abendländischen Kirche wurden verdammt und in der rücksichtslosesten Weise kritisirt; namentlich wurde den Lateinern zum Vorwurf gemacht, daß sie das Abendmahl mit ungesäuertem Brode begingen. Noch leidenschaftlicher war eine Schmähschrift des Mönchs Niketas Pektoratos. Es kam dazu, daß der ehrgeizige Michael nach gleichen Ehren mit dem Pabste strebte, Ansprüche auf den Namen eines „allgemeinen Bischofs" offen an den Tag legte, und in Feuer und Flammen gerieth, als die asiatischen und afrikanischen Kirchen Miene machten, sich näher an Rom anzuschließen. Nun strich Michael den Namen des Pabstes aus den

Diptychen seiner Kirche, schloß die Kirchen und Klöster der Lateiner in Constantinopel, erklärte die Priesterweihe und Taufe der abendländischen Kirche für ungiltig, und alle Anhänger des Pabstes für Ketzer.

Nun ließ es Leo IX. an kräftiger Gegenrede nicht fehlen. Ein Sendschreiben an Leo von Achrida wies den Vorwurf der Ketzerei sehr entschieden zurück, hob energisch die Privilegien hervor, welche die Kirche des h. Petrus durch göttliche und menschliche Autorität erworben haben wollte, und bestritt dem byzantinischen Patriarchen durchaus das Recht, sich als allgemeinen Bischof zu bezeichnen, so wie jeden spezifischen Vorrang vor den andern Patriarchen des Ostens. Ebenso griffen mehrere Cardinäle zur Feder. Inzwischen machten die schwierigen Verhältnisse beider streitenden Parteien zu den Normanen (S. 233) den Rhomäern es wünschenswerth, sich womöglich mit Rom zu vergleichen. Es kam noch einmal zu einem friedlicheren Briefwechsel zwischen Michael und Leo IX., und im Frühling 1054 ging eine römische Gesandtschaft nach Constantinopel, die neben politischen Verabredungen auch die kirchlichen Streitigkeiten ausgleichen sollte. Aber diese Gesandten, namentlich ihr Führer, Cardinal Humbert, waren gerade die Männer, welche die Feder gegen Michael geführt hatten. Sie kamen Anfang Juni in Constantinopel an. Und nun zeigte bei den Disputationen Humbert nicht nur eine entschiedene theologische Ueberlegenheit, sondern auch eine solche Schärfe und Schroffheit, und machte die römische Superiorität so bestimmt geltend, daß gegen Mitte Juli 1054 der Patriarch allen Verkehr mit den päbstlichen Gesandten abbrach. Diese ihrerseits verließen am 18. Juli die Kaiserstadt, nachdem sie am 16. Juli in der Sophienkirche unter den verletzendsten Formen über den Patriarchen die Exkommunikation ausgesprochen und zugleich jeden mit dem Banne bedroht hatten, welcher das Abendmahl „von einem das römische Opfer tadelnden" Griechen nehmen würde. Damit war denn, jetzt durch die gemeinsame Schuld beider Parteien, die Spaltung vollendet: sie ist bis heute nicht wieder ausgeglichen. Die normännische, die türkische, die römische „Frage": das war die politische Erbschaft, welche der neunte Constantin seinen Nachfolgern hinterließ.

Die Erben des zweiten Basilios hatten politisch „abgewirthschaftet". Mit andern Worten, die Fehler namentlich in der inneren Politik waren so groß gewesen, daß die Anhänglichkeit der Rhomäer an das alte Haus der Basiliden nicht mehr stark genug war, um dem (S. 219) durch Theodora ernannten Kaiser Michael VI. die Krone zu sichern. Obwohl schon ein alter Herr und nicht gerade überreich begabt, konnte es dem neuen Kaiser doch nicht entgehen, daß die Abneigung der großen Aristokratie des Reiches gegen das Regiment der Eunuchen, so begabt und geschickt viele derselben immerhin sein mochten, in starkem Steigen begriffen war. Aber während er sonst verständig regierte und namentlich die Gunst der zu Constantinopel dominirenden Machtelemente zu gewinnen verstand, machte er in der Behandlung mehrerer nam-

hafter Heerführer gefährliche Fehler, — zu seinem Unheil gerade in einer Zeit, wo bereits mehrere der mächtigsten und reichsten kleinasiatischen Grundherren des Reiches, Isaak Komnenos (S. 219), Romanos Skleros, Michael Burtzes und Nikephoros Botaniates, einen Aufstand vorbereiteten. Namentlich der in der Armee vorzugsweise beliebte General Katakolon, der auf Grund angeblicher Unredlichkeiten in der Verwaltung von seinem Commando in Antiochia abberufen und durch des Kaisers Neffen Michael Uranos ersetzt wurde, trat, ähnlich wie andere Offiziere von Rang, nun in Verbindung mit den Verschworenen, die endlich dahin übereinkamen, den Isaak Komnenos als Gegenkaiser aufzustellen. Als diese endlich die Maske abwarfen und, zuerst in dem paphlagonischen Kastamona (jetzt Kastamuni) westlich vom untern Halys und südwestlich von Sinope, dem Herrenschloß der Komnenen, versammelt, am 8. Juni 1057 auf der Ebene von Gunavia den alten Isaak als neuen Kaiser proklamirten, eilte Katakolon nach den pontischen Landschaften und riß dort bei Nikopolis fünf Legionen (zwei abendländische, eine russische und zwei pontische) zur Empörung fort, um sie dann dem Prätendenten zuzuführen, der bereits ein starkes Heer gesammelt hatte. Nun brachte Isaak seine Gattin Katharina, des bulgarischen Königs Wladislaw Tochter, und seine Schätze in dem Schlosse Pemolissa am Halys in Sicherheit und marschirte ohne Aufenthalt westwärts, um endlich Nikäa zu erobern.

Kaiser Michael bot sofort die asiatischen Truppen gegen Isaak auf, die unter dem Commando des Eunuchen Theodor, den er zum Domestikus des Ostens ernannt hatte, und des mit seinem Schwager verfeindeten bulgarischen Prinzen Aaron standen. Bald näherte sich die kaiserliche Armee dem Lager des Prätendenten bei Nikäa, und es kam zur Schlacht, in welcher die Partei der Komnenen den Sieg davontrug. Nun rückten die Sieger nach Nikomedia, dann nach Damatrys vor. Die Unterhandlungen, durch welche Michael VI. sich noch zu retten versuchte, scheiterten; bereits griff die Neigung zum Abfall auch in Constantinopel, namentlich in den höheren Kreisen, unaufhaltsam um sich. Als die Armee des Prätendenten am Bosporus erschien, nöthigten die höchsten Beamten, der Staatsrath und der Patriarch den alten Kaiser zur Abdankung. Isaak wurde als Kaiser ausgerufen. Michael VI. kehrte am 31. August 1057 als Privatmann in sein eigenes Haus zurück, wo er unbelästigt bis zu seinem Tode sich aufhalten durfte, der zwei Jahre später erfolgte.

Am 2. September 1057 wurde Isaak Komnenos in der Sophienkirche als neuer Kaiser gekrönt. Damit war der erste große Sieg der griechischen Aristokratie über das centralisirende, absolutistische Kaiserthum erfochten, und es begann das Zeitalter, wo auf der einen Seite das Kaiserthum viel bestimmter und bewußter, denn bisher, einen griechischen Charakter zur Schau trug, wo auf der andern die neue Aristokratie, namentlich seit sie unmittelbar mit dem Feudalismus des Abendlandes in Berührung kam, immer erfolgreicher mit der absolutistischen Centralgewalt rivalisirte. Der Absolu-

tismus selbst, der immer wieder zu der Praxis der basilianischen Epoche zurückgriff, hatte seinerseits wesentlich an nachhaltiger Kraft verloren. Das alte bewährte System der früheren Zeiten, alle Aemter nur mit einer systematisch wohlgeschulten und hochgebildeten Bureaukratie zu besetzen, war durch die Gewohnheit, die Beamten des kaiserlichen Haushaltes und deren Anhang, namentlich die politisch ungefährlichen Eunuchen mit Vorliebe zu verwenden, bereits stark erschüttert und konnte in seiner alten Reinheit nicht wieder hergestellt werden.

Für das Reich wurde es zunächst sehr schädlich, daß der neue Kaiser Isaak, unleugbar ein sehr bedeutender Mann, der die Grundschäden des damaligen Zustandes sehr wohl kannte, nur sehr kurze Zeit an der Spitze der Rhomäer geblieben ist. Es sollten eben noch mehr denn zwanzig verhängnißvolle Jahre verstreichen, bis das edle Geschlecht der Komnenen auf dem Throne der Constantiner und der Basiliden wirklich festen Fuß fassen konnte. Dieses ausgezeichnete adelige Geschlecht war seit der Zeit des zweiten Basilios in die Geschichte eingetreten. Manuel Erotikos Komnenos, ein von diesem Kaiser lebhaft begünstigter Offizier, hatte (S. 181) Nikäa gegen Bardas Skleros vertheidigt. Bei seinem Tode übernahm jener Kaiser persönlich die Vormundschaft über seine noch minderjährigen Söhne Isaak und Johannes, die nun in dem Kloster Studion trefflich ausgebildet wurden. Isaak für seine Person begann dann seine öffentliche Laufbahn in der kaiserlichen Leibgarde und wurde hier in der strengen und unermüdlichen Art der militärischen und geschäftlichen Thätigkeit Basils geschult. Seine Verheirathung mit Katharina, des letzten Bulgarenkönigs Wladislaw Tochter, brachte ihm eine überreiche Mitgift. Die spätere Geschichte der Basiliden kennt ihn bis zu seiner Absetzung durch die Kaiserin Theodora (S. 219) als tüchtigen Heerführer und als großen Gutsbesitzer im Thema Paphlagonien. Nunmehr Kaiser, wußte Isaak seine aristokratischen Freunde durch Ertheilung wichtiger Stellungen in den Provinzen zugleich zu belohnen und aus der Residenz zu entfernen, so daß er in Constantinopel völlig freie Hand behielt; unterstützt durch seinen Bruder Johannes, der als Palastmarschall und Großdomestikus ihm zur Seite blieb. Die erste große Sorge des verständigen Reformers war es, die Reichsfinanzen wiederherzustellen und mit Strenge der furchtbaren Verschwendung ein Ende zu machen, mit welcher die Kaiser seit Basils II. Tode fürstliche Domänen an Günstlinge verschleudert, unnütze Bauten aufgeführt, für Massen von Mönchen in zahlreichen neuen Klöstern überreiche Pensionen gestiftet, den Hofhalt übermäßig kostspielig gestaltet, und zahllose Sinekuren geschaffen hatten. Unbekümmert um die Unpopularität, die sich an solche Reformen zu knüpfen pflegt, rottete Isaak mit sicherer Hand diese Mißbräuche aus, und scheute sich auch nicht, den unruhigen Michael Kerularios nach der Insel Prokonnesos abführen zu lassen, als der intrigante Patriarch auf Grund seiner Mitwirkung bei Michaels VI. Sturze immer maßlosere Forderungen stellte und in seinem Größenwahnsinn endlich jede Rücksicht gegen

den Kaiser hintansetzte. Als er bald nachher starb, wurde Constantin Leichudes zu seinem Nachfolger gewählt, der unter Monomachos Präsident des Staatsrathes gewesen war. Auch sonst geschah manches im Sinne der Hebung der Armee und der Reichsverwaltung. Zu allem Unglück aber traf den trefflichen Mann im Herbst 1059, als er von einem glücklichen Donaufeldzug gegen magyarische und petschenegische Raubschaaren nach der Residenz zurückgekehrt war, eine schwere Krankheit, die ihn, der sein Ende nahe glaubte, zu dem Entschluß bestimmte, sich als Mönch in das Kloster Studion zurückzuziehen, wo er dann — als Pförtner — zwei Jahre später sein Leben beschloß. Bei seinem Rücktritt brachte der alte Isaak ein großes Opfer. Anstatt seinem trefflichen Bruder Johannes und dessen Kindern die Thronfolge zu sichern, wandte er die Krone einem seiner Freunde und Minister zu, den er für einen tüchtigen Staatsmann und ausgezeichneten Verwalter der Finanzen halten zu dürfen glaubte. Aber leider hatte er sich schwer getäuscht; sein Minister hatte nur unter Isaaks tüchtiger Oberleitung seinen Platz gut ausgefüllt. Constantin X. Dukas (eigentlich Dukitzes), der durch Frauen von der alten Familie Dukas abstammte, hatte den historischen Beruf, durch seine Mißgriffe den Grund zu Verlusten des Reiches zu legen, die nicht wieder gut gemacht werden konnten. Dieser Dukas war ein eitler Schönredner, ein gelehrter Pedant, und nach Seiten der Staatswirthschaft ein Repräsentant schlimmer Fiskalität und höchst unzeitiger Knauserei, die ihn zu den schlimmsten politischen Fehlern verführte. Das durch ihn kultivirte System der Steuererhebung durch Steuerpächter zeigte auch diesmal wieder seine ganze Schädlichkeit für die Bevölkerung. Aber die Praxis des Kaisers, nur die ihm persönlich ergebene Garde der Warangen in Constantinopel glänzend zu dotiren, dagegen in den Provinzen mit einer geradezu selbstmörderischen Sparsamkeit die numerische Stärke der einheimischen Truppen zu reduciren, mit der Soldzahlung zu kargen, die Vorräthe an Waffen, Artillerie, und Kriegsmaterial nicht zu ergänzen, und die Reparaturen der Grenzfestungen zu unterlassen, — das mußte traurige Früchte bringen.

Noch war die normannische Gefahr nicht wieder akut geworden. Dagegen ruhten die seldschukischen Türken nicht mit ihren Angriffen auf die christlichen Länder des westlichen Asiens. Namentlich die Kaukasusländer und die noch unabhängigen Armenier wurden von ihren scheußlichen Raubzügen so konsequent heimgesucht, daß ein entschiedenes Eingreifen der Rhomäer geboten schien. Die Sache wurde noch übler, als der georgische König Ivané, der momentan mit Byzanz zerfallen war, sich mit den Türken verbündete und ihnen den Weg nach den armenischen Fürstenthümern Kars und Lorhi öffnete. In dieser Zeit sah nun Constantin X. diesem Unwesen ruhig zu. Da diese Länder noch immer der durch ihn leidenschaftlich erstrebten Vereinigung der anatolischen und armenischen Kirche widerstrebten, so schien es diesem klugen Politiker nach allen Seiten nützlich, Adel und Klerus der Armenier durch die Türken möglichst plagen zu lassen. Auch der Angriff der

Seldschuken auf Edessa (1060) und andere Gewaltstöße gegen die mesopotamischen Grenzburgen des Reiches machten den Kaiser nicht unruhig. Da wurde die Sache nun sehr ernsthaft, als 1063 der alte Sultan Toghrulbeg starb, und an seine Stelle ein türkischer Held ersten Ranges trat, sein hochbegabter Neffe Alp Arslan, bisher Statthalter in Chorasan. Dieser neue Herrscher, der Rei im nördlichen Persien zu seiner Residenz machte, hat nach Seiten des moslemitischen Orients seine Macht auf Kosten einzelner Emire und der Fatimiden von Kahira bis nach Palästina ausgedehnt und überall die sunnitische Orthodoxie auf Kosten der Schiiten wieder zur Suprematie gebracht. Aber weder seine Rechtgläubigkeit, noch sein ritterlicher Sinn als Kriegsmann hinderte ihn gegenüber den Ländern des christlichen Asiens an systematischer Pflege des schändlichen Verfahrens, durch welches diese Türken die kultivirten Landschaften, welche sie zu unterjochen gedachten, auf das roheste verwüsteten und entvölkerten. Die seit jener Zeit durch die fluchbeladene Hand der türkischen Steppenreiter eingeleitete, hoffnungslose Vernichtung der uralten Blüthe der asiatischen Länder westlich vom iranischen Hochland begann schon 1063 mit der Verheerung des reichen und gewerbfleißigen Iberiens und der armenischen Landschaft Lorhi. Dann aber wandte der seldschukische Sultan seine ganze Kraft gegen die Hauptstadt des byzantinischen Armenien, gegen das feste Ani (zwischen Kars und Eriwan, nördlich vom Ararat). Und der schlaffe Selbstherrscher in Byzanz sah ruhig zu, wie dieses mächtige Bollwerk nach langer ritterlicher Vertheidigung der Besatzung endlich am 6. Juni 1064 durch die Türken erstürmt wurde. Parallel mit diesen Kämpfen hatten bereits andere seldschukische Streifschaaren begonnen, und setzten auch nachher das Geschäft fort, die byzantinischen Grenzländer an der Eufratlinie in ihrer niederträchtigen Weise heimzusuchen; das soll sagen, sie plünderten das offene Land, schlugen die waffenfähigen Leute todt, schleppten Weiber und Kinder als Sklaven fort, vernichteten jede Spur der Kultur auf dem offenen Lande und suchten diese Gegenden dadurch auf alle Weise für die künftige schöne Zeit vorzubereiten, wo wieder nomadische Hirtenstämme hier ihr Wesen treiben sollten. Ein Zusammentreffen mit stärkeren Heerschaaren der Rhomäer wußten sie dabei stets zu vermeiden.

Es war eine sehr kärgliche Entschädigung für den Verlust des wichtigen Ani, für die Durchbrechung der Schutzwerke des Ostens, daß nunmehr auch die Armenier von Kars ihr Land unmittelbar an den Kaiser der Rhomäer abtraten. Die seit jener Zeit eintretende massenhafte Uebersiedlung von Armeniern nach den nächsten kleinasiatischen Provinzen führte dagegen später zur Entstehung eines neuen (des Rupenianischen) Königthums der Armenier in den kilikischen Gebirgen, welches in der Zeit der ersten Kreuzzüge eine interessante Rolle gespielt hat.

Nicht in Asien allein erlitt das Reich durch die Schlaffheit und die thörichte Politik des Dukas erhebliche Einbuße. Um dieselbe Zeit, wo Ani an die Seldschuken verloren ging, entrissen die Magyaren den Rhomäern

vorübergehend die wichtige Donaufestung Belgrad. Viel unheilvoller aber wirkte es, daß i. J. 1065 noch einmal ein wildes turanisches Volk die Schrecknisse der längst vergangenen avarischen Zeit über die inneren Landschaften der Balkanhalbinsel bis nach Griechenland hinein brachte. Die türkischen Uzen (etwa die „Freien",) ein Zweig der Oghusen, — als „Polowzer" längere Zeit in Rußland gefürchtet —, die alten Gegner der Petschenegen, denen sie nun wieder auf dem Nacken saßen, sahen sich neuerdings durch die Russen bedrängt, und hatten sich den Weg durch das Gebiet der Petschenegen nach der Donau gebahnt, um in das Reich der Rhomäer einzubrechen. Das wilde Volk, welches in drei Stämmen 60,000 Krieger zählte, erzwang trotz der Gegenwehr, welche die Generale Basilios Apokapes und Nikephoros Botaniates versuchten, den Uebergang über den mächtigen Strom und breitete sich nun unter gewaltigen Verheerungen über die Kantone der Balkanhalbinsel aus. Eine starke Colonne drang südwärts bis über Thessalonich hinaus vor, und schickte ihre Streifschaaren bis tief nach den alten hellenischen Ländern. Dieser Theil freilich erlitt allmählich durch einreißende Seuchen und durch die Gegenwehr der Griechen und Bulgaren erhebliche Verluste. Die Hauptmacht dagegen wurde bei Anbruch des Winters in die Gebirgslandschaften des Balkan gedrängt und gerieth allmählich in große Noth, weil mit und ohne Mitwirkung der griechischen Diplomatie von allen Seiten starke Feinde sich wider sie erhoben. Nun gedachte Constantin X., selbst jetzt noch immer zur Unzeit sparsam, sie durch mäßige Geldzahlungen zum Abzug zu bestimmen. Aber die Sache verlief noch besser für die Rhomäer, als die klägliche Politik des Kaisers es verdient hatte. Ein bis Tzurulon vorgerückter Haufe der Uzen wurde durch die Linientruppen des Reiches aufgerieben. Die größere Masse derselben dagegen wurde in den Donauländern durch die aufgebotenen bulgarischen Milizen mit Hilfe der Petschenegen zusammengehauen. Der Kaiser persönlich, der endlich unter dem Drucke der über seine Feigheit erbitterten öffentlichen Meinung der Residenz hatte ausmarschiren müssen, konnte unter diesen Umständen bald wieder mit günstigen Botschaften nach Constantinopel zurückkehren. Ganz im Sinne der byzantinischen Staatskunst war es dann, daß die Reste der uzischen Macht, die sich ergeben hatten, auf den Staatsdomänen in Makedonien als Colonisten angesiedelt und getauft, wie auch daß mehrere ihrer Führer in den Reichsadel und den Reichsdienst übernommen wurden.

Nicht lange nach diesen Ereignissen machte der Tod des 60jährigen Constantin (1067) dieser ruhmlosen Regierung ein Ende. Noch aber sollte eine gefährlich lange Zeit verstreichen, bis endlich wieder ein großer Mann es versuchen durfte, der immer höher anschwellenden Fluth des Verderbens kraftvoll zu begegnen. Constantin X. hatte schon in ziemlich reifen Jahren sich in zweiter Ehe mit der schönen, feingebildeten, und ungewöhnlich gut unterrichteten Eudokia Makrembolitissa, (der Tochter des unter Michael IV. einflußreichen Johannes Makrembolites,) vermählt, die von ihm

die Mutter von sechs Kindern geworden war. Um seinen drei Söhnen Michael, Andronikos und Constantin die Herrschaft zu sichern, hatte der Kaiser sie bereits krönen lassen. Bei seinem Tode übertrug er der Eudokia die Vormundschaft und die Regentschaft; aber sie mußte ein schriftliches, in die Hände des (S. 217) Patriarchen Johannes Xiphilinos (1066—1075) gelegtes, Versprechen ausstellen, niemals wieder heirathen zu wollen, und gleichzeitig wurde der Staatsrath veranlaßt, zu beschwören, daß er niemals einen andern Kaiser als die Söhne des Dukas bei deren Lebzeiten anerkennen werde. Nichtsdestoweniger wurden alle diese Vorsichtsmaßregeln des Kaisers schnell genug durch die Leidenschaft seiner Wittwe über den Haufen geworfen.

Die Regentin Eudokia nahm sich allerdings der Regierungsgeschäfte mit Eifer an, fand aber bald, daß ihre Kräfte der durch die Intriguen der ehrgeizigen Großen an ihrer Seite und die stets lastende seldschukische Gefahr höchst schwierigen Lage nicht gewachsen waren. Auch das Volk der Residenz wünschte eine Wiederverheirathung der Regentin, welche letztere sich mit dem Gedanken vertraut machte, auf diesem Wege wieder eine Lage zu schaffen, wie sie das Reich während der Minderjährigkeit des zweiten Basilios gekannt hatte. Endlich entschied bei der schönen Frau, die, trotzdem sie das vierzigste Lebensjahr schon erheblich überschritten hatte, noch immer anmuthig und von sehr lebhaftem Temperament war, unter durchaus romantischen Umständen die Stimme ihres Herzens.

In Triaditza führte bei dem Tode Constantins X. ein kappadokischer Ritter den Befehl; es war der jetzt dreißigjährige Romanos Diogenes, der Sohn jenes unglücklichen Constantin Diogenes, der (S. 214) unter Romanos III. ein so trauriges Ende genommen hatte. Von seinem Vater hatte er die prachtvolle Heldengestalt, die stürmische Tapferkeit, die unbesonnene Leidenschaft, und den heißen Ehrgeiz geerbt, und war nicht lange nach Eudokias Antritt eines Complotts gegen die neue Ordnung der Dinge überwiesen und als Hochverräther nach der Residenz geführt worden. Hier aber, wo die Regentin ihn sah, verliebte sie sich leidenschaftlich in ihn, und schenkte ihm zur Freude der einheimischen Truppen, bei denen er höchst beliebt war, volle Verzeihung. Noch mochte die Residenz glauben, das sei nur geschehen, um in der Zeit eines furchtbaren Einbruches der Seldschuken in Kappadokien das Reich nicht eines tüchtigen Heerführers zu berauben. Da erfuhr aber alle Welt eine merkwürdige Ueberraschung. Mit weiblicher List hatte Eudokia den Patriarchen Xiphilinos unter dem Vorgeben, sie wünsche einem seiner nächsten Angehörigen ihre Hand zu reichen, bestimmt, ihr jenes schriftliche Versprechen zurückzugeben und den Staatsrath zu Gunsten ihrer Pläne zu gewinnen, dann aber der Residenz und der Armee (in den letzten Tagen des Jahres 1067) verkündigt, daß ihre Wahl auf Romanos gefallen sei.

Begreiflicherweise war die Stellung des neuen Kaisers Romanos IV. eine außerordentlich schwierige. Er sah sich von mächtigen Gegnern in der



Byzantinische Elfenbeinschnitzerei des elften Jahrhunderts mit den Figuren des Kaisers Romanos IV. und der Kaiserin Eudokia. (Paris, Nationalbibliothek.)

Hauptstadt umgeben. Die minorennen Söhne der Kaiserin blickten nur mit Mißtrauen auf den Stiefvater, und in ihrem Interesse zeigte die Garde der Warangen, eifersüchtig auf die Popularität des Romanos bei den Nationaltruppen, eine meuterische Haltung, welche Eudokia nur mit Mühe beschwichtigen konnte. Viel schlimmer war die stille, aber erbitterte Gegnerschaft des Cäsars Johannes Dukas, der als Bruder des verstorbenen Kaisers und als Vater zweier erwachsener Söhne im Staatsrath starken Einfluß ausübte. Der überlistete Patriarch war sein natürlicher Feind. Und besonders gehässig stand ihm Michael Psellos gegenüber, der Führer des Staatsrathes, — trotz seiner Gelehrsamkeit und seiner litterarischen Betriebsamkeit ein charakterloser, geschmeidiger, bösartiger Intrigant.

Unter solchen Umständen hielt es Romanos IV., nachdem er zwei Monate lang in der Residenz zugebracht, und die ersten Schwierigkeiten einer Reformarbeit kennen gelernt hatte, für wohlgethan, sich die wahre Herrscherweihe erst in Kämpfen mit den Seldschuken zu erwerben, die eben damals die östlichen Provinzen des Reiches immer entsetzlicher heimsuchten. Der kriegerische Sultan Alp Arslan hatte im J. 1067 seine Schaaren in die südöstlichen Landschaften des byzantinischen Asiens einbrechen lassen. Die türkischen Reiter entwickelten in der früher skizzirten Kunst der systematischen Verwüstung der kultivirten Besitzungen der verhaßten Christen eine schreckliche Virtuosität. Mesopotamien, Melitene, Syrien, Kilikien, und endlich auch Kappadokien litten entsetzlich; in letzterer Provinz war selbst das starke Cäsarea in ihre Hände gefallen und mit Mord und Raub schauderhaft heimgesucht worden. Es galt jetzt das Reich vor den Einfällen der Barbaren zu schützen und ihnen die Wiederkehr gründlich zu verleiden. Unglücklicherweise fehlten aber dem jungen Kaiser mehrere Eigenschaften, deren er bedurft hätte, um seinen Zweck wirklich zu erreichen. Romanos IV. war nicht nur eine ritterliche Natur, ein Held von gewaltiger Kraft und staunenswerther Tapferkeit, sondern auch ein sehr geschickter Heerführer; aber er war zu ungestüm und neigte zu einer Unterschätzung des Feindes, gegen den er ins Feld rückte. Und doch wäre damals zunächst kluge Vorsicht gar sehr geboten gewesen. Die schlimmen Folgen des bisher durch Constantin X. verfolgten Systems traten erst jetzt recht ans Licht. Neben manchen materiellen Schäden hatte dasselbe begreiflicherweise die alte Disciplin der Armee gefährlich erschüttert. Es kam dazu, daß in Folge der Anwerbung immer stärkerer Massen fremder Söldner verschiedener Nationalität das Heer, welches der Kaiser in dem Thema Anatolikon (in den Landschaften zwischen Synnada und Amorion im Norden und Nordwesten, und Ikonion im Südosten) zusammenzog, eine nach Ethnographie, Bewaffnung und Kampfesweise sehr buntscheckige Physiognomie zeigte. Es blieb immer sehr gewagt, mit solchen Truppen, mochte das „Material" immerhin sehr brauchbar sein, sich auf größere Feldzüge einzulassen, ehe man sie genügend zusammengeschweißt und einheitlich organisirt hatte. Romanos IV. indessen, der nicht die Geduld

und Ausdauer des Heraklius besaß; der wahrscheinlich auch die Leiden seiner heimathlichen Provinz rächen und die Söldner durch Ruhm und Beute an sich fesseln wollte, eilte sein Heer an den Feind zu bringen. Der nächste Stoß sollte den Moslemen von Aleppo gelten, die unter türkische Hoheit getreten und gegen Antiochia vorgegangen waren. Auf dem Marsche erfuhr der Kaiser, daß ein seldschukisches Heer in die pontischen Länder eingefallen war und die Gegend von Neokäsareia (Niksar) plünderte. Mit Ungestüm wandte der Kaiser sich nordwärts, warf die Raubschaaren siegreich über den Haufen und gewann ihnen die Beute ab, um nachher dann doch über Germanikeia nach Syrien zu ziehen, wo Hierapolis (Membidsch) erobert und verschanzt und den Moslemen von Aleppo kräftig die Spitze geboten wurde. Aber bei der Rückkehr nach Kleinasien im Spätjahr 1068 erfuhr der Kaiser, daß inzwischen neue Schaaren türkischer Steppenreiter die östliche Festungskette umritten und im Herzen der schönen Halbinsel die Stadt Amorion geplündert hatten.

Zu Anfang des Jahres 1069 wurde der Ausmarsch nach der Ostgrenze sehr unangenehm aufgehalten durch die leidige Nothwendigkeit, den Abfall eines normännischen Ritters und seiner Leute zu strafen. Inzwischen mißhandelten die Seldschucken in ihrer schlimmen Weise wieder das innere Kappadokien. Es wurde sehr schwer, die schnellen, leichten Geschwader der Türken zu fassen und zum Gefecht zu stellen. Es half auch nichts zur größeren Beschleunigung, daß der Kaiser in seinem bitteren Unmuth anfing, gefangene Türken als Straßenräuber zu behandeln. Als endlich Kappadokien und Melitene doch wieder gesäubert waren, überschritt Romanos den Eufrat, um durch Wegnahme von Akhlat am Wan-See einen großen Schlag zu führen. Aber in seinem Rücken ließ sich der mit dem Schutze Mesopotamiens betraute General Philaretos schlagen, und nun ritten die türkischen Räuber und Mordbrenner im Nu wieder bis vor die Mauern von Ikonion. Mit höchster Geschicklichkeit suchte ihnen da der Kaiser mit Hilfe der kilikischen Armenier und des Commandeurs von Antiochia den Rückweg zu verlegen; aber durch Preisgebung ihrer Beute entkamen die türkischen Reiter doch über die kilikischen Gebirge nach Aleppo (im Herbst 1069).

Die damals wieder bedenklicher sich gestaltende Lage von Unteritalien hielt i. J. 1070 den Kaiser in Europa zurück. Der statt seiner in Asien mit dem Oberbefehl betraute Prinz Manuel Komnenos, der ältere Neffe des alten Isaak I., wurde nun zwar in der Gegend von Sebaste (j. Siwas) durch den Türken Chrysoskrul geschlagen und selbst gefangen genommen, und die türkischen Reiter erreichten diesmal bereits das phrygische Chonä (Kolossä), wo die fanatischen Mohamedaner namentlich die Hauptkirche zu St. Michael schändeten und rein ausraubten. Inzwischen gelang es dem gefangenen Manuel, den mit seinem Sultan zerfallenen Chrysoskrul zu offenem Abfall von Alp Arslan zu bestimmen. Nun aber erschien der Sultan selbst auf dem Kriegsschauplatz und eroberte die hochwichtige armenische Grenzfestung Mantzikert (S. 238), um dann nach Iran zurückzukehren.

Da mußte Romanos IV. wieder persönlich eingreifen. Schon im Frühjahr 1071 zog er mit einem ungewöhnlich starken Heere von mehr als 100,000 Kriegern von dem Centrum des Reiches nach der Ostgrenze, um seinem berühmten Gegner womöglich einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Als er Theodosiopolis (j. Erzerum) erreicht hatte, theilte er sein Heer. Eine Colonne, uzische (S. 245) Krieger und abendländische, leider mehrfach als raubsüchtig und meuterisch erprobte Söldner unter dem Franzosen Oursel Bailleul, sollte, durch das Corps des Trachaniotes unterstützt, die Festung Akhlat (an der nordwestlichen Ecke des Wan-Sees) erobern. Der Kaiser persönlich gewann Manzikert (nördlich von diesem See) zurück. Als nun Alp Arslan mit seinen Geschwadern sich näherte und einige Reitergefechte zu Ungunsten der Rhomäer ausfielen, rief der Kaiser die gegen Akhlat detachirten Corps zurück. Diese jedoch ließen sich durch türkische Truppen von der Vereinigung abdrängen und wichen westwärts nach dem Thema „Mesopotamien" aus, während eine uzische Abtheilung aus dem Lager des Kaisers zu ihren türkischen Stammesgenossen desertirte. Der Friedensschluß, den nichtsdestoweniger Alp Arslan anbot, scheiterte an den stolzen Bedingungen des Kaisers Romanos. So kam es denn zu einer gewaltigen Schlacht, in welcher beide Parteien einen vollen Tag lang heldenmüthig, aber ohne Entscheidung mit einander rangen. Endlich machte der Befehl des Kaisers, der einen Theil der Truppen zur Deckung des Lagers zurückgehen ließ, dem mit der Führung der Reserven betrauten Prinzen Andronikos Dukas, dem Sohne des Cäsars, es möglich, in offenbar verrätherischer Absicht ebenfalls den Rückzug anzutreten. Die ganze Armee gerieth darüber in Verwirrung. Nun hieb die türkische Reiterei mit Ungestüm ein, und Romanos, der mit Löwenmuth die Schlacht herzustellen suchte, gerieth verwundet in Gefangenschaft, als sein Pferd ihm unter dem Leibe getödtet wurde.

Alp Arslan zeigte gegen seinen erlauchten Gefangenen eine damals seltene Ritterlichkeit. Freilich ersparte er ihm im ersten Moment nicht die alte asiatische Demüthigung, vermöge welcher der Sieger in der Versammlung seiner Großen dem besiegten und vor ihm niedergestreckten Gefangenen den Fuß auf den Nacken setzte, dann aber hob er den Kaiser auf, sorgte für die Pflege seiner Wunden, und behandelte ihn in ehrenvollster und humanster Weise. Dem Sultan lag damals viel daran, seine Herrschaft über die transoxanischen Länder auszudehnen. Unter diesen Umständen mochte er den byzantinischen Krieg nicht fortsetzen, sondern schloß mit Romanos, der nach acht Tagen seine Freiheit wieder erhielt, einen Frieden, durch welchen der Kaiser zur unentgeltlichen Freilassung aller seldschukischen Gefangenen im griechischen Reiche und zur Zahlung einer Million Byzantiner an den Sultan sich verpflichtete.

Der unglückliche Romanos ging ahnungslos einem schauderhaften Schicksal entgegen. Als die Kunde von seiner Gefangennahme nach Constantinopel drang, hielten ihn Freunde und Gegner für hoffnungslos verloren. Treue nach deutscher Art gegen ihre Herrscher lag nach der ganzen Weise ihrer

Thronbesetzung, zumal wenn es gerade keine leidlich festgewurzelte Dynastie gab, eben nicht in der Natur der Byzantiner. Nun hatte Romanos auch durch seine eifrige Sorge für das öffentliche Wohl, durch seine Einschränkung der Verschwendung am Hofe und bei den Amüsements der Residenz, wie durch seine Abneigung gegen den Unterschleif und die Erpressungen der hohen Provinzialbeamten sich viele Gegner gemacht, während das Volk gar keine Mittel hatte, ihn oder seine Sache jetzt zu unterstützen. So wurde es dem alten Schleicher Psellos sehr leicht, den Vorschlag durchzusetzen, daß bei solchem Landesunglück Eudotia und ihr ältester Sohn Michael sofort als vereinte Regenten gekrönt werden sollten. Als nun aber ein eigenhändiger Brief des Romanos der Kaiserin seine nahe Rückkehr anmeldete und darüber Alles am Hofe in Aufregung gerieth: da griff der Cäsar Dukas, der jetzt der wirkliche Regent zu werden hoffte, kräftig zu und machte nicht nur seinem alten Hasse gegen Diogenes Luft, sondern erhob auch die Teufelskralle gegen Eudokia, die bisher ihn für ihren Freund gehalten hatte. Unterstützt durch Psellos und dessen Anhänger in dem Staatsrath forderte er von Eudokia, sie sollte den Romanos als Ueberbringer schmählicher Bedingungen der Krone für verlustig erklären. Als die Kaiserin das ablehnte, ließ er sie verhaften, übernahm mit seinem jüngeren Sohne das Commando der Garde und der Besatzung der Residenz, ließ Michael VII. öffentlich als Kaiser ausrufen, die Kaiserin aber bei anbrechender Nacht zu Wasser nach dem von ihr erbauten Marienkloster am Bosporus bringen, wo sie in der brutalsten Weise behandelt wurde und den Schleier nehmen mußte. Im Namen aber seines kaiserlichen Neffen verbreitete er im Reiche den Befehl, den Romanos, der nur bis zu seines Stiefsohnes Volljährigkeit und Thronbesteigung die Regentschaft zu führen gehabt habe, nirgends mehr als Herrscher anzuerkennen.

Darüber entbrannte ein Bürgerkrieg. Romanos wurde durch die Truppen des Hauses Dukas bei Dokeia (jetzt Tosiyeh am Devrek) auf der Linie von Amasia nach Constantinopel geschlagen und wich zurück nach dem kilikischen Adana, wo Katchadur, der Commandant von Antiochia, ihm zu Hilfe kam. Als auch dieser dem Prinzen Andronikos, des Cäsars Sohn, dem Verräther von Mantzikert, unterlag, mußte Romanos kapituliren. Er dankte in aller Form ab und versprach, sich in ein Kloster zurückzuziehen; dafür sagte ihm Andronikos persönliche Sicherheit zu, welche durch die Eidschwüre der Erzbischöfe von Chalkedon, Herakleia und Koloneia noch ausdrücklich garantirt wurde. Aber der Cäsar Dukas, anscheinend ein Mensch von ungewöhnlicher Niederträchtigkeit und persönlicher Rohheit, ließ sich durch seinen Haß zu einer selbst in Constantinopel seltenen Bestialität hinreißen. Als nämlich Andronikos seinen Gefangenen unter unwürdigen Formen bis nach Phrygien geführt hatte, erschien ein Befehl des Cäsars, den Romanos zu blenden. Nicht nur daß trotz der Einreden der schrecklich kompromittirten Bischöfe dieser beliebte byzantinische Frevel mit Hilfe glühender Zeltstangen in ungewöhnlich grausamer Art vollzogen wurde: Dukas hatte auch verfügt, daß das Opfer seiner in-

samen Schandthat ohne jede Hilfe für seine entsetzlichen Wunden gelassen werden sollte. Wenige Tage später erlag Romanos auf der Propontisinsel Prote in einem von ihm gegründeten Kloster dem an ihm verübten Verbrechen. Eudokia durfte ihrem ermordeten Gatten ein prächtiges Grabmal errichten.

Unter solchen Umständen begann die Regierung des Kaisers Michael VII., einer der verächtlichsten Persönlichkeiten auf dem Throne der Rhomäer, der alle schlechten Eigenschaften seines Vaters Constantin wieder zur Erscheinung brachte, und unter dessen kurzer Regierung der Niedergang des Reiches die unheimlichsten Fortschritte machte. Während Alp Arslan zur Rache für die Kassirung des mit Romanos geschlossenen Vertrags seine Räuberschwärme nach alter Art verheerend in die östlichen Provinzen einbrechen ließ, war der junge Kaiser, der Zögling des Psellos, beschäftigt, mit diesem und nach den Vorschriften dieses unheilvollen Pedanten Rhetorik zu treiben und griechische Verse zu machen. Dabei zeigte der schwache und argwöhnische Jüngling, der Spielball seiner Umgebungen, nach keiner Seite eine höhere fürstliche Begabung. Soweit nicht sein nichtsnutziger Oheim das Terrain beherrschte, dominirte als leitender Staatsmann der vom Dikastes von Hellas zum Generalpostmeister beförderte Nikephoritzes, ein Eunuche aus der Zeit des Monomachos, ein rühriger und begabter Politiker, — leider von durchaus schlechtem Charakter, der eine überaus verschwenderische Wirthschaft einführte und dabei sowohl seine Privatkasse wie die seiner Anhänger bereicherte. Die Folgen dieses Systems ließen nicht auf sich warten. Während die Großbeamten des Reiches hohe Gehälter bezogen und die Pracht des Hofes, wie der öffentlichen Vergnügungen in der Residenz unverändert gepflegt wurde, vernachlässigte die niederträchtige Regierung aller Orten die Linientruppen, die Flotte, die Straßen und Brücken, die Häfen und die Festungen des Reiches in durchaus gewissenloser Weise. Dagegen nahmen die fiskalischen Erpressungen einen immer abscheulicheren Charakter an. Und das schmachvolle System dieses Ministers und des Kaisers selbst, bei einbrechendem großem Nothstand des Volkes den Kornhandel zum Monopol zu machen, und aus den kaiserlichen Magazinen zu Rhädestos an der Propontis den Weizen zu Wucherpreisen zu verkaufen, zog Michael VII. seinen historischen Schimpfnamen zu: „Parapinakes" d. i. Viertelsdieb. Denn der Hohn und Grimm des erbitterten Volkes machte sich in der Anschuldigung Luft, die kaiserlichen Commis betrögen die Käufer allemal um ein volles Viertel des Scheffels!

Unter einer so elenden Regierung wurde begreiflicherweise der innere Zusammenhang des Reiches gefährlich erschüttert: zwanzig Jahre einer solchen Mißwirthschaft hätten vielleicht schon damals Zustände herbeigeführt, wie sie die Rhomäer erst 100 Jahre später unter den Kaisern des Hauses Angelos kennen lernten. Diesmal wurden dafür die auswärtigen Feinde immer gefährlicher. In Unteritalien hatten die Normannen seit 1057 ihre Herrschaft immer solider begründet, ihr eine immer breitere Basis geschaffen. Namentlich die langobardischen Herzogthümer des Südens, — so lange ein Objekt

des Streites zwischen der deutschen und der byzantinischen Politik, — fielen allmählich in ihre Hände. So zuerst 1058 Capua, mit welchem nun die Grafschaft Aversa (S. 231) verschmolzen wurde. Damals wurde nun auch die intime Allianz zwischen den Normannen und der Curie in Rom geknüpft, die mit erprobter diplomatischer Schlauheit sich aus diesen gewaltigen Kriegern eine leidenschaftlich ergebene Kirchenmiliz zu schaffen verstand, — zuerst zum Schutz gegen den römischen Adel, dann aber gegen den Einfluß des deutschen Kaiserthums. Der in den letzten Tagen des Jahres 1058 neu gewählte Pabst Nikolaus II. schloß durch den Cardinal-Subdiakonen Hildebrand im Frühjahr 1059 eine Allianz mit Richard von Aversa, (Schwager Robert Guiskards, Neffe und seit 1047 auch Nachfolger Rainulfs,) und erkannte ihn als Fürsten von Capua an, während Richard nun in ein bestimmtes Vasallenverhältniß zum päbstlichen Stuhle trat, Schutzherr und Vogt der römischen Kirche wurde. Hildebrand gewann dann auch den noch viel bedeutenderen (S. 233) Robert Guiskard für Rom, der von Apulien aus seine Macht bereits über Calabrien bis zum Faro ausgedehnt hatte, — freilich, um die Normannen durch seine listige Staatskunst unter Umständen auch wieder in ihrer für Roms Interessen allzu großen Machtentfaltung hinterrücks aufzuhalten. Robert Guiskard nun, der in der schönen und heldenmüthigen, langobardischen Prinzessin Sigelgaita von Salerno eine ebenbürtige Gattin gewonnen hatte, reduzirte zunächst unter herzlicher Zustimmung der Curie die griechische Macht in Italien täglich mehr. Kaum hatte er dann durch Eroberung von Reggio und Squillace die Unterwerfung Calabriens vollendet und in Apulien das feste Troja (1060) eingenommen, so sandte er, unterstützt durch den wüthenden Hader zwischen den arabischen Machthabern auf Sicilien, 1061 seine Brüder Goffred Ridell und Roger nach dieser Insel, wo nunmehr, sobald er selbst denselben gefolgt war, mit der Eroberung von Messina ein neuer Siegeslauf der normännischen Waffen begann. Nach einem siebenjährigen Kampfe konnte die Macht der Araber auf der schönen Insel bereits als gebrochen gelten; am 10. Januar 1072 ist nachher auch die arabische Hauptstadt Palermo, 1085 Syrakus, bis 1090 der Rest der Insel in die Hände der Normannen gefallen.

Die Politik der Rhomäer war inzwischen, lediglich die kurze Zeit des Kaisers Isaak I. ausgenommen, zu schlecht geleitet, oder aber auf anderen Punkten zu stark in Anspruch genommen gewesen, um dem gewaltigen Herzog von Apulien nachhaltig entgegenwirken zu können. Indessen wenn die Griechen auch seit 1061 jede Hoffnung für immer schwinden sahen, die Insel des Aetna jemals wieder für ihr Reich und für ihre Kirche gewinnen zu können, so benutzten sie doch die Abwesenheit Robert Guiskards in Sicilien und wiederholte Differenzen unter den Normanen selbst, um in Apulien immer wieder auf Kosten der skandinavischen Franzosen sich auszubreiten. Namentlich 1065 hatten die Rhomäer das wichtige Otranto zurückgewonnen, und das halbverlorene Bari wieder fest an sich gezogen. Dieses Ausgreifen aber der Griechen veranlaßte Robert Guiskard zu einem entscheidenden Schlage. Er hat endlich

1068 Otranto zum zweiten Male erobert, und nun auch Bari eingeschlossen, das letzte Bollwerk der griechischen Macht in Italien. Der Kampf dauerte sehr lange und wurde von den Byzantinern mit alter Zähigkeit geführt; als aber auch die Flotte zertrümmert war, die Romanos IV. 1070 zum Entsatze gerüstet hatte, da kapitulirte endlich die tapfere Besatzung am 16. April 1071, am Sonnabend vor Palmsonntag. Damit war der letzte Rest der alten Eroberungen der griechischen Helden Belisar und Narses dem Reiche verloren. Und Michael VII., der unter solchen Auspicien zur Herrschaft gelangt war, und nun auch die letzten Anhänger des Reiches in Italien, so namentlich 1073 die Amalfitaner, unter die Herrschaft des furchtbaren Herzogs von Apulien treten sah, war nur noch durch die politischen Kämpfe Guiskards in Italien vor unmittelbaren Angriffen der Normannen auf den Kern seines Reiches geschützt. Die Beziehungen aber, in die er nicht lange nachher selbst zu Guiskard getreten ist, sollten erst recht für den furchtbaren Eroberer den Anstoß geben, gegen das so tief gesunkene Reich der Constantiner seine Flotte zu lenken.

Ruhe fand freilich auch das Kernland des griechischen Reiches in dieser kläglichen Zeit nicht mehr. Die wüsten Erpressungen der kaiserlichen Finanzbeamten hatten die bulgarischen Unterthanen wieder einmal zur höchsten Wuth gereizt. Im Jahre 1073 brach eine gefährliche Empörung aus, und die Insurgenten unter Führung des Häuptlings Georg Boïtachos (Vojtech) säumten nicht, sich an den König Michael von Serbien (1050 bis 1084) um Hilfe zu wenden. In der That erschien der serbische Prinz Konstantin Bodin, Michaels Sohn, mit 300 Mann in Prischtina, wo ihn die Bulgaren als ihren Czar ausriefen, der nun den Namen Peter annahm. Als aber der neue Chef den griechischen General Damianos Dalassenos, der von Skopje ausrückte, geschlagen hatte, theilten die Insurgenten ihre Macht. Bodin zog gegen Nisch, der serbische Heerführer Petril gegen das makedonische Kastoria. Nun aber stellten die Rhomäer starke Massen deutscher und normännischer Söldner ins Feld. Petril wurde aufs Haupt geschlagen; die Sieger zerstörten voll Hohn den alten bulgarischen Königspalast zu Prespa und plünderten die Kirche des St. Achillios. Bodin aber wurde, als er ihnen von Nisch her entgegeneilte, im December 1073 bei Taonion geschlagen und als Gefangener nach Antiochia abgeführt, von wo er erst später durch die Hilfe venetianischer Kaufleute wieder nach Desniza entkam.

Solcher Empörungen, zu denen sich damals wieder ein flüchtiger Einbruch der Petschenegen gesellte, vermochte das Reich jedoch damals noch immer leicht Meister zu werden. Aber so gut wie unheilbar sollten die Wunden werden, welche während dieser jämmerlichen Regierung die Seldschuken den östlichen Provinzen schlugen. Allerdings hatte der gefürchtete Sultan Alp Arslan im Herbste des Jahres 1072 in Transoxanien den Tod durch Mörderhand gefunden. Aber sein Sohn Malekschah (1072—92) übertraf ihn noch an Regententüchtigkeit und Kraft und hob das Reich der Seldschuken

zu erstaunlicher Macht und Ausdehnung. Während aber dieser Sultan persönlich die türkischen Heere vorzugsweise nach den östlichen und nordöstlichen Grenzlanden führte, und mehrere seiner Feldherren den größten Theil von Syrien zu seinem Reiche brachten, übergab Malekschah die Führung des Krieges gegen die Byzantiner einem seiner Vettern, dem tapfern Suleiman, dem Sohn eines Enkels Seldschuks (S. 238), des Kutulmisch. Suleiman erhielt den Oberbefehl über alle in Kleinasien operirenden Schaaren und das Recht, sich hier eine selbständige Macht zu gründen, die nur durch ein loses Band der Klientel mit dem großen türkischen Reiche verbunden blieb. Der neue Eroberer sicherte, sobald die rohen Verwüstungen aufhörten, seine bleibende Herrschaft durch eine sehr schlaue Verfügung. In Folge der Entstehung der aristokratischen Latifundien (S. 209) im Reiche der Rhomäer war, wie wir wissen, ein großer Theil der freien Bauern in Abhängigkeit von den großen Grundherren gerathen; große Theile aber dieser Güter wurden auch, je nach der Lage der Provinzen, durch wlachische und slawische Hörige oder durch moslemitische Sklaven landwirthschaftlich angebaut. Alle diese Leute erklärte Suleiman für freie Eigenthümer, forderte von ihnen nur die Zahlung eines Tributes, und knüpfte so ihre materiellen Interessen auf Kosten der griechischen Barone an seine Herrschaft. Die gefährlichen Fortschritte, welche die Türken 1073 in Kleinasien machten, nöthigten endlich den byzantinischen Hof zu größeren Anstrengungen. Aber der neue Oberfeldherr, ein Neffe des alten Kaisers Isaak I., Isaak Komnenos, wurde zunächst durch eine Meuterei der normännischen Söldner, die sich unter Oursel in Sebaste festsetzten, stark geschwächt, dann aber bei Cäsarea von den Türken geschlagen und gefangen genommen. Nun übernahm der Cäsar Dukas das Commando und wandte sich zuerst über Doryläon gegen Oursel, der bis zum Sangarios vorgerückt war, wurde aber an der Brücke von Zompi geschlagen und sammt seinem Sohne Andronikos gefangen genommen. Dann aber ließ sich der völlig gewissenlose Mann leicht durch seinen normännischen Besieger überreden, an der Spitze der meuterischen, bis nach Chrysopolis vorgerückten Söldner als Kronprätendent gegen seinen kaiserlichen Neffen aufzutreten. Unter so schwierigen Umständen wußten Michael VII. und sein Premierminister nichts Klügeres zu thun, als die Hilfe — der Türken anzurufen. Und nun (1074) wurde wirklich unter Malekschahs Zustimmung jener Vertrag mit Suleiman geschlossen, der für die ganze Zukunft des Reiches der Rhomäer, und noch mehr für die des griechischen Stammes in Kleinasien, geradezu verhängnißvoll werden sollte. Die Seldschuken versprachen dem Kaiser eine starke Hilfsmacht zu stellen. Dafür aber übertrug Michael VII. auf Suleiman die Regierung der rhomäischen Provinzen, welche sich zur Zeit in den Händen der Seldschuken befanden; zu deutsch gesagt, er trat damals thatsächlich ein erhebliches Gebiet ab, welches nicht lange nachher die Grundlage eines, durch die Rhomäer niemals wieder gänzlich zu zertrümmernden, türkischen Reiches im inneren Kleinasien geworden ist.

Zunächst allerdings stürzten sich jetzt die seldschukischen Reiter mit Ungestüm auf Oursels Truppen und nahmen ihn und den Dukas gefangen; der letztere wurde nach Constantinopel ausgeliefert und mußte sich entschließen, Mönch zu werden. Den Kapitän Oursel dagegen kaufte seine Gattin frei, und nun wich er mit seinen Truppen schnell über den unteren Halys zurück, um in dem pontischen Thema „Armeniakon" (zwischen dem untern Lauf der Flüsse Halys und Iris) frische Truppen zu sammeln. Gegen diese neue Gefahr bot der Hof einen der besten Offiziere der Armee auf, der wenige Jahre später der Retter des Reiches werden sollte, nämlich den Alexios Komnenos. Dieser ausgezeichnete Mann, ebenfalls ein Neffe des alten Isaak I., war dem Johannes Komnenos i. J. 1048 von Anna Dalassena geboren worden. Der dritte Sohn seines Vaters, der bedeutendste Mann seines Hauses, und als Staatsmann wie als Offizier gleich hervorragend befähigt, sollte er die Größe seines Geschlechtes recht eigentlich begründen. Trefflich erzogen, hatte er bereits eine erfahrungsreiche Jugend hinter sich. Die Gunst des Kaisers Romanos IV. hatte bei dessen Untergange ihn und seine Familie den Feindseligkeiten des Hauses Dukas blosgestellt. Anna und ihre drei Söhne, von denen Manuel noch 1071 starb, waren damals sogar vorübergehend nach einer Insel der Propontis verbannt worden. Später hatte indessen eine Aussöhnung mit den Dukas stattgefunden, mit denen Isaak (und nachmals auch Alexios) sich sogar verschwägerten. Im J. 1074 nun gelang es dem Alexios, durch seine Gewandtheit und die Hilfe eines türkischen Heerführers den gefährlichen Normannen endlich matt zu setzen und gefangen nach Constantinopel zu bringen. Damit war nun freilich der offene Kampf zu Ende; aber die Noth der Kleinasiaten dauerte fort, denn die Seldschuken fuhren jetzt fort, innerhalb der schönen Halbinsel bald nur plündernd bald durch Annexion sich immer weiter auszubreiten. Die Lage des byzantinischen Reiches war also jetzt so kläglich, wie nur je in der Nothzeit vor des dritten Leo glanzvoller Erhebung.

Es gab in dieser Zeit neben den Fortwirkungen der alten Civilisation nur wenig, was die Rhomäer über ihre politische Misère hätte trösten können; selbst ihr Handel erfuhr jetzt, wie wir bald finden werden, von Italien aus eine überaus gefährliche Concurrenz. Auch die Litteratur, sonst so oft der Stolz und der Trost der Byzantiner, war fühlbar im Sinken. Allerdings hat das Zeitalter des Niederganges der byzantinischen Macht, noch vor dem neuen politischen und litterarischen Aufschwung unter der Dynastie der Komnenen, wenigstens einen nicht unbedeutenden Historiker hervorgebracht. Es war der Chronist Johannes Skylitzes, ein Sohn des Themas Thrakesion in Kleinasien, welcher die hohen Hofämter des Protovestiarius, des Commandeurs der Leibwache, und des Palastmarschalls bekleidete, und außer mehreren juristischen Schriften eine mit 812 beginnende byzantinische Kaisergeschichte (für die ältere Zeit auf Grund der Fortsetzung des Theophanes, des Genesios, des Leo Diakonus, und anderer Quellen) verfaßt hat, die bis in die 1078 anhebende Regierung des Nikephoros Botaniates herabreichte. Aber

das Werk selbst ist erst unter Alexios Komnenos geschrieben und konnte noch nicht den litterarischen Glanz der Zeit Michaels VII. erhöhen. Für die ganze bisher geschilderte Periode blühte eigentlich nur eine recht unfruchtbare Gelehrsamkeit. Wir denken dabei nicht sowohl an das etwa in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstandene „Etymologicum Magnum", welches ein tüchtiger Kenner dieser Litteratur als einen unmittelbar aus guten grammatischen Quellenschriften gezogenen Schatz für Sprach- und Sachgelehrsamkeit des Alterthums bezeichnet. Aber der Glanz wissenschaftlichen Eifers, der sich an das kaiserliche Haus Dukas heftete, war, wie wir schon bemerken konnten, doch in Wahrheit ein falscher. Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß die neueste Forschung der schönen und geistvollen Kaiserin Eudokia (und ihrer Zeit) das ihr so lange zugeschriebene Werk „Ionia" oder „Violarium" (Veilchengarten), ein berühmtes historisch-mythologisches Wörterbuch, jetzt ganz entschieden abspricht. Der vielgepriesene gelehrte Hofmann und höfische Gelehrte dieses Hauses, der schon wiederholt erwähnte Michael Psellos (geb. 1018), der wahrscheinlich noch vor dem Sturze des von ihm zu einem so jammervollen Regenten erzogenen Michael VII. (1078) sich in ein Kloster zurückzog, war allerdings neben seiner Stellung als politischer Intrigant und neben seiner staunenswerthen Eitelkeit und geschmeidigen Schmeichelei ein Gelehrter ersten Ranges im Geschmack seiner Zeitgenossen; aber seine Bedeutung gipfelt in dem Ruhme, daß er ein „Polyhistor" gewesen, wie Byzanz deren wenige gekannt hat. Dieser in seiner und der nächstfolgenden Zeit vielbewunderte Rhetor und Vorsteher der Philosophenschule, dieser sogenannte „erste der Philosophen", Commentator und Bewunderer des Plato und Aristoteles, und Verfasser einer wortreichen, unzuverlässigen und schroff tendenziösen Geschichte seiner Zeit, stand als Mann der Wissenschaft doch auf einem wenig hohen Niveau. Fade Allegorien, thörichte philosophische Probleme, werthlose lexikalische Sammlungen, poetische Spielereien, mehr bot er dem Hofe nicht, erhob sich überhaupt trotz seiner Kenntnisse nicht über die Mittelmäßigkeit, namentlich in Metaphysik und Naturwissenschaften. Neben ihm galt sein Schüler und späterer Nebenbuhler Johannes Italus („zwar nur ein Barbar" und arm an allgemeiner Bildung, aber ein tüchtiger Aristoteliker) als ein Meister spitzfindigen dialektischen Scharfsinns, und als fleißiger Schriftsteller über Logik und Rhetorik. Das für die spätere Zeit Werthvollste vielleicht, was der gelehrte Kaiser Michael VII. angeregt hat, war der Auszug aus des Cassius Dio großer römischer Geschichte, den des früher erwähnten Patriarchen Xiphilinos Neffe Johannes damals hergestellt hat.

Zum Glück für das byzantinische Reich dauerte die Regierung Michaels VII. nur wenige Jahre. Aber freilich wurde der Uebergang zu einer besseren Zeit und zu einem neuen Aufschwung durch furchtbare innere und äußere Erschütterungen und Verluste erkauft, wie sie dieses Reich lange nicht mehr gekannt hatte. Im Jahre 1077/8 kamen zwei Generale des Kaisers, beide nur kraftvoller, aber persönlich wenig achtbarer als Michael VII., ziemlich gleichzeitig

auf den Gedanken, die Schwäche des Kaisers und die allgemeine Mißstimmung zu einem Versuche zu benutzen, die Herrschaft an sich zu reißen. Zuerst erschien seit dem Oktober 1077 der dyrrhachinische Stratege Nikephoros Bryennios mit einem aus thrakischen Bulgaren und makedonischen Slawen, aus uzischen, italienischen, normännischen und griechischen Kriegern gebildeten Heere vor der Reichshauptstadt. Aber die Zuchtlosigkeit seiner Soldaten, die rücksichtslos die Vorstädte plünderten und niederbrannten, erregte den Zorn der Bürger in solchem Grade, daß die kaiserlichen Truppen den Bryennios zurückwerfen und zum Abzug nach Thrakien zwingen konnten. Inzwischen aber hatte in Kleinasien der General Nikephoros Botaniates sich pronuncirt, und durch Eintritt in den durch ihn noch erweiterten seldschukischen Vertrag (S. 255) Suleimans Allianz und den Zuzug türkischer Truppen erkauft. Trotzdem fiel ihm jetzt Alles voller Freude zu, und als er Nikäa erreicht hatte, erhob sich (Ende März 1078) in Constantinopel die Bürgerschaft, der Klerus und der Staatsrath gegen das Haus Dukas. Michael VII. mußte abdanken und mit dem Range eines Bischofs von Ephesos sich als Mönch mit seinem Sohne Constantin in das Kloster Studion zurückziehen.

Ohne Widerstand bestieg (3. April) der alte Botaniates als Kaiser Nikephoros III. den erledigten Thron; aber an Ruhe war nicht mehr zu denken, denn die revolutionäre Stimmung wirkte jetzt nach allen Richtungen weiter. Nicht nur daß in Thrakien Paulicianer und Bogomilen sich empörten und frühere Verfolgungen durch arge Grausamkeiten rächten, so mußte der neue Kaiser eine Reihe von Prätendenten bekämpfen, gegen die ihm nun Alexios Komnenos an der Spitze asiatischer, türkischer und normännischer Truppen die besten Dienste leistete. Zuerst wurde jener Bryennios trotz seiner großen taktischen Talente in einer Schlacht bei Kalavrya am Flusse Almyros in Thrakien vollständig überwunden. Kaum war in dieser Weise das Land bis über Adrianopel hinaus pacificirt, so fand sich ein neuer Prätendent in dem General Basilakes von Dyrrhachion, der sich in Thessalonich festgesetzt und aus normännischen, slawischen albanesischen und griechischen Soldaten ein starkes Heer gebildet hatte. Aber trotz seiner Tapferkeit und Gewandtheit unterlag auch dieser Prätendent in einer Schlacht am Axios der höheren Begabung des Komnenen, und wurde daraufhin von seinen eigenen Leuten an der Vertheidigung von Thessalonich gehindert und an Nikephoros III. ausgeliefert. Dasselbe Schicksal hatte nicht lange nachher des entthronten Michael VII. Bruder Constantin Dukas, den die eigenen Truppen, von denen er als Gegenkaiser aufgestellt worden, wegen seiner absoluten Unfähigkeit bald wieder fallen ließen.

Weit erheblicheren Schaden aber als alle diese vergleichsweise schnell zu Ende gebrachten dynastischen Kriege veranlaßte 1079 der Aufstand des Nikephoros Melissenos. Von Anfang an ein Gegner der Erhebung des Botaniates auf den Thron; persönlich sehr reich, unter dem griechischen Adel hochangesehen, und mit einer Schwester des Alexios Komnenos verheirathet, — so begann er seinen Aufstand. Aber er war ein noch größerer Schurke und noch



Eins der vier Dedikationsbilder aus der für den Kaiser Nikephoros Botaniates geschriebenen Auswahl aus den Werken des Johannes Chrysostomos (Kirchenvater 347—407); (Paris, Nationalbibliothek.)

kurzsichtigerer Politiker, als alle Machthaber, die seit der Ermordung des Romanos Diogenes auf der „berstenden Eisscholle“, die noch immer das Reich der Rhomäer hieß, um die kaiserlichen Purpurstiefeln sich geschlagen und das Land darüber ruinirt hatten. Melissenos nämlich schloß mit dem Seldschuken Suleiman den schmählichen Vertrag, demzufolge die Türken gegen Stellung von Hilfstruppen die Hälfte der Städte und Provinzen behalten sollten, die man im Kriege gegen Botaniates erobern würde. So konnte Melissenos allerdings bis nach der Propontis vordringen; aber darüber fielen endlich auch Städte wie Kyzikos und selbst Nikäa (zu Anfang des Jahres 1081) in die Hände der Türken! Alexios mochte nicht die Waffen gegen seinen Schwager führen, und der statt seiner nach Asien geschickte Protovestiarius Johannes, ein Eunuche, zog vor Nikäa den Kürzeren.

So standen zu Anfang d. J. 1081 die Dinge für Nikephoros III. höchst bedenklich; und dazu traten nun die Folgen mehrerer anderer gefährlicher politischer Fehler, die jetzt über ihn hereinbrachen. Der neue Kaiser hatte sich von Anfang an völlig unfähig gezeigt, das zerrüttete Reich innerlich wieder zu heben. Die Genußsucht des alten Mannes, seine Verschwendung der öffentlichen Gelder, und endlich das schmähliche System, selbst die Goldmünze des Reiches mit unerlaubt starker Legirung auszugeben, machte ihn bald weithin verhaßt. Seine beiden Lieblingsminister, die Slawen Borilas und Germanos, ursprünglich zwei Leute seines Haushaltes, besaßen weder das Talent, noch das Ansehen, um die große Verwaltung im richtigen Gange zu erhalten, geschweige den wirklichen Reichsinteressen zu dienen. Ganz unheilvoll aber wirkte in Sachen der auswärtigen Politik ein brutaler Mißgriff des alten Botaniates selbst. Kaiser Michael VII. hatte seiner Zeit nach dem Verlust der apulischen Länder an die Normannen es für eine weise Politik erachtet, eventuellen Absichten Robert Guiskards auf die nur durch das ionische Meer und die Adria von seinem neuen Reiche getrennten, reichen Provinzen der Balkanhalbinsel und Griechenlands durch freundschaftliches Entgegenkommen bei Zeiten die Spitze abzubrechen. Es war zu einem Briefwechsel zwischen dem griechischen und dem apulischen Hofe gekommen, endlich (nachdem anfangs des Kaisers Bruder Constantin Dukas in Frage gestanden hatte,) neben erheblichen Geldzahlungen Michaels nach Apulien die Verlobung von Guiskards noch unmündiger Tochter Helena mit Michaels Sohn Constantin erzielt worden. Die junge Prinzessin war bereits mit einer ihrer Schwestern nach Constantinopel gekommen, um dort bis zur Zeit ihrer späteren Verheirathung griechisch erzogen zu werden. Als nun Botaniates im April 1078 zur Herrschaft gelangte, wußte er nichts besseres zu thun, als die Töchter des gefährlichen apulischen Herzogs zu verhaften und in einem Kloster als Gefangene festzuhalten. Damit erbitterte er aber den stolzen Guiskard auf das äußerste, und gab dem kühnen Normannen die bequemste Handhabe zur Ausführung seiner Pläne, die nominell auf Zurückführung des Hauses Dukas auf den Thron, in Wahrheit aber auf die Er-

oberung von Constantinopel für die Normannen hinausliefen. Guiskard hielt freilich das Reich der Rhomäer für noch haltloser, als es thatsächlich war.

Einstweilen noch durch einen 1078 entbrannten Aufstand seiner normännischen Vasallen in Apulien beschäftigt, war Guiskard erst im Jahre 1080 in der Lage, zu einer solchen Unternehmung mit vollem Nachdruck politisch und militärisch rüsten zu können. Mit Hildebrand, seit 1073 Pabst Gregor VII., mit welchem der Herzog von Apulien neuerdings auf höchst gespanntem Fuße gestanden hatte, fand im Juni 1080 zu Ceprano, wo Guiskard sich als Vasall der Curie bekannte, eine vollständige Aussöhnung statt. Der Pabst, der schon 1078 gegen Botaniates wegen seiner Verheirathung mit Michaels VII. Gattin (s. unten) den Bannfluch geschleudert hatte, unterstützte die gegen die Byzantiner gerichteten Pläne Roberts nunmehr mit aller Energie; hoffte er doch davon Bedeutendes auch für die Demüthigung der anatolischen Kirche, und später für einen Kampf gegen die Moslemen, welche die heiligen Stätten inne hatten. Guiskard aber nahm einen griechischen Abenteurer, der sich für den entthronten Michael VII. ausgab, in Salerno mit demonstrativer Gunst auf. Dann ging sein Gesandter Raoul Pelle di Lupo mit dem Ultimatum nach Constantinopel: Wiedereinsetzung Michaels oder Krieg! Da Botaniates die Gesandtschaft einfach damit abfertigte, daß er ihr den echten Michael zeigte, so war der Bruch sofort entschieden.

Während in dieser Weise eine ungeheure Gefahr für die Rhomäer von Apulien heraufzog; während hinter den unaufhaltsam vordringenden Sturmhaufen des Melissenos und der Türken nun auch die Führer der Armenier in Kappadokien und Kilikien (1080) abfielen und unter Rupens Leitung ein neues armenisches Königthum herstellten, kam es endlich auch zum Bruche zwischen Botaniates und seinem besten Feldherrn, nemlich Alexios Komnenos. Die gewaltige geistige Ueberlegenheit dieses Mannes, sein Ansehen bei den Truppen, und seine ausgedehnten Verbindungen mit den Adelsgeschlechtern, die damals dem Thron am nächsten standen, hatten ihn allmählich dem Kaiser und dessen slawischen Ministern verdächtig gemacht. Schon 1071 hatte sich sein Bruder Isaak mit der iberischen Prinzessin Irene vermählt, einer Cousine von Michaels VII. Gattin Maria. Alexios selbst hatte 1077 sich mit Irene Dukäna verheirathet, einer Tochter des mehrerwähnten Andronikos Dukas und der bulgarischen Prinzessin Maria, (einer Tochter Trojans, eines Sohnes des alten Königs Samuel). Schon 1080 hatte die Weigerung des Alexios, die Waffen gegen seinen Schwager Melissenos zu führen, ihn am Hofe in sehr zweideutigem Lichte erscheinen lassen; selbst Guiskard meinte ihn gewinnen zu können. Da wurde das Verhältniß zu Nikephoros III. durch einen Schachzug der Gattin desselben unhaltbar. Der alte Kaiser hatte i. J. 1078 nach Michaels VII. Sturze anfangs mit Eudokia Makrembolitissa, die ihren Sturz noch volle 25 Jahre überlebte, wegen einer Verbindung mit ihrer Tochter

zos (von Constantin X.) unterhandelt. Dann aber fesselten ihn die Reize der schönsten Frau jener Zeit, nemlich der Kaiserin Maria, der iberischen Fürstentochter, deren Schönheit und Anmuth die Prinzessin Anna Komnena mit glühenden Farben uns schildert. Und obwohl deren entthronter Gemahl Michael noch lebte, vollzog er doch zum höchsten Unwillen der Residenz und des Klerus mit ihr die Ehe, unbekümmert um den Bannstrahl, den Gregor VII. dafür gegen ihn schleuderte. Die schöne Frau hatte sich zu dieser Verbindung nur entschlossen, um ihrem Sohne von Michael die Krone, für sich eventuell eine künftige Regentschaft zu retten. Als nun aber (1080/81) Nikephoros III. nicht mehr verhehlte, daß er seinen Neffen Synadenos zu seinem Nachfolger bestimmt habe, da schloß sich die tief erbitterte Maria eng an das Haus der Komnenen an, und adoptirte (zu Anfang d. J. 1081) den Alexios.

Nun arbeitete das Spiel der Intriguen am Hofe zu Byzanz mit Hochdruck; die Freunde und die Gegner des Alexios wirkten gegen einander. Allmählich kam es dahin, daß die slawischen Minister dem Kaiser riethen, nach bewährter Praxis den gefährlichen General verhaften und blenden zu lassen. Da entwich Alexios nach Tzurulon (westlich von Selymbria), wo ein neues Heer zur Abwehr der immer gefährlicheren Fortschritte des Melissenos und der Türken gesammelt wurde. Um ihn schaarten sich seine Freunde und Verwandten, unter ihnen der alte Johannes Dukas, und der Gatte der Schwägerin des Alexios, der kühne Georgios Paläologos, und mehrere ausgezeichnete Offiziere. Dann marschirte das Heer nach Schiza; der Rath der Offiziere ging hinweg über die Erbrechte des gefangenen Prinzen Constantin, Michaels Sohn, und proklamirte einfach den Alexios Komnenos als Gegenkaiser, und nun ging es gegen Constantinopel, in dessen Nähe das Heer einen strategisch wohlgelegenen Punkt, Aretas mit Namen, wo Romanos IV. eine Villa erbaut hatte, (anscheinend in der Gegend des heutigen Daoud-Pascha,) besetzte. Die Lage war aufs äußerste gespannt. Auf der asiatischen Seite war Melissenos ganz nahe und schlug dem alten Botaniates eine Theilung der Trümmer des Reiches vor, und die Minister in der Residenz waren wirklich geneigt, auf diesen Antrag einzugehen, um dann die Truppen des Alexios mit Uebermacht angreifen zu können. Mit Sturm die Riesenmauern der Residenz zu nehmen, war für Alexios unmöglich. Da gelang es dem Paläologos, einen deutschen Söldnerhauptmann zu erkaufen, der mit seiner Schaar die Schanzen bei den Blachernen vertheidigte. In der Nacht zum 1. April 1081 drangen mit Hilfe dieses Verräthers die Angreifer durch das Charsianische Thor (j. Egri-Kapu) in die Residenz, die nun von den bulgarischen, slawischen und griechischen Truppen der großen adeligen Führer in schrecklicher Weise wie eine mit Sturm genommmene Stadt behandelt, mit Raub und Mord schwer heimgesucht wurde, während Paläologos eilte, die Flotte im Hafen auf die Seite des Alexios zu ziehen. Noch waren die Warangen und einige nationale Truppen, die auf dem Markt des Constantin in Schlachtordnung hielten, völlig bereit, die Osthälfte der Stadt und das

Kaiserschloß tapfer zu vertheidigen. Da verlor aber Nikephoros III. den Muth. Er flüchtete in die Sophienkirche und entschloß sich, der Krone zu entsagen und Mönch zu werden. Alexios konnte am 1. April 1081 das Schloß in Besitz nehmen, während die Plünderung noch den ganzen Tag fortdauerte, und wurde am folgenden Tage in der Sophienkirche als neuer Kaiser gekrönt.

Die Revolution war zu Ende, und eine neue Dynastie faßte auf dem Throne der Constantiner festen Fuß. Zum Glück für das Reich war diesmal der Gewinner in dem blutigen Würfelspiel mehr, als ein Abenteurer und Glückssoldat. Es war, seit mehr als 50 Jahren wieder zum ersten Male, ein großer Mann, der jetzt die Zügel der Regierung ergriff, und mit ebensoviel Energie und Tapferkeit, wie staatsmännischer Feinheit und diplomatischer Kunst die entsetzliche Aufgabe anfaßte, das zertrümmerte Reich kraftvoll wiederherzustellen. Die Lage des Reiches in diesem Augenblicke war in der That furchtbar; sie war vielleicht noch schwieriger, als einst bei Leos III. Regierungsantritt. Von den herrlichen asiatischen Besitzungen hielten die Rhomäer zur Zeit nur noch den Küstenrand Kleinasiens. Von den Inseln abgesehen, so war Alexios zur Zeit auf die Balkanhalbinsel beschränkt. Asien war in der Gewalt theils einer Rebellion, theils der Türken. Und von Italien her drohte unaufhaltsam die normännische Gefahr, die durch die unverzügliche Freilassung der Prinzessin Helena natürlich nicht mehr beschworen werden konnte. Nicht geringer waren die inneren Verlegenheiten. Die langjährige Mißregierung, die unglücklichen Kriege, der Verlust von halb Kleinasien an die Türken, die Raubfahrten der nordischen Völker nach der Balkanhalbinsel, hatten die Steuerkraft der Provinzen stark reduzirt. Die Zucht im Volke und in der Armee war tief zerrüttet, die Verwaltung desorganisirt, der innere Zusammenhang vieler Landschaften des Reiches mit dem Centrum bedenklich gelockert; endlich aber war unter dem Eindruck der Ereignisse seit Zoës Verheirathung mit Romanos III. bei dem Adel des Reiches die Neigung zu Griffen nach der Krone zu einer wahren Epidemie geworden. Und der Umstand, daß Alexios selbst zuletzt einer glücklichen Empörung das Perlendiadem verdankte, machte seine Lage sicherlich nicht bequemer.

Zum Glück für das Reich besaß dieser Alexios Komnenos mehrere der bedeutendsten Eigenschaften, wie sie als die auszeichnenden Eigenthümlichkeiten der großen Männer von Byzanz gepriesen werden dürfen. An unermüdlicher Thätigkeit, an einer durch kein Mißgeschick zu beugenden Ausdauer und Zähigkeit durfte er mit Leo III. und Basilios II. verglichen werden. Und weiter zeichnete ihn vor vielen seiner Vorgänger das energische Staatsgefühl und ein stolzes „historisches Bewußtsein“ von der alten Größe des Reiches aus, die wiederherzustellen er mit der vollen Kraft seines starken Willens unternahm. Es war doch ein Zug echt antiker, römisch-kaiserlicher Größe, der ihn — in dem Moment, wo er nur noch die Balkanhalbinsel, die

Bollwerke von Constantinopel und Thessalonich, und ein aus Landsknechten einer halben Welt bunt gemischtes Heer besaß — zu dem allezeit entschlossen festgehaltenen Vorsatze trieb (wie seine Tochter Anna von ihm sagt) „hier den Eufrat, dort die Adria unter allen Umständen wieder zu erreichen".

Gleich die ersten Schritte des neuen Kaisers gaben Zeugniß von seiner ungemeinen Klugheit und Gewandtheit. Alexios eilte, der weiteren Plünderung in Constantinopel Einhalt zu thun und durch namhafte Geldopfer die Ordnung unter den Truppen herzustellen. Die tiefe Erbitterung der Bürger von Constantinopel beschwichtigte er mit Hilfe der Kirche; das heißt, er unterwarf sich einer schweren persönlichen Buße, die auf seinen Wunsch der Patriarch und die lokale Synode über ihn verhängten. Die vornehmen Gehilfen, denen Alexios den Thron verdankte, mußten allerdings reichlich belohnt werden; doch suchte der neue Kaiser mehr ihre Eitelkeit zu befriedigen, als ihnen Rechte zu gewähren, die ihm später hätten gefährlich werden können. Während mit Rücksicht auf den drohenden normännischen Krieg der treue und tüchtige Georg Paläologos sofort das Commando in Dyrrhachion erhielt, durfte die Gunst des Hauses Dukas nicht verscherzt werden. Der gefährliche alte Johannes erhielt seinen Rang als Cäsar zurück. Der junge Konstantin, der Sohn der Kaiserin Maria, wurde als Kaiser und Mitregent des Alexios anerkannt, nachher auch mit des letzteren Tochter Anna (geb. 1083) verlobt, die dann seit ihrem achten Lebensjahre am Hofe der schönen Kaiserin erzogen wurde. Die letztere hielt ihren Hof in dem, dem Hause Dukas zugetheilten Palaste Mangana (in der Richtung der heutigen Serai=Landspitze). Die Komnenen bewohnten den oberen Theil des Schloßbezirkes, die seit Kaiser Nikephoros Phokas stark verschanzten Räume nach dem Hippodrom und dem Hafen Bukoleon zu. Zur Befriedigung der Eitelkeit vieler Großen wurde der Titel Sebastos, in vier Abstufungen gegliedert (Sebastos, Protosebastos, Panhypersebastos und Sebastokrator), mehrfach verliehen, dazu auch andere neue Titel und Auszeichnungen erfunden, und vielfach mit Pensionen verbunden. Die Empörung des Melissenos, der bereits an der Ueberfahrtsstelle nach Constantinopel bei Damalis (nördlich von Chalkedon) stand, hörte auf, als dieser Prätendent seinen Schwager auf dem Throne sah; er nahm den Rang eines Cäsars an.

Nun aber galt es, den Normannen die Spitze zu bieten, die im Mai 1081 bei Otranto und Brindisi 30,000 Mann (darunter 1300 normännische Ritter) und 150 Schiffe gesammelt hatten. Gegenüber dieser ungeheuren Gefahr hat Alexios (wie wiederholt auch in anderen Fällen) ganz verzweifelte Mittel angewendet, dazu einen Aufwand diplomatischer List, die bei solchen Schriftstellern, denen die entsetzliche Lage der Rhomäer für nichts gilt, mehrfach zu einer ungebührlichen Herabsetzung von Alexios' Charakter geführt hat. Dank der frevelhaften Empörung des Melissenos stand namentlich in Asien die Sache so, daß Alexios, um nur bis auf bessere Zeiten die bis zur Propontis vorgerückten Seldschuken nicht als offene Feinde im Rücken zu haben, sich ent=

schließen mußte, diesen in aller Eile einen Frieden zu bewilligen, der sie im Besitz ihrer gegenwärtigen Erwerbungen beließ, zu denen namentlich Nikäa gehörte. Alexios konnte jetzt aus seinem Palast die Berge sehen, die nunmehr den Türken gehörten. Auf der asiatischen Seite des Bosporus rettete er damals nur das Gebiet bis zu der Mündung des Sangarios und der Spitze des Golfes von Nikomedia. An der Propontis bildete das Flüßchen Drakon die Grenze, westlich von Prusias. Nun erst konnte Alexios mit aller Kraft gegen die Normannen sich wenden; nicht nur mit Rüstungen, sondern zugleich mit der diplomatischen Kunst, durch welche er sich selbst Verbündete, jenen dagegen gefährliche Gegner zu erwecken bemüht war. Für die ganze Zukunft des byzantinischen Reiches verhängnißvoll wurden namentlich die Mittel, durch welche damals Alexios die thatkräftige Hilfe der venetianischen Flotte gegen Robert Guiskard erkauft hat.

Gerade während der für die Rhomäer so schwierigen Zeit seit Basilios' II. Ausgang hatte sich die Republik Venedig immer bedeutsamer entwickelt. Das seit den stürmischen Zeiten der germanischen Völkerwanderung zwischen den Lagunen auf seinen Inseln zusammengedrängte venetische Seevolk hatte nach dem Ausleben des abendländischen Römerreiches im Gegensatz zu dem kontinentalen Italien allmählich eine eigenartige Gestaltung seines politischen und sozialen Lebens gewonnen. Im Ganzen hatte gegenüber den Bemühungen der im Laufe der Zeit einander ablösenden Beherrscher von Oberitalien, auf den venetischen Inseln doch immer die Partei die Oberhand behauptet, welche die Verbindung mit dem byzantinischen Reiche festzuhalten wünschte. Die Entfernung von Constantinopel und die Furcht, die Venetianer durch despotischen Druck in die Arme der jeweiligen Beherrscher Italiens zu treiben, hinderte die Rhomäer an wirklicher Vergewaltigung dieses Gemeinwesens. Im Ganzen war längere Zeit mehr nur die Richtung der auswärtigen Politik Venedigs durch die Verbindung mit Byzanz bestimmt. In die innere Verwaltung dagegen mischten sich die Rhomäer je länger je weniger. Die Dogen, die um 700 n. Chr. an Stelle der früheren byzantinischen Befehlshaber an die Spitze dieses Gemeinwesens traten, seit unter dem Einfluß des Patriarchen von Grado 697 n. Chr. die Vereinigung der bisher patriarchalisch durch Tribunen regierten Laguneninseln stattgefunden hatte, wurden von Anfang an durch die Bürger frei gewählt; nur unterlag ihre Wahl noch längere Zeit der Bestätigung durch die byzantinischen Kaiser. So machte der junge Inselstaat immer weitere Fortschritte auf der Bahn zu voller Autonomie, namentlich seit 810, wo Rialto Regierungssitz wurde, und eilte in dieser Richtung den übrigen Städten Italiens weit voraus. Eben so glücklich gediehen bei der geographischen und der politischen Lage die kommerziellen Verhältnisse, unter deren Aufschwung zugleich die maritimen Streitkräfte der Venetianer, wie wir schon wiederholt fanden, fortschreitend an Stärke zunahmen. Dabei war es die Tendenz der Venetianer gewesen, neben ihrem blühenden Handel mit den

Rhomäern, den wir schon früher kennen lernten, und mit dem Abendlande, auch den kommerziellen Verkehr mit den moslemitischen Ländern so weit zu pflegen, als das ohne direkte Collision mit der griechischen Reichspolitik nur irgend geschehen konnte. Im Laufe nun des eilften Jahrhunderts war die Entwickelung der venetianischen Marine bereits so weit gediehen, daß in dem Moment, wo der apulische Sturm losbrach, Alexios bei dem verfallenen Zustande der griechischen Flotte die Küsten der Adria nur durch die Hilfe der venetianischen Schiffe ernsthaft schützen konnte. Die Stimmung in Venedig war den Normannen entschieden feindlich; nicht nur war der merkantile Flor der Republik aufs schwerste bedroht, wenn Guiskard das griechische Reich ruinirte, oder auch nur neben Apulien die griechischen Küsten der Adria und des ionischen Meeres eroberte, — die Normannen hatten sogar schon 1075 es versucht, sich auf der dalmatinischen Küste fest zu setzen, wo zwar seit dem Verfall der Rhomäerkraft der venetianische Einfluß vorherrschte, jetzt aber Sympathien für Guiskard sich bemerkbar machten. Fiel aber gar Constantinopel in Guiskards Hände, so war auch der Untergang der venetianischen Selbständigkeit vorauszusehen. Nichtsdestoweniger war die Republik, als Alexios um ihre Allianz warb und nach seiner Gewohnheit in so schwierigen Lagen mit brillanten Versprechungen nicht kargte, wie wir sehen werden, keinesweges blöde mit ihren Gegenforderungen, welche eine nach Constantinopel abgeordnete Gesandtschaft zu stellen hatte. Doch half sie dem Kaiser von Anfang an mit großem Nachdruck.

Der Krieg der Normannen war seit Ende Mai 1081 in vollem Gange. Robert Guiskard, der breitschultrige Held mit blonden Haaren und feurigem Blick, mit seiner Riesengestalt und seiner wohlgeschulten physischen Kraft, Unerschrockenheit und Waffentüchtigkeit, wie mit seinem grenzenlosen Ehrgeiz und seiner Schlauheit, mit seinen glänzenden Eigenschaften als Heerführer und Politiker, wie mit seiner zuweilen bis zur Grausamkeit gesteigerten Härte, Gewaltsamkeit und Habsucht der Idealtypus der Normannen seiner Zeit, erschien damals mit Sigelgaita und dem Pseudo-Michael in Otranto. Da heftige Stürme den Plan unausführbar machten, die Flotte direkt nach Nikopolis und Naupaktos zu führen, so sollte die kürzere Fahrt von Brindisi nach Nord-Epirus genommen und der erste starke Stoß gegen Dyrrhachion gerichtet werden, jetzt das Hauptbollwerk der Rhomäer an der Adria, der Schlüssel des griechischen Reiches auf seiner Westgrenze. Zuerst erreichte Guiskards Sohn aus einer früheren Ehe, der schlanke, schöne, politisch höchst gewandte, kriegerisch ausgezeichnete Boëmund, damals noch ein Held voll frischer Jugendlichkeit und Elasticität, Epirus, eroberte Orikos, Valona und Kanina. Und nun erschien Guiskard mit der Hauptmacht in Orikos und Valona, und eroberte rasch auch die Hauptfestungen auf Korfu. Dann theilte er sein Heer, welches theils zu Lande, theils zur See (nicht ohne starke Havarie bei dem Cap Glossa oder Linguetta) gegen Dyrrhachion geführt und durch eine Flotte aus Ragusa verstärkt wurde, wo nun Georg

Paläologos mit einer byzantinisch-albanesischen Besatzung und mit den tapfern Bürgern ihm mit Löwenmuth sich entgegenstellte.

Guiskard, der am 17. Juni 1081 den Angriff eröffnete, mußte bald finden, daß die Rhomäer weit gefährlichere Gegner waren, als er gemeint hatte. Auf der Landseite rückte er nicht vorwärts; und nun erschien im Juli die venetianische Flotte unter dem Dogen Domenico Selvo, (der schon 1075 die Normannen aus Dalmatien vertrieben hatte,) erkämpfte in gewaltigen Schlägen, sekundirt durch einen Ausfall des Paläologos, einen großen Sieg, vereinigte sich dann mit der griechischen Flotte unter Maurikios, und schnitt den Normannen allen Verkehr mit Apulien ab. Nun brachen auch Noth und Seuchen aus, welche das apulische Heer schrecklich decimirten. Trotzdem hielt Robert Guiskard tapfer aus. Und nun gedieh es ihm zum Gewinn, daß Kaiser Alexios, der ein gewaltiges Heer von 70,000 Mann, darunter massenhafte Warangen, namentlich Angelsachsen und Dänen aus England, heranführte, trotz des klugen Rathes des Paläologos am 18. Oktober auf dem alten Schlachtfelde Cäsars und Pompejus' sofort eine Hauptschlacht wagte. Trotz seiner Tapferkeit und tüchtigen Führung, trotz der wüthenden Hitze der Engländer, trug es die Taktik Guiskards, die Tapferkeit seiner Frau und Boëmunds, und der Stoß der normännischen Ritterschaft davon.

Alexios, der 6000 Mann verloren hatte, entkam mit Mühe nach Devol, sammelte dann mit Paläologos in Thessalonich die Trümmer des Heeres und stellte neue Rüstungen an. Guiskard aber, der ohne Bedauern den Pseudo-Michael hatte fallen sehen, setzte die Angriffe auf Dyrrhachion fort, wo nun der Albanese Komiskortis kommandirte und die venetianischen Ansiedler die Citadelle vertheidigten. Als aber der Winter die Flotte des Dogen zum Abzug genöthigt hatte, da verrieth die Privatmalice des venetianischen Ritters Dominico den Normannen einen Hauptthurm der Festung. Am 14. Februar 1082 drangen diese mit stürmender Hand in die Stadt ein, die aber erst in dreitägigem Straßenkampfe wirklich genommen werden konnte.

Nun drang Guiskard mit Ungestüm in das Innere der Balkanhalbinsel vor. Als er aber im südwestlichen Makedonien das wichtige Kastoria erobert hatte und sich schon auf dem Marsche gegen Thessalonich befand, da riefen ihn böse Nachrichten aus Italien über die Adria zurück. Die Diplomatie und das Gold des Alexios hatten inzwischen in seinem Rücken mächtig gewirkt. Während seine Gesandten in Deutschland um die Allianz des Kaisers Heinrichs IV. warben, des heftigen Gegners Gregors VII. und Guiskards, hatte der schlaue Komnene die gegen letzteren erbitterten italienischen Einwohner von Apulien und Calabrien, und viele mit dem Herzog zerfallene Normannen zu einer Empörung angestachelt, die im Frühjahr 1082 ausbrach und den Herzog nöthigte, für seine Person im April nach Unteritalien zurückzukehren.

Boëmund, der jetzt den Oberbefehl erhielt, gab einstweilen den Marsch nach Thessalonich auf, und suchte dagegen durch die vollständige Unterwerfung der epirotischen Länder von Dyrrhachion bis nach Arta der normänni-

schen Herrschaft auf dem Boden der Balkanhalbinsel erst die rechte militärische Basis zu schaffen. Johannina wurde der Ausgangspunkt seiner Bewegungen, wie seiner Raubzüge. Darüber fand Alexios die Zeit, diplomatisch wie militärisch weiter zu rüsten. Die Beziehungen zu Venedig erhielten ihre Sanktion durch den berühmten Vertrag vom Mai 1082. Ein Chrysobull des Kaisers verlieh den Venetianern in seinem Reiche die werthvollsten Vortheile. Allerdings hießen die in dem griechischen Reiche wohnenden Venetianer „die Diener" des Kaisers. Dafür aber erhielten die venetianischen Kaufleute das Recht, in dem gesammten Reiche Waaren frei zu verkaufen und zu kaufen, ohne daß irgend ein kaiserlicher Zoll-, Hafen- oder Steuerbeamter die Waaren visitiren, und von ihnen irgend welche Abgaben im Namen des Staates erheben durfte. In Constantinopel, am Hafen von Pera, erhielten sie ein bestimmtes, genau abgegrenztes Quartier, zunächst des Judenviertels, wo nun eine förmliche venetianische Colonie, gleichsam ein Staat im Staate, sich entwickelte. Das neue Quartier enthielt massenhafte Wohnungen, Speicher und Kirchen, unter denen die des h. Akindynos wohl schon früher von den am Chrysokeras weilenden Venetianern benutzt war. Auch für Dyrrhachion wurde ihnen die Andreaskirche und ein bestimmter Stadtbezirk verbrieft. Dagegen war Amalfi (S. 254) seit seinem Uebergang an die Normannen jetzt so feindlich angesehen, daß die noch im Reiche verkehrenden Amalfitaner zu Gunsten Venedigs mit einer Steuer beschwert wurden. Weiter erhielten die Kirchen der Lagunenstadt und der Doge glänzende Geschenke. Es waren jene kommerziellen Privilegien, welche nunmehr die Ausbreitung der Venetianer im griechischen Reiche und des venetianischen Levantehandels so gewaltig gefördert, in weiterer Entwicklung aber auch in den späteren Jahrzehnten schon der Komnenen zu den verderblichsten politischen Conflikten zwischen der Republik und den Rhomäern Anlaß gegeben haben.

Andrerseits blieb es Hauptaufgabe, Guiskard in Italien festzuhalten und die Absendungen von Nachschub für Boëmund zu hintertreiben. Daher wurde, als der apulische Aufstand zu erlöschen begann, die deutsche Allianz eifriger kultivirt, und im Sommer 1083 neben prachtvollen Geschenken die Summe von 144,000 Denaren in vollwichtigen Silbermünzen an Heinrich IV. gezahlt, (und noch größere Subsidien in Aussicht gestellt,) um die deutschen Streitkräfte gegen Guiskard mobil zu machen. Die Hauptanstrengung freilich Heinrichs IV. war und blieb seit 1081 auf den Krieg gegen Gregor VII. und die Gewinnung der Stadt Rom gerichtet.

Bei der schwierigen Lage seines Reiches und bei den engen Grenzen, auf die es zur Zeit beschränkt war, fand Alexios die größten Schwierigkeiten bei der Arbeit neuer Rüstungen und mußte selbst die Schätze der reichen Kirchen und Klöster in Anspruch nehmen. Nichtsdestoweniger wurde der Kaiser noch im Jahre 1083 mit seiner neuen Armee zweimal, im Frühling bei Johannina, im Spätsommer bei Arta schwer geschlagen und mußte einstweilen, nach Constantinopel zurückgekehrt, das beste von der Widerstandskraft

der Festungen Thessaliens und Makedoniens erwarten, gegen welche die Normannen jetzt ihre Angriffe richteten. Ihre Heersäulen überzogen zuerst die makedonischen Länder bis zum Vardar. Ihre Schaaren drangen siegreich bis nach Skupi (Skopje) vor. Dagegen scheiterten Boëmunds Angriffe auf die Burg von Achrida, wie nachher auf die von Ostrovo, und auf Berrhöa. Da wandte er sich über Wodena nach Moglena, welches verschanzt wurde. Als er nun aber drei Monate lang in der festen Stellung bei Asprä Ekklesia am untern Vardar liegen blieb, fing das Gold und die Diplomatie der Komnenen unter seinen mit dem wenig ergiebigen Herbstfeldzuge unzufriedenen Offizieren so gefährlich zu wirken an, daß verschiedene derselben zu den Griechen übergingen, und Boëmund sich entschließen mußte, über Kastoria nach Thessalien zu marschiren. Hier eroberte er Trikkala und Tziviskos und wollte nun das reiche, von Leo Kephalas vertheidigte Larissa besetzen, um hier in die Winterquartiere zu gehen. Da stieß er aber auf so zähen Widerstand, daß er volle sechs Monate mit vergeblichen Angriffen verbringen mußte. Und das gedieh ihm zum Verderben. Die Ausdauer des Kephalas schuf dem Kaiser Alexios die Chance zu erneuten starken Rüstungen. Diesmal gewann der unermüdliche Komnene sogar vom Sultan Suleiman 7000 leichte türkische Reiter, die ihm hernach sehr nützlich wurden. Im Juni 1084 konnte er endlich vom Ossa her in der Nähe von Larissa erscheinen; und als er in Trikkala erfuhr, daß die ausgehungerte Stadt sich nicht lange mehr werde halten können, lockte er durch die feinste Strategie die Normannen endlich in eine Stellung, wo er sie mit Erfolg angreifen konnte. Unterstützt durch ein Corps von Schützen, welche die Pferde der gefürchteten normännischen Ritter niederschossen, trug er einen erheblichen Erfolg davon und entsetzte Larissa. Nun wich Boëmund nach Kastoria zurück und eilte, als bei dem Mißgeschick seine Leute meuterten und trotzig ihren rückständigen Sold forderten, nach Valona, um von seinem Vater Geld und frische Truppen zu gewinnen. Aber in seiner Abwesenheit wirkten die Waffen des Kaisers, und das Gold und die Diplomatie der griechischen Agenten auf sein Heer so zersetzend, daß Kastoria und andere feste Plätze im Inneren wieder in Alexios' Hände fielen und deren Besatzungen größtentheils in den griechischen Dienst übertraten.

Als Boëmund in Salerno mit seinem Vater zusammentraf und ihm die klägliche Kunde bringen mußte, daß nur noch die Häfen an der Adria von den Normannen behauptet würden, hatte Guiskard soeben einen neuen blutigen Lorbeer erkämpft. Heinrich IV., durch neue griechische Geldsendungen unterstützt, hatte allerdings im Februar 1084 den Angriff auf Apulien eingeleitet, war dann aber wieder gegen Rom vorgerückt, hatte hier seit dem 21. März den größten Theil der alten Welthauptstadt erobert, den Pabst Gregor VII. auf die Engelsburg und ein anderes Castell beschränkt, einen Gegenpabst eingesetzt und am 31. März die Krönung als Kaiser in aller Form erlangt. Während er aber noch mit Gregor VII. im Kampfe lag, zog auf dieses Pabstes Hilfe-

ruf Guiskard mit 6000 Reitern und 30,000 Mann nach der Tiber. Auf den Kampf mit einer solchen Macht nicht vorbereitet, wich Heinrich VI. nach der Lombardei, dann über die Alpen zurück. So konnte denn Guiskard am 28. Mai in Rom eindringen und unter gewaltigen Mordbrennereien den Pabst entsetzen. Den Tod eines vom Volke erschlagenen vornehmen Normannen rächte Guiskard dann, indem er die Stadt einer scheußlichen Plünderung und einer neuen Brandlegung preisgab, die alle Schrecknisse der gothischen und vandalischen Eroberungen in Alarichs und Geiserichs Tagen weit übertraf. Nachher führte er den in Rom unmöglich gewordenen Gregor VII. von den rauchenden Ruinen mit sich nach Salerno, wo dieser am 25. Mai 1085 gestorben ist.

Im September 1084 hatte nun der große apulische Mordbrenner endlich wieder Zeit, mit seinen Söhnen Boëmund, Roger und Guido das bei Tarent gesammelte neue Heer von Brindisi mit 120 Kriegsschiffen nach Valona überzusetzen. Inzwischen war wieder der Doge Domenico Selvo mit der venetianischen Flotte ausgelaufen, hatte die Unterstadt Dyrrhachion besetzt, und zusammen mit einem griechischen Geschwader auch Korfu mit Ausnahme der Burg der Hauptstadt erobert. Als nun Guiskard in Valona erschienen war und auch Butrinto gewonnen hatte, begannen im November 1084 die Kämpfe zwischen Normannen, Griechen und Venetianern um den Besitz der Insel Korfu. Zweimal siegten Griechen und Venetianer zu Wasser über ihre Gegner; dann spielte in einer dritten Seeschlacht der Verrath eines Venetianers den Normannen den Sieg über den Sohn des Dogen in die Hände. Nun fiel auch ganz Korfu wieder in Guiskards Hand. Damit aber erreichten die Erfolge des letzteren ihren Zielpunkt. Das in Epirus bis nach dem akarnanischen Bundicia (Vonitsa) in Winterquartiere verlegte Landheer wurde durch Seuchen und Mangel so schwer mitgenommen, daß binnen drei Monaten 10,000 Mann und 500 Ritter starben. Daneben warb Alexios mit neuem Eifer um Venedigs Hilfe. Der an Selvos Stelle neu gewählte Doge Vitale Falieri erhielt nicht nur den Rang eines (S. 264) Protosebastos, sondern auch, (was politisch die — momentan gemeinte — Aufopferung der griechischen Herrschaft im Nordwesten der Balkanhalbinsel bedeutete) den Titel eines „Herzogs von Dalmatien und Kroatien". Das Jahr 1085 brachte dann die Katastrophe. Griechen und Venetianer schlugen die feindliche Flotte zwischen Korfu und Butrinto. Als nicht lange nachher die Kunde von Gregors VII. Tode neue Verwicklungen in Italien in Aussicht stellte, so gedachte Guiskard zunächst nur erst das ionische Meer als Basis für künftige Unternehmungen gegen Constantinopel sich vollständig zu sichern. Sein und Sigelgaitas Sohn Roger sollte die Insel Kephallenia besetzen. Als diese Unternehmung auf Schwierigkeiten stieß, so griff der alte Herzog persönlich zu. Nun aber zog ihm die Gluthhitze des Sommers ein Fieber zu, dem der etwas über siebzigjährige Guiskard am 17. Juli 1085 in dem noch heute nach ihm benannten kephallenischen Hafen Porto Viscardo oder Guiscardo erlag. Damit sah sich Kaiser Alexios von einer ungeheuren Gefahr befreit.

Nun erst konnte er aufathmen und an die neue und wirksame Consolidirung des byzantinischen Reiches denken. Roger räumte Kephallenia sofort, und während in Italien zwischen ihm und seinem Stiefbruder Boëmund bitterer Hader ausbrach, der endlich zur Abfindung des letzteren mit Tarent, Otranto und Bari führte, gingen die Burg von Dyrrhachion, die andern epirotischen Seeplätze, und Korfu leicht in die Hände des Komnenen über, der ihnen die lockendsten Bedingungen stellte.

Die innere Politik des Alexios war dieselbe, die alle Wiederhersteller des byzantinischen Reiches seit Alters verfolgt haben. Niemals ist es möglich geworden, zwischen den Interessen des großen Adels und dieser Krone eine wirkliche, dem Reiche nützliche Ausgleichung zu schaffen. Der Adel selbst zeigte, sobald es möglich war, viel zu sehr partikularistische, centrifugale, später auch ausgesprochen feudale Neigungen, um auch nur seinen Ehrgeiz nach altrömischer Weise auf die Vorherrschaft in Constantinopel zu concentriren und systematisch ein zu erzielendes aristokratisches Regierungssystem ins Auge zu fassen. Auf der anderen Seite war Alexios nicht gewillt, oder vielleicht auch nicht in der Lage, an eine Reform in der Art wie einst Leo III. zu denken. So strebte er viel mehr dahin, die altbewährte Centralisation wieder herzustellen, die Verbindung der Provinzen mit der Centralregierung wieder zu stärken, und Justiz und Polizei wieder sicher zu organisiren, zugleich auch die Kriegszucht wieder herzustellen und neben der Armee auch der Flotte wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Auch er fand für die stärkere, rettende Zusammenfassung des aus den Fugen fallenden Reiches kein besseres Mittel, als einen intelligenten und thatkräftigen Absolutismus, — allerdings nicht mit der Härte und Rücksichtslosigkeit der bedeutendsten Basiliden. Seinen stärksten Rückhalt suchte er in dem möglichst gut gefüllten Schatze, in der Armee, und in der sicheren Befreundung mit dem Klerus. Da er persönlich bedeutende theologische Kenntnisse und Interessen besaß, und durchaus orthodoxe Gesinnungen nährte und mit glühendem Eifer vertrat, so stand er sich mit dem Klerus um so besser, als derselbe ihm einerseits ein Gegengewicht bieten konnte gegen die Uebermacht des Adels, anderseits aber über bedeutende Reichthümer verfügte, welche er diesem kirchen- und klosterfreundlichen Kaiser, freilich nur in Gestalt von Anleihen, leichter zur Verfügung gestellt hat, als vielen andern. Alexios hat sich endlich auch keineswegs bedacht, diplomatisch brauchbare Kleriker zu Gesandtschaften zu verwenden.

Ungestört freilich durfte Alexios seinen kirchlichen Neigungen noch lange nicht folgen, denn die wilden Petschenegen und andere nordische Barbaren wurden nicht lange nach Guiskards Ableben dem von den Angriffen der Normannen unberührt gebliebenen Theile der Balkanhalbinsel im höchsten Grade gefährlich, und nöthigten den Kaiser zu einem zeitweise höchst bedenklichen Kriege. Wie die Rhomäer so oft seit dem Abzuge der Ostgothen nach Italien es gesehen haben, so waren damals freilich auch die Petschenegen in ihren Sitzen zwischen der untern Donau, den Karpathen und dem asowschen

Meere durch ein noch barbarischeres Volk bedrängt, nämlich durch die Kumanen. Dieses türkische Volk, welches ihnen und den Uzen namentlich sprachlich sehr nahe stand, und seit seinem Vormarsche nach Südwesten nun für lange Zeit sich mit der Geschichte auch der Rhomäer verschlingt, war noch in sehr primitiven Verhältnissen, ein rechter Typus der Steppenvölker dieser Tage. Kriegerische Nomaden, mit Vorliebe dem Genuß des Pferdefleisches ergeben, waren sie ganz ausgezeichnete, geradezu unverwüstliche Reiter. Ihr Haupt war kahl geschoren, ihr Anzug bestand aus Schaffellen, ihre furchtbare Lieblingswaffe war der Bogen. Als Feinde ebenso grausam und räuberisch nach dem Siege, als furchtbar im Gefecht, griffen sie ihre Gegner mit betäubendem Geschrei an, und verwirrten dieselben durch gewaltige Pfeilsalven, welche sie in raschem Wechsel von Anprall und Rückzug unaufhörlich erneuerten. Ihre Sitten waren so wild, daß sie unter anderem noch 1241, als Verbündete der Lateiner in Constantinopel, bei der Bestattung eines ihrer dort verstorbenen Führer an dessen Grabhügel 8 Waffenträger und 26 Pferde opferten.

Während des normännischen Krieges hatten die Kumanen den Petschenegen viel zu schaffen gemacht. Aber bald sollten auch die Rhomäer sie kennen lernen. Kaiser Alexios war als orthodoxer Grieche schon an sich kein Freund der Paulicianer und Bogomilen. Es kam nun dazu, daß (S. 258) in den 1078 anhebenden unruhigen Zeiten Paulicianer unter Lekas bei Triaditza, und Bogomilen unter Dobromir bei Mesembria sich höchst gefährlich gezeigt, daß ferner 1081 ein paulicianisches Corps nach der Schlacht bei Dyrrhachion ohne Weiteres den Dienst des Kaisers verlassen hatte. Als 1085 der Krieg mit Guiskard zu Ende gegangen war, hielt Alexios ein Strafgericht für nöthig und vertrieb die kompromittirten Paulicianer von Haus und Hof. Das veranlaßte einen ihrer kühnsten Männer, Traulos mit Namen, der einen hohen militärischen Rang unter den Rhomäern bekleidete, zu seinen alten Landsleuten zurückzukehren und das Schloß Beljatowo bei Philippopolis zum Mittelpunkt eines Aufstandes zu machen. Die Sache wurde 1086 sehr bedenklich, als nun auch die Bulgaren bei Drster an der Donau sich empörten, und weiter dichte Haufen von Petschenegen und Kumanen die Donau überschritten und nun mit Bulgaren und Paulicianern das nördliche Thrakien überschwemmten. Die Niederlage der griechischen Heerführer Pakurian und Branas steigerte den Uebermuth der Gegner so sehr, daß 1087 Tzelgu-Chan mit 80,000 Petschenegen und Kumanen die Donau überschritt. Die Niederlage, welche der Grieche Nikolaos Mauro-Katakolon ihnen beibrachte, war nicht durchgreifend; daher überschritt Alexios selbst im Jahre 1088 den Balkan, um Donaubulgarien gründlich von den wilden Feinden zu säubern. Diesmal aber hatte er entschiedenes Unglück; denn bei Drster verlor er eine Hauptschlacht so gründlich, daß die griechische Armee vorläufig das offene Feld nicht mehr halten konnte. Mehr noch, die Petschenegen und Kumanen überschritten wieder den Balkan und drangen bis in die Nähe des ägäischen

Meeres vor. Sie nahmen ihre Winterquartiere bei Kypsela und Taurokomon, nur noch sieben oder acht Stunden von der Mündung des Hebros (jetzt von den bulgarischen Ansiedlern Maritza genannt) entfernt. Für zwei Jahre erneuerten sich nun noch einmal die alten Schrecknisse der Zeiten Krums und Symeons. Alexios, der alle Mittel der Strategie und der Diplomatie aufbot, um der wilden Raubschaaren endlich Meister zu werden, konnte doch während der nächsten beiden Jahre die Barbaren nicht aus dem südöstlichen Thrakien verdrängen, wo sie nun wiederholt die Umgebungen der großen Hauptplätze Adrianopel und Constantinopel durch Raub, Mord und Zerstörung grausam heimsuchten. Wohl gelang es der Gewandtheit des kaiserlichen Feldherrn, mit seinen allmählich wieder verstärkten Truppen den Petschenegen in einer Menge kleinerer Gefechte ganz erheblichen Abbruch zu thun. Aber erst im Jahre 1091 konnte der große Vernichtungsschlag gegen die Petschenegen geführt werden. Dem Gold und der Diplomatie des Kaisers war es endlich gelungen, die Kumanen auf seine Seite zu ziehen. 40,000 kumanische Krieger zogen im Frühling 1091 der Armee des Alexios zu, welche durch die Aufgebote des thrakischen und makedonischen Landvolkes verstärkt (unter dem jetzt auch die Wlachen hervortreten), bei Ainos sich sammelte. Von zwei Seiten her gefaßt, erlitten die Petschenegen in der mörderischen Schlacht bei Lebunion im Mündungsgebiet der Maritza am 29. April 1091 die vernichtende Niederlage, welche das wilde Volk für lange unschädlich machte und als der Abschluß der gegen die Balkanhalbinsel gerichteten pontischen Wanderungen gilt. Die Petschenegen wurden in großen Massen zusammengehauen; der Rest, der sich ergeben mußte, wurde bei dem makedonischen Moglena kolonisirt, um dem Reiche neue Bauern und Rekruten zu liefern.

Damit waren nun allerdings in Europa die Grenzen des Reiches, wie es nach dem Verlust von Apulien, Dalmatien und Serbien noch energisch behauptet wurde, wieder hergestellt. Trotzdem war die Lage des Alexios persönlich, wie die der Rhomäer noch immer entsetzlich schwierig. Der Geist der Prätendentschaften war noch immer nicht erloschen; es machte sich in gefährlicher Weise fühlbar, daß die vielen Thronwechsel seit Romanos III. bei nicht wenigen Mitgliedern der verschiedenen Familien, die nach einander den Thron inne gehabt, Ansprüche auf die Herrschaft zurückgelassen hatten, die wiederholt zu höchst gewissenlosen Verschwörungen und Aufständen gegen Alexios führten. Diese frivolen Abenteurer, darunter wiederholt nahe Anverwandte des Kaisers, kümmerten sich dabei keineswegs um die wiederholt unerhört kritische Lage des Reiches; ja, unter Umständen verschlangen sich solche Bewegungen auch mit den Einbrüchen fremder Völker. Noch im Jahre 1094 führte ein Abenteurer, der sich für Constantin, den vor Jahren in Syrien unter Michael VII. gefallenen Sohn des Romanos Diogenes (aus dessen erster Ehe) ausgab, die Kumanen über die Donau und griff Adrianopel an, bis endlich eine Schlacht bei Taurokomon dieser neuen Gefahr ein Ende machte. Zuweilen freilich schöpften diese immer wieder-

kehrenden Aufstände ihre Nahrung aus der für längere Jahre furchtbar schweren sozialen Lage der verschiedenen Völker des Reiches. Die inneren und äußeren Kämpfe vor Alexios' Antritt, der langwierige Normannenkrieg, dann der entsetzliche Kampf mit den Petschenegen zerstörten nicht nur in weitem Umfange den Wohlstand ausgedehnter Provinzen, lähmten Handel und Verkehr: die unaufhörlichen Existenzkämpfe zwangen auch den Kaiser, alle Kräfte des Reiches bis auf das Aeußerste anzuspannen, und namentlich für ein zahlreiches, gutbesoldetes Heer und für die Arbeit seiner Diplomatie ganz enorme Geldmittel aufzubringen. Das nöthigte ihn aber zur Anwendung eines sehr starken Steuerdruckes, welcher den Kaiser Alexios um so verhaßter machte, je weniger, wie wir wissen, in diesem Reiche „Volk und Staat einander deckten", d. h. je weniger große Massen, namentlich unter den unterworfenen Bulgaren und Slawen, Grund hatten, gerade für dieses Reich aus patriotischer Sinnesweise heraus bereitwillig schwere Opfer an Gut und Blut zu bringen. Es kam dazu, daß die dringende Geldnoth den Kaiser zu den verzweifeltsten fiskalischen Maßregeln veranlaßte. Nicht nur daß zum Besten des Fiskus das System der Monopole eifrig kultivirt wurde: Alexios betrieb nur allzu lange das verhaßte System, die Münzen unterwerthig auszuprägen, selbst das Goldstück in großem Umfange mit Kupfer zu legiren, und ging in dieser schlimmen Praxis viel weiter, als bisher irgend einer seiner byzantinischen Vorgänger. An die unheilvollste Zeit des dritten Jahrhunderts der römischen Imperatoren aber erinnerte das Verfahren, die Staatszahlungen in neuen unterwerthigen Münzen zu leisten, die Steuern aber womöglich nur in guten älteren Münzsorten anzunehmen.

Nichtsdestoweniger war mit Ueberwältigung der Petschenegen und nachher der Kumanen die schwerste und verzweifeltste Noth des Reiches überwunden; Reibungen mit den Serben nahmen nicht mehr einen so gefährlichen Charakter an. Nun aber trat an Alexios die schwere Aufgabe heran, die türkische Fluth einzudämmen, und allmählich die Wiedergewinnung der herrlichen asiatischen Provinzen zu versuchen, die so lange zu den werthvollsten Theilen des byzantinischen Reiches gehört hatten. Hier war aber seit 1081 die Lage für das Griechenthum immer bedenklicher geworden. Suleiman, wegen seiner Verwandtschaft mit seinem Suzerän Malekschah ebenfalls Sultan genannt, hatte Nikäa zur Hauptstadt der türkischen Besitzungen in Kleinasien gemacht, so daß jetzt für den Rest des nordwestlichen griechischen Asiens das 1086/7 wiedergewonnene Nikomedia Hauptort wurde. Unter Suleimans Herrschaft bereits konsolidirte sich die neue Ordnung der Dinge in einer für die Griechen sehr drückenden Art. Die Türken faßten im Inneren der schönen Halbinsel in so gewaltigen Massen festen Fuß, daß sie im Laufe eines Menschenalters in den alten Landschaften Kappadokien, Phrygien und Galatien die große Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, und aus diesem Centrum nachher niemals wieder vertrieben werden konnten. Daneben unterlagen die christlichen Unterthanen allen den Plackereien, wie sie die fanatischen Mohamedaner türkischer Race in ihrer Rohheit

damals über die Gegner ihres Profeten und über deren Kultus zu verhängen pflegten. Dazu kam endlich, daß trotz des Friedens von 1081 die Seldschuken nicht unterließen, ihre Grenzen auf Kosten der Rhomäer gelegentlich zu erweitern. Besonders übel war es, daß die verrätherische Haltung der Familie Philaretos 1085 auch Antiochia den Seldschuken in die Hände spielte. Als darüber Suleiman mit dem Emir von Aleppo und mit Malekschahs Bruder Tutusch in Conflikt gerieth und den Untergang fand (1086), wußte allerdings Alexios durch sein schlaues diplomatisches Intriguenspiel, mit welchem er sich zu Suleimans Stellvertreter in Nikäa, Abulkassim, der sich unabhängig zu machen strebte, und zu dem Großsultan Malekschah verhielt, neben Nikomedia mehrere wichtige Seeplätze Asiens, namentlich Sinope, zurückzugewinnen. Aber als 1092 nach Abulkassims Untergang des alten Suleiman Sohn Kilidsch-Arslan (1092—1106) Sultan von „Rum" (Romanien), wie die Türken dieses Reich nannten, geworden war, fand Alexios in dessen Schwiegervater, dem Emir Tzachas, einen gefährlichen Gegner. Einst Gefangener der Rhomäer, dann unter Botaniates griechischer Stabsoffizier, hatte dieser dem Kaiser Alexios den Dienst aufgesagt, mit 40 Schiffen als kühner Corsarenführer die Städte Klazomenä, Phokäa und Chios erobert, seit 1090 der kaiserlichen Flotte mit Glück die Spitze geboten, Lesbos, Samos, Rhodos, und 1092 auch Smyrna, nun seine Hauptstadt, gewonnen. Als Beherrscher der Sporaden nahm er jetzt sogar den Titel und die Insignien eines „Kaisers der Rhomäer" an. Die Erfolge, die jetzt Alexios' Schwager Johannes Dukas gegen ihn erkämpfte, blieben nutzlos, weil Dukas sich genöthigt sah, mit der Flotte nach Kreta und Cypern sich zu wenden und hier Aufstände zu unterdrücken, die der schwere Steuerdruck hervorgerufen hatte. So konnte Tzachas noch einmal 1093 Abydos angreifen, und wurde erst unschädlich, als die List des Kaisers seinen eigenen Schwiegersohn in Nikäa dahin brachte, den alten Emir bei einem Gastmahl zu ermorden.

Die ewig drückende türkische Gefahr und der lebhafte Wunsch, durch Wiedergewinnung Kleinasiens, — die mit den Mitteln der erschöpften Balkanhalbinsel allein nicht zu erzielen war, — das Reich wieder recht lebensfähig zu machen, war es nun, was den Kaiser Alexios bestimmt hat, die Hilfe des Abendlandes in Anspruch zu nehmen, und zwar auf dem Wege über Rom. Trotz der kirchlichen Katastrophe des Michael Kerularios hatte sich der Haß zwischen Ost und West damals noch nicht so tief eingefressen, daß nicht die Politik des Hofes der Rhomäer daran hätte denken können, in Sachen eines Kampfes gegen die Seldschuken, die viel härtere Gegner des Christenthums waren als die Araber, mit Rom Anknüpfung zu versuchen. Ein Versuch Michaels VII. in dieser Richtung hatte bei dem (seit 1073 regierenden) Pabst Gregor VII. um so eher Anklang gefunden, als der geschmeidige Rhomäer die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der anatolischen Kirche mit der päbstlichen dabei hatte auf der Scene erscheinen lassen. Aber die 1074 von diesem Pabst mit gewaltiger Phantasie in großem Style in An-

griff genommene Rüstung hatte zu nichts geführt; italienische und deutsche Conflikte waren damals zwingend dazwischen getreten. Jetzt aber traf der Hilferuf des Kaisers Alexios zusammen mit der in vielen Theilen des Abendlandes erwachten Stimmung großer Massen aller Stände, die auf eine mächtige kriegerische Zurückwerfung des Islams hindrängte, wie dieselbe den Normannen auf der Insel Sicilien bereits gelungen war. Gewaltige religiöse Begeisterung, die auf die Vertreibung der seit 1076 im Besitz Jerusalems befindlichen Türken vom Grabe des Erlösers hinwies; daneben aber auch starke soziale, politische und merkantile Motive aller Art bereiteten seit längerer Zeit die Temperatur vor, die endlich die unter dem Namen der „Kreuzzüge" bekannte, welthistorisch gewordene religiös-kriegerische Völkerwanderung des Abendlandes nach der Levante hervorgerufen hat. Als Alexios im Frühling des Jahres 1095 den (seit dem 12. März 1088 regierenden) Pabst Urban II. durch seine Gesandten auf dem Concil von Piacenza um die Vermittelung einer ausgiebigen abendländischen Unterstützung gegen die Türken anging und der feurige französische Pabst, der die geistlich-kriegerische Richtung seiner adeligen Landsleute vollkommen theilte, bereitwillig auf diese Idee einging, war der griechische Kaiser allerdings nicht der Meinung, daß eine Völkerlawine gegen den Orient entfesselt werden sollte. Bald aber mußte er erkennen, daß das Heranwogen ganzer Völkerfluthen nach dem Bosporus seiner Politik ganz neue Aufgaben stellte. Mit Staunen und nicht ohne Besorgniß hörte er von der ungeheuren Bewegung, die seit dem Sommer 1095, zuerst Dank dem Auftreten des Pabstes, durch einen immer größeren Theil der abendländischen Nationen sich verbreitete. Die ersten regellosen Massen nun, meist niederer Leute, die bis zum Oktober 1096 am Bosporus erschienen und großentheils schon in den ersten Gefechten mit den Seldschuken zu Grunde gingen, waren für sein Reich im Ganzen nicht sonderlich gefährlich. Aber ganz anders nahm sich die Sache aus, als seit dem Herbst 1096 die durch normännische, französische, flandrische und lothringische Fürsten und Ritter geleitete soldatische Kernkraft des Westens sich in Marsch gesetzt und theils von der magyarischen Donau und von Dyrrhachion her, theils endlich auch von Apulien aus zu Wasser, die Richtung auf Constantinopel genommen hatte. Pabst Urban hat damals dem griechischen Kaiser gemeldet, daß nicht weniger denn 300,000 Kreuzfahrer in Bereitschaft ständen, zum Kampf gegen die „Ungläubigen" auszuziehen. In dieser Gestaltung der Dinge lag unzweifelhaft die nahe Möglichkeit einer erheblichen Gefahr für das Reich der Rhomäer. Von einem begeisterten Anschluß an die Kreuzfahrer konnte bei Alexios, der trotz seiner Kirchlichkeit ein nüchterner, kühl berechnender Staatsmann war, keine Rede sein. Die böse Erinnerung an Robert Guiskard und an Boëmund, der jetzt als der feinste Politiker des Kreuzheeres ebenfalls in Constantinopel erschien, schärfte das uralte herbe Mißtrauen des griechischen Hofes gegen die Fremden. So war des Kaisers Politik andauernd darauf gerichtet, einerseits den Gefahren die Spitze abzubrechen, welche der Durchmarsch und noch mehr die eventuelle Festsetzung

abendländischer Massen auf griechischem Gebiet für das Reich nach sich ziehen konnte, andrerseits aber die Ereignisse so zu leiten, daß aus den Waffenthaten der Helden des Westens für das griechische Reich der möglichst erhebliche politische und materielle Gewinn hervorging. Wenn man bei Beurtheilung dieser Verhältnisse, wie billig, die Stellung des Alexios zu seinen Reichsinteressen recht ins Auge faßt, so wird ihm an sich aus dieser Haltung ein Vorwurf nicht zu machen sein. Zu seinem und der Rhomäer großem Schaden aber hat Alexios bei Durchführung seiner Absicht zuerst ein übergroßes Maß byzantinischer Schlauheit und Pfiffigkeit in Anwendung gebracht; derart daß zusammen mit der Unverträglichkeit der griechischen und fränkischen nationalen und kirchlichen Eigenthümlichkeiten, — zusammen mit vielen unvermeidlichen Zusammenstößen zwischen den wilderen Elementen der Kreuzfahrer und den Rhomäern, und mit der Neigung der Kreuzfahrer, durch eigene Schuld veranlaßte Unfälle auf „griechischen Verrath“ zu schieben, die Antipathie der Abendländer gegen das ihnen vielfach so fremdartige Griechenthum gerade seit diesem ersten Kreuzzuge immer größere Dimensionen angenommen hat. Weiter aber ist für den politischen und materiellen Gewinn für das Reich durch die Waffen des Abendlandes den Rhomäern diesmal gerade die bei Alexios so stark ausgeprägte Zähigkeit des Stammes und sein stolzes historisches Bewußtsein, und die Energie nachtheilig geworden, mit welcher er an der Idee festhielt, die alte Größe des Reiches herzustellen. Der kluge Staatsmann, der jetzt in so schwerer Krisis das griechische Staatsruder führte, überspannte, so scheint es, diesmal sein Ziel. Seine Hauptaufgabe war es jedenfalls, ganz Kleinasien bis zum syrisch-kilikischen Amanos wieder zu gewinnen, und namentlich die türkische Herrschaft auf der Halbinsel noch gründlicher zu vernichten, als das Basilios dem Zweiten mit dem Bulgarenreiche von Achrida gelungen war. Sehr bedenklich dagegen mußte der Gedanke erscheinen, auch die etwa in Syrien neu zu gründenden fränkischen Feudalstaaten unter seine Hoheit beugen zu wollen. Und nun wurde bald genug der Umstand für alle Theile verhängnißvoll, daß gerade jener Franke, den Alexios unversöhnlich haßte, daß Boëmund gerade den einzigen Theil Syriens zur Basis eines asiatischen Normannenstaates auf der Südostecke des griechischen Reiches zu machen gedachte, den allein die Rhomäer seit Wiederaufschwung ihrer Macht unter den Basiliden mit aller Kraft bis vor zehn Jahren festgehalten hatten, nämlich Antiochia.

Dieses war die düstere Kehrseite der Politik, die Alexios seit dem Herbst 1096 mit erstaunlicher Feinheit und vielem Erfolg betrieben hat. Vorläufig stand ihm das Glück, bei zuweilen überaus gewagtem Spiele, zur Seite. Es ist ihm wirklich gelungen, zum Theil selbst unter Anwendung von Waffengewalt, — die verschiedenen fränkischen Machthaber, die während des Herbstes 1096 und im Winter und Frühling 1097 mit ihren Heerhaufen vor Constantinopel eintrafen und hier längere Zeit liegen blieben, zur Leistung des Lehnseides zu bestimmen für die zu erobernden syrischen Länder, welche

nach seinem Plane durch die Formen des abendländischen Lehenswesens an das griechische Reich geknüpft werden sollten. Der für Alexios zunächst werthvollste Theil des seit dem Mai 1097 in Kleinasien anhebenden Krieges gegen die Muhamedaner, nemlich der Zerstörungskampf gegen das Reich der Seldschuken von Rum, begann unter günstigen Umständen. Der große Sultan Malekschah war 1192 zu Bagdad gestorben. Sein ältester Sohn Barkijarok vermochte das ungeheure Türkenreich nicht mehr zusammenzuhalten, dessen Zusammenhang vielmehr durch einen wüthenden Bruderkrieg zerrissen wurde. Die östlichen wie die westlichen Provinzen lösten sich unter selbständigen Herrschern ab. Kilidsch-Arslan in Rum hatte sich ebenfalls unabhängig gemacht; aber neben ihm hatten sich auf der Halbinsel, namentlich in den Küstengebieten, mehrere Emirs ihrerseits ebenfalls als selbständige Fürsten festgesetzt. Als nun gegen Mitte Mai 1097 die Kreuzfahrer zuerst das hochwichtige Nikäa angriffen, wurde Kilidsch-Arslan selbst (17. Mai) in einer Hauptschlacht gründlich geschlagen. Als aber nach längerer Belagerung (19 20. Juni) ein allgemeiner Sturm im Anzuge war, bestimmte Alexios die Türken, in aller Eile ihm die Stadt zu übergeben. Freilich war für ihn Nikäa unentbehrlich; aber die Kreuzfahrer, die er pfiffig überlistet hatte, statt sich für solche Eroberungen mit ihnen von Anfang an offen zu vereinbaren, verziehen ihm diese Art politischer Manöver niemals, und waren unmittelbar nur durch reiche Geschenke an Stelle der ihnen entgangenen Beute einigermaßen zu beschwichtigen. Die siegreiche Schlacht bei Doryläon (1. Juli), in welcher die Hauptmacht der Türken aufs Haupt geschlagen wurde, brachte die westliche Hälfte des inneren Kleinasiens wieder in die Hände der Byzantiner. Während dann die weiter vorrückenden Kreuzfahrer sich mit den christlichen Armeniern in Kilikien und in Edessa berührten, um dann ihre Angriffe auf Syrien und Palästina, zuerst (21. Oktober 1097) auf Antiochia zu eröffnen, begann für Alexios die Zeit, wo er mit seinen Streitkräften die Vernichtung des Reiches von Rum, dessen Centralpunkt nunmehr Ikonion geworden war, weiter fortsetzen konnte. Das ist nun auch längere Zeit mit gutem Erfolg durchgeführt worden. Im Laufe noch des Jahres 1097 wurden eine Menge höchst werthvoller Städte im westlichen Kleinasien, unter ihnen namentlich das phrygische Laodikeia, Philadelphia, Sardes, Smyrna, Ephesos, wieder für die Rhomäer erobert; der Kampf in dieser Richtung ist auch niemals ausgesetzt worden. Allmählich aber ist es zu gefährlichen Reibungen mit den Kreuzfahrern gekommen. Diese ihrerseits warfen es dem Kaiser vor, daß er während ihrer Kämpfe um Antiochia während des Jahres 1098 wohl für sich in Kleinasien sich weiter ausgedehnt, namentlich (im Juni) das phrygische Philomelion erobert, dagegen keinerlei nachdrückliche Diversion zu ihren Gunsten gemacht hatte. Noch stärker wurde die Spannung auf Grund von mancherlei Conflikten, die nun i. J. 1100 und 1101 mit den neuen gewaltigen Massen lombardischer, deutscher und französischer Kreuzfahrer ausbrachen, welche sich in Bewegung setzten, (übrigens den Griechen im Sommer 1101 Ankyra

eroberten,) um die seit Eroberung auch Jerusalems (15. Juli 1099) über die syrische Küste ausgespannte junge fränkische Macht zu stärken und zu erweitern. Da ist es endlich allen Theilen zum Unheil gediehen, daß Boëmund 1098 sich zum selbständigen Herrn von Antiochia gemacht hatte, und daß Kaiser Alexios die breite Basirung der verhaßten Normannen auf dieser für die Rhomäer, wie für die fränkischen Ritterstaaten gleich wichtigen Stelle durchaus nicht dulden wollte. Leider behandelte der Kaiser von jetzt ab für längere Zeit die Austreibung der Türken aus dem östlichen Kleinasien nur noch als Nebensache, und ließ sich seit Frühling 1099 auf einen Kampf mit Boëmund ein, der die Reihe der verderblichen Kriege des zwölften Jahrhunderts zwischen den Griechen, den Normannen und den Kreuzheeren eröffnete, und schnell genug zu einem großen Brande sich erweitern sollte. Die griechischen Truppen vermochten damals in Kilikien nichts auszurichten, sondern nur Germanikeia (Merasch) wieder zu gewinnen, und hernach mit Hilfe einer Partei unter den Kreuzfahrern selbst, unter Mitwirkung der Flotte das syrische Laodikeia zu erlangen und zu behaupten. Darüber aber hatte Boëmund werthvolle italienische Bundesgenossen gefunden. Unabhängig zunächst nemlich von ihm war die ungeheure Bevorzugung der Venetianer im griechischen Reiche, zu welcher (S. 268) Alexios sich vor 17 Jahren entschlossen, für andere Handelsstädte Italiens, die bisher mehr im westlichen Mittelmeer ihre Flaggen gezeigt, nun aber ebenfalls im Kielwasser der Kreuzfahrer den Weg nach der Levante gefunden hatten, ein Motiv zu bitterer merkantiler Eifersucht geworden, die sich nun wiederholt und immer entschiedener in Gewaltthaten auch gegen die Byzantiner Luft machte. Zuerst traten in dieser Weise die Pisaner auf, die i. J. 1099 bei ihrer mit 120 Schiffen unternommenen Kreuzfahrt in Conflikt mit den Griechen des ionischen Meeres geriethen, die Inseln Leukadia und Kephallenia ausplünderten, und nunmehr in der Levante die Verbündeten der Normannen wurden. Sie haben sich nachher in Palästina in Jaffa eine größere Colonie geschaffen. Ernsthafter wurde der schlimme Hader jedoch erst einige Jahre später. Der tapfere Boëmund, der sein neues Reich eifrig auszudehnen versuchte, fiel auf einem Zuge zur Unterstützung der Armenier von Melitene im Sommer 1100 in die Gefangenschaft des türkischen Emirs Ibn-Danischmend von Siwas (Sebaste). Dieser überlieferte ihn nun freilich nicht, wie Alexios es erstrebte, in die Hände der Rhomäer, sondern begnügte sich (im Sommer 1103) mit schwerem Lösegeld. Aber während seiner Haft drangen die Griechen wieder in Kilikien vor, wo sie dann auf die Gegenwehr seines Neffen Tancred stießen. Die nach achtzehnmonatlicher Belagerung i. J. 1103 durch letzteren erzielte Eroberung des syrischen Laodikeia trieb dann sowohl die Rhomäer, wie den provençalischen Gegner der Normannen, Raimund von Toulouse, der die Eroberung von Tripolis erstrebte, zu stärkeren Rüstungen gegen die Ritter von Antiochia. Und als nun der wieder frei gewordene Boëmund zu Anfang d. J. 1104 in dem noch i. J. 1103 begonnenen Versuche, das wichtige meso-

potamische Haran (Karrhä) den Türken zu entreißen, gescheitert war, und 1104 nur mit Mühe dem Vordringen der verschiedenen Gegner, der Rhomäer, der Provençalen und der Türken wehren konnte: da entschloß sich der kühne Mann, seinem Neffen einstweilen die Regierung zu überlassen und nach Italien zu eilen, — damals noch in der klugen Absicht, starke Massen für den Krieg im nördlichen Syrien zu gewinnen. Seine Rüstungen hatten erheblichen Erfolg. Der seit 1099 regierende Pabst Paschalis II. trat eifrig für ihn ein; seine Vermählung mit Constanze, der Tochter des Königs Philipp I. von Frankreich, fesselte die Franzosen an seine Sache; Kriegsvolk drängte sich in Masse zu seinem Dienst, so daß er endlich im Herbst 1107 in Apulien an der Spitze eines Heeres von 34,000 Mann (darunter 5000 Ritter) und einer Flotte von 30 Kriegs- und 200 Lastschiffen stand. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß diese trefflichen Streitkräfte, wenn sie nach Antiochia geführt worden wären, die normännische Macht im nördlichen Syrien höchst solide hätten sicher stellen können. Statt dessen hatte es aber bei Boëmund entweder die Rachgier, oder der alte Geist wilder Abenteuerei davon getragen, und ihn auf den Gedanken geführt, seine prächtigen Streitkräfte zuerst in Europa gegen das Reich des Alexios zu leiten. Und damit sollte er nun in überraschender Weise gänzlich scheitern. Ueberraschen konnte Boëmund bei aller Schlauheit die vorsichtigen Griechen nicht. Zwar hatten die 1103 wieder gegen die ionischen Inseln gerichteten Raubzüge der Pisaner sich letzthin nicht wiederholt; auch die Freundschaft der Genuesen für Boëmund trat noch nicht provocirend in den Vordergrund. Aber die politische Rüstung Boëmunds in Rom und am französischen Hofe erschien den Rhomäern so verdächtig, daß Alexios schon im Herbst 1105 bei Thessalonich ein Heer aufstellte und durch seinen Neffen Alexios Dyrrhachion auf das solideste armiren ließ, während der Admiral Isaak Kontostephanos in den westlichen Gewässern kreuzte.

Nun gelang es freilich dem Fürsten von Antiochia, die Wachsamkeit der griechischen Kreuzer zu täuschen und ungehindert sein Heer am 9. Oktober 1107 zu Valona ans Land zu setzen. Aber Alexios hatte jetzt die Mittel ausreichend erprobt, um der Normannen Meister zu werden. Während Boëmund vor Dyrrhachion erschien und hier auf unüberwindlichen Widerstand stieß, konnte Alexios am Vardar eine gewaltige Heeresmacht sammeln, die dann nach dem adriatischen Küstengebiet geführt wurde. Umsonst zerstörte Boëmund im Frühjahr seine Flotte, um Holz zu furchtbaren Belagerungsmaschinen zu gewinnen: das griechische Feuer der Dyrrhachiner wurde derselben immer wieder Meister. Alexios aber, der zu Deabolis (Devol) sein Hauptquartier genommen hatte, vermied diesmal jede größere Schlacht, zog dagegen durch Sperrung aller Pässe den Feuerkreis schrittweise immer enger um das normännische Heer, welches — durch die griechische Flotte von Italien abgeschnitten, — allmählich in solche Noth gerieth, daß bei den Führern nun auch die griechische Diplomatie ihre zersetzende Kraft wieder mit

Erfolg bewähren konnte. Endlich war Held Boëmund so vollständig matt gesetzt, daß er im September 1108 zu Devol einen Frieden schließen mußte, der seine stolzen Hoffnungen für immer begrub. Er mußte alle Ansprüche auf Laodikeia und Kilikien fallen lassen. Für das Fürstenthum Antiochia mußte er dem Kaiser und dessen präsumtivem Nachfolger Johannes den Lehnseid leisten; nach seinem Tode sollte dasselbe an die Rhomäer fallen. Für die Abtretung einiger asiatischer Distrikte wurde er durch eine Pension von 14,400 guten alten Goldstücken entschädigt. Dann kehrte der schwer gedemüthigte Fürst nach Apulien zurück, während seine Soldaten, bis zum Frühjahr 1109 durch Alexios verpflegt, theils nach Palästina zogen, theils in griechische Dienste übertraten.

Da Boëmund schon im Februar 1111 starb, so hatte das griechische Reich für lange Zeit wieder Sicherheit vor apulischen Angriffen gewonnen. Freilich war durch die Ereignisse dieser letzten Jahre die Aussicht für immer vereitelt, am Orontes ein gewaltiges Bollwerk der fränkischen Macht entstehen zu sehen; nur daß auch die Rhomäer nach Boëmunds Tode sich in Antiochia nicht wieder als Herren geltend zu machen vermochten. Dagegen gelang es der klugen Politik des Kaisers, der mit Unbehagen die Pisaner als zähe Verbündete der Normannen, (denen sie das 1104 verlorene Laodikeia 1108 wiedergewinnen halfen,) auftreten, und noch i. J. 1111 pisanische Corsaren im ägäischen Meere plündern sah, (wie 1112 die Genueser bei Abydos,) auch dieses italienische Seevolk auf seine Seite zu ziehen. Es war das um so wünschenswerther, als dadurch das für die Griechen bereits sehr lästig gewordene merkantile Monopol der Venetianer bedeutend beschränkt wurde, und die Stellung der byzantinischen Politik gegenüber den italienischen Seemächten wieder erheblich freier sich gestaltete. Im Oktober 1111 wurde der durch den griechischen Gesandten, den Palastmarschall Basilios Mesimerios im April dieses Jahres angebahnte Friede und ein Handelsvertrag mit den, nunmehr gern zur Entschädigung für die Räubereien ihrer Flotte geneigten, Pisanern abgeschlossen. Die Pisaner sollten von jetzt an im griechischen Reiche überall ihre Waaren ungehindert ausschiffen und verkaufen dürfen. Von importirtem Silber oder Gold sollten sie keinen Zoll, von andern eingeführten Waaren dagegen vier Prozent entrichten. Bei Waaren, die sie innerhalb des Reiches kaufen und nach andern griechischen Städten bringen würden, sollten sie hinsichtlich der Abgaben den Griechen gleichgestellt sein. In Constantinopel erhielten sie eine „Skala" oder Landungsstätte, und ein passendes Quartier, wo sie später ihre eigenen Consuln wählen durften. Auch in andern Städten des Reiches sollten sie solche Faktoreien anlegen dürfen. Endlich erhielten ihre Kaufleute in der Reichshauptstadt bei dem Gottesdienst in der Sophienkirche, und im Hippodrom bei den öffentlichen Schauspielen einen bestimmten Platz angewiesen.

Die Politik des Alexios, die in solcher Weise auch den neuen Entwicklungen des romanischen Abendlandes sich anzuschmiegen verstand, nahm

weiter aber in ihrem zähen Festhalten an den uralten byzantinischen Prätensionen auch einen Anlauf gegen das abendländische Kaiserthum; eine Richtung, die nachher unter den beiden nächsten großen Komnenen noch bestimmter in den Vordergrund getreten ist. Die 1112 auf der Höhe der Investiturstreitigkeiten, als das Concil zu Vienne den deutschen Kaiser Heinrich V. mit dem Bann belegt hatte, — mit Pabst Paschalis II. angeknüpften Verhandlungen, die theils um die Union der Kirchen des Ostens und Westens, theils um die Empfehlung des kaiserlichen Prinzen Johannes für die abendländische Krone sich drehten, zeigen das recht verständlich. Die allen Komnenen eigenthümliche Ueberspannung ihrer Pläne rächte sich aber schon unter Alexios. Er mußte noch erfahren, daß es ein derber Fehler gewesen war, den Seldschuken von Rum eine viel zu lange Ruhe zu gewähren. Der Sultan Kilidsch-Arslan freilich war den Rhomäern seit 1098 nicht wieder gefährlich geworden. Als er aber 1107 unter Kämpfen mit feindlichen turkomanischen Emirs umgekommen war, gewannen die Seldschuken an seinem ältesten Sohne Malekschah einen kühnen Führer, der seit 1110, durch starke Zuzüge aus dem Osten unterstützt, die griechischen Grenzen wieder überschritt. Dieser neue türkische Krieg war für die Griechen höchst gefahrvoll. Die Türken, die immer neue Massen gegen den Westen wälzten, drangen bis nach Mysien und Bithynien unter schrecklichen Verheerungen vor. Namentlich die Länder an der Propontis und die paphlagonische Küste wurden wiederholt schwer mitgenommen, und zeitweise waren die Griechen, obwohl sie sich im offenen Felde tapfer genug schlugen, auf die Vertheidigung der festen Plätze des Landes beschränkt. Erst 1116 wandte sich die Sache entschieden zu Gunsten der Waffen des Kaisers. Alexios wußte, daß sein Gegner, durch Türken von Aleppo unterstützt, einen gewaltigen Vorstoß gegen den Bosporus zu richten gedachte. Es galt, den Türken keine Zeit bis zur Vollendung ihrer Rüstungen zu lassen. Nach einem glücklichen Gefecht bei Lopadion am Rhyndakos führte der Kaiser sein Heer rasch über Doryläon nach Santabaris, wo dasselbe in drei Colonnen getheilt wurde. Die eine unter Stypiotes stieß mit den von Südosten, von Amorion her kommenden Türken zusammen, die eine derbe Niederlage erlitten. Das zweite Corps unter Kamytzes rückte in schnellen Märschen direkt südwärts vor nach Polybotos (Bulawadyn) und trieb die hier gesammelten Gegner auseinander. Das Hauptheer endlich unter Kaiser Alexios erreichte das phrygische Philomelion (jetzt Ak-Schehr), nordöstlich von dem pisidischen Alpensee Egerdir-Göl (nahe der Grenze des alten Lykaonien,) und eroberte diese Stadt, die zunächst die letzte griechische Besitzung in dieser Richtung bleiben sollte. Ein gewaltiger Anprall der seldschukischen Hauptmassen wurde in der Ebene von Polybotos brillant zurückgewiesen. Da auch die übrigen Angriffe der Türken insgesammt scheiterten, so entschloß sich Sultan Malekschah, bei Akroïnon mit Alexios Frieden zu machen. Im J. 1117 hatte das Reich auf seiner Ostseite nun wieder wenigstens „lebensfähige" Grenzen gewonnen. Die gesammten Küstenländer Klein-

asiens am schwarzen und am mittelländischen Meere in ziemlicher Tiefe waren wieder gesichert; und von dem ionischen Strande aus dehnte sich das Reich jetzt ostwärts wieder bis zu der Linie Sinope, Amorion, Philomelion, so daß der noch immer werthvollste Theil der schönen Halbinsel wieder als Reichsland gelten konnte.

Damit schloß die riesenhafte Restaurationsarbeit dieses Komnenen, die dem Reiche der Rhomäer noch einmal für ein Jahrhundert das Leben gerettet hat. Großen Dank freilich hat dem alten Kaiser die rastlose Arbeit einer 37jährigen Regententhätigkeit nicht eingebracht. Das unvermeidlich schwer gedrückte Volk der Steuerzahler war unter der Last der Abgaben nur selten in der Stimmung, über einem flüchtigen Siegesrausche die Noth der schwierigen Zeitlage zu vergessen. Und es war gerade die letzte und für uns zugleich



widerwärtigste That des Alexios, die Verbrennung des Mönches Basilios, des damaligen Chefs der Bogomilen in der Balkanhalbinsel, (1118) im Hippodrom, die ihm die besondere Gunst der bigotten Byzantiner einbrachte. Die vornehmen Abenteurer und Verschwörer aber pausirten nur etwa zehn Jahre mit ihrer unterirdischen Arbeit: während der großen Krisis, die zu der Entstehung der syrischen Ritterstaaten führte, galt freilich Alexios als der einzige Staatsmann, der diesen Schwierigkeiten wirklich gewachsen sei. Aber seit 1106 begannen die Verschwörungen verschiedener Art den jungen Thron der Komnenen wieder zu bedrohen, ohne freilich die Stellung des Alexios ernsthaft erschüttern zu können. Am meisten mußte sich Alexios doch immer auf die Armee und unter den Ständen des Reiches auf den Klerus verlassen, den er andauernd gehegt und gefördert hat. Nach dieser Seite ist die Gunst des Kaisers besonders für zwei Stiftungen von bleibendem Werthe geworden. Einmal für die Klosterwelt des Athos. Schon

Botaniates hatte die Klöster Iwiron und Dochiariu mit großen Besitzungen neu dotirt, und der Großadmiral Stefanos i. J. 1083 das Kloster Xenophu hergestellt. Alexios aber erklärte das System des „heiligen Berges" für unabhängig von dem Patriarchen, und stellte ihn (unter Belassung eines rein formellen Zusammenhanges mit dem Bisthum Hierissos) unmittelbar unter den Schutz der Krone, befreite die Mönche von jeder weltlichen und geistlichen Abgabenpflicht und bestätigte die Gerichtsbarkeit des „Protos" als Oberabtes über die Brüder. Der Athos war somit zu einem Reichskloster ersten Ranges erhoben worden, wo nun neben der Land- und Gartenwirthschaft auch der Betrieb von mancherlei gelehrten Arbeiten einen regen Aufschwung nahm. Auf der anderen Seite förderte und bestätigte (1088) der Kaiser namentlich die neue Schöpfung des Mönches Christodulos, der auf der Insel Patmos das Kloster des Evangelisten Johannes zu einer wahren Musteranstalt ausbildete; das Kloster sollte dauernd den Besitz seiner Felseninsel behalten, vollkommen eximirt bleiben und durch kaiserliche Beamte und Soldaten niemals belästigt werden. Von sich aus hat Alexios in seinen letzten Jahren in Constantinopel noch ein prächtiges Hospital und ein großes Waisenasyl hergestellt, in welchem auch fremde Kinder neben einheimischen einen Elementarunterricht erhielten.

Gichtbrüchig wie Alexios geworden war, und bei hohen Jahren dem Tode rasch entgegenwankend, sah er noch seine letzten Tage durch Zwist in seinem engsten Familienkreise getrübt. Der Kaiser hatte schon seit 26 Jahren seinen trefflichen Sohn Johannes zu seinem Nachfolger bestimmt: einen Prinzen, der zwar klein und unansehnlich von Gestalt und von dunkler Gesichtsfarbe war, aber ausgezeichnete fürstliche Eigenschaften besaß, und wegen seines zuverlässigen und redlichen Charakters allgemein verehrt wurde. Nun aber mißfielen seiner thörichten Mutter Irene sowohl die ungünstige äußere Erscheinung, wie die guten Eigenschaften des Sohnes, und mit ihrer schönen, geistvollen und schriftstellerisch gewandten, aber auch intriganten und nach Art ihres Stammes der Gewaltthat und Härte keineswegs abgeneigten Tochter Anna suchte sie den Kaiser zu bestimmen, den Cäsar Nikephoros Bryennios, des alten blinden Empörers (S. 258) Enkel, mit welchem nach ihres Bräutigams Constantin (S. 264) frühem Tode Anna jetzt vermählt war, zum Kaiser zu ernennen. Ihre bis zur Aufhetzung der englischen Garde sich steigernden Intriguen scheiterten aber theils an der Abneigung des Kaisers, die Thronfolge zu verändern, theils an der ruhigen Entschlossenheit und Sicherheit, mit welcher Johannes im entscheidenden Moment unter herzlicher Zustimmung der Bürger sich des Reichsschatzes, der Armee und der Flotte, endlich auch des Schlosses in Constantinopel zu versichern wußte, ohne doch einen offenen Bruch mit seiner Mutter zu veranlassen.

Als der 70jährige Alexios I. endlich am 15. August 1118 starb, konnte Johannes II. Komnenos nunmehr ohne Hinderniß die Zügel der Regierung in seine Hände nehmen: der Antoninus Pius von Byzanz, der edelste Kaiser,

der das Perlendiadem der Rhomäer getragen hat. Er zeigte die edle Milde seines braven Charakters gleich zu Anfang seiner Regierung durch das Benehmen gegen seine nächsten Verwandten. Zwar hatte seine Mutter Irene sich nach ihres Gatten Tode als „Schwester Xenia" in das von ihr neu ausgestattete Kloster der Panagia zurückgezogen. Aber noch war überall die Spannung so groß, daß die ehrgeizige Anna es wagen konnte, eine Verschwörung gegen ihren kaiserlichen Bruder zu organisiren, die freilich wenig den Wünschen ihres eigenen Gemahls Bryennios entsprach. Bei Zeiten entdeckt, scheiterte das Complot. Anna entging jedoch jeder Ahndung, selbst der Confiskation ihres Palastes; letzteres Dank dem klugen und milden Rathe des neuen leitenden Ministers Axuchos, eines geborenen Türken, der in früher Jugend als Kriegsgefangener an den kaiserlichen Hof gekommen, hier aber bei guten Talenten und tüchtigem Charakter mit dem jungen Kronprinzen erzogen und trefflich ausgebildet, und sein intimer Freund geworden war. Betrüblich war es, daß des Kaisers einzig noch am Leben befindlicher Bruder Isaak aus thörichter Unzufriedenheit mit seiner vermeintlich zu geringen Machtstellung es vorzog, mit seinem Sohne Johannes das Reich zu verlassen und viele Jahre an dem Hofe des seit 1117 regierenden Sultans Masud von Ikonion (Mörder und Nachfolger seines Bruders Malekschah) zuzubringen.

Glücklicher als die Familienverhältnisse des neuen Kaisers gestaltete sich seine Regierung. Kaiser Johannes wird nicht nur von seinen dankbaren Rhomäern, sondern selbst von den Lateinern als ein überaus tüchtiger Mensch, wie als ein ausgezeichneter Regent gerühmt. Sein Privatleben war rein und fleckenlos. Wie sein Vater zeigte er sich als ein vortrefflicher Heerführer; nur daß er sowohl an persönlicher Tapferkeit, wie an strategischer Kunst, seine Feldzugspläne zu gestalten und durchzuführen, jenen bedeutend übertraf. Wie Alexios rastlos thätig, klug und hoch intelligent, machte doch die natürliche Offenheit und Geradheit des neuen Kaisers, seine von bigotten Zügen freie Frömmigkeit, seine milde und großmüthige Art einen ungleich gewinnenderen Eindruck, als die bei aller Kunst der Menschenbehandlung doch überall durchdringende Odysseische Schlauheit des verschlagenen Alexios. Allerdings war die Lage des neuen Kaisers vielfach leichter, als die seines Vaters. Das Reich hatte wieder seinen festen Zusammenhang erlangt, die Grenzen waren gesichert; von so furchtbaren Gegnern wie Guiskard und Boëmund sah Johannes sich so wenig bedroht, wie von Völkerwanderungen nach der Art des ersten Kreuzzugs. So konnte dieser Herrscher ein gesegnetes Andenken hinterlassen; die Rhomäer haben ihn „Kalojohannes" genannt, — ein Ehrenname, der (wie schon bemerkt wurde) nicht der äußeren Erscheinung des Kaisers gelten konnte, sondern dessen innerer Trefflichkeit.

Eines freilich hat auch Johannes Komnenos nicht mehr zu verändern vermocht, auch wohl nicht versucht oder gewagt. Die byzantinische Gesellschaft war, so zu sagen, alt geworden, während alle kulturfähigen Nachbarvölker sich in lebhaftem, jugendlichem Aufschwunge befanden. Es ist nun der

sehr erklärliche, darum aber nicht minder verderbliche Grundfehler der Byzantiner gewesen, die gefährliche Bedeutung dieser Veränderung viel zu lange stark zu unterschätzen. So oft auch ihr Reich durch dynastische Revolutionen erschüttert wurde: der Grundzug und die Sinnesweise ihres gesellschaftlichen Lebens war wesentlich konservativ. Das will hier sagen: die Wucht einer uralten und vielfach grandiosen Vorgeschichte machte sich in voller Kraft geltend. Die Rhomäer, die in ihren abendländischen Nachbarn kirchlich nur Häretiker, sozial noch immer nur „Barbaren" erblickten, waren noch immer von ihrer Ueberlegenheit über alle ihre Nachbarn nur allzu sehr überzeugt. Verführerisch genug wirkte allerdings die Wiederherstellung des Reiches durch Alexios Komnenos. Selbst die wilden Seldschuken, selbst die stählerne Ritterschaft des Westens, selbst die Schlauheit und stürmische Tapferkeit der Normannen hatten gegenüber den Rhomäern schließlich doch den Kürzeren gezogen. Die persönliche Berührung mit rohen Massen des Westens, wie selbst mit vielen der Führer hatte den Griechen nicht gerade den Glauben einflößen können, daß sie diesen irgendwie, außer etwa in stürmischen Reiterthaten, nachständen. Der verwöhnte Byzantiner spöttelte über Leute, für welche „gekochter Rinderrücken und gar gepökeltes Schweinefleisch mit Bohnen ein Hochgenuß war"; und die lärmende, unruhige, derbe Art der französischen und normännischen Ritter erschien der ceremoniösen Art und der steifen Grandezza der Rhomäer als bäuerisch. Da die Griechen noch keine Männer wie später Enrico Dandolo und Innocenz III. kennen gelernt hatten; da ihr Reich wirklich eine unsterbliche Lebenskraft zu besitzen schien; da sie in Kunst, Handwerk, Litteratur und nicht minder an Reichthum noch immer die Nachbarvölker unendlich weit übertrafen, so glaubten sie auch ihre alten Einrichtungen in der That als unübertrefflich ansehen zu dürfen, — obwohl seit Basilios II. auf vielen Stellen die Tüchtigkeit des alten Organismus bedenklich erschüttert worden war. In ihrer falschen Sicherheit hatten sie keine Augen für die unleugbar fortschreitende Civilisirung der abendländischen Völker, und auch die drei großen Komnenen haben nicht daran gedacht, (so scheint es,) auf Mittel zu sinnen, um die innere Kraft ihrer Völker zu erneuen und zu stärken. Und doch vollzog sich gerade in diesem Zeitalter auf einem Hauptpunkte ein wesentlicher, für die Griechen allmählich sehr empfindlicher Umschwung, nämlich auf Seiten der merkantilen Verhältnisse. Hier waren es die Italiener, die bereits anfingen, den Griechen den Rang abzulaufen. Die bereits im eilften Jahrhundert recht bemerkbar gewordene Rührigkeit der Amalfitaner, Venetianer, Pisaner und Genuesen war natürlich durch die Entstehung der französischen Ritterstaaten auf der syrischen Küste ganz erheblich gesteigert worden. Daneben aber hatte die furchtbare Noth der Zeiten von Romanos' IV. Untergang bis zum Abströmen der Fluthen des ersten Kreuzzuges die materielle Kraft der Rhomäer für längere Zeit fühlbar geschwächt. Namentlich das System der Münzverschlechterung, wie es Alexios I. so lange betrieben, hatte geraume Zeit auf den Credit und den selbständigen Verkehrsbetrieb der

Griechen sehr ungünstig zurückwirken müssen. Und als auch das überwunden war, fanden diese ihr Reich aller Orten mit venetianischen und pisanischen Kaufleuten besetzt, die nun auch allmählich in Besitz größerer Kapitalien gekommen waren. Die Griechen, die, noch immer auf große Reichthümer und alte Handelsverbindungen sich stützend, nur allzu lange die italienischen Kaufleute ähnlich ansahen, wie ein altbegründetes Handelshaus einen jungen kaufmännischen Anfänger, mußten bei ihrer bequemen Ruhe zuletzt zu ihrer schlimmen Ueberraschung es empfinden, daß die Italiener sie auf den verschiedensten Punkten sehr ernsthaft zu überflügeln begonnen hatten. Zunächst aber trat schon dem Kaiser Johannes einerseits die erbitterte Rivalität zwischen den verschiedenen Handelsvölkern Italiens in seinem Reiche, und andererseits die Entschlossenheit namentlich der Venetianer entgegen, sich die seit 1082 im Reiche gewonnene Stellung nicht wieder entreißen zu lassen.

Kaiser Johannes hatte nicht lange nach seinem Regierungsantritt mit Kraft und Glück begonnen, die kleinasiatischen Türken systematisch zurückzudrängen, und ihnen einerseits eine Reihe von Plätzen abzunehmen, die sie noch immer jenseits der früher (S. 283) bezeichneten Linie inne hatten, andererseits ihre umherschweifenden Horden aus dem griechischen Gebiet zu vertreiben. Zwei glückliche Feldzüge 1120 und 1121 machten es ihm möglich, das Land zwischen dem Mäander und Attalia vollkommen von Türken zu säubern, das phrygische Laodikeia (S. 278) abermals, und ferner Sozopolis zu erobern; von hier aus südwärts vordringend gewann er noch eine Menge pisidischer und pamphylischer Plätze. Da riefen ihn andere Gefahren 1122 nach Europa zurück. Im Norden nämlich regten sich die Reste der Petschenegen noch einmal. Im Herbst dieses Jahres überschritten sie in Masse die Donau. Da sperrte ihnen der Kaiser von dem thrakischen Beröa aus die Balkanpässe, und schlug sie im nächsten Frühjahr dann so gründlich, daß das Volk seit dieser Zeit aus der Geschichte für immer verschwindet. Die Gefangenen wurden theils als Rekruten in die Armee eingestellt, theils als Sklaven verkauft, theils als Ansiedler über die Länder der Balkanhalbinsel vertheilt. Ihre früheren Sitze jenseits der Donau nahmen die Kumanen ein.

Viel bedenklicher war der Bruch, der damals zwischen Griechen und Venetianern eintrat, und bereits die böse Zukunft ankündigte, die achtzig Jahre später die Söhne des h. Markus dem Reiche der Byzantiner bereiten sollten. Die venetianischen Kaufleute und Seefahrer waren sehr wenig erfreut gewesen über die Vortheile, die Alexios I. auch den Pisanern eingeräumt hatte. Obwohl sie nun noch lange ihr Uebergewicht behaupteten, so hatte es doch an feindlichen Zusammenstößen nicht gefehlt. Und aus solchen Verhältnissen heraus war auch zwischen Venedig und Constantinopel eine fühlbare Erkaltung entstanden; dazu fingen die Rhomäer aller Stände an, den Uebermuth der Venetianer sehr lästig zu empfinden. Unter diesen Umständen hatte Kaiser Johannes, der bei aller Milde seines Wesens doch auch sehr leidenschaftlich auftreten konnte, sich nach seinem Regierungsantritt

geweigert, die durch den Dogen Domenico Michieli beantragte Erneuerung oder Bestätigung ihrer merkantilen Privilegien im griechischen Reiche zu gewähren. Das nahmen die Venetianer sehr übel auf. Und die Flotte, die sie im Herbst 1122 auslaufen ließen, um den syrischen Franzosen gegen die Ungläubigen zu Hilfe zu kommen, erhielt auch den Auftrag, den Griechen die Erneuerung der alten Rechte abzutrotzen. Man warf sich sofort auf Korfu. Noch gaben sie die Belagerung im Frühjahr 1123 auf, weil sie dringend nach Palästina gerufen wurden. Als sie aber bei Askalon eine ägyptische Flotte geschlagen und nachher auch Tyros den Moslemen abgewonnen hatten, geriethen sie im Herbst 1124 auf der Rückfahrt im Hafen von Rhodos wieder mit den Griechen in Streit. Nun wurde die Insel überrannt und geplündert; dann besetzten die Venetianer Chios, wo sie überwinterten, um im J. 1125 Samos, Lesbos, Paros und Andros zu brandschatzen und auf der Heimfahrt nach der Adria auch das peloponnesische Mothone auszuplündern. Kaiser Johannes war bei der Schwäche seiner Marine außer Stande, den venetianischen Kaperfahrten zu wehren. Die 1123 verfügte Ausweisung der venetianischen Kaufleute aus dem Reiche hatte in den Lagunen nur noch mehr erbittert. Als aber im Frühling 1126 der Doge eine neue Flotte auslaufen ließ, welche Kephallenia besetzte, entschloß sich Johannes zur Nachgiebigkeit. Die Vermittelung der römischen Curie, mit welcher der Kaiser neuerdings wieder wegen einer kirchlichen Union unterhandelte, und die Unentbehrlichkeit des griechischen Handels für Venedig wirkten wesentlich mit zum Abschluß des im August 1126 vereinbarten Friedens, welcher die alten Privilegien der Republik wieder herstellte. Die Venetianer erschienen nun wieder in großen Massen als kaufmännische Ansiedler in Constantinopel und auf anderen Punkten des Reiches; jetzt namentlich auch auf der Insel Lemnos und in dem neuerdings zu üppiger Blüthe gedeihenden Handelsplatze Halmyros am pagasäischen Golfe.

Abgesehen von der Schwäche seiner Flotte war Kaiser Johannes auch dadurch an einer nachdrücklichen Bekämpfung der Venetianer gehindert worden, daß ihn gleichzeitig schwere Kriege an der Nordgrenze beschäftigten. Gleich nach der Besiegung der Petschenegen mußte er sich der Einfälle der Serben erwehren, die allerdings gründlich geschlagen wurden. Gefährlicher war der Krieg mit einem Volke, dessen Geschichte bis zum Sturze des Hauses Angelos sich jetzt mit der der Rhomäer verschlingt, nämlich mit den Magyaren. Kaiser Alexios Komnenos hatte seiner Zeit mit der über dieses Nachbarvolk gebietenden Dynastie Verbindungen angeknüpft, und sein Sohn, eben der spätere Kaiser Johannes, war, nur erst 16 Jahre alt, im Jahre 1104 mit Pyriska (von den Griechen Irene genannt) vermählt worden, der um 1088 geborenen Tochter des magyarischen Königs Ladislas (1077—1095). Obwohl die inneren Zustände bei den Magyaren noch sehr lange den Charakter einer primitiven Wildheit behalten haben, so hatten sie doch gegenüber den rohen Petschenegen und Kumanen damals schon sehr erhebliche Fortschritte in der Kultur gemacht

die namentlich ihren Herrschern zu verdanken waren, und ihre Politik war ebenfalls schon merkbar entwickelt. Sie ging damals wesentlich darauf hinaus, auf Kosten der Unabhängigkeit der Südslawen sich den Weg nach den dalmatinischen Küstenplätzen zu bahnen: eine Richtung, die die Magyaren allerdings bald genug in einen Gegensatz zu Venedig getrieben hat. Der 1077 in Ungarn zur Herrschaft gelangte, sehr bedeutende König Ladislas I. (wegen seiner energischen Thätigkeit für die vollständige Christianisirung seines Reiches „der Heilige" genannt) hatte nach verschiedenen Seiten hin rüstig gearbeitet. Die wilden Kumanen waren wiederholt schwer geschlagen, ein Theil derselben gefangen und im alten Jazygenlande an der Theiß kolonisirt worden. Wichtiger aber wurden eben doch die südslawischen Beziehungen. Längere Zeit hatten die Serben das Uebergewicht ausgeübt über einen Theil der binnenländischen Kroaten, namentlich in Bosnien. Noch des 1084 verstorbenen Königs Michael Sohn, der uns bereits bekannte Bodin (S. 254), und nach ihm Dobroslaw II. (Bogislaw) hatten die Hoheit über das letztere Gebiet kräftig wahrgenommen. Die dalmatinischen Kroaten dagegen unter Zvojnimir hatten unter dem letzten Dukas die längst fadenscheinig gewordene Verbindung mit Constantinopel auch formell zerrissen und nach alter Praxis dieser Völker Beziehungen zu Rom angeknüpft. Im Jahre 1076 hatte Zvojnimir von Gregor VII. den königlichen Titel erworben, nachher aber Helene, des magyarischen Königs Ladislas Schwester, geheirathet. Während nun Venedig seine Macht über die Küstenstädte Dalmatiens ausdehnte, hatte Zvojnimirs tyrannisches Regiment so große Unzufriedenheit erweckt, daß nach seinem Tode (1089) seine Wittwe sich gegen die Feinde ihres Gatten nicht behaupten konnte. Auf ihren Hilferuf erschien ihr Bruder Ladislas mit starker Macht, und unterwarf nun bis 1091 Kroatien und Dalmatien vollständig der ungarischen Krone. Dann setzte er seines Vorgängers und älteren Bruders Géza I. (Geïsa) Sohn Almus als Statthalter der neugewonnenen Länder ein. Als aber der siegreiche König 1195 gestorben und die magyarische Herrschaft auf seinen andern Neffen Koloman übergegangen war, erhob sich gegen diesen sein Bruder Almus als Prätendent. Das mißlang nun zwar, und der energische Koloman konnte auch die später sogenannte Herzegowina erobern und sich die Hoheit über Bosnien aneignen. Nun aber führte eine neue Verschwörung des Prinzen Almus 1112 den König dahin, diesen seinen Bruder und dessen Sohn Bela blenden und in ein Kloster einsperren zu lassen. Das geschah namentlich, um in seinem Reiche, wo das Erbrecht unter den Arpaden schwankend war und man sehr gern den Bruder statt des jungen Sohnes des jeweiligen Königs zum Nachfolger erkor, die Herrschaft seinem Sohne Stefan II. zu sichern, der 1114 mit 13 Jahren dann auch den Thron bestieg.

Die zwischen den Familien der Komnenen und der Arpaden neu entwickelten verwandtschaftlichen Beziehungen nun waren es, welche den Kaiser Johannes dahin brachten, sich der Rechte des geblendeten Prinzen Bela anzunehmen. Darüber ist etwa 1124 ein Krieg ausgebrochen, welchen Stefan II.

mit Zerstörung der (ungewiß wann, nach 1064 — S. 245 — wieder in die Hände der Griechen gelangten) Stadt Belgrad und Gründung der magyarischen Grenzfestung Zeugmin (Semlin) eröffnete, um dann bis nach Triaditza vorzudringen. Bald aber konnte der Komnene, der bisher sich mit Sperrung der thrakischen Pässe begnügt hatte, nach dem Donautieflande vorbrechen, seiner Donauflotte die Hand bieten, und dann die Magyaren bei Chram an der Donau aufs Haupt schlagen. Der weitere Krieg drehte sich nachher noch längere Zeit um das Kastell Branitzowa im Mündungsgebiet der Morawa, bis endlich, wohl auch 1126, ein für die Rhomäer günstiger Friede mit Magyaren und Serben geschlossen wurde, in welchem jene ihre Grenze nördlich vom Balkan das Thalgebiet der Morawa hinab sicher behaupteten und verschiedene kommerzielle Vortheile gewannen.

Nach Erledigung aller europäischen Schwierigkeiten hat Kaiser Johannes den Eroberungskrieg gegen die Seldschuken wieder erneuert. Wie es scheint, so hat er im Verlauf von drei Feldzügen auf der Nordküste Kleinasiens erhebliche Vortheile erfochten, und namentlich durch Wiedereroberung von Kastamona und Gangra das Land bis zum untern Halys gesichert.

Leider aber widerstand auch Johannes nicht der gefährlichen Lockung, die Hoheit des Reiches über den Tauros hinaus zu dehnen. Die europäische große Politik war damals noch nicht wieder zu großartigen Unternehmungen gereift. Die von Rom wie von Constantinopel her immer nur „dilatorisch" betriebenen Unterhandlungen über die kirchliche Union, bei welcher die Rhomäer doch nur das im Sinne hatten, daß sie als die einzigen wirklichen römischen Kaiser anerkannt werden sollten, führten thatsächlich zu keinem Erfolge, und der 1136 von Byzanz und Venedig, wie von Pisa und dem deutschen Kaiser Lothar genährte Plan, gegen die sicilischen, durch ewige Piraterie lästigen Normannen einen großen Schlag zu führen, ist nur von den Pisanern ernsthaft in Angriff genommen worden. Nun aber war seit dem Tode des jüngeren Boëmund, des mit Elise, des Königs von Jerusalem Balduin II. jüngerer Tochter vermählten, letzten normännischen Fürsten von Antiochia (1131), thörichterweise von Seiten der Wittwe die Hand seiner Erbtochter Constanze dem Prinzen Manuel, dem jüngsten Sohne des Kaisers, angeboten worden; nachher aber hatte man die junge Fürstin doch (zu Anfang des Jahres 1136) mit dem Grafen Raimund von Poitou vermählt und dadurch den griechischen Hof schwer gereizt. Als nun in demselben Jahre eine Fehde ausbrach zwischen den den Antiochenern verbündeten kilikischen Armeniern und den Rhomäern, griff Kaiser Johannes kraftvoll zu, erschien mit starker Macht im Felde, eroberte im Sommer 1137 ganz Kilikien, und zwang nach harten Kämpfen den Grafen Raimund wirklich, ihm als Lehnsmann zu huldigen. Nun sollten ferner Aleppo und andere Städte den Türken entrissen und dafür Antiochia an die Griechen abgetreten werden. Die Abneigung aber der Franken gegen diesen Plan ließ den syrischen Feldzug des Jahres 1038 scheitern, und ein Aufstand der Antiochener machte es dem Kaiser selbst unmöglich, in dieser

Stadt zu verweilen. Darüber aber hatten sich die Seldschuken von Ikonion wieder ermannt, eine Allianz mit denen von Siwas geschlossen, und erneuerten ihre Angriffe auf die griechischen Provinzen bis zum Sangarios. Da mußte der Kaiser Johannes, zu dem 1138 sein Bruder Isaak (S. 285) endlich wieder zurückgekehrt war, seit 1139 den Kampf in Kleinasien energisch wieder aufnehmen. Allerdings ist er damals siegreich bis nach dem pontischen Neokäsareia vorgedrungen, (freilich nicht, ohne daß damals sein nichtsnutziger Neffe Johannes wieder zu Sultan Masud übertrat, Türke wurde und des Sultans Tochter heirathete;) aber noch zwei Jahre vergingen in harten Kämpfen, bis endlich die Waffen in Kleinasien wieder ruhen durften.

Nun aber sollte eine Expedition in großem Style gegen Syrien unternommen werden. Der Kaiser gedachte mit großer Heeresmacht nach Jerusalem zu ziehen, um einerseits den seit 1131 dort regierenden Schwiegersohn und Nachfolger Balduins II., König Fulko (Graf von Anjou,) gegen die Türken zu unterstützen, anderseits doch auch seine Oberhoheit hier festzustellen. Die noch im Jahre 1142 wieder aufgenommenen Versuche zur Eroberung von Antiochia mißlangen. Aber für 1143 stand Größeres in Aussicht. Dazu ist es aber nicht mehr gekommen. Kaiser Johannes, der sich genöthigt gesehen hatte, seinen treulosen Bruder Isaak wegen neuer Conspirationen nach dem pontischen Herakleia zu verbannen, war während des Winters auf 1143 in dem kilikischen Anazarba geblieben, und hatte alle nöthigen Vorbereitungen getroffen. Aber als Alles zum Aufbruch fertig war, da verwundete sich der Kaiser bei einer Eberjagd im Tauros lebensgefährlich. Sobald er sein Ende nahen fühlte, verfügte er in Uebereinstimmung mit Axuchos und den Offizieren der Armee, daß der jüngste der zwei Söhne, die von ursprünglich vieren noch am Leben waren, Manuel, der sich während der letzten Kriegsjahre glänzend ausgezeichnet hatte und viel geeigneter zur Regierung schien, als der ältere Isaak, die Krone tragen sollte. Axuchos eilte nach Constantinopel, um den Klerus, den Patriarchen, und die Bürgerschaft der Residenz durch großartige Geschenke für Manuel günstig zu stimmen, und Alles was sonst nöthig war, zur friedlichen Durchführung der Thronveränderung vorzubereiten. Kaiser Johannes ist am 8. April 1143 in Kilikien, 55 Jahre alt, gestorben, und nun eilte der neue Kaiser, der jugendliche, (1122 geborene) Manuel Komnenos, nach dem Bosporus, um sich in der Sophienkirche krönen zu lassen.

Die lange und glänzende Regierung dieses Komnenen, eine der interessantesten in der langen Geschichte des großen Reiches, ist zugleich der letzte Zeitraum, wo noch einmal vor dem Hereinbrechen des allgemeinen und hoffnungslosen Niederganges die Geschichte der Rhomäer einen wahrhaft großartigen Anlauf nimmt. Zum Unglück aber für das griechische Reich gerade in der Art, daß verschiedene der Glanzmomente dieser Epoche, und namentlich die Mittel, durch welche sie erzielt wurden, gar sehr den folgenden Zusammenbruch vorbereiten halfen.

Der junge Kaiser Manuel war jedenfalls eine glänzende und reich-

begabte Persönlichkeit, die — freilich in anderer Weise als sein trefflicher Vater — auch den Franken gewaltig imponirt hat. Manuel war von schöner und kraftvoller Gestalt, das Antlitz tief gebräunt, mit gewinnendem Ausdruck des Auges, und den Zeitgenossen zumeist als ein rüstiger, heldenhafter Streiter bekannt, dessen Riesenkraft selbst jene des gefürchteten „fränkischen Herkules“, des Fürsten Raimund von Antiochia übertraf. Wie sein Vater eine liebenswürdige Natur und ein charaktervoller Mann von rastloser, energischer Arbeitskraft, und wie dieser bei leidenschaftlichem Temperament doch auch im Stande, sich selbst zu beherrschen, vereinigte er dagegen in einer bis dahin nicht gekannten Weise manche der Eigenschaften eines byzantinischen Fürsten mit denen eines fränkischen Ritters. Als ein echter Komnene besaß er eine vortreffliche Bildung, und erstaunliche theologische Kenntnisse. Bei dogmatischen, von ihm sehr geliebten Diskussionen setzte er seine Umgebungen durch die Schärfe seines Verstandes und durch die Kraft seiner Rede in Staunen. Auch als Staatsmann fehlte es dem jungen Kaiser keineswegs an Scharfsinn, noch weniger an großen Ideen. Leider aber lag gerade hier seine schwache Seite, leider hatte er gerade auf diesem Punkte nur zu viel Aehnlichkeit mit manchen fränkischen Rittern seiner Zeit. Nicht das ist den Rhomäern schließlich verderblich geworden, daß dieser glänzende Komnenenheld in Tagen des Friedens sich ganz in die üppigen Genüsse seiner Residenz zu versenken vermochte, noch auch daß er an seinem tief verdorbenen Hofe auch seinerseits unter Umständen „verbotener Liebe“ huldigte. Wohl aber, daß neben der Zulassung recht gehässiger Mittel aus dem alten Arsenal der byzantinischen Diplomatie dieser Kaiser dem gefährlichen Zuge seines Geschlechtes zum Grenzenlosen in einer Weise nachgab, wie nur immer eine der phantastischen Rittergestalten seiner und der eben ausklingenden Epoche. Dazu trat nun ein anderer Uebelstand. Manuel, der seine eigenen Soldaten durch die Rücksichtslosigkeit bezauberte, mit der er im Felde alle Anstrengungen und Entbehrungen des Lagers mit ihnen theilte, und im Gefecht wie ein homerischer Held sich einzelne Gegner zum Kampfe suchte, gefiel auch den Lateinern durch seine Freude an ihren Turnieren und an ihrer Art zu fechten. Aber war es schon übel, daß er (was nicht einmal seine türkischen Zeitgenossen in Ikonion thaten) sich persönlich über Gebühr den Gefahren der Schlachten (wie der Jagd) aussetzte, so entsprach leider sein Talent als Feldherr durchaus nicht seiner heldenhaften Art als Ritter, und auf diesem Punkte setzte dann auch die tief beklagenswerthe Katastrophe ein, die noch vor seinem Ableben den jähen Niedergang der Machtstellung dieses Reiches einleitete.

Nichtsdestoweniger war nach Ueberwindung einer Reihe sehr erheblicher Schwierigkeiten Manuels Regierung für eine lange Reihe von Jahren von bedeutenden Erfolgen begleitet. Kaiser Johannes hinterließ seinem Sohne eine trefflich geschulte Armee und einen wohlgefüllten Schatz, und gleich die ersten Schläge, welche Manuel führte, fielen durchaus glücklich aus. Kaum

war nämlich Johannes gestorben, so erhielt Manuel (S. 291) noch im Lager in Kilikien von dem feurigen Tollkopf Raimund von Antiochia die Aufforderung, alles von den Rhomäern besetzte antiochenische Gebiet zu räumen. Manuel aber, der zuerst nur eine stolze Antwort ertheilt hatte, schickte, als er auf der Krönungsreise nach Constantinopel vernahm, daß Raimund wirklich in Kilikien erobernd eingedrungen war, eine Flotte und ein Landheer gegen die Franken aus, und zwar unter Führung der besten Offiziere seines Vaters, wie namentlich des Prosuch, eines geborenen Türken. Trotz einzelner Erfolge sah sich Fürst Raimund bald derart in die Enge getrieben, daß er das persönliche Eingreifen Manuels in den Krieg nicht abwarten mochte, sondern nach dem Bosporus eilte (1144), um mit Manuel seinen Frieden zu machen. Raimund mußte sich entschließen, bei dem Grabmal des Kaisers Johannes um Verzeihung zu bitten und seinen Lehenseid als Vasall des griechischen Reiches zu erneuern.

Demnächst verfolgte Manuel die ganz verständige Politik, in Kleinasien die Seldschuken immer weiter zurückzudrängen, so daß dieselben nach mehreren empfindlichen Schlägen allmählich auf den von Ikonion aus beherrschten Osten der Halbinsel beschränkt wurden. Diese Thätigkeit wurde aber nach kurzer Zeit in höchst nachtheiliger Weise unterbrochen, einerseits durch die neuen Conflikte des Kaisers mit den sizilischen Normannen, andererseits durch die riesenhaften Bewegungen des zweiten Kreuzzuges.

Die Macht der Normannen war seit 1127 gewaltig gewachsen. Als damals die Nachkommen Robert Guiskards ausstarben, griff Roger II. von Sicilien, (der Sohn von Guiskards einst, S. 253, zuerst nach dieser Insel geschicktem Bruder,) kräftig zu und riß die Herrschaft über die unteritalischen Länder der Normannen und Langobarden, wie über Amalfi und Gaëta an sich, und wurde am 25. December 1130 in Palermo, seiner Residenz, von Pabst Anaklet II. als König von Neapel und Sicilien gekrönt. In dieser neuen Machtstellung behauptete er sich auch unter manchen Schwankungen des Kriegsglückes gegenüber der Feindschaft von Anaklets Gegenpabst Innocenz II. und des deutschen Kaisers Lothar. Seit 1139 in seinem neuen Reiche, dem er in der That ein durchaus tüchtiger Regent geworden ist, sicher basirt, hat er auch die Araber von Malta und Nordafrika die Gewalt seiner Waffen schwer empfinden lassen. Leider aber sollte sich zum großen Schaden nicht nur beider feindlicher Mächte, sondern auch der großen Interessen der durch den Islam schwer bedrängten christlichen Welt in Syrien, jetzt ein neuer Kampf entzünden zwischen Normannen und Komnenen. König Roger hatte anfangs mit Kaiser Manuel in gutem Einvernehmen gestanden, und zuletzt für seinen Sohn Wilhelm um die Hand einer byzantinischen Prinzessin geworben. Aber die Concessionen, welche der kaiserliche Botschafter in Palermo machte, mißfielen Manuel aufs äußerste; er glaubte, der Gesandte habe sich durch den normännischen König bestechen lassen, ließ ihn in wildem Zorne sogar hinrichten, und erbitterte dadurch den König Roger bis zu dem

Grade, daß er auf der Stelle mit den afrikanischen Moslemen Frieden schloß, und eine starke Flotte rüstete, um an den Rhomäern schwere Rache im altnormännischen Räuber-Style zu nehmen. Im Sommer 1147 führte sein Admiral Georg, Christodulos' Sohn, von Antiochien, der Abkömmling einer griechischen Familie, 60 Schiffe von Brindisi zuerst gegen Korfu, wo der fiskalische Druck des Hofes die Einwohner bestimmte, auf der Stelle in offener Empörung sich den Normannen anzuschließen. Ein Angriff freilich der sicilischen Flotte auf die gewaltige peloponnesische Inselfestung Monembasia scheiterte vollständig. Nun aber plünderte Georg die Küsten von Arta bis zu den ätolischen Lagunen, lief dann in den korinthischen Golf ein und warf an der Skala von Salona ein starkes Heer ans Land. Und nun begann für die Normannen die Zeit müheloser Räuberei in großen Dimensionen. Ohne Hinderniß erreichten sie das innere Böotien, eroberten Theben, damals wie Korinth eine durch ihre Seidenwebereien überaus reiche Handels- und Fabrikstadt, und plünderten dieses Centrum von Mittelgriechenland in ebenso systematischer wie roher Weise vollständig aus. Für die „Civilisation" aber dieser Räuber ist es höchst charakteristisch, daß sie auch noch zahlreiche Arbeiter und deren Frauen, die in der Kunst der Seidenweberei geübt waren, als Gefangene fortschleppten. Dasselbe Schicksal traf gleich nachher auch die Unterstadt Korinth; aber auch die vor der Erfindung des modernen Geschützfeuers als unbezwinglich geltende Festung Akrokorinth lieferte ihnen die unerhörte Feigheit des Commandanten in die Hände. Dann führte Georg die gewaltige Beute aus dem Hafen Lechäon triumphirend nach Palermo, wo er nachher aus seinem Antheil an dem Raube die noch heute nach ihm „Ponte dell' Ammiraglio" genannte Brücke erbaute. Auch die von ihm dort gegründete Kirche la Martorana wurde wohl eben daher dotirt. Die griechischen Seidenweber aber siedelte König Roger in Palermo an und ließ durch sie ihre bisher durch die Rhomäer geheim gehaltene Kunst in Sicilien verbreiten. Bald konnten seine Webereien mit dem Orient in Wettbetrieb treten, zumal der griechische Hof bei Abschluß des Friedens 1158 diese Gefangenen nicht zurückgefordert hat.

Die schmähliche Ausraubung mehrerer reicher griechischer Städte hatte den Normannen nur darum ungehindert glücken können, weil in derselben Zeit die ganze Aufmerksamkeit Manuels und seiner Armee darauf gerichtet war, die geradezu riesenhaften Massen der deutschen und französischen Kreuzfahrer zu überwachen, die damals der zweite Kreuzzug durch die Balkanhalbinsel nach Asien führte. Die Eroberung des für die syrischen Christen hochwichtigen mesopotamischen Edessa durch den mächtigen Emir Imadeddin Zenki von Mosul im December 1144, und die Hilferufe der nordsyrischen Christen hatten in Frankreich, wo Bernhard von Clairvaux 1146 im Auftrage des Pabstes Eugenius III. den Enthusiasmus neu belebte, und in Deutschland, wo Bernhard ebenfalls Alles mit sich fortriß, den Entschluß zur Reise gebracht, die Türken mit ganz ungewöhnlich starken Streitkräften an-

zugreifen. Mehr als 900,000 Menschen sollen in Bewegung nach dem Orient gerathen sein; außer großen Massen schlimmen Gesindels und zuchtloser Waffenknechte führte von guten Truppen allein an Rittern der deutsche Kaiser Konrad III. 70,000 Mann, und der französische König Ludwig VII. nicht viel weniger. Solche Massen sah nun Kaiser Manuel nur mit höchster Besorgniß seiner Nordgrenze sich nähern. Nur die deutschen Kreuzfahrer schienen ihm minder bedenklich; denn die Deutschen waren Gegner der Normannen und er selbst war Dank der Politik seines Vaters Johannes mit Kaiser Konrad III. befreundet und seit Anfang des Jahres 1146 mit dessen Schwägerin, der trefflichen Gräfin Bertha von Sulzbach, (des Grafen Gerhard Tochter,) vermählt, (welche in Constantinopel natürlich nach beliebter Praxis „Irene" genannt wurde). Dagegen haßten die Franzosen, als Freunde der Normannen, in Manuel den Bedränger Raimunds von Antiochia. Trotzdem würden die Kreuzfahrer für Manuel und er wieder für diese in dem Kriege gegen die Türken in Kleinasien, bei Edessa und in Syrien sehr nützlich haben werden können, wenn nicht der frevelhafte Angriff Rogers in höchst kritischer Stunde der Politik des griechischen Kaisers eine gänzlich andere Richtung gegeben hätte.

Unter diesen Umständen ging Manuels Politik wesentlich nur darauf hinaus, die schlimmsten Gefahren zu pariren, welche der Kreuzzug seinem Reiche zu bereiten drohte. Das aber war sehr schwer. Auch die deutschen Krieger, denen, wie gesagt, sehr viele bedenkliche Elemente sich angeschlossen hatten, waren nicht eben leicht zu behandeln. Als sich im Anfang des Juni 1147 das deutsche Kreuzheer der magyarischen Grenze näherte, schickte Manuel seinem Schwager zwei Botschafter entgegen, die mit Konrad III. im Thale der Morawa zusammentrafen und mit ihm die nöthigen Verabredungen für den Durchmarsch durch die Balkanhalbinsel trafen. Manuel versprach den Deutschen den Zug so viel als möglich zu erleichtern, namentlich durch Lieferung von Lebensmitteln; dagegen sollten die Kreuzfahrer Land und Leute der Rhomäer in keiner Weise schädigen. Das war jedoch schwer durchzuführen. Reibungen zwischen den raublustigen Elementen der Kreuzfahrer und dem bulgarischen und griechischen Landvolk in dem blühenden Thrakien blieben nicht aus, mehrfach kam es zu blutigen Raufereien, und Manuel mußte seinen General Prosuch mit einer Abtheilung der Armee ausschicken, um den Zug der Kreuzfahrer zu überwachen. Im Ganzen glückte es jedoch, den Frieden leidlich zu erhalten; nur daß die Abneigung zwischen den Völkern durch solche Berührungen immer mehr Nahrung erhielt. Als endlich trotz des Wunsches des Kaisers Manuel, der die Kreuzfahrer nicht in Constantinopel, sondern bei Abydos nach Asien übergehen zu sehen wünschte, die Deutschen gegen Mitte des Septembers Pera erreicht hatten, hinderten allerdings die Etikettenstreitigkeiten um den Vorrang eine persönliche Zusammenkunft der beiden verschwägerten Kaiser. Doch sollten sich die Beziehungen zwischen ihnen keineswegs unfreundlich gestalten; um so mehr als

Manuel allen Grund hatte, der nahen Ankunft der französischen Armee mit höchster Besorgniß entgegenzusehen. Diese nämlich war gegen die Griechen sehr erbittert. Das Land war durch die deutschen Massen ausgezehrt, das Volk seit den Reibungen mit denselben gegen alle Kreuzfahrer feindlich gestimmt. Dazu trat nicht nur der Umstand, daß die griechische Politik von diesen für ihre eventuellen Eroberungen denselben Lehenseid, den einst Alexios I. erzwungen hatte, zu fordern gedachte, sondern noch mehr die doppelte Kunde, daß auf der einen Seite (S. 294) Rogers Normannen den glücklichen Raubkrieg in Griechenland eröffnet, auf der andern aber die Rhomäer zur Abwehr dieses Angriffes mit den Seldschuken von Ikonion einen Waffenstillstand auf zwölf Jahre abgeschlossen hatten. Das deutsche Heer und die den Franzosen vorangehenden Lothringer hatten zu Ende des Septembers den Bosporus überschritten. Wenige Tage nachher (4. Oktober) erschien König Ludwig VII. nur wenige Kilometer vor den Mauern der Reichshauptstadt, und nun loderte in seinem Stabe die volle Wuth der französischen Ritterschaft gegen die Rhomäer auf. Man erwog sehr ernsthaft, ob es nicht besser sei, sich in Thrakien festzusetzen, den Normannen die Hand zu bieten, und mit diesen als ersten Schritt zu solider Bekämpfung der Ungläubigen das Reich der Schismatiker, der Feinde der Antiochener, zu zertrümmern, was ohne besondere Mühe durch die Erstürmung von Constantinopel werde geschehen können. Der feurige Bischof Gottfried von Langres, der diesen Gedanken mit besonderer Energie vertrat, sprach hier schon das Programm aus, welches 57 Jahre später durch die Politiker des vierten Kreuzzuges realisirt wurde. Alle Feinheit, mit welcher Manuel den in dem Lustschloß und Park Philopation auf der Westseite der Residenz einquartierten französischen König behandelte, hätte diesmal eine solche Explosion kaum verhindern können, wäre nicht bei Ludwig VII. und andern einflußreichen Führern noch immer die Rücksicht auf den Pabst und auf ihr ursprüngliches Ziel doch stärker gewesen, als der Groll gegen die Griechen. Dagegen war es die altbewährte byzantinische List, diesmal in Gestalt von derber Verlogenheit, was die Franzosen endlich bestimmte, schon nach Mitte des Oktobers 1147 den Bosporus zu überschreiten. Die Rhomäer verbreiteten nämlich gern geglaubte Gerüchte von großen Siegen, welche die Deutschen über die Türken erkämpft haben sollten, und hatten damit natürlich das damals wie heute unfehlbare Mittel gefunden, um die Kampflust und den Neid der Franzosen von sich abzulenken.

Am 26. Oktober war der Vertrag endlich geschlossen worden, welcher die Franzosen zu dem von Manuel geforderten Lehnseid verpflichtete, und sie konnten nun in Asien weiter vordringen. Leider aber waren alle Nachrichten über angebliche deutsche Siege in Kleinasien eitel Lügen gewesen. Das deutsche Kriegsheer war am 15. Oktober von Nikäa ausmarschirt, um über Doryläon den Marsch nach Ikonion zu nehmen. Aber gerade am 26. Oktober hatte die in jeder Hinsicht schlecht geleitete Armee bei Doryläon eine starke

Niederlage durch die Reiterschwärme der Seldschuken erlitten. Der fluchtartige Rückzug nach Nikäa vollendete die militärische Auflösung des Heeres, und bei Nikäa, wo man auf die Franzosen traf, sind noch 30,000 Mann durch Noth, Hunger und Strapazen zu Grunde gegangen. Eine Abtheilung von 15,000 Mann, die südwärts gezogen waren, fand zu Ende des Jahres 1147 in einer Schlacht bei Laodikeia am Lykos, der Rest im Februar 1148 in Pamphylien den Untergang. Konrad III., der mit einer nicht großen Zahl seiner Ritter nun den Franzosen auf dem Wege von Nikäa nach Smyrna folgte, erkrankte gegen Weihnachten zu Ephesos so bedenklich, daß er gern einer freundlichen Einladung Manuels nach Constantinopel Gehör gab. Auch das französische Heer ist nach anfänglich besseren Erfolgen im Frühjahr 1148 auf dem Marsche von Laodikeia nach Pamphylien von den Türken im Kampfe schrecklich zugerichtet, und nachher von den Griechen in einer Weise ausgebeutet worden, die die wüthendste Erinnerung gegenüber dem ganzen anatolischen Volke bei den Franken zurückgelassen hat. So wurde es unmöglich, die Ruinen von Edessa, welche nach Zenkis Tode (September 1146) von den Christen zwar wieder genommen, aber gleich nachher durch Zenkis kriegerischen Sohn Nurreddin von Haleb zerstört worden waren, wiederzugewinnen. Die erfolglosen Kämpfe, welche mit den Trümmern ihrer Heere Konrad III. und Ludwig VII. endlich doch noch 1148 und 1149 in Syrien versucht haben, berühren uns nicht weiter. Wir haben nur zu betonen, daß Ludwig VII. im Sommer 1149 in bitterer Feindschaft gegen die Rhomäer nach Europa zurückkehrte. Konrad III., dessen Bruder Heinrich von Oesterreich in Byzanz eine der vielen Nichten Manuels, Theodora, geheirathet hatte, war am 7. März 1148 von dort nach Palästina abgezogen, und hatte dieses Land am 8. September desselben Jahres wieder verlassen, um auf der Rückreise in Thessalonike sich nochmals mit Kaiser Manuel zu treffen, die bereits bestehende Allianz gegen die Normannen noch fester zu knüpfen und noch bis zum Frühjahr 1149 in Constantinopel zu verweilen.

Inzwischen bot der Kaiser der Rhomäer gegen König Roger alle seine militärische und diplomatische Kraft auf. Schon 1148 hatte Manuel für Theben und Korinth schwere Rache nehmen wollen. Aber einerseits hielten ihn Raubzüge transdanubischer Völker an der Donau auf, anderseits schien es ihm nothwendig, vor Einleitung ernster Angriffe auf das normännische Reich nach allen Seiten um Bundesgenossen gegen Roger zu werben. Schon 1147 waren die alten Freunde in Venedig, die auch ihrerseits allen Grund hatten, gegen Roger erbittert zu sein, angegangen worden, ihre Flotte gegen die sizilische in See stechen zu lassen. Und als es 1148 dazu kam, daß zuerst Korfu angegriffen werden sollte, wurde der Eifer der Venetianer durch erhebliche Ausdehnung ihrer alten Privilegien aufgefrischt. Die „Bulle" vom März 1148 verlieh ihnen ein größeres Quartier am Chrysokeras, und die Urkunde vom Oktober desselben Jahres fügte die bisher noch nicht ausdrücklich stipulirte Zollfreiheit für Venedig auf den Inseln Kreta und Cypern hinzu.

Die von Griechen und Venetianern eingeleitete Belagerung aber von Korfu zog sich in die Länge; daher führte Manuel 1149 persönlich griechische Truppen nach diesem Kampfplatze. Der Kampf war bei der Stärke der korfiotischen Festungswerke und der Tapferkeit der Normannen langwierig und sehr schwierig. Und die Schrecknisse der Zukunft kündigten sich bereits an, als die trotzigen Venetianer nicht nur auf Grund eines Streites sich in offenen Kampf mit der griechischen Marine einließen, sondern selbst die Unverschämtheit hatten, vor des Kaisers Augen zur Verhöhnung des „nicht allzublonden Manuel“ einen Mohren als Kaiser drapirt auf einem ihm weggenommenen Schiffe demonstrativ mit allen Gebräuchen des griechischen Hofes zu begrüßen. Manuel war aber geübt, seinen Zorn zu beherrschen. Er versöhnte endlich die Venetianer wieder und zwang nach Besiegung einer sizilischen Flotte doch die tapfere Besatzung, ihm gegen Ende August 1149 Korfu zu übergeben.

Dieser neue Erfolg wurde aber der Ausgangspunkt einer Reihe neuer politischer Schachzüge Manuels, die recht deutlich zeigen, daß dieser Komnene nach Ueberwindung der Kreuzzugsgefahr und der normännischen Noth mehr und mehr auf rein phantastische Pläne gerathen ist, die endlich in der Idee gipfelten, auf Kosten der seit Karl dem Großen entwickelten Macht des Abendlandes in allem Ernste dem römischen Kaiserthum deutscher Nation die Spitze zu bieten und das verschollene „alleinige Recht der Rhomäer“ auf das Kaiserthum energisch wieder geltend zu machen.

Für einen Augenblick sah es demnächst so aus, als sollte an dem Kampfe zwischen Manuel und Roger ein europäischer Krieg sich entzünden. Denn namentlich die Franzosen, die 1149 wüthend aus Syrien nach Hause zurückkehrten und mit Schmerz gehört hatten, daß am 29. Juni dieses Jahres der tapfere Raimund von Antiochia im Kampfe gegen Nureddin gefallen war, dachten jetzt alles Ernstes daran, durch einen neuen und glücklicher geleiteten Kreuzzug zugleich die Normannen zu unterstützen, die Rhomäer zu zerschmettern und endlich die syrischen Franken vor den Türken sicher zu stellen. Es hatte ganz das Aussehen, als sollte es darüber zwischen ihnen und Manuels deutschem Verbündeten Konrad III. zum Kriege kommen. Doch ging auch dieses drohende Ungewitter unschädlich vorüber, als sich mit dem Ableben von Ludwigs VII. einflußreichstem Minister, nämlich mit dem Tode des Abtes Sugerius von St. Denys (13. Januar 1151), die Franzosen wieder beruhigten. Dagegen traf in eben dieser Zeit das Schwert Manuels sehr schwer die südslawischen Verbündeten, welche Roger gegen die Griechen gewonnen hatte, nämlich die serbischen Häuptlinge. Gegen diese Feinde führte der kriegerische Komnene 1151 eine stattliche Armee ins Feld und erfocht auch wirklich in einer Hauptschlacht an der Mündung des Drin in die Sawe über Bachin, den durch starke magyarische Hülfsvölker unterstützten Heerführer des serbischen Königs Primislaw, in heißem Kampfe einen vollständigen Sieg, der die bisher unabhängigen Serben zwang, Vasallen der Byzantiner zu werden, und in Kriegsfällen für Manuel stets ein starkes Hilfskontingent ins Feld zu schicken.

Soweit war seiner Zeit auch Basilios II. gegangen. Aber Manuel griff sowohl auf der italischen, wie auf der transdanubischen Seite viel weiter, als die Kräfte seines Reiches in Wahrheit ohne Ueberspannung aushalten konnten. Dahin gehört zunächst die Eröffnung (1152) eines langwierigen Krieges gegen das Königreich Ungarn, der auf die Eroberung eines als Handelsweg wichtigen, zwischen Sawe und Donau sich dehnenden Theiles dieses Reiches und auf die Ausdehnung des bestimmenden griechischen Einflusses bis zur deutsch-magyarischen Grenze berechnet war. In Ungarn hatte König Stephan II. sich 1129 mit dem blinden Bela (II.) versöhnt, der als sein Schwiegersohn 1131 sein Nachfolger (S. 289) wurde. Dessen Sohn und Nachfolger nun, Géza II. (1141—1161), hatte seine in Serbien und Bosnien regierenden Verwandten (der König von Serbien war sein mütterlicher Oheim) gegen die Rhomäer unterstützt, und das gab nun Manuel die Handhabe, um 1152 in Ungarn einzubrechen, während Géza sich auf einem Feldzuge in Rußland befand. Der Krieg begann mit der Einnahme von Zeugmin (S. 290) durch die Griechen und setzte sich, 1154 durch einen kurzen Frieden unterbrochen, bis 1156 fort, wo nach starker Verheerung der magyarischen Grenzländer ein für die Rhomäer trotz einer letzten Niederlage nicht gerade ungünstiger Frieden geschlossen ward.

Dieses geschah wesentlich, weil Manuel damals ein stärkeres Gewicht auf die Festsetzung in Italien legte. Das allerdings war ganz sachgemäß gewesen, daß nach der Wiedergewinnung von Korfu die Griechen sich anschickten, den normannischen König in seinem eigenen Lande zu beunruhigen. Allein als die griechische Flotte gegen Sicilien und Apulien nichts erhebliches ausrichtete, (ähnlich wie freilich auch die der Normannen, die einmal im Sommer 1149 bis unter die Mauern von Constantinopel sich gewagt und einige Häuser in Damalis am asiatischen Ufer des Sundes geplündert hatte,) suchte Manuel auch in Italien wieder festen Fuß zu fassen. Es galt dabei nicht nur der Gewinnung einer Basis gegen die Normannen, sondern fast noch mehr einer Wiederaufrichtung der griechischen Herrschaft nach Art des alten Exarchats. Besonders bedeutsam erschien auf dieser Seite die (damals allerdings noch nicht dauernde) Besetzung von Ankona (etwa 1150/51), die nun aber auch zwei bisher befreundeten Mächten des Westens, nämlich den Venetianern und später auch den Deutschen, die neue auf das Abendland gerichtete Offensive Manuels ziemlich deutlich enthüllte. Kaiser Konrad III. war wider seinen Wunsch nicht im Stande gewesen, aktiv gegen Roger vorzugehen; aber seine Treue gegen Manuel hatte doch die aktive Verbindung der Franzosen mit den Normannen verhindert. Die Lage Italiens hatte den Griechen die Festsetzung in Ankona möglich gemacht, die von vornherein trotz aller diplomatischen Verschleierungskunst der Griechen einen Schatten auf ihr Verhältniß zu Konrad, und als dieser Staufer am 15. Februar 1152 gestorben war, zu seinem großen Nachfolger Friedrich I. warf. Weit unmittelbarer aber sah sich Venedig bedroht, dessen kluge Bürger es doch em-

pfanden, daß trotz ihrer Interessen in der Levante auf die Dauer ein Bruch mit Manuel nicht ausbleiben werde. Der Kaiser hatte bereits in seinem Reiche dahin gearbeitet, die erstaunlich zahlreichen italienischen Handelskolonisten als „Burgesier" (Burgenses) zur Garantie für ihre Treue und zu Gegenleistungen für die ihnen überlassenen Grundstücke und Häuser zu nöthigen, (namentlich wohl zu Geldzahlungen und Kriegsdiensten). Das Unbehagen aber der Venetianer über die versuchte Festsetzung Manuels in Ankona bestimmte sie, als am 26. Februar 1154 Roger von Sicilien starb, mit dessen Sohn Wilhelm einen Friedens- und Freundschaftsvertrag zu schließen, also thatsächlich ihr Bundesverhältniß zu Manuel zu lösen. Darauf antwortete der griechische, durch eine Niederlage, welche 1154 die Normannen seiner Flotte bereiteten, noch mehr gereizte Kaiser, indem er im Jahre 1155, (als die stärkere Aktion von der Sawe wieder nach Italien verlegt werden sollte,) einen seiner besten Offiziere, den Admiral Michael Paläologos, und mehrere andere Unterhändler mit vielseitigen wichtigen Aufträgen nach Italien schickte. Auf der einen Seite nämlich sollte mit einer Anzahl dem König Wilhelm feindlicher Großen in Unteritalien wegen eines kräftigen Stoßes gegen die sicilischen Normannen verhandelt, anderseits selbst Kaiser Friedrich I., der am 18. Juni 1155 in Rom gekrönt worden war, im August 1155 in einer Zusammenkunft bei Ankona zur Theilnahme an dem Kriege gegen König Wilhelm gewonnen werden. Die griechische Schlauheit ging noch immer darauf aus, dieselben Mächte, die man später zurückzudrängen hoffte, einstweilen als Bundesgenossen gegen die unmittelbar zu bekämpfenden Gegner zu benutzen. Friedrich I. seinerseits, dem damals die Hand von Manuels schöner Nichte Maria angeboten wurde, der aber doch mit der Curie schon seit 1153 darüber einig war, eine neue Festsetzung der Griechen in Italien nicht zu dulden, schwankte über den einzuschlagenden Weg. Aber jeder Zweifel wurde ihm durch die Abneigung der deutschen Fürsten seines Heeres gegen einen apulischen Feldzug abgeschnitten. Blieb es also damals nur ganz allgemein bei noch immer äußerlich freundschaftlichen Verhältnissen zwischen Deutschen und Byzantinern, so wurde desto bedeutsamer die durch die griechischen Gesandten neu erzielte Allianz mit Genua. Zunächst nur erst ein Freundschaftsvertrag, (der im Oktober 1155 zu Stande kam,) sicherte dieselbe den Genuesen ein Quartier in Constantinopel mit eigener Kirche, und weiter dieselbe rechtliche Stellung, wie sie die Pisaner im Reiche besaßen; für den Zoll bedeutete das für sie die Herabsetzung von 10 auf 4 Prozent.

Materielle Erfolge freilich hat Manuels ausgreifende Politik jenseits der Adria darum doch nicht gehabt. Wohl wurde eine Flotte in die italischen Gewässer geschickt, und ein Heer angeworben, mit welchem der Sebastos Johannes Dukas (1155/56) den apulischen Insurgenten gegen König Wilhelm zu Hilfe zog. Aber die anfangs sehr erheblichen Erfolge kamen zum Stehen, als der längere Zeit durch Krankheit aufgehaltene König Wilhelm im Mai 1156 selbst in Apulien erscheinen konnte. Die griechische Flotte wurde bei

Brindisi geschlagen, auch zu Lande erlitten die Griechen schwere Verluste, Brindisi wurde am 28. Mai erobert, bald darauf auch Bari wieder eingenommen und zerstört, und nachher Dukas im Juni 1156 selbst gefangen. Nur diese Niederlage hielt auch das Eingreifen des Kaisers Friedrich I. zurück, der anfangs Willens gewesen war, die Festsetzung der Griechen in Apulien mit Gewalt zu hindern, und zugleich durch seine am 10. Juni 1156 zu Würzburg vollzogene Heirath mit der schönen Gräfin Beatrix von Hochburgund auf die weitere Verbindung mit dem Hause der Komnenen definitiv verzichtet hatte. Unter solchen Umständen fand Manuel es zu schwer, den normännischen Krieg noch lange fortzusetzen. Als neue Versuche in Apulien im Jahre 1157 gescheitert, die griechischen Streitkräfte zur See im Juni 1158 noch einmal durch die sicilische Flotte, die damals auch Halmyros heimsuchte, bei der Insel Euböa geschlagen war, kam es endlich im Herbste dieses Jahres zwischen den alten Gegnern zu einem billigen Frieden.

Nichtsdestoweniger hat Kaiser Manuel seine auf Ungarn und auf die Zurückdrängung der deutschen Macht gerichteten Absichten damit keineswegs aufgegeben. Zunächst aber entfaltete er mit besserem Erfolge seine Kraft auf der Ostgrenze seines Reiches. Anfangs war auch auf dieser Seite nicht viel zu gewinnen gewesen. Die 1150 von den Franken an die Rhomäer überlassenen Reste der Grafschaft Edessa hatte man gegen Nureddin nicht behaupten können. Es war nicht gelungen, der verwittweten Fürstin Constanze von Antiochia die Verbindung mit einem Komnenen annehmbar zu machen; sie hatte vielmehr 1153 sich mit dem Ritter Rainald von Chatillon vermählt, einem wüsten und gewissenlosen Abenteurer, der unter anderem 1157 einen schmählichen Raubzug gegen Cypern unternahm. Dagegen waren vortreffliche Beziehungen zwischen den Höfen von Constantinopel und Jerusalem hergestellt worden, und der junge König Balduin III. (1143—1162), der Sohn Fulkos und der Königin Melisende, heirathete 1157 eine Nichte Manuels, Theodora. Im Jahre 1159 ist nun Manuel selbst mit starker Macht nach Syrien ausmarschirt, und hat zuerst die trotzigen kilikischen Armenier und die Antiochener gründlich gedemüthigt, im Mai in Balduins III. Gegenwart in der Ritterstadt am Orontes prächtige Turniere gehalten, und dann mit dem mächtigen Emir Nureddin von Haleb und Damaskus einen für die syrischen Christen günstigen Frieden hergestellt. Noch näher verband er sich mit diesen, als im Jahre 1160 die Kaiserin Bertha gestorben war. Da warb Manuel 1161 um die Hand der schönsten Französin der Levante; es war die reizende Maria von Antiochien, der Fürstin Constanze Tochter, die er am 25. Dezember dieses Jahres dann heirathete. Nur daß der rohe Graf Raimund III. von Tripolis, dessen Schwester Melusine oder Melisende der Kaiser verschmäht hatte, dafür mehrere Inseln des ägäischen Meeres in der infamsten Banditenmanier heimsuchte.

Bald aber wendete sich Manuel wieder der abendländischen Politik zu, und setzte diesmal zuerst bei Ungarn ein. Hier starb am 31. Mai

1161 König Géza II. Sofort kam es zu dynastischen Wirren. Gegen seinen zwölfjährigen Sohn und Nachfolger Stefan III. erhoben sich Gézas Brüder, Ladislas von Bosnien und Stefan, Herzog von Sirmien, die zuletzt als Flüchtlinge in Constantinopel gelebt, und von denen der zweite des Isaak Komnenos, (Manuels Bruder,) Tochter Maria geheirathet hatte. Für das Erbrecht dieser Prinzen griff nun Kaiser Manuel zum Schwert und setzte es wirklich durch, daß beide in verschiedenen Theilen Ungarns Anerkennung fanden. Als aber Ladislas nach sechs Monaten (19. Februar 1162) starb, und auch Stefan IV. nach einer Niederlage im Kampfe mit seines Neffen Anhängern (21. Juni 1162) wieder nach Manuels Hofe geflohen war: da erkannte zwar Manuel Stefan III. als König an, knüpfte aber (1164) daran die Bedingung, daß dessen jüngerer Bruder Bela als künftiger Thronerbe gelten, zur griechischen Kirche übertreten, mit des Kaisers Tochter Maria sich verloben, in Constantinopel griechisch ausgebildet werden, und künftig die Kronen der Magyaren und der Rhomäer auf seinem Haupte vereinigen sollte. Der letztere Plan und die Verlobung wurden allerdings wieder aufgegeben, als die französische Maria dem Kaiser 1167 endlich einen Sohn geboren hatte. Der Krieg aber mit den Magyaren hörte nicht auf. Stefan III. war mit den Plänen Manuels nicht einverstanden; dazu kamen noch andere Händel, und so nahm im Jahre 1164 der Kampf energisch seinen Fortgang, zumal Stefan III. starke deutsche, russische und namentlich czechische Hilfsvölker gewonnen hatte. Noch einmal brachte der czechische König Wladislaw bei Titel an der Theiß eine Ausgleichung zu Stande. Die Rhomäer kehrten über die Donau zurück. Weil aber Stefan IV. seine Raubzüge gegen Ungarn fortsetzte, so überrumpelte König Stefan III. plötzlich Zeugmin und nahm seinen Oheim gefangen, der nachher im April 1165 unter verdächtigen Umständen starb. Da griff Manuel mit neuer Energie zu den Waffen, belagerte und eroberte Zeugmin und Sirmien, während Johannes Dukas und Nikephoros Kalufes das ungarische Dalmatien (mit Orten wie Trau, Sebenico, Spalatro, Dioklea, Skardona) bis 1166 in Besitz nahmen. Diese kostbaren neuen Erwerbungen, welche die Magyaren den Rhomäern noch einmal ernsthaft streitig machten, wurden gesichert durch den gewaltigen Sieg, den des Kaisers Neffe Andronikos Kontostephanos in der Mordschlacht bei Zeugmin am 18. Juli 1167 über die magyarische Hauptarmee des Generals Dionys davontrug. Im Jahre 1168 wurde Friede geschlossen. Und als der vielgeplagte Stefan III. 1173 starb, folgte ihm wirklich Bela III., (bis 1196), der jetzt mit Agnes (Anna) von Antiochien, Schwester der Kaiserin Maria, vermählt und durchaus griechisch gebildet war. Zwei Jahre noch brauchte er, um in seinem Reiche wirklich festen Fuß zu fassen, und dann griechische Kultur unter den Magyaren heimisch zu machen.

Parallel mit den magyarischen, von Seiten der Griechen wegen der wiederholten Versuche der Magyaren, Anlehnung an Deutschland zu finden, besonders erbittert geführten Kämpfen gehen nun wiederholt auch immer

neue Reibungen der Rhomäer mit den trotzigen Serben, die ihre alte Unabhängigkeit bald durch Anknüpfungen mit Manuels deutschen Gegnern, bald mit Stefan III. von Ungarn wiederzugewinnen bemüht waren. Eine Erhebung des seit 1151 zur Vasallenschaft degradirten Primislav war allerdings durch dessen Entthronung gestraft worden; aber auch seine jüngern Brüder erwiesen sich nicht als zuverlässig. Und nur schlauer, nicht zuverlässiger zeigte sich den Griechen gegenüber der seit 1159 an die Spitze der Serben gestellte Häuptling von Rassa (jetzt Novibazar), Stefan I. Nemanja (geb. 1114), welcher der Stifter der seit dem Niedergang der letzten Komnenen mächtig emporstrebenden Dynastie der Nemanjiden geworden ist.

Daneben war und blieb die Hauptrichtung der Politik Manuels so andauernd auf die Beziehungen zum Abendland gewandt, daß darüber endlich seine und seines Reiches Kraft erschöpft und zugleich im Innern eine höchst gefährliche Erbitterung groß gezogen worden ist. Einerseits also, um zu seinem Vortheil die aufsteigende Macht der Hohenstaufen zu lähmen, andererseits um jede für die Rhomäer gefährliche Vereinigung der abendländischen Kräfte zu verhindern, setzte Manuel mit rastlosem Eifer den Kampf der Intriguen fort. Oft mit Erfolg; im Großen zuletzt doch ohne rechten Gewinn, weil nämlich seine weitgreifende Interessenpolitik wiederholt auch die Mächte von ihm abstieß, die zeitweise wohl sein Bündniß anzunehmen geneigt waren. Zuerst versuchte es also der Kaiser Manuel, dem großen Staufer Schwierigkeiten zu bereiten, indem er zur Zeit des ersten großen Bruches mit der Curie, — als nach des Pabstes Hadrian IV. am 1. September 1159 erfolgten Tode Friedrich Barbarossa zu Gunsten seines Freundes Papst Victor VI. gegen den schroff deutsch- und kaiserfeindlichen (Roland) Alexander III. stand, und durch das Concil zu Pavia im Februar 1160 ein langjähriger Streit entbrannt war, — sich mit Alexander III. in Verbindung setzte, und im Frühling 1161 nach Abschluß der Synode von Toulouse denselben bereitwillig als allein rechtmäßigen Pabst anerkannte. Damit war Manuel in die Reihe der Mächte eingetreten, die für Alexander gegen den Staufer Partei ergriffen hatten, England, Frankreich, Sicilien, Venedig und Ungarn. Nur daß die weiteren Bemühungen Manuels, mit Ludwig VII. von Frankreich in engere Allianz gegen Deutschland zu treten, keinerlei Erfolg hatten, vielleicht wegen der Eifersucht, mit welcher die Franzosen auf die griechische Uebermacht in Syrien blickten. Auch die Versuche, die Pisaner und Genuesen zu einer ernsthaften Allianz gegen Deutschland zu gewinnen, blieben ohne Erfolg. Dagegen war Manuel seit 1164 glücklicher bei seinen Bemühungen, mit den italienischen Städten, die gegen Friedrich Barbarossa im Kampfe standen, nähere Verbindungen anzuknüpfen. Griechische Subsidien wurden jetzt auch wieder in Venedig gern angenommen, und um 1167 wurde mit Ankona ein Vertrag geschlossen, in Folge dessen diese Stadt (ohne ihre Autonomie staatsrechtlich aufzugeben,) eine starke griechische Besatzung aufnahm, die auch im Jahre 1167 parallel mit der Erhebung der Lombarden gegen

die Deutschen, zu erheblichem Nachtheil der letzteren den Angriffen des Kaisers Friedrich selbst unbezwungen Trotz bot. Hand in Hand mit dieser Offensive gegen die Hohenstaufen war die Diplomatie Manuels bemüht gewesen, den Pabst Alexander III. ernsthaft auf seine Seite zu ziehen. Manuel war in seinem Ehrgeiz soweit gekommen, der römischen Curie dogmatisch sehr erhebliche Concessionen zu bieten, um die Einheit der Kirche wiederherzustellen und mit römischer Hilfe endlich doch die abendländische Kaiserkrone zurückgewinnen zu können. Nachdem die Unterhandlungen mit den Päbsten Eugen III. und Hadrian IV. zu keinem Abschluß gediehen waren, wurde die Sache 1166 besonders ernsthaft betrieben. Nicht nur daß die Curie durch reiche Geldmittel gegen den Staufer unterstützt wurde, Manuel versprach auch den Pabst als das wahre Oberhaupt der gesammten Christenheit anzuerkennen und die griechische Kirche der römischen unterzuordnen. Auf einer Synode zu Constantinopel setzte er es sogar durch, daß das Dogma über das Verhältniß „des Vaters zum Sohne" im Sinne der abendländischen Lehre entschieden wurde. Nichtsdestoweniger kam der ehrgeizige Komnene auch hier nicht zum Ziele. Auf der einen Seite fand Manuel bei seinem eigenen Klerus, namentlich bei dem Patriarchen Michael Anchialis, hartnäckigen Widerstand. Auf der andern Seite war die Curie selbst nicht geneigt, diesen kühnen Schritt zu riskiren. Nicht nur daß der Gegensatz zwischen der Welt des Westens und den Rhomäern sich doch schon viel zu bestimmt ausgebildet hatte, als daß der eine Manuel die Kluft hätte dauernd überbrücken können, so mochte Pabst Alexander III. es nicht darauf ankommen lassen, durch solche Hingabe an die Griechen für immer mit Deutschland und einem großen Theile der Italiener und sicilischen Normannen zu brechen. Die entscheidende Ablehnung von Manuels Antrag, dem Pabst gegen Krönung mit der römischen Kaiserkrone die beiden Kirchen unter römischem Primat zu verbinden und ganz Italien dem römischen Stuhle zu unterwerfen, erfolgte gegen Ende des Jahres 1167. Wie Manuels Geheimsekretär Kinnamos angibt, wäre die Ablehnung in Gestalt der für Manuel unannehmbaren Forderung des Pabstes erfolgt, Manuel solle dann auch seine Residenz nach Rom verlegen! — Fortgesetzt freilich sind kirchliche Unionsverhandlungen noch bis zu Manuels Tode. Gehindert hat das aber nicht, daß nicht auf verschiedenen Punkten der Grenzländer beider Kirchengebiete die römische Partei des Klerus zu den Gegnern Manuels zählte; so in Ungarn, wo übrigens der Kaiser eine starke Partei des Klerus unter dem Erzbischof von Caloca (Sirmien) für sich hatte, die erst 1169 gegenüber der römischen Partei unter dem Erzbischof von Gran den Kürzern zog; so in Venedig, wo nach 1152 der Patriarch die Oberhoheit über den (statt des Spalatinischen) nun mit der Metropolitanstellung in Dalmatien betrauten Erzbischof von Zara erhalten hatte; so im südlichen Dalmatien, wo der Erzbischof von Ragusa zur Curie hielt, während seine (deshalb von Rom aus exkommunicirten) Suffragane zum griechischen Ritus neigten.

So stießen in der That bis 1167 alle Versuche Manuels, im Sinne hochgehenden Ehrgeizes über die Hindernisse zu siegen, welche eine mehrhundertjährige historische Entwickelung aufgerichtet hatte, auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Es gehört zu der eigenthümlichen Tragik der byzantinischen Geschichte, daß unmittelbar vor dem Falle des großen Reiches noch einmal ein Mann, der einen Zug römischen Kaisergeistes in sich trug, mit unermüdlicher Ausdauer um die Gunst derselben Lateiner sich bemüht hat, die 24 Jahre nach seinem Ausgange sein Reich in Scherben schlagen sollten. Erreicht hat Manuel nur, daß das alte Reich der Rhomäer noch einmal — hierin der neuen Riesenmacht der Hohenstaufen ein ebenbürtiger Gegner — für eine Reihe von Jahren als das Centrum der damaligen Weltpolitik erschien. Aber er hat das nur erreicht, indem er die Kräfte der Rhomäer auf das äußerste anspannte und thatsächlich für unerreichbare Ziele vergeudete, und indem er durch die gesteigerte Begünstigung der „Lateiner" bei der Aristokratie, wie bei den Völkern des Reiches eine tiefe Verstimmung, endlich eine gewaltige Erbitterung zurückließ.

Ganz abgesehen von dem Prunk des Hofes und der Residenz mit ihren altgewohnten, wie mit den neuen aus der Ritterwelt des Abendlandes übernommenen Zügen, so machte, nur äußerlich angesehen, das Reich der Rhomäer damals noch auf die Fremden einen überaus imponirenden Eindruck. Noch immer übertraf dasselbe an finanzieller Leistungsfähigkeit alle Länder der damals bekannten Welt. Dank der seit Alters hoch entwickelten Kunst, ausgiebige Quellen für die öffentlichen Einkünfte zu erschließen, vermochte das Reich auch ohne fiskalische Gewaltmittel noch in der zweiten Hälfte dieses zwölften Jahrhunderts aus der einzigen Stadt Constantinopel — alle hier eintretenden Zölle und sonstigen Steuerquellen ins Auge gefaßt — jährlich die Summe von 110 Millionen Francs Einkünfte zu ziehen. Von anderen Theilen des Reiches zu reden, so brachte die Insel Korfu jährlich der Krone 1,600,000 Francs ein, und die Einkünfte, die aus dem gesammten Reiche durch Zölle, durch directe und indirecte Abgaben aufgebracht werden konnten, hat man auf 658 Millionen Francs berechnet. Es ist also sehr verständlich, wie auf der einen Seite die Völker des Abendlandes immer von Neuem (und natürlich nicht ohne Ueberschätzung) die anscheinende Unerschöpflichkeit der kaiserlichen Reichthümer anstaunen, wie auf der andern Seite dagegen die Komnenen, soweit die Macht des Goldes überhaupt reicht, noch immer eine politische Kraftentwickelung entfalten konnten, welche jener von räumlich viel größeren Reichen dieser Zeit weit überlegen war. Dazu kam der wichtige Umstand, daß die alte Kultur des Reiches den Rhomäern, Dank gut erhaltenen Brücken, Heerstraßen und manchen Beförderungsmitteln die Chancen in die Hand gab, die Wirksamkeit ihrer trefflichen Armee sehr erheblich zu steigern und dadurch das zu ersetzen, was die Nachbarvölker oftmals an Zahl voraus hatten.

Noch immer hatten ferner die Provinzen der Rhomäer sich wieder von

den Verheerungen erholt, die so oft seit Alters über sie gekommen waren. Lediglich die Länder des früheren Bulgarenreiches sind auch damals für das Reich nicht so nutzbar geworden, wie es möglich gewesen wäre, hätten die Nachfolger des zweiten Basilios mit diesem großen Gewinn etwas Rechtes zu machen verstanden. Dagegen waren das griechische Kleinasien, wie die vielen Inseln noch immer höchst werthvolle Besitzungen des Reiches. Und zu ganz besonderer Blüthe war die südliche Hälfte der Balkanhalbinsel gediehen, wo binnen zwanzig Jahren noch einmal der Schlag überwunden worden ist, den 1147 Rogers II. Räuberflotte dem Wohlstande der Hellenen geschlagen hatte. Die alten wie die neuen griechischen Städte der Küsten wie des Binnenlandes von Mesembria und Adrianopel bis nach Monembasia und Arkadhia in Peloponnesos waren durch Handel und Gewerbfleiß, und ihre Umgebungen durch Landwirthschaft reich und blühend. Nach der Reichshauptstadt war Thessalonike die wichtigste Metropole der Balkanhalbinsel, wo namentlich zur Zeit der großen Messe des h. Demetrios (26. bis 28. Oktober) Kaufleute aus aller Welt, Slawen, Romanen aller Art, namentlich Italiener, Moslemen, besonders aber griechische Geschäftsleute, in erster Reihe Seidenfabrikanten aus Theben zusammenströmten. Und wenn die Reichshauptstadt an Luxus, an merkantiler Bedeutung, an energischem und rentablem Betriebe der oft von uns behandelten Künste und Kunstgewerbe in der damaligen Welt noch immer unübertroffen dastand, so war doch in Thessalonike namentlich das Handelsgewerbe in hohem Aufschwung, lieferten die mit Verarbeitung von Kupfer, Eisen, Stahl, Blei und Glas beschäftigten Gewerbetreibenden gewaltige Waarenmassen für den innern Verbrauch, wie für die Ausfuhr. Die alten griechischen Provinzen waren nicht bloß durch ihre Handelsplätze alter und neuer Art, und durch ihre ergiebige Landwirthschaft höchst werthvoll. Hier hatte die Seidenindustrie die tiefsten Wurzeln geschlagen. Alle andern Orte, selbst Athen, selbst Korinth, wo beiläufig damals noch immer nach antiker Weise kleine Schiffe auf dem Diolkos über den Isthmos gezogen wurden, hat nach dieser Richtung, trotz der neuen (S. 294) sizilischen Konkurrenz Theben überboten, dessen Purpur- und Seidenstoffe in Thessalonike, in der Residenz, und selbst an den türkischen Höfen dauernd mit spezieller Vorliebe verbraucht wurden. Auf solchen Motiven beruhte der alte solide Wohlstand der Rhomäer, der damals noch immer der italienischen und der jüdischen Konkurrenz tapfer Trotz bot. Innerhalb des Reiches aber hatten als Unterthanen des Kaisers auch zahlreiche Juden ihre Betriebsamkeit mit Erfolg entwickelt. In Smyrna, auf den Inseln, in der Residenz, in Thessalonike, in Thessalien, in Hellas und im Peloponnesos gab es ihrer sehr viele, die sich durch die Plackereien und Bedrückungen von Seiten der Griechen nicht beirren ließen, zumal sie hier nicht sowohl als Kaufleute, sondern als Bauern und Gewerbetreibende auftraten. Einer ihrer Lieblingssitze war Theben, wo in der zweiten Hälfte von Manuels Regierung 2000 jüdische Familien lebten, die besten Seiden-

weber und Purpurfärber in ganz Griechenland. Dazu auch viele tüchtige Gelehrte, die an talmudischen Kenntnissen mit denen der Residenz wetteiferten, unter welchen letzteren einer, mit Namen Salomon der Aegypter, des Kaisers Manuel Leibarzt war. Viele dieser Details verdanken wir einem berühmten jüdischen Reisenden dieser Tage, nämlich dem spanischen Rabbi Benjamin von Tudela († 1173), der etwa zwanzig Jahre nach der normännischen Raubfahrt auf einer Reise von Saragossa nach dem Orient auch das Reich der Rhomäer besucht, und von dem Reichthum der letzteren einen höchst bedeutenden Eindruck gewonnen hat.

Parallel damit ging gerade in dieser Zeit eine schöne Herbstblüthe der spezifisch byzantinischen geistigen Kultur. Im Vordergrund stand nach wie vor das kirchliche Wesen, welches ja auch, wie wir wissen, seitens des Komnenenhauses besonders eifrig gepflegt worden ist. Vorzugsweise bedeutsam entwickelte sich das Klosterleben auf dem Athos, dessen System bereits so angesehen war, daß sich unter Andern so namhafte Männer, wie des Kaisers Alexios I. berühmter vieljähriger Staatssekretär Johannes Zonaras, dahin zurückzogen, um den Rest ihrer Tage hier dem Studium und stiller Beschaulichkeit zu widmen. Während die Stellung des Protos mehr und mehr einen bischöflichen Charakter annahm, ohne daß darum die Autonomie der verschiedenen Klöster in Sachen ihres Vermögens darunter litt, mehrte sich die Zahl der Klöster beständig. Unter Alexios I. und Manuel entstanden die Abteien Pantokratoros und Kutlumusi. Allmählich ist aber auch hier das seit Anfang des 11. Jahrhunderts sporadisch auftretende slawische Element bis zur Schöpfung eigener Klöster erstarkt, während das lateinische sich nicht zu halten vermochte, vielmehr eine unter Alexios I. entstandene Stiftung von Amalfi schon unter ihm mit Kloster Laura verschmolz. Dagegen erscheint im Laufe des zwölften Jahrhunderts das (wahrscheinlich russische) Kloster Russikon, welches 1169 auch in Thessalonike Besitz erwarb. Die starke Fußfassung der Südslawen aber erfolgte erst nach Ablauf der Zeit Manuels, als der serbische Fürst Stefan I. Nemanja (S. 303) im März 1195 der Welt entsagte und unter Zustimmung der byzantinischen Regierung das (noch heute) slawische Kloster Chilantari gründete. Hier hat er bis zum 13. Februar 1200 als Bruder Simeon gelebt. Sein Sohn, der „heilige Sawa", der nun das Kloster übernahm, hatte 1193 zwei Einsiedeleien in Karyaes gekauft, sich selber aber in Vatopädion aufgehalten, und 1198 in ähnlicher Weise für die slawischen Mönche des h. Berges eine feste Ordnung geschaffen, wie früher Athanasios für die griechischen.

Neben solchen Erscheinungen blühte die erhebliche litterarische Thätigkeit namhafter griechischer Kleriker des zwölften Jahrhunderts, die theils als theologische Schriftsteller auftraten, theils philosophische, grammatische und rhetorische Studien trieben. Gerade das eigentliche alte Griechenland war damals wieder soweit entwickelt, um nun auch durch Männer dieser Art zu glänzen, wie unter andern der Bischof Nikolaos von Mothone, der (um 1150)

in der Polemik gegen den berühmten alten attischen Neuplatoniker des 5. Jahrhunderts, Proklos, sich versuchte; wie ferner sein Zeitgenosse, der Metropolit Gregorios von Korinth, und gegen Ende des 12. Jahrhunderts der Erzbischof Euthymios von „Neo-Patra“ (Hypata). Alle diese Männer wurden freilich durch zwei Freunde in Schatten gestellt, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als treffliche Charaktere und ausgezeichnete Gelehrte zu den edelsten Zierden der anatolischen Kirche gehört haben. Es sind Eustathios, ein tüchtiger Kenner der Alten, zuerst in seiner Vaterstadt Constantinopel Diakon, beliebter Lehrer der Grammatik und Rhetorik, hochberühmter Commentator des Homer, und 1160 bis 1198 Erzbischof von Thessalonich, und ferner der edle Michael Akominatos von Chonä (Kolossä) in Phrygien, der (geb. 1140, seit 1157 in Constantinopel durch Eustathios ausgebildet, 1177 bis 1182 Unterstaatssekretär im Patriarchion,) wie wir noch später zu zeigen haben, als Mensch, als Gelehrter, und als Erzbischof von Athen (seit 1182), zu den sympathischesten Gestalten dieses Zeitalters gehört.

Die persönliche Geschichte aller dieser Männer zeigt uns, daß auch die weltliche Bildung während des Zeitalters der Komnenen wieder einen besonders frischen Aufschwung genommen hatte, natürlich nach griechischer Weise, wie später wieder im 18. und 19. Jahrhundert, durch Neubelebung der Studien des klassischen Alterthums. Athen, Thessalonike, und vor Allem die Reichshauptstadt sind belebte Studiensitze. Der Hof zumal der Komnenen war der Pflege der Wissenschaften hold, und neben der sehr bedeutenden Bildung, durch welche die drei großen Kaiser dieses Hauses sich auszeichneten, wie neben vielseitigen litterarischen Anregungen, die von Seiten der fürstlichen Persönlichkeiten ausgingen, sind auch mehrere der Komnenen persönlich als Schriftsteller aufgetreten. Den glänzendsten Namen hat sich nach dieser Seite die früher mehrerwähnte Prinzessin Anna erworben, des Alexios Tochter. Angeregt durch ihre Mutter, die Kaiserin Irene, hatte Annas Gatte, der Cäsar Bryennios (S. 284) die Geschichte des Hauses der Komnenen zu schreiben begonnen und in vier Büchern bis zur Thronbesteigung des Alexios ausgeführt. Als dieser 1137 starb, zog sich Anna in ein Kloster zurück, wo sie gänzlich den Studien huldigte und das Werk ihres Gatten in selbständiger Weise fortsetzte. Ihre „Alexias“, die in 15 Büchern die Geschichte ihres Vaters von 1069—1118 erzählt, gehört nach Anlage, geistiger Bedeutung und Beobachtungsgabe zu den bedeutendsten Werken der byzantinischen Litteratur. Freilich steht auch dieses Buch, obwohl es die Arbeiten der übrigen Zeitgenossen noch immer erheblich übertrifft, nach Seiten des Geschmackes auf keiner sehr hohen Stufe. Auch die besseren Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts zeigen nach dem Urtheil der Kenner viele Mängel. Neigung zur Redseligkeit, ein starker Hang zu Metaphern, affektirte Eleganz, Sucht zu pikanter Darstellung, zur Künstelei und zu gesuchten Umschreibungen, gelten als allgemeine Fehler auch der „lesbaren“ der Schriftsteller dieses

Zeitalters. Mit besonderer Vorliebe wurde unter den Komnenen wieder die Historiographie kultivirt, theils als Weltchronik, theils als Zeitgeschichte. Nach jener Seite machte sich für dieses Zeitalter einen Namen der schon erwähnte gelehrte Staatssekretär und Chef der Leibgarde des Kaisers Alexios, Zonaras, der als Mönch auf dem Athos (neben kirchlichen und lexikalischen Schriften) eine allgemeine, von der ältesten Zeit bis 1118 herabreichende Geschichte in 18 Büchern verfaßte, und für die ältere römische Kaiserzeit namentlich auf Cassius Dio sich stützte, ohne freilich bei der Bearbeitung



Bleibulle von Alexios I.: Der bärtige Kaiser im kaiserl. Ornate, in der Linken den Globus mit dem Kreuz, in der Rechten das Labarum; Umschrift: † *ΑΛΕΞΙΩ ΔΕΣΠΟΤΗ ΤΩ ΚΟΜΝΗΝΩ* (*Ἀλεξίῳ δεσπότῃ τῷ Κομνηνῷ*). Auf dem Revers der thronende Heiland; in der Linken ein Evangelienbuch, die Rechte auf die Brust drückend. *IC. X.* = *Ἰησοῦς Χριστος*.

Bleibulle von Alexios I. vor der Usurpation des Thrones. Auf der Vorderseite nur die Inschrift: † *ΚΕΒΟΗ ΘΕΙΑΛΕΞΙΩ ΣΕΒΑΣΤΩΚΑΙ ΔΟΜΕΣΤΙΚΩ ΤΗΣ ΔΥΣΕΩΣ ΤΩ ΚΟΜΝΗΝΩ* (*Κύριε βοήθει Ἀλεξίῳ, σεβαστῷ καὶ δομεστίκῳ τῆς δύσεως τῷ Κομνηνῷ*); auf dem Revers der heilige Demetrios mit Schild und Speer. Umschrift: *Ο . . . ΣΔΗΜΗΤΡΙ* (*Ὁ ἅγιος Δημήτριος*).

Bleibulle von Johannes II. und Irene. Auf der Vorderseite ein Heiliger und der Kaiser, der den Globus mit dem Kreuz in der einen, das Labarum in der andern Hand hält; Umschrift: *ΙΩ ΔΕΣΠ*. Auf dem Revers die Kaiserin Irene und ihr Sohn Alexios, zusammen ein langes griechisches Kreuz haltend. Umschrift: *ΑΛΕΧΙΩ . . ΕΙΡΗΝΗ*

seines guten Materials bedeutende schriftstellerische Talente zu entfalten. Vollendet wurde sein Werk erst während der ersten Jahre des Kaisers Manuel. Höher an innerem Werthe aber stand es als die Weltchronik des Georgios Kedrenos, die bis auf Isaak Komnenos (1057) fortgeführt, aber wesentlich nur aus den älteren byzantinischen Chronisten, aus den Werken des Synkellos, Hamartolos, Theophanes und namentlich des Skylitzes (S. 256) kompilirt war, welcher letztere für die byzantinische Geschichte auch von Zonaras, obwohl viel selbständiger, gut benutzt worden ist. Zonaras seinerseits diente neben den älteren Byzantinern, wie namentlich Skylitzes, wieder als Quelle für die Weltchronik des Michael Glykas, der unter Kaiser Manuel

schrieb und die Zeitgeschichte ebenfalls bis 1118 behandelte. Knapp, kurz bis zur Dürftigkeit namentlich in Sachen der Kriegsgeschichte, breiter bei Anekdoten und bei den kirchlichen Verhältnissen, oft flüchtig in der Benutzung seiner Quellen, ist er wieder einer der wichtigsten Gewährsmänner für einen weitaus jüngeren Historiker, nämlich für Constantin Manasses, der unter Manuel auf die Anregung einer der fürstlichen Damen des Hofes hin eine bis 1081 reichende Weltchronik schrieb, für die er von der Freigebigkeit der Dame, der er das Buch dedicirt hatte, reichen Lohn hoffte. Das seltsame Produkt ist in Versen geschrieben und der dürftige Inhalt mit mythologischen Reminiscenzen und einem reichen Schmuck von weitläufig ausgeführten Bildern und Vergleichungen umhüllt.

Von ganz anderem Werthe dagegen war die Zeitgeschichte, welche ein Staatsmann aus Manuels nächster Umgebung hinterlassen hat, nämlich Johannes Kinnamos, der um 1143 geboren, frühzeitig an den Hof dieses Kaisers gekommen, und als solcher Augenzeuge vieler Feldzüge Manuels gewesen, später kaiserlicher Geheimsekretär geworden ist, und nach dem Untergange des Kaisers Andronikos Komnenos ein historisches Werk über die Geschichte der Kaiser Johannes und Manuel Komnenos veröffentlicht hat. Da er über ein gutes und zuverlässiges Material zu verfügen hatte, und bei tüchtiger Bildung und schriftstellerischem Talent auch eine feine Beobachtungsgabe besaß, so ist sein Werk für die Geschichte des zwölften Jahrhunderts sehr werthvoll; freilich fehlt es ihm gegenüber den Gegnern Manuels gar sehr an Objektivität, und zu dessen Gunsten scheint er auch Abweichungen von der strengen Thatsächlichkeit der Ereignisse nicht immer gemieden zu haben.

Abgesehen von der Historiographie warf sich die litterarische Betriebsamkeit und der Fleiß der Rhomäer dieser Zeit nach wie vor auf Sammlungen aus antiken Hilfsmitteln. Mancherlei Compilationen, gelehrte Miscellen, Wörterbücher und Commentare waren in hohem Grade beliebt; des Erzbischofs Eustathios ist hier schon gedacht worden. Mit besonderer Energie wurde die Poesie oder vielmehr die dichterische Form kultivirt, und im Gewande des „politischen Verses" auf die fremdartigsten Gebiete übertragen, nicht bloß auf das, was man den byzantinischen Roman zu nennen pflegt. Nur daß der reine Geschmack, die Reinheit der (mehr und mehr durch das Eindringen der Sprachformen fremder, in das Rhomäerthum eingeschmolzener, namentlich slawischer Völker veränderten) Sprache, und der Sinn für klare, logische Diktion immer mehr abhanden kam, und die Kunst sich wesentlich auf die Gestaltung eines reichen Bilderprunks kapricirte. Wir nannten schon die in Versen abgefaßte Chronik des Konstantin Manasses. Viel bekannter aber ist Johannes Tzetzes, der belesenste Byzantiner dieses Zeitalters, der freilich der Nachwelt als der eitelste dieser Gelehrten und als ein Mann ohne Urtheil und Geschmack gilt, — der aber bei riesigem Fleiße für seine wie für spätere Zeiten seine Schriften zu einer wahren Fundgrube werthvoller antiquarischer Notizen gestaltet hat. Seltsam genug erscheint uns

das naive Wagniß, den Homer zu ergänzen; die nach dieser Richtung von ihm geleisteten Kommentare aber, und die in dem byzantinischen Versmaß gearbeiteten, zu „Chiliaden" gesammelten mythologischen, historischen und antiquarischen Erzählungen, wie auch zahlreiche andere seiner Dichtungen waren recht geeignet, ihm unter seinen Zeitgenossen einen Namen zu machen. Auch Manuels deutsche Gattin, die Kaiserin Bertha, war freundlich genug, ihn zu verschiedenen Arbeiten über Homer zu ermuntern, und die Widmung seiner homerischen Allegorien anzunehmen und ihn dafür freigebig zu beschenken. Manuel für seine Person war freilich kein Dichter solcher Art. Aber wie sein toller Vetter Andronikos schrieb auch er nicht ohne Anerkennung über theologische Fragen, und besaß daneben noch eine besondere Liebhaberei für die Medicin, wie er denn auch sehr gute chirurgische Kenntnisse sich angeeignet, und in Constantinopel ein großartiges Krankenhaus gestiftet hat, bei welchem für den theoretischen Unterricht die Schriften der alten Chirurgen dienten.

Die Gesellschaft, die sich in allen solchen Formen, Genüssen, Lasten und Arbeiten bewegte, trug nun damals immer bestimmter den griechischen Charakter; nur die Massen der Bulgaren und Wlachen in ihren Gebirgslandschaften hatten sich innerlich nicht gräcisiren lassen, mochten immerhin ihre alten Wohnsitze schon längst griechische Namen erhalten haben, wie denn aus Preslav eine Johannopolis, aus Drster eine Theodoropolis, aus Prespa eine Basilis geworden war. Auch auf den Münzen, wo noch unter den Basiliden auf dem Revers der Goldmünzen das Brustbild Christi mit der Umschrift „Jesus Christus Rex Regnantium" sich fand, war seit der Thronbesteigung des Alexios I. das Lateinische definitiv dem Griechischen gewichen, und die Komnenen selbst mit ihrer glänzenden Aristokratie fühlten sich trotz ihrer römisch-kaiserlichen Velleitäten vollkommen als Griechen.

Nur Kaiser Manuel ließ nicht ab von seiner, nicht bloß aus politischen Gründen erwachsenen Vorliebe für die Lateiner, die ganz im Gegensatz zu der bei Volk, Klerus und Adel der Rhomäer bestehenden Abneigung von ihm überall gehegt und gefördert worden sind. Wie er selbst nach einander zwei abendländische Damen zu Frauen gehabt hat, so ging politische und persönliche Neigung dauernd bei ihm dahin, sein Geschlecht durch Heirathen mit abendländischen Fürstengeschlechtern zu verbinden. Er erzielte es, daß auch Balduins III. Bruder und Nachfolger, der seit 1162 in Jerusalem regierende Amalrich, 1164 eine Tochter des Komnenenhauses heirathete. Und seine und Berthas Tochter Maria, eine schöne und männlich energische Dame, die frühere Braut des magyarischen Prinzen Bela, verlobte er im März 1178 dem jungen schönen Rainerio, dem zweiten Sohne des Markgrafen Wilhelm von Montferrat (die Hochzeit erfolgte im Februar 1179), während er für seinen jugendlichen Kronprinzen Alexios des französischen Königs Ludwig VII. kindliche Tochter Agnes oder Anna zur Braut auswählte. Hatte bei der vielfach schwierigen Lage des Reiches zwischen Seldschuken und Abendländern, bei dem Ver-

schwinden der armenischen und kappadokischen Hochländer aus den kaiserlichen Regimentern und bei der fühlbaren Erschlaffung mancher Völker des Reiches schon Johannes Komnenos türkische Kriegsleute in großer Zahl in den Verband des griechischen Heeres aufgenommen, so förderte Manuel dieses System noch mehr und bildete neben den englischen und dänischen Garderegimentern, (in denen namentlich der junge edle Däne Endrid seiner Zeit eine glänzende Rolle spielte,) immer mehr deutsche, serbische, magyarische, italienische und französische Söldnerabtheilungen. Bei der Organisation dieser Krieger suchte er dann das Vorbild der gefürchteten abendländischen Rittergeschwader nachzuahmen, indem er seine schwere Söldnerreiterei in Cavalleriegefechten und im Kampfe mit der Lanze übte. Brauchbare Kriegsgefangene solcher Art wurden aus der Sklaverei von ihm losgekauft, und theils als Soldaten, theils als Ansiedler verwendet. Auch in den Verwaltungsdienst wurden tüchtige Abendländer mit Vorliebe aufgenommen; ihre größere Treue und Zuverlässigkeit machte sie dem Kaiser vor vielen geschmeidigen und unzuverlässigen Rhomäern werth. Die Privilegien aber, welche Manuel nach der merkantilen Seite den lateinischen Kaufleuten ertheilte, — namentlich den bereits mehrfach bekannten Italienern, aber auch deutschen, französischen und ragusanischen Bürgern, — lockten so sehr, daß allein in Constantinopel zur Zeit seines Todes sich 60,000 „Lateiner" befanden.

Schließlich ist Manuels Politik doch an der Unüberwindlichkeit der zwischen Griechen und Lateinern ausgebildeten Gegensätze gescheitert. Dauernd hat auch Manuels Huld die letzteren nicht zu gewinnen vermocht. Früh genug erlebte er in seinem eigenen Reiche den Ausbruch der Unverträglichkeit zwischen den handelseifersüchtigen Italienern verschiedener Städte selbst. Der alte Haß der Pisaner gegen Genua explodirte 1162 in Constantinopel in einem blutigen Kampfe, wo die pisanischen Colonisten mit Hilfe der Venetianer und Griechen und einer Masse von Gesindel aller Art das genuesische Quartier stürmten und die Genuesen wirklich nöthigten, den Chrysokeras zu räumen. Erst im Oktober 1169 wurde zwischen Manuel und der ligurischen Republik ein neuer umfassender Handelsvertrag geschlossen, welcher den Genuesen erhebliche Rechte gewährte, ihnen (mit Ausnahme von zwei, für den griechischen Fischhandel wichtigen Plätzen am schwarzen Meere) alle Häfen des Reiches öffnete, und ihnen endlich auch noch (im Mai 1170) in Constantinopel ein neues Quartier anwies, wo sie freilich sofort noch einmal Wuthausbrüche ihrer Rivalen zu erleiden hatten. Freilich hatten die Scenen des Jahres 1162 den Kaiser auch bestimmt, (obwohl nicht diese allein), die Pisaner aus ihren alten Quartieren nach Galata oder Skutari zu schieben, von wo sie erst 1172 nach der Altstadt wieder übersiedeln durften.

Blieben aber alle Versuche Manuels vergeblich, die begünstigten Italiener zu konsequenter Verbindung mit ihm gegen die Hohenstaufen zu gewinnen, so konnte er auch die Abneigung der Griechen nicht abstumpfen, die sich, wie aus der Stimmung der nicht viel späteren Historiker sich er-

gibt, mehr und mehr gegen seine dogmatische Toleranz und frankenfreundliche Haltung richtete. Viele Vorzüge seiner Regierung, — die nun wieder in alter Art arbeitende Verwaltung, die verständige und humane Behandlung der (S. 302) zuletzt den Magyaren abgewonnenen nordwestlichen Landschaften, die Sorge für gute Justiz, die Reform des Prozeßganges, die Bemühungen für den Rechtsschutz der Armen und der Provinzialen, endlich das Streben, zu verhindern daß sich arme freie Leute gegen Bezahlung in Abhängigkeit von reicheren Mitbürgern begaben, — wurden bei solcher Verstimmung gering geschätzt. Und neben der Abneigung gegen die latinisirende Richtung des Kaisers empfand man immer bitterer gewisse unleugbare Lasten seiner Herrschaft. Das starke Söldnerheer, welches wahrscheinlich auch finanziell verwöhnt worden ist, die beständigen Kriege, und die ausgreifende Diplomatie des Kaisers Manuel kosteten gewaltige Summen Geldes. Der seiner Zeit durch Kaiser Johannes gesparte Schatz war allmählich aufgezehrt, und so mußte die Steuerschraube stark angezogen werden, — ohne daß auch die wirklich bedeutenden Erfolge Manuels so leicht und so schnell ihren Vortheil für die Völker des Reiches zu zeigen anfingen. Wirklich unheilvoll aber hat namentlich eine Praxis Manuels für die Folgezeit gewirkt. Theils aus militärischen, theils aus finanziellen Motiven nämlich hat der Kaiser gegen Ende seiner Regierung auch das Marinewesen vollständig in Constantinopel centralisirt; er veranlaßte nämlich, daß die Geldmittel, aus welchen die griechischen Inseln und Handelsstädte des ägäischen Meeres bisher ihre eigenen Kriegsschiffe für den Schutz ihrer lokalen Gewässer unterhalten hatten, in den Centralkriegsschatz des Reiches eingezahlt wurden. Damit war aber die Gefahr unvermeidlich verbunden, daß diese Mittel unter Umständen auch zu anderen Zwecken verbraucht und die stets der Piraterie, jetzt namentlich der italienischen, ausgesetzten griechischen Gewässer ohne Schutz gelassen wurden, wenn die Flotte der nun ausschießlich mit der Seepolizei betrauten Centralgewalt je nach Umständen auf andern Punkten stark beschäftigt, oder aber unter einer lässigen Verwaltung nicht schlagfertig war.

Zunächst allerdings zeigte die griechische Marine unter Manuel noch einmal ihre Kraft. In Syrien ist es ihm doch immer noch besser als im Westen gelungen, die Franken zu gewinnen; und an ihrer Seite hat auch seine Flotte noch einmal tapfer gegen die Moslemen gestritten. Wie Balduin III., so fand, wie wir sahen (S. 311), auch König Amalrich von Jerusalem an Manuel eine kräftige Stütze. Mochte immerhin die fränkische Politik höchst fehlerhaft sein, die damals die schwachen Fatimiden durch Angriffe auf Aegypten wider ihren Wunsch zum näheren Anschluß an Nureddin von Damaskus trieb: als Manuel sich 1168 mit Amalrich verbündet hatte, schickte er 1169 eine starke Flotte von 200 Schiffen ihm zu Hilfe, die dann freilich Dank der Unfertigkeit und Schwäche der Franken im Delta nichts Nachhaltiges ausrichtete und auf der Rückfahrt starke Havarie erlitt.

Nun aber war die Zeit gekommen, wo Manuel noch einmal tief und

keineswegs glücklich in die Politik des Westens sich verstrickte, obwohl ihn das gewaltige Ansehen seiner Person im Orient, in Jerusalem, in Ikonion, und selbst in Damaskus wohl hätte zufrieden stellen sollen. Es kam nämlich mit Venedig zum Bruch. Gereizt war in den Lagunen die Stimmung seit den letzten Jahren ohnehin gar sehr. Die neue Festsetzung (S. 303) der Rhomäer in Ankona, und der der neuen Ausbreitung der griechischen Macht in Dalmatien 1165 (S. 302) folgende Abfall der Stadt Zara von Venedig zu den Ungarn (1168) erregte in Venedig tiefen Unwillen, während Manuel gegen die Republik erbittert war, die ihm nach des Königs Wilhelm I. von Sicilien Tode (1166) den Abschluß einer Kriegsallianz gegen die Normannen abgeschlagen hatte. Zuletzt entschlossen, einen Hauptschlag gegen Venedig zu führen, warf Manuel nach Abschluß der früher erwähnten Verträge mit Genua die (vielleicht mehr noch den wegen der damals deutschfreundlichen Haltung der Genuesen gereizten Griechen selbst zufallende) Schuld eines neuen Angriffes auf die Genuesen in Constantinopel (S. 300) im Jahre 1170 — auf die dort lebenden Venetianer. Die Republik sollte den dabei angerichteten Schaden ersetzen. Als der Doge Vitale Michieli II. darauf hin den Befehl erließ, daß bis auf Weiteres kein Venetianer nach Griechenland fahren sollte, beschwichtigte ihn Manuel durch schmähliche List und neue lockende Zusagen, um dann zuletzt nach Vollendung schlau verdeckter Rüstungen und Vorbereitungen am 12. März 1171 gleichzeitig in seinem ganzen Reiche alle irgend erreichbaren Venetianer verhaften und auf ihre Waaren und Schiffe Beschlag legen zu lassen. Gegenüber solchem schnöden Verrath erhob sich die Republik mit altrömischer Kraft und Entschlossenheit zur Rache und rüstete eine Flotte von 100 großen Kriegsschiffen, welche der Doge persönlich Ende September 1171 in See führte. Die Venetianer griffen zuerst Dalmatien an, zerstörten Trau, nöthigten Ragusa, (dessen Erzbischof nun, wie früher der von Zara, dem venetianischen Patriarchen unterstellt wurde,) zum Uebertritt unter die venetianische Hoheit, und wandten sich dann gegen Chalkis (Egribo) auf Euböa, um nachher von dem Winterlager auf Chios aus mit Manuel über die Freigebung der Gefangenen zu verhandeln. Aber während die venetianischen Gesandten, unter ihnen Enrico Dandolo, in Constantinopel nichts ausrichteten, brach in des Dogen Lager eine (angeblich durch vergiftetes Getränk erzeugte) furchtbare Seuche aus, die die Kraft der venetianischen Flotte lähmte und sie im Frühling 1172 zu kläglicher Rückkehr nach Venedig nöthigte, wo nun bei fortschreitender Ansteckung tausende von Bürgern der Epidemie als Opfer fielen. Die schwere Noth der Zeit führte zuerst zur Ermordung des Dogen durch das wüthende Volk (28. Mai 1172). Erst als der gewaltige Enrico Dandolo, — unerhörter Weise durch die Tücke der Rhomäer in offener Audienz am Hofe vermittelst eines Brennspiegels geblendet, des Augenlichtes fast ganz beraubt — nach den Lagunen zurückkehrte, gewann die Republik durch eine Reform in der Dogenwahl wieder innere Ruhe und Festigkeit. Der neue Doge Sebastiano Ziani (1172

—1178) konnte zunächst nicht direkt gegen die Rhomäer wirken, die damals (S. 312) durch die erneuten Beziehungen zu Pisa die Republik noch mehr erbitterten. Als aber die Deutschen endlich sich anschickten, den Griechen Ancona wieder zu entreißen, von wo aus Manuel alle italienischen Gegner der Hohenstaufen unterstützte, da folgte Venedig mit Rimini 1173 gern den Vorschlägen des klugen deutschen Staatsmannes, des Erzbischofes Christian von Mainz, der damals die deutsche Sache in Italien glänzend vertrat. Aber die am 1. April 1173 von Christian zu Lande, von der Flotte der Venetianer zur See eröffnete Belagerung von Ancona scheiterte doch theils an der Tapferkeit der Einwohner, theils an dem griechischen Gelde, mit dessen Hilfe im letzten Moment ein starkes lombardisches Entschüttungsheer für Ancona gewonnen worden war (Oktober 1173). Auch die Erhebung der Serben, die Venedigs Politik gegen Manuel damals aufgewiegelt hatte, war erfolglos geblieben. Erst als Enrico Dandolo, jetzt der erbittertste Gegner der Rhomäer, ein Bündniß mit Wilhelm II. von Sicilien (1166—1189) geschlossen hatte (1175), gab Manuel nach, und nun kam es, (in derselben




Venetianische Münze. Auf der Vorderseite Enrico Dandolo und der heilige Marcus, auf der Rückseite der thronende Heiland. (Originalgröße.)

Zeit, wo auch die Verhältnisse zu Pisa in Constantinopel abschließend geordnet wurden) zu einem neuen Vertrage mit den Griechen, durch welchen die alten Rechte der Venetianer erneuert und ihnen eine Entschädigung von $1^{1}/_{2}$ Millionen Dukaten zugesagt wurde. Dagegen hatten die Venetianer nach dreijähriger Blokade die dalmatinische Stadt Zara wieder gewonnen.

Damit endete der letzte größere Versuch Manuels, in die Politik des Westens einzugreifen, und er wendete seinen Blick lieber nach dem Orient, wo seit 1171 in Aegypten der gewaltige Saladin als gefährlichster Gegner der Franken sich erhoben hatte, in dessen Hand seit Nureddins Tode 1174 auch die syrischen Gebiete der Moslemen fielen. Manuels Pläne waren zunächst auf das Türkenreich von Ikonion gerichtet. Nach des Sultans Masud Tode (1155) war die Herrschaft über die Seldschuken an seine Söhne gefallen, unter denen Kilidsch-Arslan II. (1156—1193) der älteste. Dieser Beherrscher von Ikonion war anfangs viel zu schwach, um der gewaltigen Macht Manuels widerstehen zu können, und hatte daher 1160 einen Vertrag geschlossen, der ihn außer andern wichtigen Concessionen zur Unterhaltung eines Contingents für Manuels Dienste nöthigte. Ja, der Sultan hatte dem Kaiser in aller Form im Jahre 1161 in Constantinopel einen

Huldigungsbesuch gemacht, bei welchem Manuel zu seinem Schaden eine viel zu geringe Meinung von den Fähigkeiten und Plänen des pfiffigen Türken sich aneignete. Während nun der griechische Kaiser lange Jahre in magyarischen, serbischen, italienischen und syrischen Kämpfen seine Kraft und seine Mittel vernutzte, unterwarf Kilidsch-Arslan allmählich alle seine Brüder seiner Oberhoheit, stärkte seine Macht sehr bedeutend, und wurde den Rhomäern höchst lästig, einerseits durch die vertragswidrige Zulassung des Vordringens der ihm stets neu aus dem Osten zuströmenden turkomanischen Horden in griechische Grenzdistrikte, theils durch feindliche Einfälle, bei denen es auf Raub, Brand und gelegentliche Zerstörung irgend eines griechischen Kastells abgesehen war. Mit orientalischer Schmiegsamkeit wich dabei der Sultan jedesmal einer nachdrücklichen Ahndung von Seiten des Kaisers aus.

Jetzt aber war es mit Manuels Nachsicht zu Ende. Er beschloß, den Türken ernsthaft zu Leibe zu gehen. Die starke Verschanzung von Doryläon und von Subleon (im Quellgebiet des Mäander) leitete den Conflict mit Kilidsch-Arslan ein, der sich umsonst bemühte, dem Kriege wieder auszuweichen. Da Manuel seine Unterwerfung nur in Ikonion selbst entgegennehmen, die Sache womöglich durch Einen großen Schlag zu Ende bringen wollte, so hatte der Sultan für den zu erwartenden Kampf des Jahres 1176 zahlreiche türkische Krieger aus Mesopotamien zu Hilfe genommen, die an die Fehden mit den syrischen Franken gewöhnt waren. Und als nun Manuel im September 1176 ein stattliches Heer erprobter Soldaten, durch neue französische und petschenegische Abtheilungen verstärkt, mit einem starken Train von Belagerungsmaschinen durch das südliche Phrygien führte, um über Laodikeia, Chonä und Kelänä das pisidische Antiochien und die Straße nach Ikonion zu gewinnen, und bei den Ruinen des Schlosses Myriokephalon (östlich von Kelänä, vielleicht das jetzige Subaschi) die letzten Friedensvorschläge des Sultans abgelehnt hatte: da traf ihn ein schweres Unglück. Die türkischen Reiter hatten bereits begonnen, durch Wegführung aller Fourage und Verschüttung der Brunnen den Marsch der Rhomäer zu erschweren. Manuel nun hatte den schweren Fehler begangen, bei dem Weitermarsche von Myriokephalon mit der auf vier Wegstunden ausgedehnten Marschkolonne, — in deren Mitte sich die Proviantzüge und der Train befanden, — ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln den Weg durch ein langgestrecktes System von Defileen, der Paß von Tzyvritze genannt, zu nehmen, und sah plötzlich sein Heer gleichzeitig in Fronte und Rücken zugleich angegriffen. Während sowohl die Vorhut mit mächtigen Stößen sich glücklich nach dem offenen Felde durchschlug, wie auch der Nachtrab unter dem trefflichen Andronikos Kontostefanos sich ausgezeichnet hielt, warfen sich von den Felsen auf der Südseite her türkische Massen auf den (im offenen Felde sonst als rechter Flügel aufziehenden) Theil des Heeres, den der Kaiserin Maria Bruder Balduin führte, und brachten diesen tapferen Leuten, die bei der Enge des Thales ihre Kraft nicht entfalten konnten, eine blutige Niederlage bei. Das-

selbe Schicksal hatte das von Manuel selbst geführte centrale Corps, welches durch den Train von den Truppen Balduins abgesperrt gewesen war, und nun ebenfalls schwere Verluste erlitt. Nur mit Mühe hieb sich Manuel zu seiner Avantgarde durch, wo sich dann auch der tapfere Kontostefanos mit ihm wieder zu vereinigen vermochte. Noch immer war jedoch die griechische Armee so furchtbar und so drohend, daß Kilidsch-Arslan noch einmal den Frieden anbot, der denn auch unter der Bedingung geschlossen wurde, daß die neuen Schanzen von Subleon und Doryläon geschleift und die Türken im Besitz der von ihnen neuerdings annektirten Distrikte bleiben sollten. Da jedoch Manuel die Entfestigung von Doryläon verzögerte, so erneuerten die Seldschuken 1177 den Krieg. Zwei türkische Heerhaufen drangen in das griechische Reich ein. Die nördliche Colonne, welche das bithynische Claudiopolis (Boli) belagerte, wurde diesmal von Manuel glücklich aus dem Felde geschlagen. Die zweite, die 24,000 Mann stark unter argen Verheerungen im Mäanderthale nach dem ägäischen Meere vordrang, wurde auf ihrem Rückmarsche durch Johannes Komnenos Vatatzes gefaßt und aufs Haupt geschlagen. Nun endlich kam es zu einem billigen Frieden.

Nicht zwar der Nimbus oder das „Prestige" der griechischen Waffen, wohl aber das des Kaisers Manuel persönlich war durch die seinem Stolze höchst empfindliche Niederlage bei Myriokephalon stark erschüttert worden. Noch stärker war sein Aerger darüber, daß zugleich mit dem Scheitern seines Anlaufs in Kleinasien auch im Abendland die Dinge sich für immer zu seinen Ungunsten gewendet hatten. Zwar war sein großer Rival, der Staufer Friedrich I. ebenfalls im Jahre 1176 (am 29. Mai) in der Schlacht bei Legnano mit seiner italischen Politik gescheitert; aber der Frieden zu Venedig im Sommer 1177 machte dem langen Hader zwischen Deutschland, Italien und der Curie, auf den die Pläne Manuels bisher wesentlich berechnet gewesen waren, ein Ende. Und trotz des Mißerfolges in Italien war die Machtentfaltung Deutschlands unter dem großen Hohenstaufen so imposant, daß Manuel Mühe hatte, auch nur diplomatisch in seinem Briefwechsel mit Friedrich den Ausdruck des staufischen Kaiserstolzes zu pariren. Noch viel bedenklicher mußte ihm freilich erscheinen, daß nicht nur schon 1173 Saladin mit Friedrich in Verbindung getreten war, sondern auch seit 1176 Kilidsch-Arslan nähere Beziehungen zu dem großen Deutschen angeknüpft hatte. Das um so mehr, weil am staufischen Hofe sehr bestimmt der Argwohn bestand, daß Herzog Heinrich der Löwe, (der 1172 auf seiner Pilgerfahrt nach Palästina auch die Kaiserstadt am Bosporus und den ihm bereits befreundeten Manuel besuchte,) bei seinem Abfall von Friedrich im März 1176 nicht ohne griechischen Rückhalt gehandelt habe. Der Versuch, die nach dem Frieden von Venedig zeitweise mit Friedrich I. zerfallenen Markgrafen von Montferrat in das griechische Interesse zu ziehen, dem auch die (S. 311) Vermählung der Prinzessin Maria mit Rainerio von Montferrat diente, war der letzte Versuch des Komnenen in dieser Richtung. Denn zu allem Un-

glück für die Rhomäer war Manuels Gesundheit und geistige Frische seit der Niederlage bei Myriokephalon in fühlbarem Niedergange begriffen. Und als er, nur erst 58 Jahre alt, am 23. 24. September 1180 zu seinen Vätern versammelt wurde, ging mit ihm auch der alte Glanz und die alte Größe der Byzantiner für alle Zeiten zu Grabe.

Zweites Kapitel.

Die Auflösung des Byzantinischen Reiches.

Die nach dem Ableben gerade dieses Kaisers, der der griechischen innern und äußern Politik vielfach so eigenthümliche Ziele gesteckt hatte, überaus schwierige Lage des Reiches hätte nun entweder auf dem Throne oder an dessen Stufen einen Staatsmann ersten Ranges nöthig gemacht, sollten nicht ungewöhnlich schlimme Gefahren hereinbrechen. Zu allem Unglück war aber des Kaisers Manuel Sohn Alexios II. damals nur erst 13 Jahre alt. Die verwittwete Kaiserin Maria, die sich als Französin völlig isolirt fühlte, war in ihrem ersten Schmerze in ein Kloster gegangen, und der „Protosebastos" Alexios, selber ein Prinz des Kaiserhauses (er war ein Sohn des 1141 verstorbenen Andronikos, des zweiten Sohnes des Kalojohannes), der die Regierung nunmehr als leitender Staatsmann übernahm, zeigte keinerlei imponirende Fähigkeiten; dabei war er wegen seines anmaßenden Wesens wenig beliebt, und leider auch ein weichlicher alter Geck, der seine körperlichen Mängel durch alle möglichen Toilettenkünste zu verdecken suchte. Da er allen Grund hatte, die gefährlichen Intriguen der nach der Theilnahme an der Staatsleitung lüsternen Aristokratie zu fürchten, so verstärkte er allerdings seine Position, indem er die schöne Kaiserin-Wittwe veranlaßte, wieder an die Spitze des Hofes zu treten, wo ihre Anmuth, Grazie und Liebenswürdigkeit ihr allerdings großen Einfluß sicherten. Nur daß der tückische Haß der Rhomäer gegen die Französin und die unergründliche Niederträchtigkeit der seit Alters den Hof am Bosporus charakterisirenden „Epidemie der Verleumdung" nicht zauderte, der jungen Wittwe ein unlauteres Verhältniß zu ihrem Staatsminister zuzuschreiben.

Etwa anderthalb Jahre verstrichen nach Manuels Ableben unter den üblichen Hofintriguen. Dann nahm endlich (1182) die Bewegung gegen die bestehende Regierung einen sehr ernsthaften Charakter an. Zunächst suchte des jungen Kaisers energische Schwester Maria, des „Cäsars" Rainerio Gattin, durch Entzündung eines Aufstandes in Constantinopel den Staatsminister zu stürzen. Aber die Waffen der fremden Truppen entschieden in blutigem Straßenkampfe (2. Mai) wider sie und ihre Anhänger, und ein durch den Patriarchen Theodosius erzieltes Compromiß zwischen den Parteien schuf in der gespannten Lage keine Besserung. Da wandte sich die Hoffnung aller

mit Alexios und mit dem durch Manuel inaugurirten System Unzufriedenen auf einen der merkwürdigsten Männer des Komnenenhauses, nämlich auf den alten Prinzen Andronikos Komnenos.

Dieser Mensch war der im Jahre 1113 geborene zweite Sohn jenes Isaak Komnenos, der einst seinem kaiserlichen Bruder Kalojohannes so schroff gegenübergestanden hatte, also ein Vetter des Kaisers Manuel, — der byzantinische Alkibiades oder Demetrios, der berühmteste fürstliche Abenteurer dieses Jahrhunderts, dessen Leben sich ausnimmt wie ein phantastischer Roman mit seinem bunten Schicksalswechsel und namentlich auch mit seinen zahlreichen Liebesaffären verschiedenster Art. Andronikos war in jeder Beziehung reich begabt. Den jungen Prinzen empfahl (anders als die meisten seines Hauses) eine majestätische Gestalt und männliche Schönheit; die höchst frugale Lebensweise und die rüstige Waidmannsart, der er huldigte, erhielten ihm dabei bis ins Greisenalter eine unverwüstliche Kraft und Gesundheit. Wie Kaiser Manuel war auch Andronikos durch kolossale Stärke, verwegenen Muth und Freude an Turnieren seiner Zeit berühmt. Dazu konnte der feingebildete Prinz, wenn es ihm darum zu thun war, bei anmuthigem Wesen und wohlklingender Stimme eine fesselnde Liebenswürdigkeit entfalten, deren bestechendem Zauber namentlich die Frauen nur sehr selten widerstanden. Eine geborene Herrschernatur besaß er nicht nur namhafte Feldherrngaben und politischen Scharfblick, sondern auch bei großer Geistesgegenwart und Entschlossenheit einen unerschöpflichen Reichthum an Auskunftsmitteln und eine höchst gewinnende Gabe der Rede. Trotz aller dieser Vorzüge war Andronikos bei des Kaisers Manuel Tode mit seinen damals 67 Jahren doch nichts weiter als ein Abenteurer sehr zweideutigen Rufes geworden. Die Schuld daran lag nicht nur in seiner von Hause aus wenig erfreulichen Stellung als Sohn eines mit Recht am Hofe übel angesehenen Prinzen. Wirklich entscheidend waren zwei Momente gewesen, die den Andronikos mit dämonischer Gewalt beherrschten: zügellose Frauenliebe und ein skrupelloser, herrschsüchtiger Ehrgeiz, — Mächte, vor denen bei Andronikos kein Gefühl und Gebot der Pflicht, der Dankbarkeit, der Ehre und der Religion Stand hielt. Sie sind es auch, die das Leben dieses genialen Wildlings so romantisch gestaltet haben, ehe er als Kaiser der Rhomäer noch weit unheimlicheren Gewalten verfallen ist.

Andronikos stand anfangs mit seinem Vetter Manuel, mit dem er gemeinschaftlich unterrichtet worden ist, auf ganz freundschaftlichem Fuße, obwohl es später an übler, wohl nicht berechtigter Nachrede gegen Kaiser Manuel nicht gefehlt hat. Aber die politische Haltung des Prinzen mußte allmählich seinem kaiserlichen Vetter verdächtig erscheinen; namentlich seit er als Statthalter von Nisch, Belgrad und Branitzowa 1155 mit dem magyarischen Hofe höchst bedenkliche, wie es hieß, geradezu hochverrätherische und auf die byzantinische Krone gerichtete Beziehungen angeknüpft hatte. Da nun Andronikos (dem freilich Kaiser Manuel bei seinem trotz der Verbindung mit Bertha von

Sulzbach, andauernd fortgeführten Liebesverhältniß zu seiner Nichte Theodora, des 1141 verstorbenen Andronikos Tochter, Vorwürfe zu machen nicht berechtigt war) seit längerer Zeit auch ein sträfliches Liebesverhältniß mit seiner verwittweten Base Eudokia, einer Schwester dieser Theodora, unterhielt (obwohl er selbst verheirathet war und daneben, wie später immer, auch noch Verkehr mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen pflegte) und dadurch den bittersten Haß der Verwandten Eudokias auf sich gezogen hatte: so ließ ihn Manuel endlich verhaften und hielt ihn in einem Thurme des Kaiserschlosses längere Jahre hindurch gefangen. Als er endlich aus dieser Haft entkommen und unter den seltsamsten Abenteuern über die Donau gelangt war, fand er (1164) bei dem russischen Großfürsten Jaroslaw von Halitsch (Galizien) nicht nur eine höchst freundschaftliche Aufnahme, sondern gewann auch auf dessen Politik einen so bedeutenden Einfluß, daß Manuel unter den damaligen Schwierigkeiten mit Ungarn (S. 302) es vorzog, sich mit ihm auszusöhnen, und sich im magyarischen Kriege, wo Andronikos namentlich bei den Kämpfen um Zeugmin (1165) großen Ruhm erwarb, seiner Dienste wieder zu bedienen. Bald aber gab es, angeblich wegen Andronikos' Widerspruch gegen die damals noch in Aussicht genommene Erhebung des magyarischen Prinzen Bela zum byzantinischen Thronfolger, am Hofe neue Conflikte und Andronikos wurde als kommandirender General nach Kilikien geschickt. Hier aber hielt er sich in seinem Unwillen über die Entfernung aus Constantinopel in einem Kampfe gegen die Armenier so gewissenlos, daß ihm nichts übrig blieb, als nach Antiochien zu gehen (1166). Hier gewann er (seine erste Gattin war todt) die Liebe und die Hand der schönen und leichtsinnigen Gräfin Philippa, einer Schwester der Kaiserin Maria, wurde aber bald der Sache überdrüssig und wandte sich mit seinem Gefolge 1167 nach Jerusalem, wo er die Gunst des Königs Amalrich und mit derselben die Stadt Berytos gewann. Seiner alten Praxis getreu, verführte er in Palästina eine neue fürstliche Dame, diesmal wieder eine Komnenentochter, nämlich des Königs Balduin III. schöne Wittwe Theodora (S. 301, die Tochter Isaaks, des älteren Bruders des Kaisers Manuel), die ihm nach einiger Zeit verrieth, daß sein zürnender kaiserlicher Vetter seinen Einfluß in Syrien eingesetzt habe, um den Frevler verhaften und blenden zu lassen, — und ihn nun in treuer Liebe auf seiner Flucht und auf mehrjährigem Wanderleben unter den Moslemen begleitete. Denn nun verweilte Andronikos, der früher als Gefangener der Seldschuken in Ikonion sich die türkische Sprache angeeignet hatte, längere Zeit an den Höfen von Damaskus und Bagdad, um endlich über Iberien sich nach Ikonion zu begeben, wo Kilidsch-Arslan II. ihm ähnliche Gunst erwies, wie sein Bruder Johannes (S. 291) sie früher bei Sultan Masud gefunden hatte. Von dem Schlosse Koloneia in Chaldia aus (südwestlich von Trapezunt) unternahm er nun mit einer Freischaar, die aus Türken, Renegaten und Flüchtlingen bestand, wiederholte Raubzüge in das Gebiet der Rhomäer, und überließ die dabei gemachten Gefangenen seinem Sultan

als Sklaven. Es war umsonst, daß wegen dieser schmählichen Thaten und wegen der Buhlschaft mit seines Vetters Tochter der Klerus von Constantinopel ihn exkommunicirte. Erst als Nikephoros Paläologos, der Statthalter von Trapezunt, die Prinzessin Theodora und deren Kinder von Andronikos gefangen genommen und nach Constantinopel geschickt hatte, entschloß sich Andronikos, der an dieser letzten seiner Geliebten mit überraschender Zärtlichkeit hing, mit Manuel seinen Frieden zu machen. Ein ebenso vollendeter Heuchler, wie gewandter Schauspieler wußte er bei seiner Ankunft in Constantinopel durch eine selbstgewählte überraschende Demüthigung vor dem ganzen Hofe nicht nur die Gnade seines Vetters zu gewinnen, sondern auch alle Welt glauben zu machen, daß er ernstlich entschlossen sei, ein anderer Mensch zu werden. Er erhielt die Stadt Oenäon in Paphlagonien mit reichen Einkünften als Wohnsitz angewiesen, nachdem er die Verpflichtung übernommen hatte, nach seinen Kräften Alles abzuwenden, was zum Schaden Manuels und des jungen Kronprinzen Alexios, wie auch des Reiches gereichen könnte.

Dieses Versprechen gab nun dem ehrgeizigen Greise nach Manuels Tode die Möglichkeit, in das Spiel der Intriguen siegreich einzugreifen, welches gegen die Regentschaft der jungen Kaiserin-Wittwe Maria, wie wir sahen, in Gang gekommen war. Während der letzten Jahre waren in der Residenz die Frevel des Andronikos halb in Vergessenheit gerathen. Er hatte nicht allein in seinem Sitz zu Oenäon sich still verhalten, sondern auch seine starke Sympathie für die Orthodoxie und seine Abneigung gegen die Franken im Reiche hervortreten lassen. Seine Bildung hatte ihn sogar befähigt, als theologischer Schriftsteller aufzutreten. Und als nun die Regierung des Staatsministers Alexios immer unpopulärer wurde, zumal sie die Franken, die Freunde der jetzigen Regentin begünstigte, — da säumte Andronikos nicht, durch erbaulich gehaltene Briefe an den jungen Kaiser, an den Patriarchen und andere hochstehende Männer der Residenz, in welchen er sich über die Gefahren der Lage des Reiches sehr bedenklich aussprach, sich passend in Erinnerung zu bringen. Die Prinzessin Maria (S. 318), die in ihrem Haß gegen die französische Stiefmutter keine Rücksichten der Klugheit kannte, hatte auch ihrerseits sich brieflich mit Andronikos, und persönlich mit seinen Söhnen in Constantinopel (zwei aus der ersten Ehe, der dritte von Theodora) in Verbindung gesetzt. Und als am 2. Mai 1182 der Aufstand ihrer Anhänger blutig niedergeworfen war: als die schmähliche Sage verbreitet wurde, die Regentin gedenke ihrem Minister mit ihrer Hand die Krone zuzuwenden, und nun der von wildem Haß gegen die Französin erfüllte Klerus der Residenz und alle schroff national gesinnten Elemente des Adels und der Massen den alten, aber noch immer überaus kraftvollen Andronikos für den berufenen Retter des griechischen Reiches erklärten: da verließ dieser, durch seine Tochter Maria persönlich über die Zustände in der Residenz unterrichtet, endlich Oenäon, gewann in Bithynien zahlreiche Anhänger, zu denen zuletzt auch der Statthalter dieser Provinz, Andronikos Angelos trat,

und schlug endlich, als auch mehrere Truppenabtheilungen sich ihm angeschlossen hatten, bei Chalkedon am Bosporus ein Lager auf. Er komme, hieß es, um den jungen Kaiser von seinen schlechten Rathgebern zu befreien.

Bei der Stimmung der Residenz wurde die Stellung des Protosebastos Alexios sofort unhaltbar, zumal sein Gegner zunächst nur seinen und der Regentin Rücktritt forderte. Die in solchen Situationen seit Alters am Bosporus übliche Neigung zu allgemeiner Verrätherei zeigte sich auf der Stelle in ihrer unheilvollen, zersetzenden Wirkung. Und als nun die massenhaften Lateiner in der Reichshauptstadt ihre Hilfe dem Alexios zur Verfügung stellten, hatte das nur die Wirkung, daß der beste General des Reiches, der bethörte alte Held Andronikos Kontostefanos, mit der zum Schutz der Stadt bestimmten Flotte zu Andronikos Komnenos überging. Nun schnellte die Schale der Erben Manuels jäh empor. Die Partei des „Befreiers" gewann sofort in Constantinopel das volle Uebergewicht; der Protosebastos Alexios wurde verhaftet, über den Sund nach dem Lager des Andronikos geführt, und hier nach dem Beschluß der mächtigsten Anhänger des „Befreiers" sofort geblendet. Die Vertreibung der letzten fremden Truppen, welche der Regentin noch anhingen, aus Byzanz leitete aber jetzt die Reihe der Greuelthaten ein, die ihren entsetzlichen Abschluß in der 22 Jahre später erfolgenden Zerstörung der halben Residenz durch die Lateiner finden sollten. Die griechischen Massen nämlich, unter welche das tückische Wort geschleudert war, der Protosebastos habe die herrliche Stadt seinen lateinischen Freunden zur Plünderung überlassen wollen, fielen mit aller Wuth, wie sie kirchlicher, nationaler, merkantiler und sozialer Haß seit Alters unter ihnen erzeugt hatte, über die Quartiere der Italiener her und verübten hier mit altbewährter grausamer Mordlust an Geistlichen, Mönchen, Weibern, Kindern und Greisen, ja selbst an den Kranken im Johanneshospital, die infamsten Schandthaten, denen natürlich umfassende Plünderungen und Brandlegungen zur Seite gingen. Es war dieses ungeheure Verbrechen, welches die unversöhnliche Feindschaft namentlich der Italiener gegen die mordbefleckten Rhomäer entzündet hat. Die Rache begann in der That auf der Stelle. Denn während die griechischen Banditen theils im Blute der Wehrlosen sich berauscht, theils sogar viele der dabei gefangenen als Sklaven an die Türken verschachert haben, eröffneten alle waffenfähigen Italiener, die auf ihren Schiffen entkommen waren, den Piratenkrieg und plünderten die Küsten bis nach Thessalonich hin, verbrannten Kirchen und Klöster, und verübten Bluthaten, wo sie nur konnten, bis drei Jahre später die Normannen die Arbeit der Rache in ihre eiserne Hand nahmen.

Andronikos konnte nun als leitender Staatsmann und Vormund des jungen Kaisers die Zügel der Regierung in seine Hände nehmen, und bald sollte die griechische hohe Beamtung und Aristokratie erkennen, welchen unverantwortlichen Mißgriff sie begangen, indem sie diesem entsetzlichen Menschen die höchste Gewalt in die Hand gespielt hatten. Sobald Andronikos nur

erst seine Machtstellung der Hauptsache nach als gesichert ansehen konnte, zeigte er, daß die Zeit des Unglücks und der Ruhe ihn nicht gebessert hatte. Aus dem graziösen Abenteurer mit seiner fascinirenden Liebenswürdigkeit und aus dem glatten Heuchler mit seinen frommen und patriotischen Phrasen wurde ein Bluthund, der von seinen alten Eigenschaften nur noch den schneidenden Witz und den schonungslosen Hohn behalten zu haben schien, und nun in wilden Thaten bösartiger und kleinlicher Rachsucht schwelgte, während grimmige Verachtung der Menschen immer furchtbarer sein Thun bestimmte. Der Grundton seiner inneren Politik wurde eine systematische Verfolgung Aller, die ihm bisher widerstrebt hatten, und derer, die ihm irgendwie gefährlich oder verdächtig erschienen. Verhaftungen, Blendungen, Hinrichtungen und Confiskationen waren an der Tagesordnung, und die höheren Klassen des Reiches merkten bald, daß Andronikos zugleich mehr und mehr dahin trieb, sich wesentlich auf die Massen zu stützen und die ihm altverhaßte Aristokratie womöglich zu entwurzeln. Der Widerstand, den in Asien der ausgezeichnete Statthalter von Philadelphia, Johannes Vatatzes Komnenos (S. 317) versuchte, erlosch, als der tapfere Feldherr plötzlich starb. Der Rücktritt des tapfern Patriarchen Theodosius, der dem Heuchler nie getraut hatte, machte es möglich, den geschmeidigen, völlig widerstandsunfähigen Basilios Kamateros an die Spitze der Kirche zu stellen. Mit Hilfe eines zu allen Freveln bereitwilligen Eunuchen räumte Andronikos (1183) den Cäsar Rainerio und dessen stolze Gemahlin Maria durch Gift aus dem Wege. Alexios II. wurde zwar in feierlichster Weise gekrönt; dann aber begannen die schändlichsten Intriguen gegen die bereits aus dem Schlosse verdrängte frühere Regentin Maria, die endlich auf Grund eines Briefwechsels mit ihrem Schwager, König Bela III. von Ungarn, des Hochverrathes angeklagt wurde.

Anfangs scheiterte der Versuch, Manuels Wittwe in rein frivoler Rachgier zu verderben, an der Tapferkeit, mit welcher die bestellten Richter dem Frevel widerstrebten. Als nun aber mehrere der schrecklich enttäuschten Großbeamten des Reiches, namentlich Andronikos Kontostefanos und Andronikos Angelos, denen der neue Regent seine ersten Erfolge hauptsächlich verdankte, sich wider ihn verschworen hatten und nach vorzeitiger Entdeckung theils, wie Angelos, zur Flucht genöthigt, theils wie Kontostefanos geblendet waren, da ließ der Regent durch ein fügsameres Gericht die unglückliche französische Maria als „Hochverrätherin“ simpel zum Tode verurtheilen. Als dann des Bluthunds edler Sohn erster Ehe, Manuel, das Urtheil, welches er vollstrecken sollte, laut für frevelhaftes Unrecht erklärte, mußte ein Gardeoffizier mit Hilfe des schon erwähnten Eunuchen die junge Fürstin kurz und bündig in Gestalt offenen Mordes aus dem Wege räumen.

Die Nachricht, daß gleich nachher die Söhne des entflohenen Angelos in Prusa und Nikäa gegen Andronikos Unruhen vorbereiteten, bestimmte letzteren, nunmehr durch seine Anhänger und Werkzeuge die Massen dahin bearbeiten zu lassen, daß sie laut auf die Erhebung des Regenten zum Mit-

kaiser drängten. Auch dieses vollzog sich natürlich ohne Schwierigkeit, und nach der vollzogenen Krönung (im Oktober 1183) ging der alte Verbrecher ganz sachgemäß weiter. Er ließ endlich im September 1184 den unglücklichen zweiten Alexios zum Tode verurtheilen und dann in der Nacht durch denselben Offizier, der die Regentin ermordet hatte, mit Hilfe zweier zuverlässiger Henker, (Stefan Hagiochristoforites, Vorsteher der Häscher, und Theodor Dadibrenos), mit der Sehne eines Bogens erdrosseln. Aber selbst die Byzantiner erstaunten, als nun der alte Fürst die eilfjährige französische Braut des jungen ermordeten Kaisers, Agnes, — deren Hand der edle Manuel ebenfalls abgewiesen hatte, — zu seiner Gemahlin erhob, ohne darum die Verbindung mit der Königin-Wittwe von Jerusalem etwa abzubrechen. Zur Sicherung seiner neuen Stellung erhob er dann auch den einen seiner Söhne erster Ehe, Johannes, zum Cäsar. Der treffliche (ältere) Manuel wurde, — was später zum Heile seiner Nachkommenschaft gedeihen sollte, — dieser Ehre nicht für würdig gehalten.

Soviel sich erkennen läßt, war der Kaiser Andronikos nun aber doch noch etwas mehr, als nur ein wüster Blutmensch. Seine Verwaltung zeigte wenigstens, daß er nicht bloß ein bedeutendes Regierungstalent besaß, sondern auch mit der Erkenntniß der Krebsschäden des damaligen Staatswesens den Willen verband, dieselben abzustellen, und durch verständige Maßregeln die materiellen Interessen und das Wohl der Bevölkerung zu fördern. Andronikos, der die Güter des durch ihn decimirten Adels in Massen einzog, war ein sparsamer Regent. Er beschränkte die Verschwendung des Hofes und den Aufwand bei lärmenden Festen; er war nicht ohne Erfolg bemüht, die Lasten des Volkes zu erleichtern und fiskalische Reformen einzuführen; das System des Aemter- und Stellenverkaufes wurde beseitigt. Und während er sich höchst achtbare Mühe gab, das durch die Komnenen mit Recht verurtheilte „Strandrecht", nämlich die auch bei den Rhomäern herkömmliche Barbarei, die Ladungen an ihren Küsten gescheiterter Schiffe zu plündern, nachdrücklich abzustellen, war es sein Bestreben, soweit nicht seine Leidenschaften (wie in Sachen der Kaiserin Maria) in Betracht kamen, für Besetzung der Richterstellen durch tüchtige und sittlich saubere Männer zu sorgen. Und mit einer bei den Rhomäern ganz unerhörten Strenge und Energie hinderte und strafte Andronikos ohne Ansehn der Person (und der Stellung selbst in seiner Umgebung) die beliebten Uebergriffe und Willkürlichkeiten der Beamten, und die Neigung der habsüchtigen und gewissenlosen Zoll- und Steuererheber zu Erpressungen auf Kosten des Volkes, während zur Entfernung der Versuchung die Beamten überall reichlich honorirt wurden. Dabei war der Kaiser auch für den geringsten Mann aus dem Volke zugänglich, und in der Regel bereit, den Klagen der Armen abzuhelfen oder doch durch Geschenke ihre nächste Noth zu lindern.

Bei längerer Herrschaft würde Andronikos durch dieses Verfahren namentlich in den Provinzen sich eine sichere Popularität geschaffen haben.

Nun aber wurde ihm die frivole und durch nichts zu rechtfertigende Ermordung des jungen Kaisers Alexios II. verderblich. Denn auf diesen Frevel antworteten namentlich die Asiaten durch Anschluß an die bereits in Bithynien begonnene Erhebung der Familie Angelos, und nur die mit List ins Werk gesetzte Verhaftung und Blendung eines der besten Heerführer des Reiches, des Andronikos Lapardas, der von der magyarischen Grenze nach Kleinasien geeilt war, zu Adramyttion, entzog den Insurgenten einen tüchtigen Beistand. Trotzdem wurde während des Winters auf 1185 der asiatische Aufstand so gefährlich, daß Andronikos, nachdem ein Theil der Donautruppen unter Alexios Branas bereits Lopadion wiedergewonnen hatte, im Frühjahr 1185 persönlich ins Feld rücken mußte. Es gelang ihm denn auch, Nikäa, welches durch Isaak Angelos, und Prusa, welches durch Theodor Angelos, Lachanas und Synesios vertheidigt wurde, wieder zu erobern. Beide Male rächte sich der Sieger durch Verübung ebenso zahlreicher wie raffinirter Grausamkeiten; nur Isaak Angelos persönlich wurde geschont, Theodor geblendet nach dem Lande der Türken verwiesen.

Inzwischen begann aber in sehr verschiedener Weise von zwei Seiten her die für das Reich hoch verderbliche Reaktion gegen das Schreckensregiment des Andronikos. Einerseits nämlich war ein gewisser Isaak Komnenos (der Sohn einer Tochter von Manuels Bruder Isaak, und von väterlicher Seite dem Hause Dukas entsprossen), der in der Gefangenschaft der kilikischen Armenier sich befunden hatte, durch den Kaiser autorisirt worden, aus den Einkünften der Insel Cypern eine große Summe zu erheben, die er den Armeniern als Lösegeld zahlen sollte. Das benutzte aber dieser Mensch, um sich zuerst als Statthalter auf der Insel festzusetzen und nach Anwerbung einer Armee sich vom Reiche loszureißen und (noch 1184) als selbständiger Kaiser zu pronunciren. Persönlich weit weniger begabt als Andronikos, und ein noch viel grausamerer Tyrann als selbst der schreckliche Selbstherrscher am Bosporus, ist dieser Isaak im Jahre 1191 der Rache des Königs Richard I. von England verfallen, und seine Insel, — die nun nicht wieder in die Hände der Rhomäer zurückkehrte, — wurde ein lateinischer Ritterstaat, der 1192—1489 in den Händen des Hauses Lusignan blieb. Damit also begann der klägliche historische Prozeß der Auflösung des griechischen Reiches.

Kaiser Andronikos hatte zunächst keine Flotte, um den cyprischen Usurpator wieder zu unterwerfen. Dann hinderte ihn der asiatische Krieg, und seit dem Sommer 1185 nahm ihn die Besorgniß vor einem neuen furchtbaren Normannenkriege ganz in Anspruch. Der Haß und die Rachsucht gegenüber den Rhomäern erfüllte begreiflicherweise seit 1182 ganz Italien; aber an ernsthaften Krieg dachte man nur in Palermo, am Hofe des Königs Wilhelm II., (1166—1189), wo man den grimmigen Haß des griechischen Adels gegen Andronikos kannte und wo nun die Erinnerungen an Guiskards Pläne wieder auflebten, als Alexios, einer der Enkel eines der Brüder des

Kaisers Manuel, vor den Verfolgungen des Kaisers nach Sicilien flüchtete und die Hilfe des Königs Wilhelm anrief. Im Juni 1185 erfuhr der Kaiser zu seinem Schrecken, daß 200 sicilische Kriegsschiffe unter den Befehlen des berühmten Seehelden Margaritone und des Prinzen Tancred, Wilhelms Neffen, gegen Dyrrhachion im Anzuge waren. Während die Truppen der Rhomäer unter dem Cäsar Johannes in Makedonien sich sammelten, kamen schnell heillose Unglücksnachrichten nach Byzantion. Vor der gewaltigen sicilischen Armee von 60—80,000 Mann, die bei Dyrrhachion landete, hielten die Griechen unter Johannes Branas im Felde nicht Stand. Und bei der Verstimmung der Dyrrhachiner gegen des Kaisers harten Schwiegersohn und Statthalter Romanos wurde es den Normannen unter den Grafen Aldoino und Richard von Acerra nicht schwer, die feste Stadt, die diesmal keine venetianische Hilfe fand, am 24. Juni mit Sturm zu nehmen. Nun theilten sich die sicilischen Streitkräfte. Das Landheer drang unaufhaltsam bis nach Thessalonike vor, und erschien am 6. August unter den Mauern der großen Hafenstadt. Am 15. August lief ihre Flotte in den Hafen ein. Zu allem Unglück zeigte sich der Commandant, David Komnenos, der Lage durchaus nicht gewachsen, und die Truppen des Cäsars Johannes waren noch in Philippopolis, und rückten nur langsam vor. In der Stadt selbst zeigten sich die Lateiner, die Juden und die Armenier durchaus unzuverlässig. Nur die aus dem Peloponnes zu Hilfe gerufenen Truppen, die georgische Besatzung, die Griechen mit Einschluß der Weiber, und die Mönche unter dem Erzbischof Eustathios schlugen sich mit großer Tapferkeit. Als aber die Avantgarde des Cäsars Johannes zurückgeschlagen war, nahmen die Normannen am Sonntag den 24. August die Unterstadt mit Sturm. Und nun verübten die Normannen in Thessalonike die ärgsten Schandthaten, die wieder die Griechen zu unversöhnlicher Feindschaft gegen die Lateiner treiben mußten. Umfassende Niedermetzelung der Einwohner und Entehrung der Frauen, wie auch rohe Plünderung war nichts Neues. Aber die viehische Roheit der Normannen gegen das Volk und die unsagbar infame Besudelung der griechischen Kirchen und aller Dinge, die den Griechen heilig waren, haben die Rhomäer den Lateinern niemals verziehen und vergessen. Erst als das Schlimmste vorüber war, vermochte der Erzbischof Eustathios durch seinen Einfluß bei dem Grafen Aldoino das Schicksal der Stadt erträglicher zu gestalten. Als nachher die sicilischen Heerführer mit zwei Drittheilen ihrer Armee ostwärts weiter vorrückten, und nach Gewinnung von Serrä und Amphipolis bis Mosynopolis vordrangen, stießen sie auf starken Widerstand. Aber es war nicht mehr der alte Andronikos, der den Kampf gegen die Lateiner bestehen sollte.

Die Stimmung in Constantinopel hatte sich während des Jahres 1185 allmählich sehr entschieden gegen den alten Bluthund gewendet. Andronikos hatte durch sein entsetzliches Wüthen allmählich alle Welt sich entfremdet. In seinem Zorne über den Abfall des cyprischen Isaak hatte er zwei von dessen Verwandten, die bisher zu seinen eigenen grausamsten Ge-

hilfen gehörten, am Himmelfahrtstage 1185 in dem Parke von Philopation zuerst steinigen, endlich spießen lassen. Seit dieser Zeit war unter einem Theile seiner Umgebung eine höchst bedenkliche Stimmung eingerissen, die nicht besser wurde, als auf Grund einer Verschwörung gegen sein Leben mehrere höhere Beamte unter schauderhaften Grausamkeiten, zu denen Kreuzigung und Verbrennung im Hippodrom gehörten, ihr Ende gefunden hatten. Aber auch das Volk, welches sonst an solchen gegen hohe Herren verübten Greueln seine Freude hatte, war mißgestimmt, weil der Kaiser in seiner nüchternen und strengen Art nicht in der bei den Massen beliebten Weise die öffentlichen Spiele förderte und durch seine Gegenwart ehrte. Und als erst die schrecklichen Nachrichten aus Thessalonike und Amphipolis die Residenz erreichten, ohne daß der Kaiser nachdrücklich rüstete, da schlug die Stimmung gegen ihn in höchst gefährlicher Weise um.

Zu seinem Verderben hatte Andronikos, der sich damals mit seiner kindlichen Gemahlin und seinen Maitressen in der Regel fern von der Residenz in dem Palast Meludion auf der Ostküste des Bosporus aufhielt, diesen unheilverkündenden Umschwung in der Stimmung der Massen nicht genügend beachtet. Er nahm auch keine Rücksicht darauf, daß die Erbitterung furchtbar sich steigerte, als Volk und Adel erfuhren, daß der Gedanke, die nun doch unverkennbare Aufregung durch Hinrichtung aller als verdächtig Eingezogenen zu dämpfen, nur vorläufig auf Grund tapferen Widerstandes des Prinzen Manuel zurückgestellt war. Da führte ein eigenmächtiger Streich des blutigen Schergen Hagiochristoforites unerwartet zu einer über alles Maß fürchterlichen Katastrophe. Astrologische Weissagungen hatten ihm und mehreren anderen Anhängern des Kaisers den neuerdings (S. 325) in Nikäa besiegten Isaak Angelos als besonders verdächtig erscheinen lassen. Andronikos, der gerade diesen Aristokraten für feige, kraftlos und unschädlich hielt, wollte ihn schonen. Nun aber griff der mordgewohnte Henker auf eigene Verantwortung zu und wollte am 11. September 1185 den Angelos verhaften. Da gab die Todesangst dem sonst unentschlossenen und wenig muthvollen Manne die wilde Energie der Verzweiflung. Als nämlich am Abend des 11. September der gefürchtete Agent des Kaisers mit einigen seiner Leute in den Hof des Palastes eindrang, den Angelos in der Nähe des Klosters Peribleptos an der die Stadt gegen die Propontis schützenden Ringmauer bewohnte: da bestieg Isaak ein Roß, warf sich mit gezogenem Schwerte auf die Feinde, schlug den Agenten nieder, überritt seine Begleiter und suchte dann in der Sofienkirche ein Asyl. Hier sammelten sich sofort immer dichtere Massen aufgeregter Männer aus allen Schichten der Einwohnerschaft um Isaak, und da zur Zeit Niemand da war, der der Bewegung Einhalt gethan hätte, so wurde am Morgen des 12. September 1185 Isaak Angelos als Kaiser proklamirt. Die gesammte Stadt bewaffnete sich, alle Gefangenen wurden befreit und ebenfalls bewaffnet, und endlich setzte sich Alles, den zur Theilnahme gezwungenen Patriarchen an der Spitze, in Marsch, um nun auch das Schloß in Besitz zu nehmen.

Andronikos war erst unmittelbar vor dieser letzten Wendung aus Meludion nach der Hofburg gekommen. Er mußte sofort erkennen, daß seine Sache verloren war. Die wenigen Truppen im Schlosse zeigten sich lau und unentschlossen gegenüber der elementaren Volkswuth. Die Versuche des Andronikos, sich irgendwie mit der Revolution zu verständigen, scheiterten; und als endlich die Masse das Thor Karea aufgebrochen hatte und in die innern Räume drang, blieb ihm nur übrig, in aller Eile nach Ablegung aller Insignien der kaiserlichen Würde und Aufsetzung eines russischen Hutes die Hofburg der vollständigen Plünderung zu überlassen und nach Meludion zurückzukehren. Während dann Isaak das Schloß besetzte, (um nach einiger Zeit seinen Sitz in dem Palast der Blachernen aufzuschlagen,) flüchtete Andronikos mit der jungen Kaiserin und mit seiner Lieblingsmaitresse und einigen Begleitern nach dem bithynischen Chele, um von hier aus über das schwarze Meer nach Rußland zu entweichen. Als aber widrige Winde ihn nach Chele zurücktrieben, fiel er in die Hände der von Isaak Angelos ausgeschickten Verfolger, die ihn nun gefesselt nach der Reichshauptstadt zurückbrachten. Die zahllosen Feinde, die er sich geschaffen hatte, lechzten wie hungrige Wölfe nach seinem Blute, und Isaak Angelos, auch seinerseits eine tief gemeine Natur, war nicht der Mann, ihm irgend welche Todesqual zu ersparen. Als Andronikos in Ketten aus seiner Haft vor den neuen Kaiser geführt worden war, erlaubte der letztere, daß in seiner Gegenwart dem alten Verbrecher alle erdenkliche Schmach und Mißhandlung angethan wurde. Dann ließ ihm Isaak die rechte Hand abhauen, ihn in seinen Kerker zurückführen, und nach einigen jämmerlichen Tagen ihm ein Auge ausstechen. Dann wurde Andronikos endlich auf ein Kameel gesetzt und durch die Straßen geführt, wo die Wuth des Adels, die Wildheit der griechischen Megären, der Hohn der Landsknechte, und die Henkerphantasie des seit Alters als grausam bewährten und durch die Henkerthaten des Andronikos selbst noch gründlicher geschulten Pöbels nun mehrere Stunden lang den halbtodten Mann in der denkbar scheußlichsten Weise zu Tode martern durfte. Zuletzt hing man ihn auf dem Hippodrom in der Nähe einer, Wölfin und Hyäne darstellenden Bildgruppe an zwei Säulen mit den Beinen auf, wo er endlich seinen Geist aufgab. Der harte Mann hatte aber doch seine Henker besiegt. Die schreckliche Marter konnte ihm keinen Schrei entlocken, nur die berühmten Worte hat er stets wiederholt: „Herr, erbarme dich meiner; warum zerbrecht ihr ein zerknicktes Rohr!" Die Leiche wurde nach einigen Tagen abgenommen, in ein Gewölbe der Rennbahn geworfen, endlich neben dem Kloster Ephoros beigesetzt.

Die Herrschaft des alten Geschlechtes der Komnenen war also in der denkbar entsetzlichsten Weise zu Ende gegangen. Die unter Blut und Gräueln eröffnete Regierung des Hauses Angelos sollte binnen erstaunlich kurzer

Zeit auch das alte Reich der Rhomäer in hoffnungsloses Verderben treiben. Die neue Dynastie, deren dermalige Repräsentanten hinter den Komnenen an Geist und Kraft unendlich weit zurückblieben, hing mit der Familie des großen Alexios I. nicht nur durch Heirathen in neuerer Zeit, sondern auch genealogisch nahe zusammen. Der Ahnherr dieser neuen Familie des hohen Reichsadels war ein Edelmann aus dem kleinasiatischen Philadelphia, Constantin Angelos, den Alexios I. mit seiner Tochter Theodora vermählt hatte. Der Enkel dieses Angelos war nun eben der neue Kaiser Isaak, der schnell genug den Rhomäern zeigte, daß er wahrlich nicht zum Retter des sinkenden Reiches von der Geschichte berufen war. Der neue Kaiser, der bei seiner Thronbesteigung etwa 30 Jahre zählte, besaß freilich die Bildung des hohen griechischen Adels und war auch den stolzen Traditionen des Komnenenhauses keineswegs fremd. Aber nur die alte Kunst ihrer Diplomatie, leider in ihrer häßlichsten Gestalt, wußte er zu handhaben, und von der stolzen Kraft und Ritterlichkeit seiner Vorgänger war auf diesen schwachen, mittelmäßig begabten und dabei doch hochmüthigen Menschen nichts übergegangen. Zunächst allerdings nach dem Austoben der Revolution war Alles froh, der furchtbaren Herrschaft des Andronikos entledigt zu sein, und noch froher, als es einem General des neuen Kaisers gelang, den furchtbaren Stoß der Normannen unschädlich zu machen, deren Geschwader bereits in den Gewässern von Constantinopel mit gewohnter Keckheit ihre Flagge entfalteten.

Kaiser Isaak war verständig genug, dem besten Offizier, den das Reich damals besaß, dem General Alexios Branas, den Oberbefehl über die zwischen der Residenz und dem Thal der Maritza vertheilten Heerhaufen zu übertragen. Und dieser verstand es vortrefflich, die Fehler der Normannen zu benutzen, die nicht nur durch ihre Ausschweifungen in Thessalonich demoralisirt und durch eine aus dem Genuß massenhafter Weintrauben entstandene Lagerseuche decimirt, sondern auch von sehr unzeitiger Verachtung der Wehrkraft des Reiches erfüllt waren. Ein rascher Vorstoß gegen die sorglosen Vorposten des Feindes bei Mosynopolis brachte ihm den ersten Sieg ein. Und am 7. November 1185 kam es in der Nähe von Amphipolis bei Demetritza zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher das Hauptheer der Normannen vollständig geschlagen, der Prätendent Alexios, die Grafen Aldoino und Acerra und 4000 Mann gefangen genommen wurden, welche letztere zum Theil griechische Dienste nahmen, zum Theil durch die gewissenlose Rachsucht Isaaks dem Hungertode preisgegeben worden sind. Der Rest des sicilischen Heeres wich in wilder Flucht nach Thessalonich zurück. Da auch diese Stadt nicht mehr zu halten war, so flüchteten die völlig entmuthigten Soldaten theils auf dem Landwege nach Dyrrhachion, theils auf die schnell aus der Propontis zurückgekehrte Flotte. Im Frühjahr 1186 befanden sich nur noch Dyrrhachion und die ionischen Inseln in sicilischen Händen und zwar als Lehen des Admirals Margaritone. Auch Dyrrhachion und (bis 1191) auch Korfu hat der letztere freiwillig wieder aufgegeben, und nur die Inseln

Kephallenia und Zakynthos (sammt den kleineren Eilanden) behauptet; es war dieses neben Cypern das zweite Stück des Reiches, welches nicht wieder in den Besitz der griechischen Kaiser zurückgekehrt ist.

Sehr unheilvolle Früchte dagegen entwickelten sich durch Isaaks Thorheit aus dem sonst glücklichen Versuch, auf einer anderen Stelle des Reiches drohenden Verlusten zu steuern. König Bela III. von Ungarn nämlich (S. 302) hatte die schlimmen Zustände des Reiches nach Manuels Tode zu seinem Vortheil benutzt. Als er (1183) vernahm, daß seine Schwägerin, die Kaiserin-Wittwe Maria, auf Andronikos' Befehl so schändlich ermordet worden war, schlug er los, eroberte das griechische Dalmatien, das er auch gegen die Venetianer zu behaupten wußte, und drang dann in Bulgarien bis Triaditsa vor. Der Tod des Andronikos machte es möglich, hier schnell zum Frieden zu kommen, den Isaak durch die Vermählung mit der erst zehnjährigen Tochter Belas, der Prinzessin Margaretha, besiegelte. Aber gerade diese Heirath sollte wider Erwarten den Anlaß zu einer schweren, für die Rhomäer lebensgefährlichen Katastrophe geben.

Für Kaiser Isaak ist neben andern schlimmen Eigenschaften namentlich das charakteristisch gewesen, daß er seine fürstliche Stellung ganz wesentlich nur als eine bequeme Handhabe zu Amüsements jeder Art betrachtete und mit Vorliebe nur dem repräsentirenden Theile der kaiserlichen Aufgabe sich widmete. Isaak liebte trotz seiner Bigotterie ein üppiges und lustiges Hofleben, zeigte sich gern öffentlich in prachtvollen Staatskleidern, und war von einer wahren Bauwuth erfüllt, die sich leider viel weniger in der Anlage von Hospitälern und ähnlichen milden Stiftungen, als in der Errichtung ganz unnützer neuer Prunkbauten in Constantinopel austobte. Darunter mußten nun die Provinzen schwer leiden. Es war nicht das Schlimmste, daß Isaak nach Art altrömischer Machthaber verschiedene Theile des Reiches, namentlich Griechenland, altberühmter, namentlich kirchlicher Kunstwerke, besonders der Mosaiks und der Gemälde beraubte, um damit die Residenz neu zu schmücken. Wie er aber Alles, was unter Kaiser Manuel im Staatswesen mangelhaft gewesen war, ungehemmt wieder weiterwuchern und die nützlichen Einrichtungen des Andronikos eingehen ließ, so verbrauchte er ganz ungeheure Geldmassen. Und wie Isaak auf der einen Seite wieder anfing, die Reichsmünze zu verschlechtern, so steigerte er auf der andern die Last der Steuern zu einer bis dahin unbekannten Höhe. Da er natürlich auch der Unverschämtheit der fiskalischen und der übrigen Reichsbeamten wieder freien Lauf ließ, so brach jetzt für die Rhomäer ein jammervolles Zeitalter an, welches den Namen des Hauses Angelos in ihrer Geschichte für immer mit Schmach und Schande bedeckt erscheinen läßt. Vor Allem wurde die Stimmung groß gezogen, unter welcher selbst die alten Völker des Reiches gegen eine Zertrümmerung desselben und gegen Auflösung in selbständige Staaten, sei es selbst unter fremder Herrschaft, nicht mehr viel einzuwenden hatten.

Und doch war Kaiser Isaak schon 1186 durch eine schreckliche Ka-

tastrophe gewarnt worden. Als nämlich die Verbindung mit der jungen magyarischen Königstochter Margaretha gefeiert wurde, erhob der Hof zur Bestreitung der Kosten eine außerordentliche Steuer. Dadurch wurde ganz besonders in wilde Wuth versetzt die allzeit leicht erregbare Bauern- und Hirtenbevölkerung von Donau-Bulgarien, welcher die kaiserlichen Beamten ihre Rinder- und Lämmerheerden wegtrieben. Namentlich zu Anchialos und am Balkan war die Erbitterung ungeheuer, und so schien es einigen kühnen Männern um so eher möglich, einen erfolgreichen Aufstand zu versuchen, als einerseits die seit der Zeit des ersten Komnenen in den Vordergrund tretende kraftvolle wlachische Bevölkerung immer zahlreicher geworden war und zu den Bulgaren hielt, anderseits aber auf die Hilfe des großen serbischen Häuptlings Stefan I. Nemanja zu rechnen war[1]), der seit 1183 bei Gelegenheit des Einbruchs der Magyaren sich wieder thatsächlich unabhängig gemacht hatte und nach Ausdehnung seiner Hoheit über die übrigen Zupane seines Volkes und eines Theiles von Bosnien sich auf Kosten der Rhomäer immer weiter ausbreitete. Die Führer der neuen bulgarisch-wlachischen Erhebung waren drei Brüder edler Abkunft in Ternovo (Tirnowa), die als Nachkommen der alten Schischmaniden galten, Asên, Peter und Johannes, jetzt aber sowohl durch die Noth ihres Volkes, wie durch persönliche Beleidigungen von Seiten der Rhomäer sich zur Empörung gestachelt fühlten. Sie eröffneten den Aufstand mit großer Schlauheit. Bei einer von ihnen gegründeten Kirche des heil. Demetrios zu Ternovo riefen sie die Bulgaren und Wlachen zur Freiheit, und warfen zugleich durch ihre Agenten das perfide Wort unter die Massen, der heilige Demetrios habe seit der Schändung seiner Kirchen in Thessalonich durch die Normannen die Griechen aufgegeben und sich zu den treuen Wlachen, seinen alten Verehrern gewendet, und werde den Freiheitskampf unterstützen. Im Nu fiel alles Volk des offenen Berg- und Hügellandes zwischen den Balkanschluchten und der Donau den Brüdern zu, Peter wurde als „Czar der Bulgaren und Griechen" ausgerufen (1186) und sofort in Ternovo ein freies geistliches Haupt der bulgarischen Kirche eingesetzt.

Gar so schnell freilich kamen die Insurgenten, die den Krieg mit abscheulicher Grausamkeit führten, nicht vorwärts. Ein Angriff der Bulgaren auf das feste Preslav scheiterte, und bei dem Einbruch in Thrakien wurden dieselben von den Rhomäern so derb geschlagen, daß die Führer es vorziehen mußten, über die Donau zu den Kumanen zu flüchten. Auch als 1187 die serbischen Haufen die Griechen durch Angriffe auf das nördliche Makedonien und Albanien beschäftigten, und Asên ein kumanisches Hilfsheer über die Donau und den Balkan führte, brachte des Kaisers Oheim, der Sebastokrator Johannes, den Insurgenten eine gewaltige Niederlage bei. Als aber der mißtrauische und beschränkte Isaak seinen kriegerischen Oheim durch den un-

1) Er stammte, zu Ribnitza in der Zeta geboren, von Bela Urosch, 1120—1130 Zupan zu Rassa, wo nunmehr das früher zu Desniza, 1043—1159 zu Dukla befindliche, Centrum der Serben sich befand.

fähigen Kantakuzenos ersetzt und dieser den Kürzeren im Kampfe gezogen hatte, wurde der Held Alexios Branas an die Spitze der Rhomäer gestellt. Mit gewaltigen Schlägen warf dieser die Bulgaren, Wlachen und Kumanen nieder, ließ dann aber plötzlich von diesen ab und ließ sich; — ohnehin vermählt mit einer Nichte des Kaisers Manuel, — zu Adrianopel als Gegenkaiser ausrufen, während seine Anhänger sich der Flotte bemächtigten. Es schien wirklich, als sollte noch zu rechter Zeit wieder durch einen tüchtigen Mann der unheilvollen Herrschaft dieses Angelos, der sich „als Repräsentant der göttlichen Allmacht, dem zu thun Alles erlaubt sei", feiern ließ, ein wohlverdientes Ende gemacht werden. Leider aber fand Kaiser Isaak eine völlig unverdiente Hilfe von Seiten eines jungen ausgezeichneten italienischen Ritters aus dem Hause der Markgrafen von Montferrat. Der alte Markgraf Wilhelm (VI.) II. „der Alte" hatte von Julitta von Oesterreich (einer Stiefschwester des Staufers Konrad III.) vier Söhne. Rainerio (S. 323) war in Constantinopel umgekommen, aber der älteste Sohn Wilhelm III. hatte nach Amalrichs von Jerusalem Tode (1173) sich zu Ende d. J. 1176 nach dem schwer bedrohten Palästina begeben, um als Gemahl der Prinzessin Sibylle deren jungem Bruder, Amalrichs Sohn Balduin IV. (1173—1184) kräftig zur Seite zu stehen. Leider war er nach wenigen Monaten gestorben. Als aber der gefürchtete Held Saladin von Aegypten 1187 sich zu vernichtendem Schlage gegen Guido von Lusignan, der als zweiter Gemahl Sibyllens König von Jerusalem geworden war, anschickte, stand außer anderen auch der alte Markgraf Wilhelm II. ihm gegenüber, der 1183 nach Palästina gezogen war. Auch dessen heldenmüthiger Sohn Konrad hatte später die Reise nach der Levante angetreten, so daß die Herrschaft über Montferrat damals in den Händen des letzten Bruders, des ausgezeichneten Bonifacio II. blieb. Markgraf Konrad nun war in Constantinopel angelangt, hatte sich hier einige Zeit aufgehalten und sofort mit Isaaks schöner Schwester Theodora vermählt und den Titel eines Cäsars erhalten. Dieser kühne Held rettete jetzt seinen kläglichen Schwager. Mit seinen italienischen Rittern, mit einem Warangenbataillon, und mit einer Anzahl rhomäischer, türkischer und georgischer Krieger rückte er gegen Alexios Branas aus und hatte das unheilvolle Glück, bei dem ersten Zusammentreffen den griechischen Feldherrn im Zweikampfe zu erlegen, worauf die Gegner Isaaks natürlich sofort auseinanderstoben.

Da inzwischen in Constantinopel die Schreckenskunde eintraf, daß Saladin in der Mordschlacht von Hattin am 5. Juli 1187 die syrischen Christen vernichtend geschlagen, Konrads Vater gefangen genommen, und dann zu neuen schrecklichen Schlägen ausgeholt hatte, so eilte Konrad, der ohnehin mit Isaak zerfallen war, nach Tyrus und zu neuen Heldenthaten, denen erst der Dolch eines Assassinen (28. April 1192) ein Ziel steckte. Kaiser Isaak war 1188 glücklich genug, die Gemahlin des bulgarischen „Czaren" gefangen nehmen und dadurch die Bulgaren zum Abschluß eines Waffenstillstandes nöthigen zu können.

Unmittelbar nachher aber wurde die byzantinische Politik wieder auf

das stärkste in Anspruch genommen durch den neuen gewaltigen, diesmal vortrefflich geleiteten Kreuzzug, den jetzt der große deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa zur Wiedergewinnung des Reiches von Jerusalem nach der Levante zu führen sich entschlossen hatte. Das gab zu höchst seltsamen politischen Combinationen Veranlassung. Wohl hatte Kaiser Friedrich im Dezember 1188 in Nürnberg mit einer griechischen Gesandtschaft in freundschaftlicher Weise zweckmäßige Verabredungen über den friedlichen Durchmarsch durch das Reich der Rhomäer getroffen, und dann zur Ueberwachung der Griechen eine Gesandtschaft (einen Bischof, mehrere Grafen und hundert Ritter) nach Constantinopel vorausgeschickt. Inzwischen war doch das Mißtrauen des griechischen Hofes gegen die Absichten der Abendländer seit 1182 so gewaltig, daß — während Kilidsch-Arslan von Ikonion aus Furcht vor Saladin auf Seite Friedrichs stand, Isaak im Frühjahr 1189, als eben die Deutschen, 80,000 Mann Kern-



Bracteat mit dem Reiterbildniß von Friedrich Barbarossa.

truppen, der griechischen Grenze sich näherten, ein förmliches Bündniß mit Saladin schloß, in welchem er den Moslemen eine Moschee in Constantinopel einräumte und dem Marsch der Kreuzfahrer alle möglichen Hindernisse zu bereiten versprach.

Wäre nun Kaiser Friedrich ein Mann von dem Schlage Robert Guiskards, und nicht fest entschlossen gewesen, den Krieg gegen Saladin nicht aus den Augen zu verlieren, so hätte dieser hochbedenkliche Schachzug Isaaks, der in seiner albernen Ueberhebung noch dazu dem stolzen Staufer nur den Titel eines „Großfürsten von Deutschland" zugestehen wollte, den Rhomäern höchst gefährlich werden können. Friedrich aber, der bei seiner Ankunft in Philippopel (26. August 1189) durch armenische Kaufleute ausreichend über die heillose innere Lage des Reiches unterrichtet wurde, und nur zuzugreifen brauchte, um auf der Stelle die ihm angetragene Allianz der Serben und Bulgaren zu erhalten, beschränkte sich darauf, sich der unverhohlenen, aber nicht einmal durch militärische Kraft und Energie genügend unterstützten Feind-

seligkeiten der Rhomäer schneidig zu erwehren, und nach einem siegreichen Gefecht bei Philippopel sich für den Winter in dem inneren Thrakien mit dem Hauptquartier bei Adrianopel wie in einem eroberten Lande festzusetzen. Energischer militärischer und diplomatischer Druck auf Kaiser Isaak von Seiten der Deutschen erzielte endlich zu Anfang Februar 1190 den Abschluß eines Vertrages, der diesen endlich (22. bis 28. März 1190) den ungehinderten Uebergang über den Hellespont bei Kallipolis (Gallipoli) ermöglichte. Nur daß seit dieser Zeit im Abendlande der Gedanke immer tiefer Wurzel schlug, daß ein großer Krieg zwischen Franken und Griechen ganz unausbleiblich sei. Nur daß auch jetzt noch die Griechen fortfuhren, den Deutschen hinterrücks auf dem Marsche über Philadelphia nach dem Seldschukenlande alle möglichen Hindernisse zu bereiten. Und doch sollte gerade die deutsche Kraft den Griechen damals recht nützlich werden.

Die Schwäche des Reiches seit Andronikos' Tode und die Noth, welche der neue bulgarische Krieg den Rhomäern bereitete, war von den Seldschuken nicht unbenutzt geblieben. Kilidsch-Arslan hatte namentlich das Thema „Thrakesion" arg ausrauben und nur durch Zahlung eines jährlichen Tributes sich zum Frieden bestimmen lassen; was jedoch die Seldschuken gar nicht abhielt, unter Umständen Prätendenten gegen Isaak ihre Unterstützung zu leihen. Als aber 1190 Kaiser Friedrich Barbarossa ihr Gebiet betrat, fand er, daß sein Freund Kilidsch-Arslan II. († 1193) der Herrschaft entsagt und sein Reich unter seine zehn Söhne vertheilt hatte, von denen damals Kutbeddin in Ikonion herrschte. Dieser aber hatte sich wieder der Sache aller Moslemen zugewandt, eine Tochter Saladins geheirathet, und sofort den Krieg gegen die Deutschen eröffnet. Diese nun schlugen mit furchtbarer Kraft zu, trieben die Seldschuken überall siegreich auseinander, eroberten am 7. Mai Philomelion, und haben bekanntlich am 18. Mai 1190 die seldschukische Hauptmacht vor Ikonion aufs Haupt geschlagen und die türkische Residenz mit Sturm genommen. Der Kreuzzug selbst freilich fiel auseinander, als nachher am 10. Juni Held Barbarossa in dem kilikischen Flusse Salef bei Seleukia ertrank. Das erregte auch in Byzanz großen Schrecken. Denn nun folgte auf Friedrich I. sein kühner, von ausgreifenden Eroberungsplänen erfüllter Sohn Heinrich VI., der noch dazu seit 1184 mit der Erbin des sicilischen Normannenreiches, Prinzessin Constanze, verlobt, und seit 1189, wo König Wilhelm II. starb, nun auch Erbe, wie Apuliens und Siciliens, so der griechenfeindlichen Pläne des Hauses Hauteville geworden war. Dagegen sah man sich in Byzanz allerdings durch den deutschen Sieg bei Ikonion und durch die stete Uneinigkeit unter Kilidsch-Arslans Söhnen vorläufig auf dieser Seite außer dringender Gefahr.

So gehässig die Stellung Isaaks zu den Deutschen gewesen war, so klug ist er doch gewesen, sich mit den italienischen Kaufleuten wieder auszusöhnen und nach Möglichkeit den fortglühenden Groll über die Blutscenen des Jahres 1182 zu beschwichtigen. Die schwierige Lage des Reiches

und der Umstand, daß der Admiral Margaritone im Jahre 1186 eine starke griechische Flotte, die Cypern hatte zurückerobern sollen, in Verbindung mit dem damals mit Sicilien verbündeten cyprischen (S. 325) Usurpator zerstört, dadurch den Corsaren im ägäischen Meere völlig freie Fahrt geschaffen hatte, bestimmte Isaak, zuerst im Februar 1187 mit Venedig sich wieder zu vertragen. Der Kaiser bestätigte der Republik der Lagunen alle seit 1082 von seinen Vorgängern verliehenen Rechte, volle Handelsfreiheit im ganzen Reiche, und den Besitz eines Quartiers in der Residenz. (1189 erhielt der Vertrag noch einige Ergänzungen.) Zugleich wurde mit Venedig ein förmliches Bündniß geschlossen, welches die Republik unter bestimmten Umständen zu starker Flottenhilfe verpflichtete, und dem Kaiser das Recht gab, im Nothfall auch die im Bereich des Propontis und der Seestraßen (damals namentlich von den Italienern nach einer Kirche am Bosporus zusammen „St. Georgs-Arm" genannt) und bis Adrianopel, Abydos, Pegä (Bigha) in Mysien und Philadelphia ansässigen Venetianer mit ihren Schiffen zu Hilfe zu rufen. Zur Vertretung der Rechte Venedigs weilte fortan ein Prokurator als Haupt ihrer Colonie in Constantinopel. Auch mit den Pisanern wurde 1192 und mit den Genuesen 1193 auf Grund erneuter Bestätigung ihrer alten Privilegien wieder Frieden geschlossen.

Unheilbar blieb dafür die Wunde, welche der bulgarisch-wlachische Aufstand damals dem Reiche schlug. Wahrscheinlich schon 1190 erlitt Isaak persönlich bei dem thrakischen Beröa eine schwere Niederlage, in Folge deren die Bulgaren nun auch Städte wie Varna, Anchialos, Nisch, Triaditsa, theils erobern, theils vorübergehend heimsuchen und plündern konnten. Noch gelang es im Jahre 1193, die Bulgaren hinter die Ruinen von Triaditsa zurückzudrängen und die Serben, die Skopje geplündert hatten, an der Morawa aufs Haupt zu schlagen, und zum Frieden zu nöthigen. Aber schon 1194 drangen die Bulgaren, Wlachen und Kumanen wieder tief in Thrakien ein und schlugen den Kaiser empfindlich bei Arkadiopolis (jetzt Tschatal-Borgas). Es war das um so unangenehmer, als gerade jetzt der stolze Staufer Heinrich VI., der endlich des Widerstandes der normännischen Nationalpartei Meister, also Herr von Sicilien geworden war, und die in Palermo als Wittwe des jungen Roger (Tankreds Sohn, S. 326) angetroffene reizende Irene, Isaaks Angelos eigene Tochter, zur Gewinnung politischer Rechte auf das griechische Reich als Braut für seinen Bruder Philipp (der sie zu Pfingsten 1197 wirklich heirathete) zurückbehalten hatte, ein Hilfsgesuch um Ueberlassung deutscher Krieger zwar erfüllte, aber daran unter harter Anklage der byzantinischen Politik seit Manuel den Anspruch knüpfte, daß er als römischer Kaiser Tribut, Heeresfolge bei einem Kreuzzuge, und als Erbe Wilhelms II. das griechische Land von Dyrrhachion bis Thessalonich erhalte!

In seiner damaligen Lage antwortete Isaak ausweichend. Die Verhandlungen aber sollte er nicht zu Ende führen. Noch einmal freilich hatte er mächtig gegen die Bulgaren gerüstet, auch mit König Bela von Ungarn,

der ihn schon 1194 unterstützte, eine durch die über Widdin operirenden Magyaren zu sekundirende, große Operation gegen die Insurgenten verabredet. Da geschah es, daß sein leiblicher, ihm hoch zu Dank verpflichteter, älterer Bruder Alexios, der von wilder Herrschsucht erfüllt war, die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes, des Adels, der Kirche und der Truppen gegen das elende Regiment Isaaks benutzte, um die Krone an sich zu reißen. Isaak war im März 1195 mit der Armee nach dem Thale der Maritza ausgerückt; das Lager stand zu Kypsela. Da benutzte Alexios die Abwesenheit seines Bruders auf einer Jagdpartie, um sich mit Hilfe einer Anzahl vornehmer Männer, die ihn damals noch für besser zur Herrschaft befähigt hielten, sich des kaiserlichen Zeltes zu bemächtigen und unter Zustimmung der Armee als Kaiser proklamiren zu lassen, 10. April 1195. Isaak wurde auf der Flucht in Makri (Stageiros) eingeholt und geblendet, und dann mit seinem damals zwölfjährigen Sohne Alexios (aus einer ersten Ehe) in Constantinopel als Staatsgefangener in dem unter dem Namen des Diplokionion bekannten Palast eingesperrt.

Der glückliche Verbrecher nahm als Kaiser den Namen Alexios III. an und schmückte sich mit dem stolzen Eponym „Komnenos", um so gleichsam in aller Form von der mit Recht gering geachteten Familie Angelos sich loszusagen. Leider nur besaß auch er nichts von der Kraft und Größe des alten edlen Hauses von Kastamona. Dieser dritte Alexios war vielmehr seinem Bruder Isaak hauptsächlich nur in äußerlichen Dingen überlegen. Eine stattliche und würdevolle Erscheinung, immerhin besser begabt und erzogen als Isaak, besaß er eine fesselnde Liebenswürdigkeit, die längere Zeit Viele mit seinen Schwächen versöhnt hat. Ein scharfer Beurtheiler unter seinen griechischen Zeitgenossen rühmt ihm nach, daß er als Kaiser leicht zugänglich gewesen sei, Widerspruch ertragen, und mit Ausnahme des an Isaak verübten Verbrechens keinerlei Gewaltthat verübt, keine Blendungen und Verstümmlungen befohlen habe. Dagegen ließ seine Staatsleitung mehr als zu viel vermissen. Die an Isaak verübte Frevelthat, die ihn weit mehr noch im Abendlande als bei den Rhomäern zu einem Gegenstand tiefen Abscheus gemacht hat, nagte doch andauernd an seinem Gewissen. Und er fand nicht die Kraft, sie durch tüchtige Regierung einigermaßen zu sühnen. Nur zu bald erkannten die Männer, die ihm zum Purpur verholfen hatten, daß dieser „Pseudo-Komnene" mindestens ebenso schlaff und sorglos war, wie sein Vorgänger, und daß er weder als Feldherr noch als Staatsmann der schwierigen Zeitlage irgendwie gewachsen sich zeigte. Die Völker aber des Reiches fanden, daß der Wechsel in der Herrschaft die wüste, gedankenlose und leichtsinnige Verschwendung des Hofes durchaus nicht zum Stillstand gebracht hatte. Vielmehr nahm der Verfall der Wehrkraft des Reiches, die Raubgier der Statthalter und der Finanzbeamten, und nun auch die Erlahmung der zusammenhaltenden Kräfte des Reiches in gefahrdrohender Weise täglich zu. Unglücklicherweise wurden auch die Talente der schönen und reich-

begabten Kaiserin Euphrosyne Dukäna, welche bei ihrem starken Einfluß auf Alexios die Mängel ihres Gatten sonst wohl zu ergänzen vermocht hätte, durch ihr excentrisches theatralisches Wesen und ihre Thorheiten für das Reich nutzlos. Diese stolze, kühne und überaus ehrgeizige Tochter des Hauses Kamateros war allerdings der Führung der Geschäfte recht wohl gewachsen und säumte auch nicht, in allen Staatsfragen ihren Einfluß zur Geltung zu bringen, wobei ihr, wie es heißt, eine fascinirende Liebenswürdigkeit sehr zu Statten kam. Leider aber zählten wirkliche Hoheit der Seele und eine wahrhaft fürstliche Auffassung ihres Berufes nicht zu den Eigenschaften der schönen Kaiserin. Egoistisch, eitel und prunksüchtig wie sie war, half ihr grenzenloser Luxus zu wachsender Verwirrung der Finanzen erfolgreich mitwirken; und diese kühne und elegante Reiterin und Jägerin hielt leider auch unter Umständen so wenig auf ihre weibliche Ehre, daß einmal selbst der schlaffe Alexios wüthend dazwischen schlug, einen ihrer Liebhaber tödten, die Schuldige aber nach einem Kloster am Bosporus abführen ließ. Nur daß er sie dann doch nicht entbehren konnte und schon nach sechsmonatlicher Clausur wieder an den Hof berief.





Kupfermünze des Juluk-Arslan, Fürsten von Diarbekr, vom Jahre 1193, dem Todesjahre Saladins.

Auf der Vorderseite vier Klageweiber, die Saladins Tod beweinen. Auf der Rückseite nur Schrift; in der Mitte steht der Name des Chalifen: „der Imam Ennasir-liddin, Fürst der Gläubigen". Am Rande der Name des Prägeherrn und das Datum: „das Schwert der Religion, der König von Diarbekr Juluk-Arslan, Sohn des Il Gazi, Sohnes des Ortok. Im Jahre 589". Das Jahr 589 der Flucht entspricht dem Jahre 1193.

Während unter so schlaffem Regiment des Hauses Angelos bei wachsender Zuchtlosigkeit namentlich der Großen des Reiches alle Verhältnisse im Inneren täglich morscher sich gestalteten, zeigte sich die Reichspolitik auch nach Außen hin immer kraftloser. Die gewaltige Gefahr freilich, die von den Hohenstaufen her drohte, zog ohne des Alexios Verdienst unerwartet schnell vorüber. Wir wissen, welche schweren Forderungen (S. 335) Kaiser Heinrich VI. an Isaak Angelos gestellt hatte. Der Sturz dieses letzteren Kaisers, nicht minder der Tod des großen Saladin (am 3. März 1193) und die Schwächung des Hauses Ejjub durch die Theilung seines Reiches und den 1194 anhebenden Zwiespalt unter seinen Erben (17 Söhne und ein Bruder) schienen für einen neuen deutschen Kreuzzug, der an dem Reiche der Rhomäer nach Heinrichs Absicht nicht ebenso relativ harmlos wie der des alten

Barbarossa vorübergehen sollte, sehr günstige Aussichten zu bieten. Nach Regulirung der deutschen Geschäfte begab sich Heinrich im Herbst 1196 nach Italien, und zu Weihnachten dieses Jahres erschienen seine Botschafter in Constantinopel und zwangen dem erschreckten Alexios durch ihr barsches Auftreten die Genehmigung aller Forderungen ab, welche der stolze Kaiser des Westens an ihn stellte. Nur der auf 50 Centenarien Goldes bemessene jährliche Tribut wurde nachher durch die diplomatische Gewandtheit des griechischen Gesandten Eumathios Philokales auf 16 Centenarien ermäßigt. Trotzdem war die Lage der Griechen eine sehr gefährdete, wenn es doch noch zu einem Conflikt mit dem Staufer kam. Denn auf Bundesgenossen konnte Alexios damals durchaus nicht mehr zählen. Ganz abgesehen von der Gegnerschaft der Wlachen und Bulgaren, so war Genua zur Zeit durch inneren Zwist und durch unglücklichen Krieg mit Pisa tief erniedrigt. Die Pisaner standen seit 1190 ganz auf deutscher Seite. Was aber Venedig anging, so war hier bereits der Mann am Ruder, den die Geschichte zum Zerstörer des alten Reiches der Constantiner ausersehen hatte. Seit dem 1. Januar 1193 stand der jetzt 84jährige Enrico Dandolo an der Spitze der Republik der Lagunen; der größte Staatsmann seiner Vaterstadt, und trotz seines Alters und seiner halben Blindheit noch immer voller Rüstigkeit, ein energischer Soldat und ausgezeichneter Admiral, der sich sofort durch tüchtige auswärtige Politik und treffliche Regierung das volle Zutrauen seiner Mitbürger erwarb. Glückliche Kämpfe der venetianischen Flotte mit der pisanischen im Jahre 1196, denen erst der auf Heinrichs VI. Betrieb geschlossene Friede von Rialto (1. September) ein Ende machte, hatten auch dem stolzen Staufer so sehr imponirt, daß dieser am 6. Juni 1197 der Republik in höchst gewinnender Form alle Privilegien bestätigte, welche dieselbe seinen Vorgängern verdankte. Inzwischen hatte Kaiser Alexios III. gerade den Venetianern gegenüber erhebliche politische Fehler gemacht. Im Gegensatze zu der klugen italienischen Politik seines Bruders hatte sich der Usurpator, der nur für Pisa persönliche Sympathien nährte, wieder in einer kühlen und ablehnenden Haltung gegenüber den Venetianern gefallen und noch im Frühling d. J. 1196 nach einem großen Siege der Venetianer über die Pisaner im St. Georgssund bei Abydos eine Zeit lang gezaudert, jenen die bisher von Isaak gewährten Privilegien zu bestätigen. Was Wunder, wenn hernach gerade Dandolo seinerseits Anstand nahm, dem Usurpator die Zusage einer vertragsmäßigen Unterstützung (S. 335) gegen die Staufer zu geben. Bei so gespannter Lage der Dinge begreift sich die wilde Freude der Rhomäer, als endlich tief im Herbst die große Botschaft nach Constantinopel gelangte, daß der furchtbare Deutsche, dessen Hauptarmee von Italien her zu Wasser bereits (tief im September 1197) in Akkon in Palästina eingetroffen war, am 28. September desselben Jahres, erst 32 Jahre alt, in Messina das Ziel seines Lebens erreicht hatte. Ganz besonders vergnügt aber war man in Constantinopel darüber, daß noch kein Goldstück des schweren

deutschen Tributes, — den Alexios III. bei der wüthenden Erbitterung des Volkes wegen der Aussicht auf eine neue außerordentliche Steuer, beziehentlich „freiwillige Zwangsanleihe“ zu solchem Zwecke (das Alemanikon genannt) mühsam durch Plünderung der Gräber und Denkmäler früherer Kaiser sammelte, — in deutsche Hände gelangt war.

Alexios III., der sich damals nicht träumen ließ, daß trotz Heinrichs Ableben nichtsdestoweniger ein Kreuzzug für ihn und für sein Reich verhängnißvoll werden sollte, vermochte aber mit seinen Mitteln nach keiner Richtung mehr das Ansehen und die Interessen seiner Rhomäer wirksam zu schützen. Er mußte es stillschweigend mit ansehen, daß die Flotten der italienischen Seemächte ihre Fehden in seinen Gewässern ausfochten. Hatten doch der Groß-Admiral Michael Stryphnos, der Gemahl einer Schwester der Kaiserin, und der Viceadmiral Giovanni Stirione, ein Calabrese, früher ein gefürchteter Corsar, in wirklich naiver Unverschämtheit mit den Vorräthen des großen Arsenals der kaiserlichen Marine einen schwunghaften Handel zum Vortheil ihrer Privatkasse eröffnet, und schrieb doch die erbitterte öffentliche Meinung dem Kaiser persönlich die schmachvollste Mitschuld zu bei Piratenstreichen, deren sich kaiserliche Seeoffiziere schuldig machten, während die Gewässer des Reiches von fremden Corsaren wimmelten.

Unter solchen Umständen, bei solcher Desorganisation am Hofe und in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes spielte natürlich das Reich in Asien gegenüber den Seldschuken, in Europa gegenüber den Wlachen und Bulgaren eine überaus elende Rolle. Zum Glück für das griechische Reich war damals die Kraft der kleinasiatischen Seldschuken durch die Auflösung des Reiches von Ikonion in zahlreiche, von den vielen Söhnen des zweiten Kilidsch-Arslan beherrschte Theilfürstenthümer und durch deren Zwistigkeiten wesentlich geschwächt. Trotzdem vermochte Alexios III. auch mit der schwächeren Kraft einzelner dieser Emirs nicht fertig zu werden. Der Emir Moëddin (Mohieddin) von Angora (Ankyra), der bald nach Isaaks Sturze in Paphlagonien eingefallen war, konnte nach achtzehnmonatlicher Kriegführung nur durch reiche Geschenke an Geld und kostbaren Seidenstoffen aus Theben, und durch die Zusage eines jährlichen Tributs i. J. 1197 zur Einstellung der Feindseligkeiten bestimmt werden. Die Fehde dagegen, welche aus sehr geringfügigen Anlässen i. J. 1198 zwischen Alexios und dem seit 1193 regierenden Sultan Gajaseddin Kaikhosru I. von Ikonion sich entzündete, hatte schlimmere Folgen, als nur eine flüchtige türkische Verheerung des phrygischen Mäanderthales. Der kluge Sultan nämlich siedelte zahlreiche griechische Gefangene unter so günstigen Bedingungen in Philomelion an, daß die asiatischen Rhomäer, durch den sinnlosen Steuerdruck des Hauses Angelos erschöpft und erbittert, anfingen in Massen ihre Heimath zu verlassen und unter die jetzt im Vergleich zu früher viel erträglicher gewordene Herrschaft der Seldschuken zu treten. Als nachher aber des Sultans Bruder, der Emir Rokneddin von Tokat, i. J. 1200 den Sultan vertrieben und die

22*

Rhomäer zur Zahlung eines Tributs gezwungen hatte, war Alexios wenigstens klug genug, dem flüchtigen Kaikhosru in Constantinopel höchst gütige Aufnahme zu gewähren, seine persönliche Freundschaft zu gewinnen, und ihn nach Rokneddins Tode (1203) in Stand zu setzen, seiner alten Herrschaft sich wieder zu bemächtigen.

Viel bösartigere Feinde der Rhomäer als die Seldschuken waren dagegen damals die Wlachen und Bulgaren; und auf dieser Seite nahmen die Schwierigkeiten des Reiches, bei dessen innerer Auflösung die bulgarischen Machthaber andauernd die Hand im Spiele hatten, unablässig zu. Alexios III. hatte im Jahre 1195 den durch seinen Bruder Isaak vorbereiteten großen Feldzug (S. 336) gegen diese Feinde nicht fortgesetzt, dadurch aber dem kühnen bulgarischen Czaren Asen (S. 331), der nur unter unmöglichen Bedingungen Frieden schließen wollte, die Chancen in die Hand gegeben, mit einem bulgarischen und kumanischen Heere siegreich bis in die Gegend von Serrä und Amphipolis vorzudringen. Da geschah es, daß der mächtige bulgarische Häuptling Ivanko, der selbst nach der Herrschaft über die Bulgaren trachtete, im J. 1196 in einer Nacht den Czaren Asên bei einem leidenschaftlichen Streite im Schloß zu Ternovo niederhieb, und nun als Czar auftrat. Aber vor den Angriffen des zur Rache aus seinen Besitzungen bei Preslav und Provaton anrückenden Peter, Asens Bruder (S. 332), vermochte Ivanko sich nicht zu behaupten. Er rettete sich zu den Rhomäern, deren Hilfe er erbeten hatte, zunächst zu den Truppen des (Protostrators oder) Marschalls Manuel Kamytzes (Neffen des Alexios III.), und Peter ergriff in Ternovo die Zügel der Regierung. Und als auch dieser nach Jahresfrist durch Mörderhand fiel, gewann der gefährlichste Feind, den die Griechen seit dem schrecklichen Krum gehabt haben, die Herrschaft. Es war der jüngste der drei Schischmaniden, Johannes oder Johanischa, (auch Kalojan und Johannitzes genannt), der seit 1188 (S. 332) als Geisel in Constantinopel gelebt, durch Kaiser Isaak die Stellung als Oberaufseher der kaiserlichen Gestüte erhalten, neuerdings aber die Flucht nach Bulgarien ergriffen hatte. Dieser neue Czar der Bulgaren war ein tapferer und geschickter Soldat und schlauer Politiker, der ebensowohl die Bogomilen zu gewinnen, wie die Wege nach Rom zu finden verstand. Aber die Rhomäer wie die Lateiner lernten ihn auch als einen Bluthund von der scheußlichsten Sorte kennen, der vor keiner Grausamkeit zurückschreckte. Ein Todfeind der Griechen, hatte sich Kalojan es zur Lebensaufgabe gemacht, als „Rhomäerschlächter" die furchtbaren Thaten des zweiten Basilios an dessen Epigonen zu rächen. Daher schloß er sich immer inniger an die mordlustigen Kumanen an, heirathete die Tochter eines ihrer Häuptlinge, und zog immer größere Haufen dieses Volkes heran zur Mitwirkung bei seinen Bluttaten, Räubereien und Mordbrennereien, mit denen er nunmehr mit schrecklicher Rastlosigkeit Thrakien und Makedonien heimsuchte, während er, der „frömmste Czar der Bulgaren", zugleich mit Vorliebe die Reliquien griechischer Heiligen stahl und nach seiner Residenz entführte.

Die soldatische Kraft der Rhomäer allein war nicht mehr stark genug, um unter einem Alexios III. diesem Menschen erfolgreich widerstehen zu können. Jene Bulgaren aber, die mit ihnen gegen Kalojan fochten, waren oft nur sehr zweideutige und gefährliche Helfer. Ivanko, (nunmehr Alexios geheißen,) der jetzt reiche Geschenke und die Hand einer kaiserlichen Prinzessin, Theodora, erhalten hatte, hütete allerdings 1197 bis 1200 mit seiner Gefolgschaft von Philippopolis aus nicht ohne Erfolg das westliche Balkangebiet. Dagegen fiel ein naher Verwandter des Kalojan, der Fürst Dobromir Strêz oder Stregan, von den Griechen Chryses oder Chrisos genannt, der bisher den Rhomäern treu geblieben war und das Grenzkommando zu Strumitza geführt hatte, 1199 mit serbischer Hilfe vom Reiche ab und bot in seiner unüberwindlichen Stellung zu (Prosêk) Prosakon in den Hochlandschaften des oberen und mittleren Vardar allen Angriffen des Kaisers Alexios III. Trotz. Da in derselben Zeit Czar Kalojan trotz aller Anstrengungen des Generals Theodor Branas, — eines der namhaftesten griechischen Barone dieser Zeit, der auch die französische Prinzessin Agnes, die jungfräuliche Wittwe der beiden letzten Komnenen (S. 324) zur Frau genommen hatte, erobernd bis Tzurulon vordrang, so mußte der armselige Alexios sich mit Strêz vertragen. Es geschah in einer für die Sündenwirthschaft dieser zusammensinkenden Gesellschaft frappant charakteristischen Weise. Nicht nur behielt Pan Strêz das von ihm behauptete Gebiet als Lehen, sondern gewann auch die Hand einer vornehmen griechischen Dame, der Tochter des Marschalls Kamytzes. Daran aber nahm die Politik dieser Tage keinen Anstoß, daß der Pan schon eine Frau hatte, und daß auch seine neue Braut erst von einem ersten Gatten geschieden werden mußte. Die griechischen Damen der höchsten Gesellschaft gingen eben in dieser Zeit in ähnlicher Weise von Hand zu Hand, wie einst die Töchter des römischen Adels in den letzten Jahrzehnten der Republik und unter den Juliern und Claudiern.

Das Vorbild des Pan Strêz lockte gleich nachher den Prinzen Ivanko zur Nachahmung. Er erklärte sich in Philippopolis für unabhängig, bot dem Czaren Kalojan die Hand, nahm den Marschall Kamytzes nach einem glücklichen Gefecht gefangen, und lieferte ihn an Kalojan aus. Dann drang er in das Nestosthal ein, zog die gräcisirten Slawen von Mosynopolis bis Xantheia, vom Gebirge Pangäon bis Abdera an sich, und verübte wilde Thaten in dem Smolenischen Thema (in der Rhodope). Diesmal war es nur tückische Arglist, oder vielmehr brutaler Eidbruch, mit dessen Hilfe Kaiser Alexios III. die neue Empörung zu dämpfen und den nach dem Bosporus gelockten Ivanko (1200) unschädlich zu machen vermochte. Gegen Kalojan blieben des Kaisers Waffen unwirksam. Dieser Machthaber war ungehindert bis zur Rhodope vorgedrungen, und erstürmte nachher am 24. März 1201 das durch die dort wohnenden Abendländer tapfer vertheidigte Varna; die Gefangenen ließ der bulgarische Mörder lebendig begraben. Und schon war ein neuer Aufstand im Gange. Umsonst hatte Kamytzes den kaiserlichen

Oheim beschworen, ihn aus der bulgarischen Haft zu lösen; der Kaiser in seiner ewigen Geldnoth hatte seines Neffen Güter bei Laodikeia okkupirt und scheute die Herausgabe. Da endlich zahlte der Pan Strez für seinen Schwiegervater zwei Centner Goldes als Lösegeld, und Kamytzes wurde nach Prosakon entlassen. Als nun aber der Kaiser sich weigerte, dieses Geld zu ersetzen, griffen Strez und Kamytzes vereint zu den Waffen. Ihre Truppen überschwemmten Pelagonia (im westlichen Makedonien), besetzten die Stadt Prilep, und drangen tief in Thessalien vor, während gleichzeitig Spyridonakes, der neue Stratege des Smolenischen Themas, sich empörte. Diesmal aber trugen es die Waffen und die Diplomatie des Hofes davon. Der „Despotes" (Fürst) Alexios Paläologos, der seit dem 23. Februar 1200 mit des Kaisers Tochter Irene vermählt war, warf die Smolenische Empörung nieder. Und während Kamytzes in Thessalien keine Fortschritte zu machen vermochte, ließ sich Strez durch die ihm angebotene Hand der Prinzessin Theodora, die bisher Ivankos Frau gewesen war, bestimmen, mit Alexios seinen Frieden zu machen, den Kamytzes fallen zu lassen, und sich auf Prosakon zu beschränken.

Alexios III. glaubte aufathmen zu können, als auch der Zar Kalojan, der sich seit 1200 theils durch die Magyaren unmittelbar bedroht, theils seine kumanischen Verbündeten durch die Angriffe des russischen Großfürsten Roman von Halitsch auf die Moldau stark gefährdet sah, i. J. 1201 ebenfalls zum Frieden entschloß. Freilich war das Reich der Rhomäer dadurch schwer geschädigt. Denn nunmehr gebot der blutige Bulgare von Belgrad bis zur unteren Maritza und bis Agathopolis am Pontus; und vom Delta der Donau bis zum oberen Vardar. Belgrad, Branitschewo und Nisch, wie auch Skopje und Velbuzd mit ihren Bisthümern gehörten zu seinem Reiche.

Wäre nur der schimpfliche Frieden für die Rhomäer etwas mehr gewesen, als eine flüchtige Waffenruhe! Wären nur die Elemente der Zersetzung nicht unaufhörlich weiter thätig gewesen! So aber mußte die Lage des Reiches, wie sie zwanzig Jahre nach Manuel Komnenos' Tode sich darstellte, als wahrhaft entsetzlich gelten. Nicht davon zu reden, daß neben den großen Empörungen, deren wir gedacht, noch mehrere andere minder bedeutende, namentlich in Asien, die Ruhe des Reiches und den ohnehin schon stark im Sinken begriffenen Wohlstand der Einwohner erschütterten: so geben uns alle Berichte aus dieser Zeit nur Kunde von den furchtbaren Wirkungen unaufhörlicher fiskalischer Raubwirthschaft, auch in so friedlichen Provinzen, wie namentlich Griechenland, wo namentlich Athen tief heruntergekommen war; und weiter von der immer stärker hervortretenden Neigung der großen Barone oder „Archonten" des Reiches, auf Kosten der Reichseinheit möglichst selbständig sich zu stellen. Die Besitzungen vieler großer Adelsfamilien waren parallel mit den Gütern verschiedener Glieder des Kaiserhauses zu wahren Latifundien nach der schlimmen Art des ausgehenden weströmischen Reiches angeschwollen. Die Güter der Prinzessin Irene in Epirus, der

Kaiserin Euphrosyne im südlichen Thessalien, die Besitzungen der Familien Branas und Kantakuzenos im Norden, der Petraliphas in Aetolien, der Melissenos in Phokis und Messenien, der Chamaretos in Lakonien glichen kleinen Provinzen. Und während in verschiedenen, namentlich altgriechischen Städten die großen Familien der städtischen, der municipalen „Geschlechter“ oder „Archonten“ sich ganz nach italienischer Art unter einander befehdeten, war der Feudalismus oder das Lehnswesen nach fränkischer Art immer fühlbarer in das Reich eingedrungen und förderte, vom Hofe aus unbesonnen genug begünstigt, thatsächlich die partikularistische Zersetzung des Reiches. Auf der einen Seite nämlich hatte man nicht mehr die Kraft, dem Streben ehrgeiziger Statthalter entlegener Provinzen ernstlich zu wehren, die nach Erblichkeit ihrer Stellung in ihren Familien drängten. So besonders in Trapezunt, wo selbst die Komnenen Mühe gehabt hatten, dieser Richtung mit Erfolg zu begegnen. Auf der andern Seite duldete man namentlich unter den Angelos die ausgreifende Politik großer provinzieller Machthaber, die doch nur auf die Ausbildung von Staaten im Staate abzielen konnte; für Griechenland hat vor allen die Familie Sguros zu Nauplion im Peloponnes damals eine unheilvolle Bedeutung gewonnen. In aller Form endlich scheint unter den Angelos die Praxis des Lehnswesens nach fränkischer Weise auf der Insel Kreta Eingang gefunden zu haben.

Allen solchen heillosen Verhältnissen gegenüber stand nun der unselige Usurpator Alexios III., der aus dem gesammten alten Arsenal byzantinischer Macht nur noch über seinen Schatz, über die immer weniger durch Kraft, Nachdruck und große Ziele geadelte List, und über einige alte gute diplomatische Traditionen verfügte. Während er aber durch die Gicht geplagt wurde und sich wiederholt durch schweres Leiden gelähmt fand, ohne daß darum doch der ausgezeichnetste seiner Schwiegersöhne, der junge treffliche Großdomestikos Theodor Laskaris (seit dem 23. Februar 1200 mit Prinzessin Anna vermählt,) seine reiche Kraft zum Vortheil des Reiches hätte entfalten dürfen, nahmen die Beziehungen zu dem Abendlande allmählich eine höchst bedrohliche Gestalt an. Alexios, der mit Unbehagen gesehen hatte, daß der bulgarische Czar Asan sich die Gunst der Ragusaner durch Gestattung vollkommen freien Verkehrs in seinem Lande zu sichern wußte, hatte nur auf einem Punkte der slawischen Welt für einige Zeit nützliche Anknüpfungen gehabt, indem er (vgl. S. 307) sich zu der serbischen Dynastie der Nemanjiden auf guten Fuß stellte. Seine schöne, üppige Tochter Eudokia wurde (S. 335) bei Gelegenheit des Friedensschlusses zwischen Kaiser Isaak und den Serben die zweite Gemahlin des Königs Stefan I. Als dieser (S. 307) sich 1195 auf den Athos als Mönch zurückzog, machte sein Sohn Stefan II., durch ihre Schönheit bezaubert, die jugendliche Stiefmutter zu seiner Gemahlin. Nach mehreren Jahren aber kam es zwischen Eudokia und ihrem Gemahl, der der schönen Griechin ehebrecherische Neigungen vorwarf, zu tödtlicher Verfeindung; sie wurde in rohester Weise verstoßen, und nur die

Hilfe ihres Schwagers, des Herzogs Volkan (Vlk) von Chulm, machte es der völlig mittellosen Fürstin möglich, über Dyrrhachion nach Constantinopel zurückzukehren. Freilich war die serbische Allianz auch so schon für die Rhomäer werthlos geworden. Des magyarischen Königs Bela III. Sohn und Nachfolger nämlich, König Emerich (1196—1204), stellte um den Ausgang des zwölften Jahrhunderts die ältere Uebermacht der Magyaren über die Serben wieder her, vertrieb den König Stefan II. und setzte dessen Bruder Volkan als seinen Vasallen ein. Freilich war nun die Macht des Königs von Ungarn auch für den scheußlichen bulgarischen Kalojan höchst gefährlich, daher für die Rhomäer an sich sehr schätzenswerth. Aber Alexios III. persönlich hatte von Emerich für sich nichts Gutes zu erwarten; denn dessen Sympathien gehörten nur seiner Schwester Margaretha, des blinden Isaak Gattin, die jetzt zu einer der schönsten und anmuthigsten Frauen dieser Zeit erblüht war.

Die Schwäche der hohenstaufischen Macht nach Heinrichs VI. Tode mochte Alexios III. immerhin als für sich sehr erwünscht ansehen; und gegen eventuelle Ansprüche seiner Nichte Irene (S. 335), des deutschen Königs Philipp Gemahlin, hoffte er längere Zeit seinen Neffen Alexios, Isaaks Sohn (S. 336), den er zu solchem Zwecke klüglich schonte, ausspielen zu können. Bald aber sollte er zu seinem Schrecken erkennen, daß gerade jetzt gegenüber der sinkenden Kraft und Leistungsfähigkeit der Rhomäer die anscheinend unerschöpfliche Jugendfülle der romanischen und germanischen Nationen immer neue Schaaren rüstiger Helden in die Arena trieb, — und was für die Rhomäer noch viel schlimmer war, daß Italien jetzt zwei Männer besaß, die in der Kunst der Diplomatie selbst die uralte Hochschule am Bosporus unendlich weit übertrafen. Neben dem alten Dandolo von Venedig nämlich, der zum tiefen Unbehagen der Rhomäer noch immer nicht sterben wollte, war seit dem 8. Januar 1198 in dem Kardinal Lothar, Grafen von Segni, ein kühner, genialer Staatsmann mit der päbstlichen Tiara geschmückt worden, der als Innocenz III. die alte Weltmacht der Römer in den Formen der damals modernen Theokratie wieder zur harten Wahrheit zu machen bemüht schien. Alexios III., der recht wohl wußte, was bei der jetzigen Lage der Dinge ein neuer großer Kreuzzug für die Rhomäer zu bedeuten hatte, sah nur mit tiefem Unbehagen, daß der neue Kirchenfürst sofort wieder die mächtigen Mittel der römischen Kirche in Bewegung setzte, um die Welt des Westens für einen neuen großen Eroberungszug nach der Levante zu entflammen. Noch fataler aber berührte den Kaiser, der einstweilen der Aufforderung des Pabstes, gegen die Ungläubigen zu rüsten und ein Conzil zu Verhandlungen über die Herstellung der „Einheit" der „Kirche" zu beschicken, auswich, (aber doch seit Ende 1199 einen ständigen Gesandten des Pabstes in Constantinopel residiren ließ,) die Beobachtung, daß man in Rom jetzt mit ganz andrer Klugheit und Energie, als einst im neunten Jahrhundert, die intimen Beziehungen zu pflegen gedachte, zu welchen der bulgarische Czar die Hand bot.

Kalojan nämlich hatte im Sinne seiner unversöhnlichen Feindschaft gegen die Griechen von Anfang an den Versuch gemacht, einen Rückhalt gegen die Byzantiner an Rom zu gewinnen, und hier seine blutige Krone gleichsam legitimiren zu lassen. Dank der Wachsamkeit der griechischen Kommandanten an der Adria wurde es jedoch den bulgarischen Botschaftern unmöglich, nach Italien zu gelangen. Inzwischen hatte doch der Pabst von den Absichten des Bulgaren gehört; und da es in Rom höchst zweckmäßig erschien, durch die Allianz mit Kalojan die Schismatiker vom Balkan her matt zu setzen, so schickte der Pabst den Erzpriester Domenico aus Brindisi i. J. 1199 nach Ternovo, und forderte den Czaren brieflich auf, seine Ergebenheit an den heiligen Stuhl durch Thaten zu bekräftigen. Nun brachte der Bischof Blasius von Branitschewo Briefe des Czaren und des Erzbischofs Vasil von Ternovo nach Rom. Ersterer begehrte die Uebersendung der Krone; der letztere betheuerte gleich dem Czaren, daß er nichts sehnlicher wünsche, als sich von den schismatischen Griechen zu trennen und die bulgarische Kirche der päbstlichen zu unterwerfen; ein Kardinal möge nach Bulgarien kommen, um Joanischa zu krönen und die kirchliche Union zu vollziehen. Der darauf hin von Innocenz III. zu näherer Prüfung aller Verhältnisse in Bulgarien abgeordnete Kapellan Johann de Casemario erreichte erst tief im Jahre 1202 die bulgarische Residenz. Nun aber wurde Erzbischof Vasil am 8. Septbr. 1202 mit dem Pallium bekleidet, zugleich auch die demselben untergeordneten Metropoliten von Velbuzd und Preslav geweiht. Der päbstliche Legat erhielt ein Chrysobull des Czaren, der dadurch sein Land „für alle Zeiten" unter die kirchliche Hoheit des Pabstes stellte. Doch bat der Czar, als der Legat in Begleitung des Bischofs Blasius nach Rom zurückkehrte, daß die Kirche von Ternovo ihren Oberhirten selbst wählen dürfe, der nur von Rom aus zu bestätigen sein würde. Damit verband er reiche Geschenke und die doppelte Bitte, einmal zwischen ihm und den Magyaren zu vermitteln, andrerseits ihm einen Kardinal mit Krone, Scepter und Privileg zu schicken. Unter solchen Umständen bedachte Innocenz III. sich nicht weiter, im Frühjahr 1203 den Kardinal-Priester Leo von Santa Croce mit dem Diadem für Joanischa nach Ternovo zu senden, und den Erzbischof Vasil als bulgarischen Primas zu bestätigen, der gleich seinen Nachfolgern die späteren bulgarischen Czaren krönen sollte. Als aber Leo auf seiner Reise durch Ungarn die Burg Kubin bei Pantschevo an der Donau erreicht hatte, wurde er auf Befehl des Königs Emerich festgehalten und erst nach längeren Verhandlungen auf päbstliche Einsprache wieder freigegeben.

Am 7. November 1203 weihte Leo den Erzbischof Vasil in Ternovo zum Primas, — wie die Bulgaren es auslegten, zum Patriarchen von Bulgarien; ihm waren außer den schon genannten zwei Metropoliten noch die Bischöfe von Widdin, Branitschewo, Nisch und Skopje untergeordnet. Am 8. November krönte dann der Kardinal den bulgarischen Machthaber, wie der Pabst es wollte, zum König; der pfiffige Kalojan hörte jedoch

darum nicht auf, sich als Czar zu bezeichnen, was nach der hochmüthigen Auffassung dieses Mannes und seiner Anhänger mit Kaiser oder Imperator gleichbedeutend war. Außer dem königlichen Diadem erhielt Kalojan von Innocenz ein Scepter, und eine Fahne mit St. Peters Bilde, wie auch das Recht, Münzen mit seinem Bildniß zu prägen. Da die Unterwerfung Serbiens durch den magyarischen König Emerich auch auf der bulgarischen Westseite der päbstlichen Macht die Pforten geöffnet hatte, so glaubte man jetzt in Rom, der neuen Stellung auf der Balkanhalbinsel vollkommen sicher zu sein. Thatsächlich standen die Dinge jedoch anders. Kalojan war und blieb innerlich ein ganz roher Barbar, der nur seinen Vortheil bei dieser Verbindung gesucht hatte. Die Rücksicht auf das Abendland ließ er fallen, sobald er nur erst erkannt hatte, daß auch die stolze Ritterschaft des Westens durch Kumanen und Bulgaren ebensogut besiegt werden konnte, wie früher die Rhomäer. Das aber sollte bald genug geschehen; denn parallel mit den römisch-bulgarischen Unterhandlungen vollzog sich die Einleitung zu der furchtbaren Katastrophe, die im Laufe d. J. 1204 das Reich der Rhomäer für immer zu Grunde richten sollte.

Der Gedanke, das Reich der Griechen endlich über den Haufen zu werfen, lag bei den Völkern des Westens damals so zu sagen in der Luft. Der kirchliche Haß gegen die Schismatiker, der derb weltliche Haß gegen die „verrätherischen hinterlistigen" Griechen war in Folge immer zahlreicherer unangenehmer Berührungen, wie wir wissen, seit dem ersten Kreuzzuge und ganz besonders während der letzten zwanzig Jahre nach des Kaisers Manuel Tode im Abendlande immer intensiver geworden. Die Gewaltthat, die Alexios III. einst gegen seinen Bruder verübt hatte, rechtfertigte in den Augen vieler Abendländer jeden Angriff auf seine Macht. Mancherlei für die Griechen schreckliche, für die Franken hoffnungsreiche Prophezeiungen waren im Umlaufe, die den nahen Fall der stolzen Kaiserstadt am Bosporus verkündigten. Auch kühlere Staatsmänner und Soldaten dieser Zeit waren Angesichts der unter Alexios III. herrschenden Zerrüttung des Reiches der Ansicht des alten Admirals Margaritone (S. 330), der die Eroberung von Constantinopel für keineswegs unmöglich hielt; mochte man nun in der Zertrümmerung des Reiches der Schismatiker eine Vorarbeit für die bessere Bekämpfung der Türken sehen, oder als derber Realpolitiker, wie Enrico Dandolo, auf Kosten der Rhomäer die neue Größe seines Landes zu begründen hoffen.

Sicher ist es, daß der unheilvolle Stoß gegen Constantinopel von Venedig aus geleitet wurde. Trotz der letzten Verstimmung zwischen Alexios III. und der Republik (S. 338) im J. 1196/97 und trotz des Gefühles der Sicherheit, welchem sich die Rhomäer nach Heinrichs VI. Tode hingaben, hatten Dandolos Botschafter Ottaviano Quirini und Peter Michieli am 27. September 1198 noch einmal mit Alexios III. einen Vertrag abgeschlossen. Bei der zähen Erbitterung des Kaisers gegen den deutschen Hof

hatten die Venetianer allerdings ihre Weigerung fallen lassen, ihm auch gegen die Deutschen Hilfe zu leisten. Dagegen setzten sie die Erfüllung ihrer Wünsche durch die Drohung durch, daß Venedig sonst sich der Sache des verhafteten Prinzen Alexios, des Sohnes Isaaks, annehmen werde. So wurde also das Bündniß von 1187 (S. 335) zwischen Venedig und Constantinopel noch einmal erneuert. Und im November desselben Jahres unterzeichnete Alexios III. das Chrysobull, welches nach einer langen Aufzählung sämmtlicher Theile seines Reiches, in denen die Venetianer freien Handel treiben durften, alle Rechte bestätigte, welche die letzteren jemals im griechischen Reiche besessen hatten. Außerdem überließ Alexios fortan die Entscheidung in Civilprozessen zwischen Griechen und Venetianern dem in Constantinopel verweilenden ständigen Bevollmächtigten der Republik, dem für bestimmte Zeit ernannten regelmäßigen Repräsentanten der Mutterstadt und ihrer Staatshoheit in der Colonie, mit seinen Unterrichtern (dessen gewöhnlicher Amtstitel wohl Vicecomes oder Consul war), und stellte das Interesse der Venetianer in allen Geldsachen sicher. Endlich verpflichtete er sich zur Zahlung der Entschädigungssumme, welche die Republik seit Manuels und Isaaks Zusagen noch zu fordern hatte. Die statistische Partie dieser Urkunde hat Dandolo sechs Jahre später bei der Dismembrirung des griechischen Reiches als Unterlage benutzen können! Sonst hatte der neue Vertrag durchaus nicht die Herstellung wirklich guter Verhältnisse zwischen beiden Mächten zur Folge.

Abgesehen nämlich von immer wiederkehrenden Zollplackereien, so fühlte Venedig sich verstimmt durch die offenkundige Bevorzugung der Pisaner von Seiten des Kaisers. Diese hatten sich allerdings um ihn in einer genuesischen Fehde wohl verdient gemacht. Die Genuesen, die bei ihrem Kriege mit Pisa von Alexios III. die Bestätigung ihrer alten Rechte nicht erlangten, waren, ohnehin als gewaltthätig und rachgierig verrufen, zu gefährlichen Corsaren geworden. Vor Allem führte der Kaufmann Gaffore, einst in Byzantion durch den Admiral Stryphnos persönlich verletzt, von Adramyttion in Mysien aus i. J. 1197 mit einer ganzen Piratenflotte im ägäischen Meere und im Hellespont einen höchst lästigen Raubkrieg gegen die Rhomäer. Da der Viceadmiral Stirione seiner nicht Meister werden konnte, so lähmte der Kaiser die Energie des Corsaren durch kolossale, aber nicht ehrlich gemeinte Versprechungen. Inzwischen sammelte Stirione unter furchtbaren Erpressungen in Griechenland, namentlich in Attika, neue Kriegsmittel, und vereinigte sich mit einer starken pisanischen Flotte, mit deren Hilfe Gaffore endlich 1198 bei Sestos überfallen und vernichtet wurde. Nur vier seiner Schiffe entkamen unter seinem kriegerischen Schwager Leo Vetrano nach dem ionischen Meere. Für diese Hilfeleistung forderten die Pisaner nun ihren Lohn, und ihre 1199 in Constantinopel auftretenden Gesandten erlangten, so scheint es, ohne besondere Mühe bei Alexios die Gewährung ihrer Wünsche: Abgabenfreiheit für ihre Immobilien im Reiche, Zollfreiheit für ihre durchgehenden Waaren,

Abrundung ihres Quartiers in Constantinopel, und Restitution ihrer Quartiere und Kirchen in Thessalonich und Halmyros.

Dagegen dauerten die Verdrießlichkeiten mit Genua fort. Jener Vetrano setzte sich 1199 in dem Schloß auf dem korfiotischen Cap Palavio fest und plünderte die Küsten des westlichen und südlichen Peloponnes. Darauf hin, wie schon einmal zu Gaffores Zeit, veranlaßte Alexios III. erhebliche Repressalien gegen die am Bosporus sich aufhaltenden Genuesen, und führte zugleich in Genua selbst Beschwerde, nicht aber, ohne der ligurischen Republik gleichzeitig die Erneuerung ihrer früheren Rechte anzubieten. Aber erst im Mai 1201 ging Ottobono della Croce als genuesischer Botschafter nach dem Chrysokeras, um mit Alexios über die Forderungen der Republik sich zu benehmen. Wie weit er dabei glücklich war, ist nicht vollständig bekannt. Doch wissen wir, daß am 13. Oktober 1202 eine beträchtliche Erweiterung des Genueserquartiers in Constantinopel zugestanden worden ist. Vetrano auf Korfu wurde von seinen Landsleuten aufgegeben; doch ist er erst 1206 von den Venetianern besiegt und als Räuber aufgeknüpft worden.

So hatten die Italiener endlich einen sehr beträchtlichen Theil der langen südlichen Uferseite des Chrysokeras mit einer Anzahl von Kirchen und Klöstern für sich erobert, wo sie zum Aerger der Griechen viele der besten Stellen inne hatten, und auf der ganzen Uferstrecke von Sindan-Kapussi bis in die Nähe der j. Serailspitze dominirten. Jede „Nation" vermiethete ihre steinernen, von kleineren hölzernen umgebenen, Landungstreppen oder Skalen, und in den nach byzantinischer Sitte mit Arkaden vor den Häusern versehenen Straßen (Emboloi) die Häuser, Buden, Werkstätten, Grundstücke, die ihr Gebiet umfaßte, fast durchweg an Kaufleute und Handwerker aus ihrer Mitte. Das Quartier der Venetianer lag im Centrum des Verkehrs am „Perama", nämlich an dem Theile des Strandes, von wo aus man nach Galata überzusetzen pflegte, und dehnte sich von dem Thore desselben, jetzt Balik-Basar-Kapussi oder Fischmarktsthor, westwärts bis zu dem Thore in der Nähe des Palastes des Drongarios (d. i. der Admiralität), j. vielleicht Sindan-Kapussi (Kerkerthor). Oestlich von ihnen hatten die Amalfitaner ein kleines, und weiter die Pisaner ein größeres Quartier; die letzteren namentlich in der Richtung nach der j. Serailspitze in der Nähe des j. Bagdsche-Kapussi oder Gartenthores. Noch weiter östlich in dem Bezirk Koparion, von dem Kloster Apologotheton und dem Bagdsche-Kapussi bis Jali-Köschk, und landeinwärts bis gegen S. Sophia, siedelten die Genuesen.

Die Nachgiebigkeit gegen die Genuesen stand im Zusammenhang mit der neuen Verfeindung des Kaisers mit Venedig, die nunmehr eines der entscheidenden Motive abgeben sollte zu der schauerlichen Katastrophe des griechischen Reiches. Zunächst hatte Alexios nicht daran gedacht, die versprochenen Entschädigungsgelder nach Rialto zu zahlen. Dann aber war es auch i. J. 1200, in Folge der Aufhetzungen der Griechen, in Constantinopel zu Gewaltthätigkeiten der Pisaner gegen die Venetianer gekommen. Der kühne

Doge Dandolo war jetzt, als eine letzte Gesandtschaft nach Constantinopel in die Hände der feindlichen Bürger von Zara gefallen war, entschlossen, nicht weiter mit Alexios III. zu verhandeln, sondern die nächste Gelegenheit zu benutzen, um mit Waffengewalt auf Kosten der Rhomäer, deren Machtsystem immer heilloser zusammenzusinken schien, die Interessen der Lagunenrepublik im griechischen Orient sicher zu stellen.

Die Ereignisse aber, welche ihm die Mittel zu solchem Werke in großartigster Gestalt gewähren sollten, bereiteten sich eben damals ohne sein Zuthun vor. Pabst Innocenz III. war (S. 344) seit 1198 unablässig thätig gewesen, um die Völker des Abendlandes zu einem neuen Kreuzzuge in Bewegung zu bringen. Auch mit Venedig war darüber eifrig verhandelt worden. Inzwischen hatte die Thätigkeit des Pabstes, seiner Legaten, und der geistlichen Kreuzprediger im Hinblick auf die vielen Mißerfolge der letzten Jahrzehnte in Asien und auf die zahlreichen politischen Gegensätze aller Art im Abendlande, nur langsamen Erfolg; zuletzt kam doch nur eine Rüstung von mäßiger Ausdehnung zu Stande. Ein sehr erheblicher Theil von nordfranzösischen und belgischen Rittern, Grafen und Fürsten war endlich im J. 1200 bereit, den Zug in das Morgenland zu unternehmen. Da jedoch der damalige (seit 1197) Titularkönig von Jerusalem, der seit 1195 regierende Amalrich von Lusignan, König von Cypern, am 21. Juni 1198 mit Sultan Almelik Aladil, Saladins Bruder, (der seit 1194 von Mesopotamien aus seine zwieträchtigen Neffen überwältigt und 1196 Syrien gewonnen,) einen Waffenstillstand geschlossen hatte, welcher den Christen in Syrien die Erneuerung des Krieges erst gegen Ende d. J. 1203 erlaubte, so sollte auf des Pabstes Rath der Stoß gegen Alexandria und Kahira gerichtet werden, wo Aladil im J. 1200 nun ebenfalls die Herrschaft an sich gezogen hatte. Damit aber war gerade den Venetianern, mit denen seit dem Februar 1201 die Vertreter der französischen und flandrischen Kreuzfahrer wegen der Ueberfahrt nach der Levante und der Theilnahme der venetianischen Flotte unterhandelten, durchaus nicht gedient. Gerade Aegypten, mit welchem die Republik damals in sehr freundschaftlicher Verbindung stand, war für sie ein Handelsgebiet von ganz enormer Bedeutung, und dieses aufzugeben nur dann rathsam, wenn man auf anderen Punkten sehr ausreichenden Ersatz finden konnte. Es galt also für Dandolo, mit höchster Klugheit alle Verabredungen zu vermeiden, welche die venetianische Macht bindend zu Unternehmungen verpflichtet hätte, die den Interessen Venedigs nachtheilig schienen. In diesem schlauen Sinne wurde dann auch zunächst der Vertrag abgeschlossen, welchen Dandolo im März 1201 mit den Vertretern der flandrischen und französischen Kreuzfahrer, an ihrer Spitze Gottfried von Villehardouin, der Marschall der Champagne, (später der berühmte Geschichtsschreiber, „der Herodot" dieses Kreuzzuges), feststellte. Venedig versprach, für das Kreuzheer die Schiffe zur Ueberfahrt zu stellen, die Verpflegung des Heeres auf ein Jahr zu übernehmen, und den Zug durch

fünfzig Kriegsschiffe zu verstärken. Dafür sollten die Kreuzfahrer bis Ende April 1202 in vier Raten die Summe von 85,000 Mark Silber (etwa 3,400,000 R.-Mark) bezahlen und bis dahin zur Abfahrt sich in Venedig sammeln. Die durch Waffengewalt oder durch Vertrag zu machenden Eroberungen und die Beute sollten zu gleichen Theilen zwischen Kreuzfahrern und Venetianern getheilt, dem Pabste aber von dem Vertrage Mittheilung gemacht werden. Der Wortlaut aber des Vertrages war von Dandolo mit großer Feinheit so gestaltet worden, daß Venedig sich noch keineswegs die Hände gebunden hatte. Kein Wort bezeichnete ausdrücklich die „Ungläubigen" als die zu bekämpfenden Feinde; ebensowenig war ein bestimmtes Ziel der Ueberfahrt genannt, für welches die Republik die Schiffe zu stellen übernommen hatte. Der Pabst wollte nun freilich diesen merkwürdigen Vertrag nur unter der Bedingung genehmigen, daß die Kreuzfahrer wie die Venetianer keine Christen schädigten, — falls dieselben nicht etwa ihre Fahrt zu hindern suchten, oder vielleicht irgend ein andrer gerechter oder nothwendiger Grund einträte, wegen dessen sie nicht anders handeln könnten, jedoch auch dann nur unter Zustimmung des päbstlichen Legaten. Nun aber waren die Venetianer zähe genug, um zu erklären, daß sie die Genehmigung des Vertrages in dieser Beschränkung nicht annehmen würden.

Während in solcher Weise die überlegene Kraft und politische Gewandtheit Dandolos den Pabst in Sachen des Kreuzzuges überflügelt hatte, traten nach einander mehrere Ereignisse ein, welche gar sehr geeignet waren, die griechisch-levantinischen Pläne des großen Dogen zu fördern. Am 24. Mai 1201 nämlich starb der Graf Thibaut von Champagne, der zum Führer des Kreuzzuges bestimmt gewesen war. Da lenkte der Marschall Villehardouin die Aufmerksamkeit des französischen Adels auf einen der bedeutendsten Männer dieses Zeitalters, auf (S. 332) den Markgrafen Bonifacio II. von Montferrat, den Bruder des tapfern Konrad, einen der bedeutendsten und populärsten Staatsmänner und Heerführer Italiens, den neben seinen persönlichen Vorzügen die alten Beziehungen seines Hauses zu dem Königreich Jerusalem empfahlen. Der Markgraf gab auch auf einer Zusammenkunft zu Soissons im Herbst 1201 gern seine Zustimmung; darauf hin gewann das Unternehmen in Frankreich, im deutschen Rheinland, und namentlich in Oberitalien zahlreiche neue Theilnehmer. Auch Dandolo sah diese Wendung gern. Bonifacio, der mit allen seinen Unternehmungen nach der Lage der Verhältnisse an Venedigs Hilfe gebunden war, galt als kein religiöser Enthusiast, wie mehrere der französischen Kreuzfahrer. Die alten Beziehungen aber seiner Familie zu Constantinopel, die viele bittere Erinnerungen bei ihm zurückgelassen hatten, gaben dem klugen Dogen gar sehr die Möglichkeit, ihn für Ablenkung des großen Stoßes vom Nil oder von Syrien auf den Bosporus zu gewinnen.

Und nun fand sich auch noch ohne Zuthun der Venetianer das Moment, welches zuletzt der großen Expedition die historisch verhängnißvolle Richtung



Pabst Innocenz III.
Aus einem Frescogemälde von Rafael.

gegeben hat, nämlich die Flucht des jungen Prinzen Alexios nach dem Abendlande. Diesen Streich hatten die Pisaner, doch wohl aus Unwillen über die neue Annäherung des byzantinischen Hofes an Genua (S. 348), dem Kaiser Alexios III. gespielt. Motive der hohen Politik, namentlich Rücksichten auf die schwierige Stellung zu dem staufischen Hofe hatten den Kaiser veranlaßt, seinem Neffen seit 1200 größere Freiheit zu gewähren. Als nun aber Alexios III. im Sommer 1201 unter den schwierigsten Umständen (S. 342) sich anschickte, gegen Manuel Kamytzes ins Feld zu ziehen, und den jungen Prinzen dabei mit sich nahm: da machten es dem letzteren zwei vornehme Pisaner, Graf Rainerio de Segalari und Hildebrand de' Famiglieti, möglich, von dem kaiserlichen Schlosse Damokraneia aus (zwischen Athyra und Selymbria) nach der Propontisinsel Aloneia, und von dort nach Italien zu entweichen. Und nun suchte der junge Flüchtling im Abendlande bewaffnete Hilfe gegen seinen verhaßten Oheim. Auf den Rath der Pisaner wandte er sich zuerst an den Pabst. Innocenz III. wies ihn aber ab; seiner Politik entsprach es viel besser, wenn in Constantinopel ein schwacher und von allen Seiten bedrohter Kaiser die Zügel führte, als ein junger Fürst, der leicht an seinem Schwager, dem in Rom tief verhaßten staufischen König Philipp, eine starke Stütze finden konnte. Da eilte Alexios im Spätsommer nach Deutschland. An Philipps Hofe, wo er sich Weihnachten 1201 befand und sehr freundlich aufgenommen wurde, traf er den glänzenden Führer des Kreuzheeres, der wie sein ganzes Haus in guten Beziehungen zu den Hohenstaufen stand. Und hier nun wurde der Wunsch bestimmt ausgesprochen, daß die Kreuzfahrer in erster Linie ihren Stoß gegen Constantinopel richten und zu Gunsten Isaaks und seines Sohnes den Usurpator Alexios III. aus dem Sattel werfen möchten. König Philipp empfahl speziell die Sache seines Schwagers dem italienischen Markgrafen und förderte dieselbe in Venedig durch seine Gesandten. Da nun Pabst Innocenz III., (zu dem der Markgraf wahrscheinlich über Venedig im Februar 1202 sich begab,) auf keine Weise die Zustimmung zu einem Kriege gegen Alexios III. geben wollte, so wurde es die Aufgabe der Freunde des jungen Prätendenten, nunmehr im Bunde mit dem zu der kühnen Unternehmung vollständig entschlossenen Dandolo die Kreuzfahrer für den Angriff auf das griechische Reich zu gewinnen. Die entscheidende innere Wendung der Dinge machte sich im August 1202 bemerkbar, als der Kardinal Peter Capuano nach Venedig kam, um die geistliche Leitung des Kreuzzuges in die Hand zu nehmen, und nun Dandolo ihm nur die Wahl ließ, entweder bloß als einfacher Geistlicher die Heerfahrt zu begleiten, oder aber umzukehren. Etwa gleichzeitig kamen die Verhandlungen mit dem Prinzen Alexios zum Abschluß, der sich zu diesem Zwecke in Verona aufhielt. Damit war die Wendung des Kreuzzuges genügend vorbereitet. Einige lediglich religiös angeregte und nur durch die Rücksicht auf Innocenz III. geleitete Elemente unter den Kreuzfahrern ausgenommen, glaubte Dandolo, — wie seine Venetianer für seine Pläne aus guten Gründen leicht zu gewinnen

waren, — so auch die Ritter leicht bestimmen zu können. Bei sehr Vielen war die Lust an Abenteuern und die politische oder finanzielle Gewinnsucht mindestens eben so stark, wie die Kreuzzugsbegeisterung. Und wer nicht solchen Stimmungen Raum gab, der war doch sicherlich ein Gegner der schismatischen Griechen und ließ sich leicht durch die Hoffnung locken, daß man den Krieg gegen die Ungläubigen erst dann recht erfolgreich werde führen können, wenn es gelungen sei, einen den ihm befreundeten Kreuzfahrern völlig ergebenen Kaiser zum Herrn des griechischen Reiches zu machen.

Die erste große Waffenthat des Kreuzheeres sollte jedoch nach Dandolos Plane noch nicht den Rhomäern, sondern der dalmatinischen Stadt Zara gelten. Die Bürger dieser Gemeinde hatten nur mit Widerwillen das Joch der Venetianer ertragen (S. 315), und waren gleich nach des Kaisers Manuel Komnenos Tode wieder zu König Bela III. von Ungarn abgefallen (1181). Nur mit Unbehagen sahen die Venetianer die magyarische Machtstellung an der Ostseite der Adria sich befestigen. Noch viel lästiger wurde es für sie, daß Zara seit 1188 in enger Allianz mit den (auch mit Ancona und Ragusa befreundeten) Pisanern, damals den heftigsten Gegnern der Republik der Lagunen stand. Wir sahen bereits, wie lästig bis in die letzte Zeit hinein die Feindseligkeiten dieser Stadt (S. 319) und ihrer Corsarenschiffe für Venedig wurden. Es galt daher, vor Allem die Feinde in den dalmatinischen Gewässern für immer unschädlich zu machen. Als nun während des Frühlings und Sommers 1202 die Kreuzfahrer (so viele derselben nicht auf andern Wegen die Levante aufsuchten) auf der Insel San Nicolò di Lido bei Venedig sich sammelten, und allmählich zu Tage trat, daß sie durchaus nicht im Stande waren, den Venetianern die (S. 350) verabredete Summe von 85,000 M. vollständig zu zahlen: da wurde es dem schlauen Dogen natürlich sehr leicht, eine Zwangslage zu schaffen, unter deren Druck die Kreuzfahrer sich rasch entschlossen, durch die Ueberwältigung von Zara ihre Schuld an die Republik, so zu sagen, „abzuarbeiten". Daß Zara nicht moslemitisch war, daß ihr Schutzherr, der fromme und in Rom beliebte König Emerich von Ungarn, selbst das Kreuz trug, kam nicht weiter in Betracht. Eher galt es in Venedig als ganz erwünscht, daß gerade damals der Bruder des Königs, der nach der Herrschaft über Dalmatien und Kroatien lüsterne Prinz Andreas, mit Emerich in offener Fehde stand. Die nicht sehr zahlreiche Minderheit aber der Kreuzfahrer, die unter dem bigotten Simon III. von Montfort l'Amauri (dem späteren Henker der Albigenser,) gegen diese erste Ablenkung des Zuges von seinem angeblichen Ziele protestirte, blieb mit ihrem Einspruch ohne Erfolg.

So konnte denn zu Anfang des Oktobers 1202 die „Kreuzzugsflotte" (72 Kriegs- und 140 Frachtschiffe) in See stechen. Am 10. November wurde die Einfahrt in den Hafen von Zara erzwungen, und nach wiederholtem vergeblichem Einspruch Montforts der Angriff eröffnet. Am 24. November mußte die Stadt sich ohne Bedingungen ergeben, und wurde nun von den Vene-

tianern gründlich unschädlich gemacht. Und nun entwickelte Dandolo, während das Kreuzheer im Lager bei Zara überwinterte, nach allen Seiten hin seine glänzende diplomatische Kunst. Zur Beschwichtigung des Königs von Ungarn, so scheint es, bediente er sich damals des jungen Prinzen Alexios, dessen schöne Stiefmutter Margaretha, wie wir uns erinnern, Emerichs Schwester war. Mit eisiger Höflichkeit und kühler Ruhe dagegen ließ Dandolo den Einspruch des Pabstes abgleiten. Zur Beschwichtigung des letzteren, der noch zuletzt bei Strafe des Bannes vor dem Angriff auf Zara gewarnt hatte, eilten die siegreichen Kreuzfahrer, in Rom sich zu entschuldigen; sie hätten wegen ihrer Verpflichtungen gegen die Republik nicht wohl anders handeln können. Nur die Venetianer wurden mit dem Banne belegt; das blieb aber völlig wirkungslos, weil Innocenz, — da doch die Kreuzfahrer die venetianische Flotte nicht entbehren konnten, — den Verkehr mit den Gebannten nicht untersagte.

Aber auch die Warnungen vor Angriffen auf das griechische Reich, welche Innocenz, der recht wohl erkannte, wohin Dandolo zielte, nunmehr an die Kreuzfahrer richtete, mußten gänzlich erfolglos bleiben. Der Pabst, der noch am 16. November 1202 seine letzte Aufforderung in Sachen der kirchlichen Unterordnung unter Rom nach Constantinopel gesendet hatte, verhehlte den Kreuzfahrern gar nicht, „daß die Griechen schwerer Verbrechen gegen Gott und die Kirche sich schuldig gemacht, und daß besonders Alexios III. arge Gewaltthaten gegen seinen Bruder und rechtmäßigen Herrn verübt habe; nur sei es nicht Sache der Pilger, solche Sünden zu strafen!" Wer die Sprache und die Praxis der Curie kannte, der durfte gegenüber solcher Haltung immerhin annehmen, daß man Seitens derselben schwerlich unversöhnlich sein werde, falls nur erst das auch für die römische Kirche so zukunftsvolle Werk, welches der Pabst allerdings grundsätzlich nicht protegiren durfte, wirklich durchgeführt sei. Und in diesem Sinne handelten Dandolo und die seiner Politik sich anschließenden führenden Männer des Kreuzheeres. Die seither bereits gepflogenen Unterhandlungen im Interesse des jungen Prinzen Alexios erreichten ihren Abschluß, als um Neujahr 1203 staufische Gesandte im Namen des Prinzen im Lager bei Zara erschienen. Alexios bot den Kreuzfahrern die lockendsten Bedingungen; als echter Sohn seines thörichten Geschlechtes hat er sogar viel mehr geboten, als er verständigerweise jemals zu erfüllen wirklich hoffen konnte. Freie Verpflegung und 200,000 Mark Silber, — dieses für die Hilfe gegen seinen Oheim. Nach dessen Sturze sollten für Ein Jahr 10,000 Mann der kaiserlichen Truppen zum Kreuzzuge folgen; auch wollte Alexios zeitlebens 500 Krieger im heiligen Lande unterhalten. Das Alles ließ sich wohl ausführen. Aber unter dem Drucke seiner Lage hat der Prinz nun auch versprochen, — er wußte wohl kaum, was er damit gethan hatte, — dahin wirken zu wollen, daß die griechische Kirche dem römischen Stuhle sich unterwerfe!

Nun entstanden die lebhaftesten Debatten. Anfangs wollten die Massen

der Kreuzfahrer von einer Heerfahrt nach Constantinopel nichts wissen. Allein, neben den klugen Chefs an der Spitze, Dandolo und Bonifacio, entschieden sich bald die bedeutendsten Männer des Heeres, die größten Helden und mehrere vornehme Kleriker, für die Annahme der Anträge, die nach der politischen Seite für die Kämpfe in der Levante, und nach der kirchlichen selbst für den Pabst so überaus günstig erschienen. Nur Simon von Montfort und der Abt Guido von Vaux-Sernay hielten sich an den Wortlaut der päbstlichen Abmachung und verließen endlich mit ihren Anhängern das Heer gänzlich. Um so leichter wurde es dann den übrigen Führern, die Massen für die Heerfahrt nach dem Bosporus zu gewinnen. Und nun erhielt für die spezifisch merkantilen Interessen der Venetianer noch ein andrer politischer Schachzug Dandolos seine volle Bedeutung. Der Odysseus der Lagunen nämlich hatte während der Unterhandlungen mit Alexios seinen Neffen Marino und den gewandten Diplomaten Peter Michieli als Gesandte nach Aegypten geschickt, und den Sultan Malek-Aladil, der (S. 349) jetzt den baldigen Ablauf des Waffenstillstandes zu fürchten hatte, dazu seit dem Frühling 1202 durch Erdbeben, Hungersnoth und Seuchen im Nilthale schwer bedrückt war, über die Lage der Dinge unterrichtet. Dank der Klugheit der Gesandten und des Dogen, welche denn auch die Ablenkung des Stoßes von Aegypten nach Constantinopel als ein venetianisches Verdienst um den Sultan erscheinen ließ, gewann jetzt die Republik am Nil für ihren Handel und dessen Sicherheit und Ergiebigkeit eine höchst privilegirte Stellung, die allerdings bald durch die neuen kolossalen Erfolge im griechischen Reiche in Schatten gestellt worden ist.

Im Frühling 1203 gingen Dandolo und Bonifacio an die Ausführung ihres großen Werkes. Die überlegene Einsicht dieser Führer zeigte sich auch darin, daß sie bei voller Kenntniß aller Verhältnisse im griechischen Reiche nicht nach Art der alten Normannen die Eroberung auf der Peripherie, von der illyrischen Küste aus anfingen, sondern ihre Absichten sofort auf die Reichshauptstadt richteten, die jetzt mehr als je zuvor, (die Zeit des Botaniates ausgenommen,) allein noch als starke Klammer die Trümmer des byzantinischen Wrackes zusammenhielt. Als Prinz Alexios aus Ungarn (25. April) in Zara eintraf, hatte (20. April 1203) die Vorhut der venetianischen Flotte bereits ihre Fahrt angetreten und Dyrrhachion für Alexios IV. in Besitz genommen. Die gesammte Expedition, etwa 40,000 Combattanten stark, sammelte sich um Pfingsten zu Korfu, wo nun Prinz Alexios noch einmal vor der ganzen Armee seine Zusagen eidlich wiederholte. Als das letzte bedenkliche Schwanken eines namhaften Theiles der Truppen, dem vor dem kolossalen Wagniß graute, überwunden war, verließ die Flotte am 25. Mai die schöne Insel, erreichte ohne Unfall das ägäische Meer, passirte ohne Hinderniß den Hellespont und die Propontis, und nahm am 27. Juni Skutarion am Bosporus, der Reichshauptstadt gegenüber, zur Basis der weiteren Unternehmungen.

Direkte Warnungen oder drohende diplomatische Noten hatte Kaiser Alexios III. freilich nicht erhalten. Wohl aber konnte der byzantinische Scharfblick, unterstützt durch die Mittheilungen der Genuesen und Pisaner, und durch die Beobachtungen, zu denen die päbstliche Politik in Ternovo und Constantinopel aufforderte, recht wohl erkennen, daß seit der Flucht des Prinzen Alexios ein furchtbares Ungewitter gegen das alte oströmische Reich sich zusammenballte. Alexios III. durfte sich nicht damit beruhigen, daß nur 40,000 Mann wider ihn in Bewegung waren. Auch die vier tapfern Komnenen würden Mühe genug gehabt haben, diese Kerntruppen unter vorzüglichen Führern siegreich abzuwehren; auch einem Alexios Komnenos würde es schwer geworden sein, dem diplomatischen Genie Dandolos die Spitze zu bieten. Nun aber krönte Alexios III. seine eigene und seines Hauses Schuld an dem inneren Verfall und der Selbstzersetzung des Reiches in den Wochen vor der großen Entscheidung durch die schmachvollste Trägheit und Nachlässigkeit, und erwartete den furchtbaren Sturm hinter den Mauern der Residenz, während alle Machtmittel in seiner fluchbeladenen Hand morsch und haltlos geworden waren. Moralisch stand ihm höchstens die Abneigung der Griechen gegen einen Prätendenten zur Seite, der seine Hoffnungen auf die Waffen der verabscheuten Lateiner und auf die Unterwerfung der anatolischen Kirche unter den Pabst stützte; sonst war nur noch von der Feindschaft der Genuesen und Pisaner gegen Venedig Hilfe zu erwarten. Von Rom aus war für eine Ablenkung des Zuges von Constantinopel ebenfalls nichts mehr zu hoffen. Geschehen aber war bis zur Ankunft der feindlichen Flotte im Bosporus eigentlich nichts, als daß einerseits auf die Kunde von deren Aufbruche von Zara gegen Dyrrhachion die griechischen Massen in Constantinopel, unterstützt durch Soldaten der fremden Gardetruppen, Gewaltthaten gegen die Abendländer in der Reichshauptstadt verübten; namentlich die Venetianer wurden schlimm mitgenommen, thörichterweise aber auch manche Amalfitaner und Pisaner nicht verschont. Demolirung und Plünderung vieler fränkischer Häuser am Goldnen Horn, Ermordung vieler Venetianer, Verhaftung anderer, das waren die Heldenthaten. Der Neid und der Unwille der Griechen machte sich wieder einmal furchtbar bemerkbar gegenüber den Italienern, die den Handel der Hauptstadt immer mehr an sich gezogen, die für den Verkehr bequemsten Plätze am Hafen eingenommen, und die in ihrem Gewinn geschmälerten griechischen Kaufleute und Handwerker immer tiefer in die innere Stadt zurückgedrängt hatten, — und die jedenfalls leichter zu bezwingen schienen, als die venetianischen Matrosen und die französischen Eisenreiter. Andrerseits hatte Alexios III. in letzter Stunde nach dem Falle von Dyrrhachion so eilig und tumultarisch als möglich doch noch die Rüstungen angeordnet, wie sie mit den Mitteln der Residenz herzustellen waren, und aus den nächsten Provinzen die Besatzungen herangezogen. Materiell hatte er selbst jetzt noch die Uebermacht in der Hand; der Geist aber, der so oft viel stärkere Gegner vor den Mauern von Constantinopel hatte kläg-

lich scheitern lassen, war durch diesen jämmerlichen Usurpator nicht mehr zu erwecken.

Die Führer des Kreuzheeres erkannten bald, daß ihre Hoffnungen auf Ueberwindung der gefürchteten Reichshauptstadt wohlbegründet waren. Dem feigen Rückzug des Admirals Stryphnos bei Damatrys (1. Juli) vor dem Anmarsch einer französischen Patrouille folgte am nächsten Tage der Versuch des Kaisers, die Kreuzfahrer durch Geschenke zur Abfahrt zu bestimmen, den dieselben simpel mit der Aufforderung erwiderten, Alexios IV. als Kaiser anzuerkennen. Unter diesen Umständen beschlossen die Kreuzfahrer, mit ihrem Angriff nicht lange zaudern. Am 5. Juli begann der Ansturm mit der Bewegung gegen die Vorstadt Pera. Die Kreuzfahrer landeten glücklich an der europäischen Küste und schlugen die Rhomäer leicht nach der Hauptstadt zurück. Am 6. Juli wandte sich Dandolo mit der Flotte gegen die Mündung des Chrysokeras, die durch eine gewaltige eiserne Kette gesperrt und durch den mächtigen, von Gardetruppen und Pisanern besetzten Hafenthurm von Galata geschützt war. Auch hier stand das Glück den Kreuzfahrern zur Seite. Einer der tapfersten französischen Führer, Pierre von Bracheuil (Braiecuel), erstürmte den Thurm, und Dandolo war so glücklich, die Kette zu sprengen, die noch vorhandenen Reste der griechischen Flotte zu zertrümmern, und den Hafen zu erobern. Nach einigen Tagen weiterer Vorbereitungen zum Angriff auf die Altstadt Constantinopel, die man von der Nordwestecke her zu Wasser und zu Lande zugleich anpacken wollte, ging das Landheer am 11. Juli am nördlichen Ufer des Chrysokeras aufwärts, überschritt die Barbyssosbrücke und setzte sich (bei dem jetzigen Ejub) vor der Nordecke der durch die Kaiser Manuel und Isaak erheblich verstärkten Verschanzungen fest, die dort den Palast der Blachernen umgaben. Die Flotte war diesen Bewegungen gefolgt, und richtete ihre mit Geschossen und Fallbrücken versehenen Kriegsschiffe gegen die Uferschanzen, die von diesem Palast aus abwärts den Strand des Hafens schützten. Seit dem 12. Juli war der Kampf in vollem Gange, der von den Rhomäern ihrerseits durch wiederholte Ausfälle aus den mittleren und südlichen Thoren der langen Ringmauern nach Seite der Campagna der Stadt geführt wurde. Allmählich aber hatten die Franzosen ihrem Lager gegenüber eine Bresche zu legen vermocht, und nun (17. Juli) unternahm das Kreuzheer zu Wasser wie zu Lande einen allgemeinen Sturmangriff. Diesmal hatten die Kreuzfahrer aber Unglück. Der tapfer und zäh geführte Widerstand der englischen und dänischen Garderegimenter und der Pisaner und Genuesen zeigte sich unüberwindlich. Die Kreuzfahrer hatten so wenig Erfolg, daß nun Alexios III., der sich im Blachernenpalast befand, von seinen Umgebungen gedrängt, sich entschloß, an der Spitze einer gewaltigen Masse von Truppen einen großen Ausfall gegen die weichenden Franken zu versuchen. Hier schwebte für einen Augenblick das Schicksal der Kreuzfahrer auf der Spitze des Schwertes. Ein Mann wie Theodor Laskaris, den die Ungunst des Geschickes den Griechen zehn Jahre zu spät geschenkt

hat, als Kaiser an der Spitze des Heeres, — und Constantinopel war noch einmal gerettet. Der jämmerliche Alexios III. freilich, der weder Muth noch militärische Einsicht besaß, wagte trotz des Drängens seines trefflichen Schwiegersohnes keinen Angriff. Der kolossale Ausfall verpuffte als eine leere Demonstration, und endigte mit dem Rückzug der Rhomäer nach dem Park Philopation. Nur Eines hatte Alexios durch diesen heillosen Parademarsch erreicht. Gleichzeitig nämlich mit dem erfolglosen Sturme der Franzosen auf die Schanzen vor den Blachernen hatte Dandolo mit der Flotte den Angriff auf die Uferschanzen versucht. Er war glücklicher gewesen, und in kühnem Anlauf waren etwa 25 Thürme der Mauer in seine Hand gefallen. In das Innere dagegen der Stadt, in das Gewirr der Gassen einzudringen, hinderte der wüthende Widerstand der Rhomäer die Venetianer. Da ließ Dandolo Feuer anlegen, und bald stand das Quartier Petrion von dem Hügel der Blachernen bis zur Patriarchalkirche St. Euergetis, und bis hinein in das Quartier Deuteron in Flammen. Die Nachricht aber, daß der Kaiser den großen Vorstoß gegen die Franzosen unternommen habe, veranlaßte die Venetianer, ihre Eroberungen wieder aufzugeben und in aller Eile jenen zu Hilfe zu ziehen.

Nun aber machte sich die Erbitterung und die Abneigung der angesehensten Rhomäer gegen den armseligen Alexios III. so entschieden bemerkbar, daß der elende Usurpator gänzlich den Muth verlor, und in den ersten Stunden der nächsten Nacht zehn Centner Goldes und die Kostbarkeiten des kaiserlichen Schmucks einpackte, dann aber mit seiner Tochter Irene ein Schiff bestieg und nordwärts nach Debeltos in Thrakien am schwarzen Meere flüchtete. Bei der allgemeinen Verwirrung, welche diese Nachricht in Constantinopel erregte, hatte der Reichsschatzmeister Konstantin, ein Eunuche, die Geistesgegenwart, durch ein Geschenk die Garde zu gewinnen, mit deren Hilfe er nun die Kaiserin Euphrosyne und deren Anhänger festnahm, dann aber den blinden Isaak Angelos und dessen Gattin Margaretha aus ihrer Haft befreite.

Am Morgen des 18. Juli 1203 wurde Isaak wieder als Kaiser proklamirt, der nun nicht zögerte, mit den Führern der Kreuzfahrer freundschaftliche Unterhandlungen anzuknüpfen. Nach kurzem Zaudern acceptirte auch Isaak die Concessionen, zu denen sich sein Sohn gegen die Kreuzfahrer verpflichtet hatte. Dann hielt der junge Prinz in Begleitung der Führer seiner Verbündeten seinen feierlichen Einzug und wurde am 1. August als Alexios IV. zum Mitregenten gekrönt.

So schien denn Alles gelungen zu sein; aber unmittelbar nach der Krönung des jungen Alexios traten die ungeheuren Schwierigkeiten hervor, die für die neue Regierung aus dem Vertrage von Zara ganz unvermeidlich erwachsen mußten. Die Rhomäer empfanden es doch als eine starke Demüthigung, daß jetzt die verhaßten Lateiner über die Besetzung ihres Thrones entschieden hatten. Das Versprechen des jungen Prinzen, ihre Kirche der päbstlichen zu

unterwerfen, waren sie unter keiner Bedingung zu ratificiren geneigt. Und ganz unmittelbar wurde das Volk der Reichshauptstadt, über welche Alexios IV. bis jetzt allein gebot, durch die Bemühungen des jungen Kaisers aufgeregt, den Kreuzfahrern die versprochenen Gelder zu zahlen. Hatte man bisher nur zu viel unter den Expressungen und der sinnlosen Wirthschaft des dritten Alexios zu leiden gehabt: jetzt war es genug, und selbst die an ein hohes Maß finanzieller Ausbeutung gewöhnten Massen der Byzantiner grollten bedenklich, als überall die noch vorhandenen dünnen Bestände der Staatskassen geleert und die Güter der Kaiserin Euphrosyne und ihrer Verwandten eingezogen wurden, um zunächst die Hälfte der Summe, 100,000 Mark, an die Kreuzfahrer abzuführen.

Zu allem Unglück war keiner der beiden Kaiser der höchst bedenklichen Situation auch nur entfernt gewachsen. Isaak, durch sein Unglück nicht weiser geworden, träumte noch immer von einer Erneuerung der alten griechischen Macht; und wenn er wenigstens so verständig war, nach seiner Zurückführung auf den Thron eine Ausgleichung zwischen Pisanern und Venetianern zu ermöglichen, so zerfiel er doch gar bald mit seinem Sohne und begann diesen zu hassen, weil dieser von den Franken als der eigentliche Herrscher, er selbst aber nur als Titularkaiser behandelt wurde. Alexios IV. dagegen besaß nicht die geringsten Fähigkeiten, die ihn in den Stand gesetzt hätten, sich in seiner neuen Stellung auch nur einigermaßen mit Würde und Sicherheit zu behaupten. Gehalten wurde die neugeschaffene Lage zur Zeit lediglich durch die fränkische Armee. Eine französische Abtheilung unter Pierre de Bracheuil hütete Alexios in seinem Palaste, während auf Bitten des Kaisers die übrigen Kreuzfahrer zur Vermeidung von Collisionen mit den Griechen die Stadt wieder verlassen, bei Galata und am Judenquartier (Stenon) am Bosporus ihr Lager aufgeschlagen, die Flotte bei Pera vor Anker gelegt hatten. Dagegen hatte Alexios IV. die Führer des Kreuzzuges bewogen, zu seiner Sicherung noch bis zum nächsten Frühling bei ihm auszuharren, während er selbst (25. August) auf das Drängen der fränkischen Geistlichen sein Glaubensbekenntniß nach Rom absandte, und den schmiegsamen Patriarchen Kamateros zu einer Art Anerkennung des römischen Primats bestimmte. Einstweilen aber wurde es seine Hauptaufgabe, mit Hilfe der Kreuzfahrer außer der Residenz nun auch die nächsten Provinzen zu gewinnen, was nur durch Waffengewalt geschehen konnte. Dank der Art nämlich, wie der vierte Alexios die Herrschaft gewonnen, und Dank der tiefen Unpopularität der neuen Ordnung der Dinge in Constantinopel, hielt das Reich jenseits des Rayons der Hauptstadt noch immer zu Alexios III., der sich allmählich von Develtos nach Adrianopel gewagt hatte. Zur weiteren Führung des Krieges gegen den Oheim gewann der junge Kaiser durch großartige Versprechungen einen bedeutenden Theil des Kreuzheeres; darunter Männer von der Bedeutung wie namentlich Markgraf Bonifacio. Im August 1203 brach er mit seinen Freunden von der Residenz auf und machte in der That einen

großen Zug durch die südöstliche und nordwestliche Hälfte von Thrakien bis zur Bulgarengrenze, der zur Unterwerfung einer erheblichen Menge von Städten und Schlössern führte. Alexios III. war nach Mosynopolis zurückgedrängt worden. Als aber der junge Kaiser, der sich immer enger an Bonifacio angeschlossen, ihm unter anderem auch schon bei seiner Thronbesteigung die Belehnung mit der Insel Kreta versprochen hatte, am 11. November siegreich nach dem Chrysokeras zurückkehrte, fand er die Verhältnisse höchst gefährlich verändert.

Die Spannung zwischen Griechen und Franken hatte eine furchtbare Höhe erreicht. Kaum war Alexios IV. ausmarschiert, so hatte es schreckliche Auftritte gegeben. Am 19. August waren mehrere betrunkene Flamänder bei einem Besuche in der Stadt auf den Einfall gerathen, in ihrem Hasse gegen die Ungläubigen die Moschee in Brand zu stecken, die einst (S. 333) Kaiser Isaak für die Glaubensgenossen seines Freundes Saladin erbaut hatte; dazu plünderten sie die Läden mehrerer türkischen Kaufleute. Die Griechen eilten den Moslemen zu Hilfe. Und nun in ihrer Bedrängniß steckten die Flamänder, und was sich ihnen angeschlossen hatte, die nächsten Häuser in Brand. Ein gewaltiger Sturm kam dazu, und so entstand eine Feuersbrunst von so entsetzlicher Ausdehnung, wie nicht mehr seit dem fünften Jahrhundert. Diese Calamität, welche das Verderben der herrlichen Stadt einleitete, dauerte volle zwei Tage und zwei Nächte. Das Feuer hatte vom Hafen bis zur Propontis, von der Irenenkirche bis zu St. Sofia und bis zum Perama (S. 348) eine breite Brandstätte in die Osthälfte der Stadt gefressen. Der Verlust an Menschenleben, an Eigenthum, an Prachtbauten und Kunstwerken war über alle Beschreibung groß. Die Wuth der Griechen war begreiflicherweise so gewaltig, daß auch ihre alten italienischen Freunde nicht mehr unter ihnen zu verweilen wagten; gegen 15,000 derselben, Männer, Weiber und Kinder, verließen die Stadt und siedelten über nach dem Lager der Kreuzfahrer. Und nun wuchs der Groll des Volkes um so mehr, weil Isaaks Beamte fortfuhren, die Mittel zu weiterer Bezahlung der Schuld an die Franken mit allen Mitteln aufzubringen. Namentlich die Verwendung der Kirchenschätze zu diesem Zwecke erregte die tiefste Erbitterung.

Die Stimmung wurde nicht besser, als Alexios IV. im November nach Constantinopel zurückkehrte. Der alte Isaak war wüthend, als er fand, daß sein Sohn Männer in seiner Umgebung duldete, die einst die Erhebung des dritten Alexios gefördert hatten. Die Griechen aber und selbst manche feiner fühlende Lateiner erstaunten, als sie sahen, wie sehr der junge Mann geneigt war, bei den Gelagen und bei dem Würfelspiel im Kreise der fränkischen Ritter alle Würde zu vergessen. Als aber selbst Alexios endlich doch erkannte, daß er die Zusagen von Zara weder nach der finanziellen, noch nach der kirchlichen Seite wirklich werde erfüllen können, und er nun anfing, kühl und zurückhaltend gegen die Führer des Kreuzheeres aufzutreten: da kam es bei einer letzten Zusammenkunft zwischen Dandolo und Alexios IV.

am Hafen zum offenen Bruch, den der greise Doge in der denkbar schroffsten Weise vollzog (Ende November 1203).

So begann denn wieder der Krieg zwischen Griechen und Franken. Die Lage der letzteren war keineswegs günstig. Das Eintreten harter Kälte that seine Wirkungen. Und wenn auch der schlaffe und unfähige Alexios IV. wenig zu leisten vermochte, so wußte doch ein anderer Mann, der als die Seele der Kriegspartei galt, die vorhandenen Mittel eifrig zum Schaden der Franken anzuwenden, die zunächst die Landsitze der Umgegend zerstörten und aus den Nachbarorten Lebensmittel holten. Es war ein entfernter Verwandter der Dynastie, Alexios Dukas, den das Volk wegen seiner buschigen, zusammengewachsenen Augenbrauen „Murzuphlos" nannte. Von Isaak zum Oberstkämmerer ernannt, organisirte der energische, tapfere und bei dem Volke beliebte Mann den Widerstand gegen die verhaßten Lateiner. Eine nachhaltige Wirkung der Ausfälle und der Brander der Griechen wußte freilich die Umsicht Dandolos und des Markgrafen Bonifacio abzuwehren. Aber gegen die schwere Hungersnoth, die allmählich über das fränkische Lager hereinbrach, hatten auch sie keine Mittel. Und nun wurde ihre Lage erheblich erschwert durch die jähe Wendung der Dinge in Constantinopel seit dem 25. Januar 1204.

Der Zorn der Rhomäer gegen das Haus Angelos hatte endlich seinen Höhepunkt erreicht; es kam zur offenen Revolution. Am 25. Januar also sammelten sich gewaltige Massen der griechischen Bürgerschaft und der Mönche in dem kolossalen Schiff von St. Sofia, nöthigten auch den Staatsrath, den hohen Klerus und die Chefs der Gerichtshöfe, in der Kirche zu erscheinen, und forderten unter Ausdrücken der leidenschaftlichsten Erbitterung gegen das Haus Angelos die Aufstellung eines neuen Kaisers. Dukas, der als ein Agent der Dynastie galt, kam noch nicht in Frage; so verliefen drei Tage in voller Anarchie, da kein Mann von Bedeutung die furchtbare Last dieser Krone auf sich zu nehmen Lust hatte. Endlich ließ sich ein junger Edelmann, der sonst wenig bekannte Nikolaos Kanabos, der aber als tüchtiger Soldat, und als ein wohlwollender und verständiger Mensch galt, (am 28. Januar) zur Annahme des Purpurs zwingen. Als Alexios IV., der in dem Blachernenpalast saß, diese schlimme Kunde erhielt, suchte er trotz Allem, was geschehen war, seine Rettung bei den Kreuzfahrern und setzte sich durch Dukas Murzuphlos mit dem Markgrafen Bonifacio in Verbindung. Es wurde beschlossen, in der folgenden Nacht die Blachernen durch fränkische Ritter besetzen zu lassen. Als diese aber erschienen, fanden sie die Pforten verschlossen und mußten wieder abziehen.

Das war nun nicht die Schuld des Alexios IV., denn dieser lag bereits als ein entthronter Fürst in den Fesseln desselben Mannes, der in seiner Herrschsucht und in seinem Bewußtsein als Rhomäer im entscheidenden Augenblick das Vertrauen des jungen Kaisers schrecklich getäuscht hatte. Dukas Murzuphlos nämlich hatte den Plan des jungen Angelos, sich selbst und

die Blachernen, also den Schlüssel der Hauptstadt, in die Hände der Lateiner zu geben, mit arger List und rascher Entschlossenheit zum Sturze des Angelos und zu seiner eigenen Erhebung zu benutzen gewußt. Mit Hilfe des Reichsschatzmeisters Constantin (S. 358) gewann er namentlich die Garde der Warangen für sich und gegen den verrätherischen Angelos. Und als diese nun, 15,000 Mann stark, durch ihr drohendes nächtliches Erscheinen vor den Blachernen den jungen Kaiser in tödtliche Angst versetzten, so daß dieser den Dukas beschwor, ihn zu retten: da führte ihn der falsche Vertraute nach einem geheimen Kerker, wo der unglückliche Jüngling sofort in schwere Fesseln gelegt wurde.

Nun eilte Dukas, sofort im kaiserlichen Schmucke sich der Garde zu zeigen, die ihn mit brausenden Jubelrufen als Herrscher begrüßte. Der Klerus und die Massen waren schnell für den kraftvollen Usurpator gewonnen, von dem sie die Rettung des Reiches vor den Franken sicher erhofften. Auch Kanabos vermochte nicht sich zu halten, sondern mußte, von den Massen bald im Stiche gelassen, sich dem Dukas ergeben. Am 5. Februar wurde Dukas durch den Patriarchen Kamateros als Alexios V. in der Sofienkirche gekrönt. Der alte todtkranke Isaak war den Gemüthsbewegungen bei seines Sohnes Sturze bereits erlegen; nun wurde auch der bei Seite gedrängte Alexios IV. im Kerker erdrosselt. Sein Ableben hielt der schlaue Dukas den Kreuzfahrern noch einige Zeit geheim, um die im Namen des angeblich „erkrankten" jungen Kaisers mit denselben geführten Unterhandlungen zur Vollendung seiner Rüstungen benutzen zu können. Freilich loderte die Wuth gegen ihn bei den Franken um so leidenschaftlicher auf, als sie endlich die Wahrheit erfuhren. Nicht wie die Rhomäer an die Praxis des Kaisermordes gewöhnt, hielten sie den Dukas wegen der blutigen Felonie, die er an seinem Herrscher verübt, für den schändlichsten aller Menschen, der ihnen nun gewissermaßen als vogelfrei galt.

Zunächst aber machte ihnen Alexios V. gewaltig zu schaffen. Was auch immer die Charakterfehler dieses eben so tapfern wie verschlagenen Mannes sein mochten: den Krieg gegen die Lateiner, die jetzt unter lauter Zustimmung ihres Klerus ohne weitere Redensarten die Eroberung des Reiches der Rhomäer sich zur Aufgabe stellten, betrieb er zur Freude der Griechen mit gewaltigem Nachdruck, — nur daß es auch ihm nicht mehr möglich wurde, den Massen der erschlafften und unkriegerischen Bewohner der großen Stadt nachhaltige Thatkraft und den Muth der Verzweiflung einzuflößen. Wohl entwickelte er eine rastlose Thätigkeit in Herstellung der Festungswerke, in Uebung und Disciplinirung der ihm zu Gebote stehenden Truppen, in Verstärkung der Artillerie und der Hafenbatterien. Wohl wußte er in seiner heillosen Nothlage den Mangel an flüssigen Geldmitteln dadurch zu decken, daß er das Vermögen der Finanzbeamten, der Steuereinnehmer, und der großen Lieferanten mit Beschlag belegte, welche den früheren Regierungen gedient hatten. Wohl nöthigte er nicht wenige, noch in Constan-

tinopel zurückgebliebene Lateiner, die Stadt zu räumen. Aber das Glück versagte sich ihm schließlich doch. Nach einigen glücklichen Scharmützeln mit fouragirenden Franken versuchte Alexios V. endlich einen großen Schlag. Es galt eine heimkehrende stärkere fränkische Schaar zu überfallen, die unter Führung des Grafen Heinrich von Flandern (von Angre), eines der ausgezeichnetsten Männer des Kreuzheeres, mit glänzendem Erfolge gegen die zehn Meilen von Constantinopel entfernt am schwarzen Meere belegene Stadt Philea zu einem großen Proviantzuge ausgerückt war (Anfang Februar). Aber an der stürmischen Tapferkeit der Franken, die nur tausend Streiter zählten, scheiterte die sehr erhebliche Uebermacht der Griechen, obwohl Alexios persönlich sich sehr muthvoll zeigte. Sein Heer wurde gänzlich zersprengt. Pierre von Bracheuil eroberte sogar die große kaiserliche Sturmfahne mit dem dem Volke der Residenz als das Palladium des Reiches geltenden (nach der Legende von St. Lukas gemalten) Bilde der Panagia Hodegetria.

Seit dieser Zeit vermied Alexios V. größere Gefechte mit seinen Gegnern; aber auch mit Brandern war nichts auszurichten. Ein letzter Versuch mit Dandolo sich zu vergleichen mißlang. Und so kam alles darauf an, ob der fünfte Alexios in der Vertheidigung der Ringmauern seiner Residenz glücklicher als der dritte sich bewähren würde. Inzwischen hatten die klugen Führer des Kreuzheeres — Dandolo, Markgraf Bonifacio, Graf Balduin von Flandern und zwei französische Herren —, während sie immer neue Belagerungsmaschinen erbauen ließen, bereits zu Anfang des März 1204 über die Theilung der zu hoffenden Beute vertragsmäßig unter einander sich verständigt. Der Vertrag bestimmte in zwölf Artikeln das nach der Eroberung der Weltstadt am Bosporus einzuhaltende Verfahren. Abgesehen von den Verabredungen über die bewegliche Beute, so galt es, auf der einen Seite die Interessen der Republik Venedig sicher zu stellen, welche letztere merkantil und politisch fortan in dem griechischen Orient das entscheidende Wort sich vorbehielt. Auf der anderen Seite sollte aus den Ruinen des Reiches der Constantiner und der Komnenen ein fränkischer Ritterstaat nach der Art des abendländischen Lehnswesens gebildet werden. Daher wurden den Venetianern sämmtliche Handelsprivilegien gewährleistet, die sie von jeher im griechischen Reiche besessen hatten. Der neu zu bestellende Kaiser dagegen sollte als seine Domäne die Paläste Blachernä und Bukoleon, und ein Viertel des Reiches erhalten. Die übrigen drei Viertel sollten zu gleichen Theilen unter die Kreuzfahrer und die Venetianer vertheilt, die Sophienkirche und die Wahl des neuen lateinischen Patriarchen dem Klerus der bei der Kaiserwahl unterliegenden Nation überlassen, das griechische Kirchengut säcularisirt, die Kirche aber und die Priester des neuen Reiches anständig ausgestattet werden. Je zwölf Vertrauensmänner der Venetianer und der Kreuzfahrer sollten die Vertheilung der Lehen und die Dienste bestimmen, welche jeder Vasall dem Kaiser zu leisten hatte. Schon jetzt wurde ein vorläufiger Theilungsplan entworfen. Auf Grund ihrer ausgezeichneten

Kenntniß der Levante und ihres (S. 347) letzten Vertrages mit dem dritten Alexios forderten dabei die Venetianer für sich alle Plätze, wo sie auf Grund der älteren Verträge das Recht hatten Faktoreien zu gründen; überhaupt alle jene Punkte, die geeignet waren, ihrer Flagge künftig die Vorherrschaft in der Levante zu sichern. Die gesammte Armee und Flotte sollte endlich zur Vollendung der Eroberung noch Ein Jahr zusammen bleiben.

Am 8. April 1204 begann endlich der schauerliche Todeskampf des griechischen Reiches. An diesem Tage führte die venetianische Flotte die lateinischen Krieger von Pera nach der Bucht des Chrysokeras südöstlich von den Blachernen. Der Sturmangriff sollte in der Frühe des 9. April beginnen. Diesmal aber zogen die Kreuzfahrer den kürzeren. Die kaiserlichen Gardetruppen, die Griechen, und wahrscheinlich auch eine Anzahl von Genuesen, leisteten unter des Murzuphlos tüchtiger Leitung einen energischen und glücklichen Widerstand. Trotz der Masse der Geschosse, welche die venetianischen Schiffe aus 300 Maschinen gegen die griechischen Zinnen schleuderten, und trotz der wüthenden Energie, mit welcher die Kreuzfahrer von den Kais des Strandes aus vorgingen, wurden sie sieglos zurückgeworfen. Die Takelage der feindlichen Schiffe litt schwer durch die griechische Artillerie. Nach vielstündigem heißem Gefecht blieb der Sieg den Griechen.

Diese aber frohlockten zu früh. Die Lateiner, deren Kampfesmuth durch ihre Geistlichkeit lebhaft angefacht wurde, rasteten nur einige Tage, verstärkten ihre Angriffsmittel und hielten am 11. April ein feierliches Hochamt, wo alle Krieger beichteten, das Abendmahl und die Absolution empfingen. Am Morgen des 12. April wurde der Angriff wiederholt; diesmal waren immer je zwei Schiffe durch Ketten mit einander verbunden. Auch diesmal hielten die Rhomäer und die fremden Truppen lange ebenso zähe als erfolgreich aus. Da trieb endlich nach Mittag ein starker Nordwind zwei der größten Schiffe, — „la Pellegrina" und „il Paradiso" — wo die Bischöfe von Soissons und Troyes den Befehl führten, mit Macht dicht an den Mauerthurm „Virgioti" am St. Petersviertel. Unterstützt durch einen furchtbaren Hagel von Geschossen warfen die Soldaten der „Pellegrina" die Sturmleitern aus. Unter mörderischem Kampfe wurde der Thurm erstiegen, die Banner der Bischöfe auf seinen Zinnen aufgepflanzt. Gleich nachher erstürmte Pierre von Bracheuil mit seinem Schiff einen zweiten Thurm. Und nun gelang es dem riesigen Pierre von Amiens, mit 10 Rittern und 60 Knappen ein kleines Ausfallsthor zu erbrechen, durch welches die Lateiner in die Stadt selbst eindrangen. Bald wurden drei andere Thore aufgebrochen und nun drangen die fränkischen Ritter zu Roß in die Weltstadt ein. Die Truppen, mit welchen Alexios V. auf einem Hügel am Kloster des Pantepoptes (wo sich jetzt die Moschee Fetiyé erhebt) in Reserve hielt, vermochten den Anprall der schrecklichen Eisenreiter, den kolossalen Pierre von Bracheuil an der Spitze, nicht auszuhalten. Ein Theil der Umgebungen des Kaisers

flüchtete nach den Blachernen, die Masse der Truppen aber nöthigte den verzweifelnden Kaiser, sich nach dem Palast Bukoleon am Bosporus zurückzuziehen. Die Franken ihrerseits, denen nachher die Blachernen sofort sich ergaben, hielten es bei dem Hereinbrechen der Dunkelheit für zu gefährlich, noch tiefer in das Straßengewirr der feindlichen Riesenstadt einzudringen. Sie sammelten daher die Truppen in der Gegend der bisher eroberten Festungswerke und nahmen ihr Hauptquartier auf dem von Alexios V. verlassenen Platze (an der Stelle der jetzigen Moschee Kilisé). Um aber sich bei Zeiten gegen neue Angriffe der Griechen zu sichern, griff man in der Nacht zu dem abscheulichen Mittel, die Stadt abermals in Brand zu stecken. Diese dritte Feuersbrunst, die bis zum nächsten Abend wüthete und die Gegend zwischen dem Euergeteskloster und der Admiralität verheerte, vollendete den Ruin der alten Weltstadt. Wie ein französischer Berichterstatter, der diese Schreckenszeit mit durchlebte, erzählt, hatten die drei Brände in Constantinopel so viele Häuser zerstört, als es damals in den drei größten Städten Frankreichs gab.

Der erwartete Angriff von Seiten der Griechen erfolgte nicht. Alle Welt, einige wenige tapfere Männer ausgenommen, hatte den Muth verloren. Das Volk war in voller Verzweiflung; Alles dachte nur noch an Bergung des mobilen Eigenthums und an Flucht. Da endlich gab Alexios V. seine Sache für den Augenblick verloren. Er eilte in den Palast Bukoleon, verließ dann mit der frühern Kaiserin Euphrosyne und deren schöner Tochter Eudokia (S. 343), die er in dritter Ehe zur Frau genommen hatte, die Residenz durch das Goldene Thor, und schiffte sich auf einer Galeere zu weiterer Flucht ein. Inzwischen sammelten sich Massen von Bürgern der östlichen Stadt, die noch nicht völlig den Kopf verloren hatten, in der Nacht zum 13. April in der Sofienkirche, um es noch einmal mit einer Kaiserwahl zu versuchen. Jetzt endlich wurde der beste Mann des Reiches an die Spitze gestellt, der treffliche Theodor Laskaris. Aber es war viel zu spät, um die brennende Stadt noch einmal zu retten. Unter den Schrecknissen dieser Nacht war den Bürgern von Byzanz jede Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand abhanden gekommen. Die fremden Truppen aber, durch mehr denn zwanzig Jahre grundschlechter Regierung und durch die dynastischen Revolutionen des letzten Jahres gründlich demoralisirt, hielten den Moment für geeignet, aus der Anerkennung des neuen Kaisers ein rentables Handelsgeschäft zu machen. So verstrich eine kostbare Zeit. Und als der Morgen des 13. April anbrach, und nun zuerst die deutschen Truppen des Kreuzheeres gegen die Sofienkirche vordrangen, blieb auch dem tüchtigen Laskaris zunächst nichts übrig, als in aller Eile den Bosporus zu überschreiten und in Asien seine Zuflucht zu suchen: der dritte Grieche, der damals das Anrecht auf das Perlendiadem flüchtig mit sich trug.

So fiel also die gewaltige Hauptstadt der Rhomäer ohne weiteren Kampf in die Hände der fränkischen Eroberer. Und nun kam ein schreckliches Schicksal über ihr Volk und über die noch immer trotz dreier Feuersbrünste wahrhaft

imposante Pracht und den Reichthum der herrlichen Metropole der Rhomäer. Nur kurze Zeit hielt noch die Ordnung unter den Lateinern vor. Erst mußten die Garden des Reiches, denen persönliche Sicherheit verbürgt wurde, die Waffen abgeben; erst mußte Markgraf Bonifacio (wie vorher Heinrich von Flandern die Blachernen) den Palast Bukoleon besetzen, wo sich noch die französische Prinzessin Agnes (S. 341) und Isaaks schöne Wittwe Margaretha aufhielten. Dann aber fielen die Eroberer, unter denen nur die Truppen Dandolos, der umsonst die herrliche Stadt zu retten hoffte, einigermaßen im Zaune zu halten waren, mit zerstörender Wuth über ihre Beute her. Die Greuel, die jetzt, unter Mißachtung aller früher ertheilten Befehle, verübt wurden, überstiegen alles bis dahin selbst bei unmittelbarer Erstürmung feindlicher Städte gewöhnliche Maß. Die Wuth und die Raubgier der ausgehungerten und durch die lange Belagerung erbitterten Lateiner war an sich schon furchtbar genug. Nun aber trat dazu die fanatische kirchliche Erbitterung der Katholiken gegen die Schismatiker, und der wilde nationale Haß der Völker des Westens, vor Allem der Italiener, gegen die Griechen, um jede schonende Rücksicht zu ersticken. An diesem entsetzlichen Tage wurde für die (S. 322) Schreckensscenen des Jahres 1182 mehr als vollgültige Rache genommen. Es war nicht genug, daß die Soldaten und Matrosen, welche weder den Venetianern noch den Großen des Heeres den Löwenantheil zufallen lassen mochten, so umfassend als möglich plünderten. Es gab kein Verbrechen, welches die wüsten Banden damals nicht verübt hätten. Die Niedermetzelung zahlreicher Männer, die Entehrung massenhafter Weiber, die Fortschleppung vieler Kinder in die Sklaverei, waren freilich nicht ungewöhnliche Frevel. Aber der religiöse Fanatismus trieb zu Dingen, welche die Rhomäer niemals vergessen konnten. Die Ausraubung der Klöster und Kirchen; der Seitens vieler Kleriker verübte Raub zahlreicher Reliquien; die Verwandlung heiliger Gebäude in Pferdeställe; die Verhöhnung und Mißhandlung der griechischen Priester; die wüste Besudelung der Sofienkirche durch die schmachvollen Orgien eines Haufens fränkischer Krieger und ihrer frechen Dirnen; die fanatische Verwüstung kirchlicher Monumente, an welche sich die brutale Zerstörung vieler kunstvoller Mosaiken und zahlreicher kostbarer Schätze der Antike schloß — von denen Dandolo (neben den Kirchengefäßen der Sofienkirche, die er dem h. Markus weihte), nur die berühmten Rosse des Lysippos im Hippodrom für Venedig rettete, gab diesen schauderhaften Freveln erst recht ihren empörenden Charakter. Am grausamsten hatten die fremden Colonisten gewüthet, die (nicht freilich ohne daß bessere Elemente unter ihnen ihre griechischen Freunde zu retten bemüht waren,) einer langgesparten Erbitterung blutig Luft machten. Sonst galt damals „Plündern und Geld machen als Stichwort der Venetianer, Verhöhnung und Schänden als das der Franzosen, Schlemmen und Demoliren als das der Deutschen". Noch ein Zug gehört zur Vollendung dieses abscheulichen Gemäldes. Es ist der boshafte Hohn und die grimmige Freude, mit welcher das ländliche Pro-

letariat, die Bauern und Hirten der Campagna von Constantinopel das unsägliche Elend ihrer griechischen Landsleute begrüßten, als diese nun, bisher reich und glänzend, als verarmte Flüchtlinge die Ruinen der Residenz verließen.

Nur sehr allmählich gelang es den Führern des Kreuzzuges, unter ihren zuchtlosen Schaaren die Ordnung endlich wieder herzustellen. Erst der Schreck, den eine Mondfinsterniß am 16. April unter den abergläubigen Kriegern veranlaßte, machte es möglich, die Zügel wieder fester anzuziehen. Nun galt es, die neue politische Ordnung der Dinge möglichst schnell und sicher aufzurichten. Und hier untergrub die Selbstsucht der Venetianer, deren greiser Doge Dandolo doch unmöglich selber die neue Krone tragen konnte, von Anfang an die neue Schöpfung. Sollte das neu zu etablirende lateinische Feudalreich „Romania", dessen Sicherstellung gegen feindliche Nachbarn, gegen die Reaktion der Griechen, und gegenüber den unausbleiblichen Ansprüchen eines Pabstes wie Innocenz III. unter allen Umständen voraussichtlich noch gewaltige Anstrengungen kostete, wirklich gedeihen, so mußte der dazu berufenste Mann des Kreuzheeres zum Kaiser gewählt werden. Das war aber der bisherige Oberfeldherr der Kreuzfahrer, der damals etwa funfzigjährige Markgraf Bonifacio, der als Verwandter des Hauses Angelos und der Komnenen von den besiegten Griechen ohnehin als der nächste Erbe des Reiches angesehen wurde, und der mit kluger Berechnung nicht gezaudert hatte, der schönen Kaiserin-Wittwe Margaretha seine Hand anzutragen; so war er der Stiefvater des jungen Manuel (Sohn der Kaiserin von Isaak Angelos) geworden. Damit war aber den Venetianern durchaus nicht gedient. Wie überhaupt während der ganzen Zeit ihrer historischen Größe, namentlich in ihren griechisch-levantinischen Beziehungen, in höchst charakteristischer Weise ihre Politik ein merkwürdiges Doppelgesicht zeigt: wie namentlich ihre großartig angelegte Politik nur zu oft durch sehr kleinliche, ja engherzige Motive durchkreuzt wird: so überwog auch jetzt bei ihnen der Gedanke, daß es für ihre speziellen Interessen nicht wünschenswerth sei, das neue lateinische Reich in die Hand eines so kraftvollen und politisch gewandten, überdem den Hohenstaufen nahe befreundeten Mannes wie Bonifacio zu geben. Aus solchen Motiven heraus begünstigten sie die Abneigung der Franzosen gegen den lombardischen Fürsten und setzten es durch, daß nun nicht etwa der ebenfalls zur Herrschaft wohl geeignete Heinrich von Flandern, sondern dessen Bruder Graf Balduin in den seiner Zeit verabredeten Formen in der uralten Apostelkirche am 9. Mai 1204 zum Kaiser erhoben wurde. Bonifacio seinerseits hatte sich gefügt, und sich mit der zweiten Stelle im Reiche begnügt; er sollte nun neben der Insel Kreta als erster Vasall des neuen Kaisers die noch zu erobernden asiatischen Provinzen beherrschen. Auch diese Verabredung wurde nachher gegen eine andere aufgegeben. Sobald nämlich Balduin mit glänzendem Pomp am 16. Mai in der Sofienkirche gekrönt worden war und im Bukoleon den Thron Constantins des Großen bestiegen hatte, veranlaßte der

kluge Markgraf, der sich inzwischen mit der schönen Margaretha verheirathet hatte, den Kaiser (so wenig das in Balduins Wünschen lag), ihm statt der asiatischen Provinzen lieber Thessalonich mit den hellenischen Kantonen zu überlassen, die nun als „Königreich“ unter die Suzeränetät „Romaniens“ gestellt werden sollten. Die Venetianer ihrerseits hatten sich gleich nach Balduins Erhebung in den Besitz der Sofienkirche gesetzt, dort trotz alles Widerstrebens der französischen Geistlichkeit 13 Kanoniker ihres Stammes ernannt, und durch diese (unbekümmert um den Widerspruch des Pabstes gegen diesen Artikel ihres Vertrags vom März), ihren Landsmann Tommaso Morosini zum neuen lateinischen Patriarchen wählen lassen, den endlich auch Innocenz III. am 13. Mai 1205 in der Peterskirche zum „Bischof von Constantinopel“ weihen ließ. Die politische Macht der Rhomäer und die anatolische Kirche, so schien es, waren gleichzeitig zu Grabe getragen worden.

Zweites Buch.

Die Geschichte der Rhomäer und der Osmanen vom Lateinischen Kreuzzuge bis zur Eroberung Constantinopels durch die Osmanen.



Erster Abschnitt.

Franken und Rhomäer bis zur Wiedergewinnung Constantinopels durch die Paläologen.

Erstes Kapitel.

Die lateinischen Feudalstaaten und die griechische Reaktion auf den Ruinen des byzantinischen Reiches.

Alle Sünden des Hauses Angelos, alle tiefen Schäden des kaiserlichen Absolutismus traten in den Augen der Griechen weit zurück hinter dem schrecklichen Eindruck des ungeheuren Unglücks, welches seit den blutigen Apriltagen des Jahres 1204 über das alte Reich der Rhomäer hereinbrach. Aber auch das objektive Urtheil der Nachwelt kann in dem Siege der Venetianer und Kreuzfahrer nur ein schweres Unglück erkennen. Vor Allem, weil den Siegern die Kraft und das Geschick fehlte, auf den Ruinen einen wirklichen soliden Neubau aufzuführen, der das durch sie zerstörte imposante, wenn immerhin vielfach morsche byzantinische Staatsgebäude zum Vortheil der Christenheit, der Kultur und der Civilisation, des Schutzes der Welt des Westens gegen die asiatischen Barbarenvölker in glücklicher Weise zu ersetzen vermocht hätte.

Die Thatsache freilich der Eroberung von Constantinopel erregte ein Gefühl bewundernden Staunens bei allen Völkern des Abendlandes und des russischen Nordens, und namentlich im gesammten Orient bis nach Peking hin. Die Feldherren und Ritter, denen die seit 900 Jahren so oft von den tapfersten Heeren der Welt vergeblich versuchte, kolossale Waffenthat gelungen war, wurden um so höher gepriesen, um so mehr gefürchtet, je weniger man die klägliche militärische Lage kannte, in welcher die Eroberer die Weltstadt am Bosporus gefunden hatten. Bald aber trat es zu Tage, daß ihre Kraft nur gerade bis zur Erstürmung der herrlichen Stadt ausgereicht hatte; daß dieser Sieg nicht einmal die Chancen der Christen des Orients gegenüber dem Islam verbesserte; daß jenen vor Allem die Mittel fehlten, um den heillosen Einfall, auf altbyzantinischem Grund und Boden einen Ritterstaat nach abendländischem Geschmack aufzurichten, allseitig kraftvoll und nachdrücklich durchzuführen. Wäre dem Staufer Heinrich VI. ein längeres Leben und das gefährliche Glück beschieden gewesen, die schwäbische Sturmfahne auf den Thürmen der Blachernen und des Bukoleon aufzupflanzen, so hätte das viel-

leicht (wenn auch sicherlich nicht zum Vortheil für die Deutschen) der Ausgangspunkt einer kolossalen staufischen Weltherrschaft im Sinne des Mittelalters werden mögen. Jedenfalls hätten einem solchen Sieger die materiellen Mittel, namentlich aber die deutschen und italienischen Kräfte von Soldaten und Ansiedlern nicht gefehlt, um auf dem Boden der griechischen Halbinsel sich breit und massenhaft einzurichten. Davon aber war jetzt nicht entfernt die Rede. Lediglich Dandolo ausgenommen, der doch immer nur eine höchst einseitige Politik der Interessen und der persönlichen Rache verfochten hatte, war bei dem Zuge gegen Constantinopel in dem Stabe des Kreuzheeres ein umfassender politischer Plan gar nicht vorhanden gewesen; der riesige Erfolg war politisch von den Eroberern nicht verdient worden. Und nun machte es sich schnell fühlbar, daß die Führer der Eroberung innerlich nur wenig zusammenstimmten; daß ihr bunt zusammengesetztes siegreiches Heer gar nicht als der Stamm eines künftigen neuen Herrengeschlechts der Levante organisirt, daß, allenfalls die Venetianer ausgenommen, sichere Aussicht auf Erhaltung des regelmäßigen Zusammenhanges mit den Heimathländern der Eroberer, auf systematische Ergänzung der militärischen Mittel, auf das Nachströmen kräftiger Einwanderer gar nicht vorhanden war. Der unheilvolle Sieg war leider so gewaltig gewesen, um nicht etwa eine einzelne Provinz den Rhomäern zu entreißen, sondern um durch den Fall der griechischen Reichshauptstadt das feindliche Reich in Atome zerfallen zu machen. Nun aber fehlte für die Zukunft jede Aussicht auf eine einheitliche höhere Leitung. Venedig, dessen Politik allerdings nachmals die entscheidende Stimme in den fränkisch-griechischen Dingen bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts geführt hat, war materiell damals noch so wenig im Stande, für die neuen Schöpfungen den massiven Rückhalt abzugeben, daß es vielmehr nach Dandolos Ausgang auf große Stücke seiner Beute freiwillig verzichtet hat. Die römische Curie verfügte ebensowenig über stets bereite materielle Machtmittel, um den Eroberern des schismatischen Reiches jederzeit sicher den Rücken zu decken. Davon gar nicht zu reden, daß es für sie überaus schwer war, zu den neuen Zuständen am Bosporus die richtige Stellung zu gewinnen. Denn niemals konnte Innocenz III. — wenn er sich auch in die vollendete Thatsache finden mußte, die er doch grundsätzlich nicht billigen durfte — zu den Schrecknissen der Erstürmung von Constantinopel und noch weniger zu der Säkularisirung des griechischen Kirchengutes sich zustimmend verhalten. Weiter aber mußte gerade die Durchführung der spezifisch römischen Interessen auf griechischem Boden, die fühlbare Unterwerfung der Schismatiker unter das päbstliche Primat, und die Einführung des lateinischen Kultus in dem alten Reiche der Völker anatolischer Confession jede Aussicht auf eine Versöhnung der Rhomäer mit ihrem Schicksal aufs äußerste trüben.

In der That ist den neuen fürstlichen und ritterlichen Feudalherren, die mit dem Sommer 1204 ihren Staatsbau versucht haben, nichts übrig geblieben, als sich einstweilen der Kraft ihres guten Schwertes noch weiter

zu vertrauen, zerstreute Kreuzfahrer aus der Levante an sich zu ziehen, und weiter zu versuchen, wie sich unter Venedigs Schutze, unter päbstlicher Connivenz, und unter eventueller, gelegentlicher Verstärkung ihrer Streitkräfte aus Belgien, Frankreich und Italien die Dinge würden fortführen lassen. Ihre Aufgabe freilich war, einige Striche des hellenischen Südens und die Inselwelt ausgenommen, so gut wie hoffnungslos; ihre militärische, soziale und politische Arbeit hat auch, eben jene kleineren Gebiete, und für das „Reich" die Episode des zweiten lateinischen Kaisers wieder ausgenommen, für die Geschichte nichts geliefert, als die Annalen des Mittelalters um einige Blätter blutiger Romantik zu bereichern. Nach Innen ist die Aufgabe, die Griechen zu versöhnen, für das Kernland des Reiches gänzlich unlösbar geblieben. Der todtfeindliche Haß, mit welchem die modernen tschechischen, magyarischen und französischen Chauvinisten unserer Tage alles Deutsche verfolgen, erscheint matt und lau gegenüber der inbrünstigen Gluth des Zornes, mit welchem diese Rhomäer auf die neuen, seit Alters schon mit tiefer nationaler und kirchlicher Abneigung betrachteten Herren blickten, die ihr uraltes glänzendes Reich in Stücke geschlagen, die herrliche Hauptstadt zu einer Stätte der Verwüstung gemacht, ihren Wohlstand zertrümmert hatten, und nun auch ihre Religion in den Staub drückten. Und sehr groß war die Zahl der fränkischen Herren namentlich in dem eigentlichen Kaiserthum Romanien nicht, die es verstanden oder auch nur versucht hätten, mit dem Volke, das ihnen doch in der Regel an Kultur fühlbar überlegen, ihnen aber, als unzuverlässig und militärisch unbrauchbar, wenig sympathisch war, sich auf einen erträglichen Fuß zu stellen. Lediglich Attika mit Böotien, und für sechszig Jahre auch den Peloponnes ausgenommen, so war die neue Herrschaft der Lateiner auf der Balkanhalbinsel trotz ihrer eminenten soldatischen Ueberlegenheit von Anfang an viel schwächer begründet, als einst etwa die der alten makedonischen Diadochen auf altasiatischem Boden.

Zu den so gut wie unbesiegbaren Grundschäden aber im Inneren traten gleich nach der Eroberung Constantinopels sehr große auswärtige Schwierigkeiten. Selbst militärisch angesehen, so war der große Sieg der Venetianer und Kreuzfahrer lange nicht vollständig genug gewesen, um ihre neue Stellung nachdrücklich zu sichern. Noch immer mußten höchst ausgedehnte Landstriche erst mit Waffengewalt gewonnen werden. Und gleich bei dem ersten Versuche, den neuen Gewinn zu einem wirklichen Reiche zu erweitern, mußten die Lateiner ein Doppeltes erkennen: einerseits die gefährliche numerische Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte, — andrerseits die unverwüstliche Zähigkeit des Griechenthums, dessen beste Männer unmittelbar nach der großen Niederlage das Werk der nationalen Reaktion begannen.

Für den ersten Moment freilich sah es so aus, als wollten die kühnsten Männer des griechischen Adels die ungeheure Katastrophe des Reiches nur dazu benutzen, um aus dem allgemeinen Schiffbruch wenigstens einige Trümmer für sich in Sicherheit zu bringen. Aber bald sollte es zu Tage

treten, daß doch Ein Mann unter diesen versprengten Resten der Aristokratie sich befand, der — leider zehn Jahre zu spät kommend, um noch das Reich der Komnenen retten zu können, — den historischen Beruf hatte, zwei Drittel der Reste des alten Reiches noch einmal für zwei Jahrhunderte seiner Nation zurückzugewinnen, und sowohl gegenüber den eisernen lateinischen Baronen, wie gegenüber dem griechischen Partikularismus den alten Staatsgedanken in heldenhafter Weise siegreich zu vertheidigen.

Bunt genug sah es allerdings zwischen der Adria, dem Phasis und den phrygischen Ebenen aus in dem weitgestreckten Erbe des Hauses Angelos, als der neue flandrische Kaiser Balduin im Vorsommer des J. 1204 sich anschickte, zuerst das thrakische Gebiet zu erobern. Nur fünfzehn bis zwanzig Meilen westlich von dem neuen Hauptquartier der Venetianer und Franzosen hielt Alexios V. zu Tzurulon, und sammelte die Mittel, um die Fehde gegen die Franken wieder aufnehmen zu können. Viel weiter westwärts, zu Mosynopolis, stand der nomadisirende Hof des flüchtigen dritten Alexios. Inzwischen hatten aber zwei verwegene griechische Abenteurer im griechischen Süden auf eigene Faust neue Herrschaften zu gründen angefangen. Der mächtige Baron Leo Sguros (S. 343) in Nauplia, wie sein Vater ein energischer und kluger Heerführer, der zur Durchführung seiner Pläne vor keiner Gewaltthat zurückschreckte, hatte nicht lange nach der Dämpfung der Revolution des Marschalls Kamytzes (S. 342), schon im Jahre 1202 begonnen, im Peloponnes seine lokale Macht auf dem Wege der offenen Eroberung auszudehnen, und zunächst die Stadt Argos durch List an sich gebracht. Als dann die von der Adria her der Reichshauptstadt drohende Gefahr den Kaiser Alexios III. veranlaßte, zu deren Deckung mehrere Provinzen von Truppen zu entblößen, konnte er durch Ueberfall auch der starken Festung Korinth sich bemächtigen und dort seinen Gegner, den Erzbischof Nikolaos, ermorden lassen. An der Spitze einer erheblichen Macht, bald auch einer Flotte, warf er sich nach dem Falle der alten Reichshauptstadt im J. 1204 weiter auf Mittelgriechenland, und besetzte zuerst die Unterstadt Athen. Die Akropolis freilich vermochte er nicht zu erobern. Hier leistete ihm der Erzbischof Michael Akominatos (S. 308), der seit 1182 als Gelehrter, als ausgezeichneter Kirchenfürst, und als edler und hochgesinnter Beschützer seiner Bürger die volle Sympathie der letzteren erworben hatte, den tapfersten Widerstand. Zur Rache brannte der „Wolf von Argolis“ die Unterstadt nieder, um dann mit leichter Mühe Theben zu erobern, und endlich im Sommer 1204 bis nach dem untern Peneiosthal in Thessalien vorzudringen. Parallel aber mit diesen Vorgängen hatte jenseits des Pindosgebirges ein Grieche fürstlichen Ranges in analoger Weise operirt. Der schlaue und gewandte Michael (Angelos Komnenos), ein illegitimer Vetter des Kaisers Alexios III., und Gemahl einer Melissena, war von diesem Kaiser bei dem Beginn des lateinischen Krieges zum Statthalter des peloponnesischen Themas bestimmt worden. Nach dem Sturze des griechischen Reiches hatte er sich,

als es (wie wir demnächst sehen werden) zu einer Spannung zwischen Balduin I. und Bonifacio kam, dem Markgrafen angeschlossen und nachher denselben durch die Zusage getäuscht, für ihn und für das neue (S. 368) Reich von Thessalonich das Thema Nikopolis erobern zu wollen. Als er aber nach dieser Landschaft kam und hier seinen Freund, den Strategen Sennacherim, der sich durch starke Erpressungen verhaßt gemacht hatte, vom Volke ermordet fand, ergriff er die Zügel der Regierung mit starker Hand und gründete zur unangenehmen Ueberraschung der Lateiner das selbständige „Despotat Epirus", welches sich (mit der Hauptstadt Arta) von Naupaktos bis nach Dyrrhachion ausdehnte.

Ganz unabhängig von diesen Bewegungen hatten schon früher die letzten Abkömmlinge der Komnenen in Asien, auf der entferntesten Nordostecke des alten Reiches die Gründung eines neuen griechischen Partikularstaates versucht. Als der alte blutige Andronikos Komnenos i. J. 1185 in so grauenhafter Weise seinen Tod gefunden hatte, waren auch seine Söhne, auch der edle Manuel, elend umgekommen. Nun aber hatte der letztere zwei unmündige Söhne hinterlassen, Alexios (damals nur erst vier Jahre alt) und David mit Namen, die durch einige Freunde des Komnenenhauses vor der blinden Wuth des Pöbels und der feigen Rache des Hauses Angelos gerettet, nach Austoben aber des wildesten Sturmes in der Verborgenheit zu Constantinopel erzogen wurden. Als i. J. 1203 der Krieg von der Adria her gegen das Reich des Hauses Angelos losbrach, flüchteten die Jünglinge nach den Ländern am Südfuße des Kaukasus. Damals nämlich gebot über das in jener Zeit reiche und kräftige Reich der christlichen, in den vielseitigsten Beziehungen zu den Rhomäern stehenden Georgier eine nahe Verwandte der Komnenen, die wegen ihrer hohen Bildung und ihrer großartigen Freigebigkeit, wie wegen ihrer Herrscherkraft hochberühmte Königin Thamar (1184—1212). Die Tante der jungen Männer, und bereits von früher her mit Alexios III. in gespannten Verhältnissen, benutzte sie nun die schwierige Lage der byzantinischen Centralregierung, um ihren Neffen die Mittel zur Gründung eines asiatischen Griechenreiches in die Hand zu geben. An der Spitze eines starken imerethischen Heeres überschritten Alexios und David die Ostgrenze des alten Reiches der Rhomäer und brachten schnell genug (Amisos ausgenommen) das reiche Pontische und Paphlagonische Küstengebiet in ihre Gewalt. Von seinen Kriegern als Kaiser der Rhomäer proklamirt, zog Alexios im April 1204 in Trapezunt ein, wo er nunmehr, auch von den Griechen der Krim als ihr Kaiser anerkannt, jetzt 22 Jahre alt, seinen kaiserlichen Herrensitz aufschlug und als rechtmäßiger Abkömmling und Erbe der großen alten Kaiser den Namen eines „Groß-Komnenos" annahm. Die Sympathie des Volkes und der Truppen kam ihm und seinem kühnen Bruder David, der noch immer weiter siegreich gegen Westen vordrang, fast aller Orten entgegen. Ueberall hoffte man durch diese neue Wendung der Dinge einerseits besseren Schutz gegen die Türken, als ihn das Haus Angelos ge-

boten hatte, zu finden, andrerseits aber Sicherung gegen die nicht minder gefürchteten Kreuzfahrer.

Bald aber stieß Davids Vorgehen mit der Thätigkeit des bedeutendsten aller jener griechischen Fürsten zusammen, welche damals auf der Peripherie des alten Reiches sich zu behaupten versuchten, nämlich mit der des Theodor Laskaris. Wir erinnern uns, daß diesem Fürsten am 13. April 1204 nichts weiter übrig geblieben war, als in aller Eile sich über den Georgssund nach Bithynien zurückzuziehen. Von seiner in der letzten Nacht des Reiches noch erfolgten Erhebung zum Kaiser machte er einstweilen keinen Gebrauch, trat vielmehr nur erst unter dem Titel „Despotes" auf und gab sich als den Vertreter oder Reichsgehilfen seines Schwiegervaters. Aber gerade diese Beziehungen zu dem verhaßten dritten Alexios machten die Lage des jungen Fürsten zunächst viel schwieriger, als die fast aller seiner Rivalen. Nicht nur, daß auf Rhodos der Admiral Leon Gabalas selbständig sich hielt; daß in Philadelphia der mächtige Theodor Mankaphas als Gegenkaiser aufgetreten war, und der Baron Manuel Maurozomes mit türkischer Hilfe im obern Mäandergebiet die Herrschaft an sich gerissen hatte: gleich zu Anfang verweigerte ihm die Stadt Nikäa aus Haß gegen seinen Schwiegervater die Aufnahme; nur seine Gemahlin Anna durfte hinter ihren Mauern verweilen. Da setzte sich der kluge und tapfere Laskaris zunächst am bithynischen Olympos fest, sammelte hier ein erhebliches Truppenkorps, zu welchem allmählich viele Flüchtlinge aus Constantinopel sich gesellten, und gewann die Herrschaft über eine Anzahl bithynischer Städte. Die Art aber, in welcher die neuen fränkischen Herren in „Romanien" sich auf Kosten der Griechen einrichteten, trieb bald genug immer zahlreichere Kleinasiaten zu engem Anschluß an den unermüdlichen Vertreter des Reichsgedankens in ihrer Mitte.

So also war die Lage der griechischen Dinge, als der flandrische Kaiser Balduin nicht gar lange nach seiner Krönung sich anschickte, zunächst auf der Balkanhalbinsel mit den Rhomäern aufzuräumen. Noch längere Zeit blieb hier das Glück den Waffen der rüstigen Eroberer treu. Während ein Theil des fränkischen Heeres unter Dandolo, Bonifacio, und dem Grafen Ludwig von Blois die Hauptstadt hütete, brach zuerst Graf Heinrich von Flandern mit hundert Rittern und dem nöthigen Zubehör nach dem Innern auf und bestimmte weithin die Griechen, seinem Bruder zu huldigen. Selbst Adrianopel ergab sich auf der Stelle. Balduin, der ihm mit stärkerer Macht folgte, fand nirgends wirklichen Widerstand. Auch Alexios V. war sofort aus Tzurulon gewichen und hatte sich nach Mosynopolis zurückgezogen, um ganz verständig sich mit Alexios III. zu gemeinsamer Kriegführung zu verbinden. Aber in diesem verworfenen Menschen waren seit seiner Flucht aus Constantinopel alle gemeinen Instinkte seines grundschlechten Charakters mit neuer Kraft erwacht. Selbst jetzt kannte er nur die jämmerlichste Eifersucht, und sah in seinem neuen Schwiegersohn nur

einen Mann, dessen überlegene Thatkraft und kriegerische Talente ihm selbst würden gefährlich werden können. Unbedenklich verübte er daher eine unsäglich feige Schandthat: er ließ nämlich den arglosen Murzuphlos durch seine Agenten eines Tages im Bade überfallen, blenden, und nachher in elendester Lage sich hilflos umhertreiben. Als aber auf die Kunde von dieser neuen Katastrophe Kaiser Balduin von Adrianopel her gegen Mosynopolis operirte: da wich der blutige Frevler ohne Schwertstreich zurück nach Thessalonike.

Als jedoch Balduin sich anschickte, seine Waffen noch weiter über den Fluß Nestos hinaus nach jenen Landschaften zu tragen, welche an Markgraf Bonifacio fallen sollten, fürchtete dieser — schwerlich mit Unrecht, daß der Kaiser nachher kaum geneigt sein werde, ihm sein Lehensreich unverkürzt zu überliefern, und eilte daher nach dem Nestos, um den Kaiser zur Einstellung seiner Eroberungen zu bestimmen. Als Balduin das sehr schroff abwies und endlich (im Juli 1204) auch Serrä und Thessalonike eroberte, griff der Markgraf zu den Waffen. Durch einige französische, durch die deutschen Ritter, und namentlich durch die Griechen unterstützt, welche letzteren sich dem Gatten der Kaiserin Margaretha und Manuels Stiefvater eifrig anschlossen und natürlich die Verfeindung unter den Franken mit Freuden begrüßten, gewann er zuerst Didymoteichos, dann zahlreiche andere thrakische Plätze, und ging zur Gewinnung des Volkes so weit, den jungen Manuel als „Kaiser der Rhomäer" ausrufen zu lassen. Als er aber vor Adrianopel lag, griffen die verständigen Männer in Constantinopel, die von einem Kriege zwischen den fränkischen Fürsten mit Recht das Schlimmste besorgten, namentlich Dandolo und der Marschall von Villehardouin, kräftig ein. Der Marschall bestimmte den Markgrafen zur Rückkehr nach Didymoteichos. Dandolo aber übernahm es, (nachdem der Markgraf außer anderem am 12. August die Rechte auf die Insel Kreta an Venedig abgetreten hatte,) die Einführung Bonifacios in die Herrschaft über das „Königreich Thessalonich" durchzusetzen. Der Energie und Gewandtheit des Dogen gelang es auch, die gerechten Forderungen des Markgrafen zur Erfüllung zu bringen; bis gegen Ende September 1204 wurde Thessalonich wirklich dem Markgrafen übergeben. Daneben spielte in derselben Zeit in Constantinopel eine grauenhafte Tragödie sich ab. Eine fränkische Streifschaar hatte nämlich am Bosporus den geblendeten Murzuphlos gefangen genommen, und nun beschlossen die fränkischen Großen, seine blutige Felonie, nämlich die Ermordung des vierten Alexios, grausam zu bestrafen. Alexios V. wurde auf die hohe Säule des Theodosius geführt (auf dem Platze „Tauros") und dann von derselben herabgestürzt.

Nun aber galt es, die Eroberung des griechischen Reiches möglichst rasch zu vollenden. Die Vertheilung der bereits gewonnenen, wie der noch zu erkämpfenden Beute war (Anfang Oktober) bereits vollzogen. Die Venetianer hatten in der That mit großem Scharfblick alle jene Striche sich ausgesucht, die für ihren Handel und für ihre Seeherrschaft in den griechischen

Gewässern ihnen werthvoll sein mußten. In „Romanien" fiel ihnen ein Landstrich von Adrianopel bis zur Propontis, dann die Küste der Propontis von Perinth bis Sestos zu. Weiter aber sollten ihnen die meisten Inseln des ägäischen Meeres (mit Kreta) gehören; im Süden ein großer Theil des Peloponnes, dazu die Häfen Mothone und Paträ, im Westen aber das gesammte Küstenland der Adria von den ionischen Inseln und den ätolischen Lagunen bis Dyrrhachion: letzteres Provinzen, die erst zwei Jahrhunderte später unter höchst bedenklichen Umständen der Republik wirklich zugefallen sind. Der Stellvertreter des Dogen, der neue „Podestà" oder Statthalter an der Spitze der venetianischen Colonie in Constantinopel, erhielt in der Rangordnung der Würdenträger des Reiches den Titel eines „Despotes" (Prinz); der Doge nahm für sich den Titel an eines „Beherrschers von einem Viertel und Achtel des ganzen Rhomäerreiches", den Dandolos Nachfolger bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaus geführt haben. Die Grenze zwischen dem eigentlichen Romanien und dem Königreich Thessalonich war westlich vom Nestos gezogen worden. Der Kaiser sollte auch Asien erhalten, dessen Bezirke bereits verschiedenen Großen des Reiches in partibus zugetheilt wurden. In Thrakien wurde als persönlicher Antheil des Kaisers das Gebiet ausgesondert, welches am schwarzen Meere nordwärts bis Agathopolis, westlich bis Tzurulon sich ausdehnte. Der Rest fiel den Kreuzfahrern zu; der Belgier Renier von Trit aus Mons wurde Herzog von Philippopolis, der Graf von St. Pol erhielt Didymoteichos. In entsprechender Weise hatte „König Bonifacio" sein zu eroberndes Gebiet an seine Ritter und Barone als Erblehen zu vertheilen.

Und nun, ziemlich gleichzeitig im Herbste 1204, begannen „König" Bonifacio im Westen und Süden der Balkanhalbinsel, die großen Barone Balduins in Asien, die Arbeit der Latinisirung des alten griechischen Reiches. „König" Bonifacio ließ seine schöne Gemahlin Margaretha als Regentin in seiner neuen Hauptstadt Thessalonich zurück. In Begleitung seines Stiefsohnes Manuel, der in kaiserlicher Tracht der Armee folgte, wandte er sich mit Ablauf des Septembers 1204 gegen die alten hellenischen Landschaften des Südens. Nachdrücklichen Widerstand fand er zunächst nirgends, und konnte überall für seine ritterlichen Kriegsleute stattliche Baronien gründen. Doch mußte er sich noch auf einen ernsthaften Kampf gefaßt machen. Alexios III. nämlich, der drei Monate früher ohne eigentliche Gegenwehr vor Balduin aus Thessalonich nach Larissa gewichen war, hatte sich hier mit dem Baron Sguros (S. 374) vereinigt und denselben durch die Hand der noch immer anziehenden Wittwe Eudokia für sich gewonnen. Aber auch dieser war den furchtbaren Franken nicht gewachsen. Nachdem es sich den Griechen unmöglich gezeigt hatte, den Kreuzfahrern den Einbruch in das Peneiosthal zu verwehren, fiel auch das schöne Thessalien in die Hände des Markgrafen, der hier eine neue Reihe stattlicher Ritterherrschaften formirte. Und als die Soldaten des Sguros, der die Thermopylen zu halten beschlossen hatte, hier

die eisernen Geschwader des königlichen Eroberers gegen sich losbrechen sahen, da hielten sie nimmer Stand, sondern ergriffen das Hasenpanier. An Hohn ließen es die Sieger nicht fehlen. Der berühmte Troubadour Rambaut von Vaqueiras (aus Vachires in Venaissin), ein rüstiger Kriegsheld, in Scherz und Ernst der vertrauteste Genosse des Königs Bonifacio, stigmatisirte die Gegner durch das schnöde Witzwort: „sie hätten ihr Herz an der Ferse getragen, um ihre Rosse besser zur Flucht spornen zu können"! Sguros mußte in aller Eile nach dem Isthmos retiriren; erst hinter den Felsenmauern von Hohen-Korinth konnte er neue Gegenwehr organisiren.

So schien dem Helden Bonifacio Alles gelingen zu sollen. Alexios III. und Euphrosyne fielen im November in Thessalien seinen Rittern in die Hände; sein kaiserlicher Schmuck wurde nach Constantinopel geschickt, seine Schätze an die Ritter vertheilt, das tief gedemüthigte Ehepaar nach Halmyros verwiesen. Der junge König selbst nahm ohne weitere Schwierigkeit die Osthälfte von Mittelgriechenland in Besitz. Sein gewinnendes, der Art der Griechen sympathisches Wesen führte ihm hier das Volk leicht zu. Freilich fehlte es bei der rauhen Art dieser Zeit auch hier nicht an Gewaltthaten. Das reiche Theben und der Dom der Panagia auf der Burg von Athen, (welche diesmal, zu Anfang d. J. 1205 der Erzbischof Michael Akominatos ohne Kampf übergab), wurden geplündert, und der edle Kirchenfürst mußte es vorziehen, sich resignirt nach einem Kloster auf der Insel Keos zurückzuziehen, wo er unter litterarischen Arbeiten noch bis 1220 gelebt hat. Die Herrschaft in Böotien und Attika übertrug der König einem seiner vertrautesten Räthe, dem burgundischen Ritter Otto de la Roche-sur-Ougnon aus der Franche-Comté. Ein Theil der Lombarden eröffnete die Eroberung der Insel Euböa, der König selbst griff mit aller Macht die riesige Akropolis von Korinth an. Hier aber kamen seine Erfolge zum Stehen. Hinter den gewaltigen Mauern der alten Hochburg des Peloponnes hielten die Mannen des Sguros tüchtig Stand, und bald erfuhr der König auch, daß jener Michael von Epirus (S. 375) ihn schwer getäuscht und bereits mit dem peloponnesischen Fürsten ein enges Bündniß gegen die Lombarden geschlossen hatte.

Während Korinth nur blokirt wurde, unterwarf Bonifacio nun allerdings ganz Argolis. Aber an den Mauern von Nauplion, welches damals jedoch noch nicht die starken Kastelle besaß, wie später seit der venetianischen Besitzergreifung, stauten sich seine Erfolge abermals. Dagegen wurden im Lager vor dieser Stadt neue, werthvolle Verbindungen geknüpft. Hier nämlich erschien bei dem König ein kühner Held aus der Champagne, der Neffe des alten Marschalls von Romanien, der jugendlich kraftvolle, ebenso schlaue als tapfere Gottfried von Villehardouin, der bereits im Spätjahr 1204 von Mothone aus die Eroberung des westlichen Peloponnes begonnen, sich aber vor den Griechen nicht hatte halten können, und nun die Verbindung mit dem König suchte. Unter Zustimmung des letzteren setzte er sich in Allianz mit seinem Landsmann, dem aus dem Champagneser Grafenhause stammenden

Ritter Wilhelm von Champlitte, der dafür sein nächster Lehnsherr werden sollte, und nun mit ihm zu systematischer Eroberung der Halbinsel nach Paträ und Andravida aufbrach. Der König dagegen mußte im Juni 1205 in aller Eile wieder nach dem Norden zurückkehren, weil inzwischen über das Reich Romanien eine schreckliche Katastrophe hereingebrochen war: dieselbe, die auch die fränkischen Heerführer in Asien zur Einstellung ihrer Kämpfe mit Theodor Laskaris zwang.

Gegen Ende Oktober 1204 nämlich gedachten die Großen des Reiches Romanien, denen Balduin ausgedehnte asiatische Gebiete zugewiesen hatte, ihre Güter in Besitz zu nehmen. Der Graf Ludwig von Blois sollte Herzog von Nikäa, des Kaisers Bruder Heinrich Fürst von Adramyttion werden. So gingen denn am 1. November 1204 die ersten fränkischen Heerhaufen, die Kriegsleute des Grafen von Blois, unter der Führung der gewaltigen Ritter Payen von Orleans und Peter von Bracheuil vom Goldenen Horn aus über die Propontis, machten das meist von fränkischen Kaufleuten bewohnte Pegä in Mysien (im Mündungsgebiet des altberühmten Granikos) zu ihrer Basis. Am 11. November folgte Graf Heinrich mit seinen Kriegern und besetzte Abydos, während ferner im Nordosten Renier (oder Macaire) von St. Ménéhould gegen das wichtige Nikomedien vorging. Verstärkt endlich wurden in Asien die Eroberer durch einen Theil eines Corps von zehntausend Pilgern, die aus Palästina jetzt nach Byzantion zurückgekehrt waren, und theils in Romanien blieben, theils dem König Bonifacio zuzogen, theils dem zum Herzog von Philadelphia designirten Grafen Stefan von Perche nach Mysien folgten.

Diesen Angreifern war freilich Theodor Laskaris noch lange nicht gewachsen. Allerdings hatte er seine Zeit vortrefflich benutzt, namentlich das bithynische Prusa gewonnen, mit den Türken von Ikonion sich über die Abwehr der gemeinsamen Gegner verständigt, allmählich auch den größten Theil Mysiens an sich gezogen, und im letzten Moment auch noch die Allianz des Theodor Mankaphas gewonnen, des „Kaisers von Philadelphia". Dieser sollte den Grafen Heinrich angreifen, während Laskaris den Baron Bracheuil zu bekämpfen gedachte, der bereits das wichtige Lopadion belagerte. Auch hier hatten die Griechen noch immer ganz entschieden Unglück. Am 6. December 1204 warf Bracheuil mit seinen Panzerreitern die Ueberzahl der Rhomäer bei Schloß Poimanenon siegreich nieder. Lopadion und Apollonia fielen in die Hände des Siegers, der durch sein kluges und schonendes Benehmen gegen die Einwohner sich die neue Eroberung zu sichern verstand. Auch Nikomedia war nicht zu halten. Dagegen scheiterten an der tapfern Vertheidigung von Prusa, wo zuerst das Glück dem trefflichen Laskaris lächelte, alle Angriffe der französischen Ritter. Inzwischen hatte Graf Heinrich von Abydos aus, durch die in Troas kolonisirten Armenier sympathisch begrüßt, erhebliche Fortschritte gemacht, endlich Adramyttion besetzt. Und als Theodor Mankaphas und des Laskaris Bruder Konstantin mit starker Macht wider ihn an-

rückten, wurden auch sie in großer Feldschlacht am 19. März 1205 gänzlich überwunden. Es sah nun doch so aus, als sollte auch in Asien der Stern der Rhomäer für immer erbleichen. Da brach Mitte April 1205 die schreckliche Katastrophe herein, welche das kaum aufgerichtete Reich der Lateiner in Romanien in seinen Grundfesten erschütterte und zugleich den „Despotes" Laskaris vor dem drohenden Erliegen rettete.

Der Mann, der sehr wider seine letzten Absichten es möglich gemacht hat, daß noch einmal ein griechisches Kaiserthum aus den Erschütterungen dieser Tage siegreich hervorgehen konnte, war kein anderer als der Bulgarenkönig Joannischa. Dieser schlaue Machthaber hatte die Entwickelung der Dinge auf der Balkanhalbinsel seit dem Sommer 1203 mit großer Besorgniß betrachtet. Wohl war es ihm gelungen, die nächste Zeit nach der Erhebung des vierten Alexios zu einiger Ausdehnung seiner Grenzen zu benutzen. Aber sein Antrag, die Kreuzfahrer in dem Kampfe gegen Alexios V. zu unterstützen, falls sie ihn als König der Bulgaren anerkennen würden, war abgelehnt worden. Und als Kaiser Balduin im Sommer 1204 die Huldigung der Städte Romaniens entgegennahm, war dieser thörichte Jüngling im Rausche des Sieges und im Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit der französischen Gentilhommerie so unbesonnen, auf einen erneuten Allianzvorschlag des bulgarischen Czaren die schnöde Antwort zu ertheilen: „Joannischa habe mit den Franken nicht wie ein König mit Freunden, sondern wie ein Sklave mit seinen Herren zu verkehren, da er ja die Herrschaft über sein Land, das er den Griechen entrissen, ganz rechtlos sich anmaße!" Dieser Uebermuth, wie auch die Besetzung von Philippopel durch die Belgier reizte den Bulgaren zu furchtbarer Wuth, die nur zu schnell ihren entsetzlichen Ausdruck fand.

Die Stimmung der Rhomäer war allmählich immer gereizter geworden, je verächtlicher und gewaltsamer Franzosen, Belgier, und namentlich auch die Venetianer, gegen sie als eine untergeordnete Race auftraten. Dabei erkannten ihre höheren Klassen mit scharfem Auge die schweren Fehler, die Kaiser Balduin beging, sehr gut. Sie beobachteten, daß das Eroberungsheer allmählich theils durch die Ausbreitung der Kreuzfahrer über den weiten Raum von Athen bis nach Prusa, theils durch Todesfälle oder Heimkehr, oder auch durch Entfernung Vieler nach Palästina erheblich geschwächt worden war. Trotz der Aufrufe des Pabstes waren nur erst wenige neue Abendländer nach Constantinopel gewandert, die Lage des Reiches militärisch also höchst gefährlich. Da bildete sich rasch eine umfassende griechische Verschwörung. In ihrer blinden Wuth gegen die Lateiner trugen die Häupter der Rhomäer in Romanien dem Bulgaren ihre Krone an, schwuren ihm als Unterthanen zu gehorchen und die Franken zu ermorden. Joannischa aber versprach, noch vor Ostern 1205 ihnen mit seiner ganzen Macht, zu der noch 10,000 Kumanen stießen, zu Hilfe zu kommen. Als nun gegen Ende Februar 1205 der Graf von St. Pol in Didymoteichos starb, begann die Empörung, und bald kamen aus allen Theilen Romaniens die Schreckensbot-

schaften von dem Aufstand der Rhomäer und der Ermordung der kleineren französischen Besatzungen. Nur in Philippopel und Schloß Stenimachon hielt sich der tapfere Renier. Die Besatzung von Adrianopel war allerdings entkommen, aber alles Land bis östlich nach Tzurulon verloren.

Kaiser Balduin mußte sich entschließen, das thrakische Land geradezu noch einmal zu erobern. Nun gingen Boten nach Asien ab, um die dort fechtenden Schaaren zurückzurufen; nur Pegä sollte einstweilen gehalten werden. Unglücklicherweise wartete man aber nicht bis zur Ankunft der Hauptmasse dieser Kerntruppen, sondern brach, um namentlich Philippopel zu retten, schon zu Ende März 1205 mit keineswegs ausreichenden Streitkräften nach dem Innern auf. Adrianopel fanden die Franken bereits von einem Theile der Bulgaren besetzt, und Dandolos Rachgier verhinderte die Ausgleichung mit den Einwohnern, die sich wohl unmittelbar an den Kaiser, nicht aber den Venetianern ergeben wollten. So schritten die Franken zur Belagerung. Darüber aber näherte sich König Joannischa mit seinem zwanzigfach stärkeren Heere, und nun führte am 15. April die Uebereilung der Franzosen, die dem noch unbekannten Gegner gegenüber auf die Unwiderstehlichkeit ihres schweren Reiterstoßes pochten, zu der verderblichsten Niederlage. Der Graf von Blois hatte mit übermüthiger Unbesonnenheit gegen Abend den Angriff auf plänkelnde Kumanen eröffnet; aber die leichten kumanischen Reiter wichen nach Art der Parther dem furchtbaren Stoße fliehend aus, bis die Franzosen erschöpft anhielten. Dann aber warfen sie sich mit Uebermacht von allen Seiten auf die Ritter, erschossen die Pferde, begannen die Metzelei. Umsonst suchte nun Kaiser Balduin die Freunde herauszuhauen; er selbst wurde im wilden Kampfe gefangen genommen, — der Rest seiner Truppen, die 300 der besten Ritter verloren hatten, flüchtete in voller Auflösung nach dem Lager zurück. Noch in der Nacht mußte der Rückzug nach der Propontis angetreten werden; am 18. April erreichte das geschlagene, durch Bulgaren und Kumanen hart verfolgte Heer das venetianische Rhädestos.

Dieses war der Schlag, dessen Folgen die Franken in Romanien niemals haben völlig verwinden können. Die Niederlage bei Adrianopel bedeutete für sie weit mehr als eine „mit Anstand" verlorene Schlacht. Es war noch nicht das Schlimmste, daß zu den anderen Verlusten der Tod des alten Dandolo trat, der in Folge des furchtbaren Rittes nach der Propontis am 1. Juni starb, und sein Grab in der Sofienkirche fand, und weder durch seinen Nachfolger in Venedig, den Grafen von Arbe, Pietro Ziani, noch durch den Podestà Marino Geno in Constantinopel ersetzt werden konnte. Viel schlimmer war es, daß der kriegerische Nimbus der Unbesiegbarkeit in offener Feldschlacht, der die numerische Schwäche der Lateiner bisher so glücklich ergänzt hatte, verloren gegangen, daß die Kunst entdeckt war, wie diese furchtbaren Geschwader besiegt werden konnten. Namentlich stieg jetzt der slawische Hochmuth, der rohe Uebermuth des siegreichen Barbarenkönigs von Ternovo ins Maßlose. Die nächste Folge des Sieges der Barbaren war die vollständige

Ueberfluthung alles Landes bis vor die Mauern von Rhädestos, Selymbria und Constantinopel. Und nun verübten Bulgaren und Kumanen überall schreckliche Greuel. Namentlich die letzteren mordeten, plünderten und brannten nach alter Weise, und opferten sogar die schönsten Gefangenen ihren Göttern. Die weitere Folge war, daß nunmehr Graf Heinrich (und mit ihm aus Furcht vor den Griechen auch die Armenier von Troas) mit der Armee aus Asien nach Romanien zurückkehrten, und zunächst Theodor Laskaris wieder die volle Freiheit der Bewegung erhielt. Mit richtigem Blick stellten jetzt die Truppen den besten Mann des Heeres, nämlich eben den Grafen Heinrich, als Bail oder Reichsverweser an ihre Spitze, dessen politische Gewandtheit, Charakterkraft und Feldherrntüchtigkeit allein noch die Ruinen des Reiches retten konnte. Das freilich war nicht zu verhindern, daß der Bulgarenkönig zu Anfang des Juni — als die Kumanen wegen der Hitze des Sommers wieder nach Hause geritten waren — sich gegen das Königreich Thessalonich wandte, um mit Hilfe eines seiner Heerführer, der hier bereits den Häuptling Strēz aus Prosek vertrieben hatte, nach Einnahme von Serrä auch die Hauptstadt anzugreifen. Die Griechen fielen ihm ohne Weiteres zu, und die Regentin Margaretha wurde in der Citadelle schwer bedrängt. Da mußte auch König Bonifacio in aller Eile aus dem Peloponnes zurückkehren. Dieser konnte allerdings seine Hauptstadt den Barbaren glücklich wieder entreißen, doch war zunächst auch hier an größere Schläge noch nicht zu denken. Da nahm der König jetzt Veranlassung, nicht nur den der heimlichen Verbindung mit der Rebellion verdächtigen Alexios III. und dessen Gattin, sondern auch seinen Stiefsohn Manuel, der sich unbequem zu machen anfing, durch einen genuesischen Kapitän zur See ins Exil nach Oberitalien abführen zu lassen. Während inzwischen Graf Heinrich durch eine venetianische Flotte die meuterischen Küstenstädte Romaniens strafen ließ und zu Lande durch einige kühne Vorstöße die Griechen des inneren Landes einschüchterte, verübte Joannischa neue Schandthaten. Die Stadt Philippopolis, die Renier von Trit wegen der meuterischen Haltung der mit den Bulgaren sympathisirenden Einwohner geräumt hatte, um sich dafür auf dem Schloß Stenimachos vom Juni 1205 bis zum Juli 1206 tapfer zu behaupten, wollte der griechische Abenteurer Alexios Aspietas für sich behaupten. Da zog der bulgarische „Rhomäerschlächter" heran, eroberte die Stadt und ließ sie nach Verübung einer Reihe unerhörter Greuelthaten nahezu dem Erdboden gleich machen. Solche Schandthaten und seine unverhohlene Absicht, Romanien als Wüste für die Raubthiere zurückzulassen, und die Fortsetzung seiner Verbrechen im Jahre 1206, mit denen auch die zwangsweise Uebersiedelung zahlreicher Rhomäer nach der Donau verbunden war, trieben, als die Bulgaren und Kumanen von Januar bis April 1206 wieder in den unglücklichen Ländern südlich vom Balkan als Mörder und Mordbrenner gewüthet hatten, die Rhomäer endlich zum entschiedenen Abfall von dem „frommen" bulgarischen Czaren. Die Ausgleichung mit den Franken

übernahm Theodor Branas, der Gemahl der französischen Prinzessin Agnes (S. 341), der einzige Rhomäer, der bisher zu diesen gehalten hatte, und jetzt Dank Heinrichs feiner Politik unter Zustimmung der Venetianer als romanischer Vasall Adrianopel und Didymoteichos erhielt und im Range dem König von Thessalonich gleichgestellt wurde. Damit gewann Heinrichs Stellung sofort sehr an Stärke. Die Bulgaren wurden von Didymoteichos glücklich abgeschlagen, von Heinrich langsam nordwärts gedrängt. Von Adrianopel aus konnte dieser dann auch die Franken in Stenimachos entsetzen (11. Juli 1206). Damals erfuhr Heinrich durch Herzog Renier, daß Kaiser Balduin nicht mehr am Leben war. Vergeblich hatte sich Papst Innocenz III. am Hofe von Ternovo um die Freilassung des erlauchten Gefangenen bemüht. Ob der ritterliche Kaiser wirklich, wie der bulgarische König den Pabst und die Zeitgenossen glauben machen wollte, in seiner Haft einfach an seinen Wunden gestorben ist, oder ob ihn der rachsüchtige, blutgierige und dabei gemeine Czar in einer Stunde des Zornes grausam hat verstümmeln und in eine Schlucht zwischen dem Schloßberg und der Altstadt von Ternovo stürzen lassen, wo er dann elend umkommen mußte, ist niemals sicher ergründet worden. Statt seiner wurde nun, wie sich von selbst verstand, der treffliche Heinrich (20. August) in der Sofienkirche als neuer Kaiser gekrönt: ein Regent, der in der That es möglich gemacht hat, selbst auf diesem unsicheren Boden dem romanischen Feudalreiche wenigstens die Aussicht auf Weiterbestand zu sichern.

Mit großer Einsicht hat Heinrich, sobald er, gleich nach seiner Krönung, einen neuen Angriff der Bulgaren auf Adrianopel glücklich abgeschlagen, mit König Bonifacio sich in nähere Verbindung gesetzt. Die ganze lateinische Welt der Levante erhoffte die besten Früchte von dem Zusammenwirken der beiden größten Staatsmänner und Heerführer des neuen Reichs. Vorläufig schloß der 29jährige Kaiser seine Verlobung mit des lombardischen Königs Tochter Agnes (aus dessen erster Ehe mit Eleonore von Savoyen). Die Hochzeit wurde erst am 4. Februar 1207 in Constantinopel gefeiert, nachdem der junge Kaiser zuvor bis tief in den Winter hinein am schwarzen Meere die Bulgaren glücklich befehdet, Bonifacio dagegen die Städte Serrä und Drama wiedergewonnen hatte.

Die Wiedererstarkung der Franken sollte sofort für Theodor Laskaris höchst gefährlich werden. Heinrich hatte bei seiner raschen Rückkehr nach Europa im Frühling 1205 mit dem Despotes einen Waffenstillstand geschlossen, den der verständige Fürst vortrefflich zu benutzen verstand. Allgemein hatten ihn damals die Griechen in Asien als ihren tüchtigsten und hochsinnigsten Führer erkannt. Jugendlich rüstig, von fast stürmischer Energie, dabei doch wieder zäh und ausdauernd; bei kleiner Gestalt in der Waffenführung überaus geschickt, tapfer und unermüdlich; persönlich eben so achtungswerth, wie geistig reich begabt, wurde er jetzt im Westen Kleinasiens überall als Herr anerkannt. Die Griechen von Nikäa und die Prätendenten Mankaphas und Maurozomes huldigten ihm. Und in Nikäa, wo jetzt immer zahlreichere

Glieder der griechischen Aristokratie, des höheren Klerus und der früheren Armee des alten Reiches, wie der Admiral Stirione, sich sammelten, erneuerte eine Reichsversammlung die Wahl Theodors zum Kaiser der Rhomäer. Michael (IV.) Autorianos, der an Stelle des nach Selymbria geflohenen und nunmehr resignirenden Kamateros zum Patriarchen erhoben war, krönte ihn i. J. 1206 in der Hauptkirche von Nikäa. Wären nun die Komnenen in Trapezunt so verständig gewesen, ihre Macht mit Laskaris zu vereinigen, so würde es den asiatischen Griechen nicht sehr schwer geworden sein, von Anfang an aller weiteren fränkischen Angriffe sich zu erwehren. Davon aber war zu ihrem erheblichen Schaden keine Rede. Der komnenische Prinz David (S. 375) war selbstsüchtig genug, auch auf Laskaris' Kosten sich ausdehnen zu wollen. Als im Sommer 1205 die Franken einstweilen auch Nikomedia wieder geräumt hatten, schickte David sich an, zunächst hier zuzugreifen. Da trat ihm aber die rücksichtslose Energie und die überlegene diplomatische Gewandtheit Theodors hemmend entgegen. Dieser nämlich schloß sofort eine feste Allianz mit den Türken von Ikonion gegen die Komnenen, um durch die seldschukischen Krieger die Truppen des Großkomnenen Alexios an der Verbindung mit David zu hindern. Er selbst gewann über Davids General Synadenos und dessen iberische Kerntruppen am Sangarios einen vollständigen Sieg, während die Türken bald nachher das Heer des Alexios unter den Mauern des von ihm blokirten griechischen Amisos (und des benachbarten türkischen Handelsplatzes Samsun) aus dem Felde schlugen, und nun der kluge Fürst Sabbas in Amisos die Hoheit Theodors anerkannte, sobald dieser als Kaiser gekrönt war. Als nun aber David Komnenos i. J. 1206 sich auch in Heraklea durch den weiteren Vormarsch des Laskaris bedroht fand: da suchte er in Fortsetzung seiner falschen partikularistischen Politik seinen Halt in Constantinopel, nämlich bei den Franken, und wurde (im Sommer 1206) Vasall des Kaisers Heinrich. Das half ihm freilich wenig. Denn die Abneigung gegen die Lateiner trieb alle Stände in Laskaris' Reich zur stärksten Erbitterung nun auch gegen die Komnenen. Die Hilfstruppen aber, die David aus Constantinopel erhielt, wurden durch den nikänischen Feldherrn Andronikos Gidos bei Nikomedia aufgerieben, und Laskaris selbst war so glücklich, nun auch Pegä zu gewinnen.

Gerade dadurch aber stachelte Kaiser Theodor seinen ausgezeichneten flandrischen Gegner zu neuer Energie auch in Asien an. Noch im Spätjahre 1206 hatte Pierre von Bracheuil mit List Pegä zurückgewonnen, und bald begann an der Südseite der Propontis der Krieg wieder im großen Style. Die erobernden Franken theilten sich in vier Heerhaufen: einer derselben eroberte Kyzikos, der andere Nikomedia, der dritte besetzte Charax auf der Südseite des nikomedischen Golfes, der vierte endlich die wichtige Stellung von Kivotos (jetzt Ghiumlek). Ein entscheidender Angriff auf die damals stärksten Stellungen der Rhomäer, auf Prusa und Nikäa, wurde in Aussicht genommen. Da entschloß sich Laskaris, die Hilfe des wilden Bulgaren-

königs anzurufen, der denn auch seine bulgarischen, wlachischen und kumanischen Schaaren im Frühling 1207 wieder gegen Romanien losließ und persönlich Adrianopel, das romanische Hauptbollwerk des Nordens, angriff. Daraus entwickelte sich eine für die Lateiner höchst schwierige Situation, welche selbst durch die unermüdliche Kraft und die Geistesgegenwart Heinrichs nur sehr mühsam überwunden werden konnte. Da sofort ein erheblicher Theil der französischen und belgischen Truppen aus Asien zurückgenommen werden mußte, so sahen die fränkischen Ritter in Asien sich genöthigt, auf die Vertheidigung der Festungen, namentlich Nikomedia, Kivotos und Kyzikos, sich zu beschränken, wobei ihnen allerdings die der griechischen Flottille des Stirione weit überlegenen Kriegsschiffe der Venetianer und Pisaner sehr nützliche Hilfe leisteten.

Da führte die veränderte Haltung der Seldschuken und das Wiederauftreten des Alexios III. in Asien eine für die Franken erwünschte Wendung herbei. Der Sultan von Ikonion, Gajaseddin Kaikhosru, war begreiflicherweise wenig erfreut über die seit Manuels des Komnenen letzter Zeit nicht mehr gekannte Kraft und Gewandtheit, mit welcher die Rhomäer unter Laskaris jetzt wieder in Asien auftraten, und hatte sich beeilt, während der Kämpfe zwischen Heinrich und Theodor die wichtige Hafenstadt Attalia (Satalia) in Pamphylien anzugreifen, sie auch am 5. März 1207 wirklich erobert. Hier nun stieß eines Tages sein alter Freund Alexios III. zu ihm. Dieser alte Bösewicht hatte auf der Fahrt nach Italien den genuesischen Kapitän erkauft und sich in dem epirotischen Hafen Salagora ans Land setzen lassen. Dann war er mit Manuel und Euphrosyne nach Arta gegangen, wo ihn der Despotes Michael freundlich aufnahm. Euphrosyne hat hier (bald nach d. J. 1211) ihr Leben beschlossen. Alexios aber und Manuel begaben sich, wie gesagt, im Frühling 1207 nach Attalia, und nun verständigte sich der alte Schurke leicht mit seinem türkischen Freunde über einen Streich, den sie dem trefflichen, also beiden Männern mit Recht verhaßten Schwiegersohn des Alexios zu spielen gedachten. Der Sultan forderte den Laskaris auf, nunmehr den Alexios als legitimen Kaiser anzuerkennen; das hieß zu deutsch, der türkischen Oberhoheit sich zu unterwerfen. Der junge griechische Kaiser wich daher einstweilen einer bestimmten Antwort aus, eilte aber, mit Kaiser Heinrich im Juni 1207 auf zwei Jahre eine Waffenruhe zu schließen; so daß er selbst alle fränkischen Gefangenen frei gab, die Lateiner dagegen die Schanzen von Nikomedia und Kyzikos schleiften.

Beide junge hochbegabte Gegner nutzten die Ruhe auf ihren Grenzen energisch aus. Kaiser Heinrich wandte sich nun ganz den Dingen in Romanien zu. Freilich mußte er zu seiner tiefen Betrübniß erfahren, daß König Bonifacio (nach einer Zusammenkunft mit Heinrich bei Kypselä am Hebros, auf der Rückreise nach seiner Residenz) gegen Ende Juli 1207 in einem Gebirgsgefecht mit bulgarischen Streifschaaren bei Mosynopolis zur höchsten Freude des wilden Joannicha durch einen Pfeilschuß den Tod fand. Mit

diesem damals etwa 53jährigen Helden war eine der stärksten Säulen der Frankenherrschaft gefallen; noch aber strahlte Heinrichs Glücksstern. Als nämlich König Joannischa mit starker Macht vor Thessalonich erschien, um die stolze Stadt zu erobern, wo jetzt die Königin-Wittwe Margaretha für ihr unmündiges Söhnchen Demetrios die Regentschaft führte, da fand endlich der gefürchtete Bulgare in nächtlicher Stunde in seinem Zelt seinen Untergang. Nicht der h. Demetrios, wie die Griechen jubelten, sondern des Czaren Feldherr, der Kumane Manastras, hatte auf Antrieb der Czarin, die an die Spitze eines Complots sich gestellt hatte, (am 8. Oktober 1207) ihn tödtlich verwundet, so daß er am folgenden Tage seinen Geist aufgab. Und nun verlor die bulgarische Macht mit einem Male ihre Furchtbarkeit für Griechen und Franken. Die Belagerungsarmee kehrte von Thessalonich nach Bulgarien zurück. In Ternovo riß des Königs Schwestersohn Boril (Boris II.) mit Hilfe der „verwittweten" Czarin, die ihm ihre Hand reichte, die Krone an sich. Die andern Neffen Joannischas (des Czaren Asên Söhne), Johann Asên und Alexander, flüchteten nach Rußland. Im Süden aber des bulgarischen Reiches vertrieb der Fürst Strez (S. 342) mit serbischer Hilfe die königlichen Truppen wieder aus Prosek, und in der Rhodope gründete Slav (Esklas) von Melenikon aus ein neues selbständiges Fürstenthum. Als nun der Czar Boril nach Art seines Vorgängers im Jahre 1208 die bulgarischen Raubzüge gegen Romanien erneuerte, da brachte Kaiser Heinrich am 31. Juli mit 18,000 Mann bei den Ruinen von Philippopolis den 33,000 Bulgaren des Gegners eine wahrhaft vernichtende Niederlage bei. Heinrichs Ruf stieg durch diesen Sieg so hoch, daß Pan Slav ohne Weiteres ihm huldigte und sich mit einer natürlichen Tochter des jungen Kaisers verlobte. Dann machte Heinrich noch im Spätjahr 1208 durch einen starken Vorstoß gegen Nikäa seinem Vasallen David Komnenos Luft, der durch Laskaris in seiner Residenz Heraklea bedrängt wurde. Und weiter setzte er sich im December 1208 in Marsch nach dem „Königreich Thessalonich", wo die Vormünder des jungen Königs Demetrios, der Connetable Amadeo Buffa und der Reichsverweser, Graf Oberto III. von Biandrate, aus Abneigung gegen die französische Suzeränetät seit längerer Zeit die Huldigung verweigert und den Plan entworfen hatten, mit Hilfe der bis nach Mittelgriechenland ausgebreiteten lombardischen Barone das ganze „Reich Thessalonich" von Constantinopel loszureißen und sich gänzlich unabhängig zu machen. Dieses zu verhindern und zugleich die Rechte des jungen Demetrios zu vertheidigen, eröffnete also Heinrich den neuen Feldzug, der allerdings zunächst zur Demüthigung der übermüthigen lombardischen Barone und zur näheren Verbindung der Königin-Wittwe mit Romanien führte, in seinem weiteren Verlaufe jedoch den Kaiser nöthigte, im Frühling und Sommer 1209 das gesammte griechische Land bis nach Theben und Euböa mit Heeresmacht zu durchziehen und überall die Autorität des Suzeräns mit Nachdruck geltend zu machen, mehrmals im harten Kampf gegen bewaffneten Widerstand,

wie gegen die Intriguen des Grafen Biandrate und seiner Partei. Selbst der Despotes Michael von Epirus hielt es damals für geboten, Heinrichs Oberhoheit anzuerkennen und seine Tochter mit des Kaisers Bruder Eustach zu verheirathen. Der wunderliche Bau des über die Balkanhalbinsel und das alte Hellas ausgespannten „romanischen“ Feudalstaates erhielt dann seinen Abschluß durch die neue Regulirung der politischen und kirchlichen Verhältnisse auch des sogenannten Königreiches Thessalonich auf dem „Maifeld“ oder „Parlament“ (Reichstag), welches der Kaiser am 2. Mai 1210 in dem Thale von Ravennika bei der Stadt Zeitun (Lamia) eröffnete. Hier erschienen die fränkischen Fürsten und die großen Barone und Kleriker der griechischen Provinzen, die seit 1204 theils mit Hilfe des Königs Bonifacio, theils mit eigenen Mitteln sich ihre größeren und kleineren Herrschaften gegründet hatten. Im Peloponnes, oder wie dieses Land seit der französischen Eroberung gewöhnlich genannt wurde, in Morea, hatten (S. 380) Wilhelm von Champlitte und Gottfried von Villehardouin seit 1205 von Mothone aus eine beträchtliche Macht gewonnen und durch einen Sieg bei Kondura in Messenien über die Aufgebote des griechischen Adels das neue französische Fürstenthum „Achaja“ ins Leben gerufen, dem allerdings noch lange nicht nur das Taygetosland und Monembasia, sondern auch die Festungen des Barons Sguros, nämlich Nauplion, Argos und Korinth, fehlten. Diese drei Städte waren vielmehr 1208 nach des Sguros Tode in die Hände des Despotes Michael von Epirus übergegangen. Dagegen war es den Franzosen gelungen, sich mit den Griechen leidlich zu verständigen und ihre Macht solide zu begründen, da sie die Sitten, den Kultus, und die Rechtsgewohnheiten des Volkes verständig schonten, lästige Bedrückungen vermieden, und sich unmittelbar nur der Güter der griechischen Krone und der meist entwichenen griechischen Aristokratie bemächtigten. Der Tod Champlittes auf einer Reise nach Frankreich (1209) machte es dann dem schlauen und bei den Griechen wie bei den Franzosen gleich beliebten Villehardouin, den Kaiser Heinrich damals zum Seneschall von Romanien ernannte, auch möglich, die fürstliche Herrschaft in seine Hände zu nehmen, obwohl er den fürstlichen Titel offiziell noch nicht führte. Persönlich war er ein ebenso treuer Anhänger des Kaisers Heinrich, wie der Burgunder Otto de la Roche, der damals erst den Titel eines Megaskyrs oder Großherrn von Attika und Böotien führte, und in ähnlich kluger Weise wie Gottfried die Griechen seines Landes zu gewinnen verstand. Nicht minder glücklich und glänzend war die Politik und die Persönlichkeit eines italienischen Machthabers, der 1210 zu Ravennika dem Kaiser huldigte, nämlich des Venetianers Marco Sanudo. Dieser Neffe des großen Dandolo, seiner Zeit Richter der venetianischen Colonie am Chrysokeras, hatte einem Aufruf seiner Vaterstadt folgend seit 1206 eine Schaar kühner italienischer Ritter gesammelt, mit denen er von Constantinopel zur Eroberung der Inseln des ägäischen Meeres auszog. In raschem Anlaufe waren siebzehn Inseln, 1207 auch das blühende Naxos, gewonnen, die Eroberungen dann unter

die Sieger, die nun Sanudos Vasallen wurden, vertheilt worden. Der kluge Marco aber, der zu Naxos seinen Herrensitz aufschlug und den dritten der drei solidesten Frankenstaaten auf griechischer Unterlage schuf, schloß sich ebenso eng wie die Fürsten von Athen und Achaja an das Kaiserthum an. Heinrich hat ihn 1210 mit dem „Herzogthum des Dodekannesos" belehnt und ihm die Oberhoheit verliehen über den gesammten „Archipelagos" (ein Name, der damals bei den Venetianern für die Inselwelt des ägäischen Meeres aufkam und nur eine italienische Verstümmelung des griechischen Namens war).

Konnte Heinrich mit seinen politischen Erfolgen in Griechenland ganz zufrieden sein, so mußte er sich dagegen nach der kirchlichen Seite damit begnügen, den ganz heillosen Wirrwarr, welchen die fränkische Eroberung und die Einführung des lateinischen Kirchenthums in allen kirchlichen Verhältnissen, namentlich des Reiches Thessalonich herbeigeführt hatte, durch ein Compromiß so gut als möglich zu lichten. Hier freilich lag gerade das Moment, welches mehr als alles andere die Rhomäer ihren neuen Beherrschern entfremden mußte. Abgesehen von der Thorheit, die stolze anatolische Kirche durch die lateinische zu knechten, und von der Schwierigkeit für die überall neu eingeführten abendländischen Erzbischöfe, mit den griechischen Suffraganen, Priestern und Laien überhaupt nur in ein Verhältniß zu kommen: so war das griechische Kirchengut von den fränkischen Eroberern überall als gute Beute betrachtet worden, und über diese Beute waren nun wieder zwischen den größeren und kleinern Machthabern, wie auch den in großem Umfange in den fränkischen Ländern vom Bosporus bis zum messenischen Golfe angesiedelten Templern und Johannitern, und wieder zwischen diesen Allen und den neuen lateinischen Kirchenfürsten, eine Menge überaus gehässiger Conflicte ausgebrochen. Kaiser Heinrich, der bereits die Athosklöster kräftig geschützt hatte, die an ihrer „reichsunmittelbaren" Stellung auch unter den Lateinern festhielten und wegen ihrer kaisertreuen Gesinnung zur Zeit des Conflicts mit Biandrate von Thessalonich her durch die Barone geplündert worden waren; der ferner auf die Forderung des Pabstes, die geraubten Kirchengüter zurückzugeben und die Zahlung des Kirchenzehnten zu ermöglichen, Rücksicht zu nehmen hatte: Heinrich also erzielte ein nachher (21. Decbr. 1210) auch in Rom sanktionirtes Compromiß zwischen den Ansprüchen der Kirche und der säkularisirenden Politik der neuen Machthaber, welches die materiellen Rechte des Patriarchen von Constantinopel (als Delegaten des Pabstes) sicher stellen, Kirchen und Klöster von allen Dienstleistungen eximiren sollte; nur hatten die griechischen und lateinischen Kleriker für das in solcher Weise zu Lehen erhaltene Land die byzantinische Grundsteuer zu zahlen. Dagegen sollten die nicht ordinirten Söhne griechischer Priester den Baronen die schuldigen Dienste leisten.

Bei dem schnellen Zusammensturz des größten Theiles der feudalen Staatsbauten auf der Balkanhalbinsel haben die kirchlichen Probleme später nur in Achaja eine größere Bedeutung gewonnen. Für jetzt hatte jedoch Kaiser

Heinrich wieder einen guten Schritt vorwärts gemacht. Und doch konnte ihm nur die frische Zuversicht der Jugend über die enormen Schwierigkeiten hinweghelfen, die ihm immer von Neuem entgegentraten. Freilich war jetzt der wilde Joannischa todt. Nun aber bot Kaiser Laskaris Alles auf, um die Consolidirung der Lateiner zu verhindern, und natürlich fiel ihm, sobald es nur möglich wurde, auf der Linie von Arta bis Ternovo immer Alles bereitwillig zu, was in dem jungen flandrischen Helden seinen natürlichen Gegner erkannte.

Parallel mit den Erfolgen Heinrichs seit der Schlacht bei Philippopolis war doch auch die Kraft des Kaisers Theodor, Dank seinen unermüdlichen Anstrengungen, fühlbar gewachsen. Als im Sommer 1209 der zweijährige Waffenstillstand ablief, hatte Heinrich die Anerbietungen des Sultans von Ikonion, der bei dem Abschluß eines Handelsvertrages mit Venedig ihm seine Allianz antrug, ohne große Bedenken angenommen. Schon aber war Theodor stark genug, um unter Benutzung der abendländischen Schwierigkeiten Heinrichs zum Angriff überzugehen. Der gefürchtete Pierre von Bracheuil wurde gegen Ende des J. 1209 geschlagen, gefangen genommen, und von den wüthenden Griechen in scheußlicher Weise umgebracht. Dabei verstand sich aber Theodor in seiner Weise und bei seiner altbyzantinischen Freigebigkeit ebenso gut mit den Franken, wie Heinrich mit den Griechen, und konnte zahlreiche fränkische Abenteurer für sein Heer anwerben, als endlich Alexios III. und der türkische Sultan im Jahre 1210 den offenen Krieg gegen ihn eröffneten. Bis zu dem Augenblicke, wo er sich gegen diese Gegner wenden mußte, hatte er selbst auf maritime Bedrohung der Stadt Constantinopel gedacht, und den Kaiser Heinrich durch seine Verbündeten auf der Balkanhalbinsel bedroht. Michael von Epirus, Stresa von Prosek, Boril der Bulgare beschäftigten den tapfern Heinrich und dessen Feldherren unaufhörlich, bis endlich im Mai 1211 die Franken in Thessalonich, diesmal wieder durch die Epiroten unterstützt, Stresas Heer in Pelagonien total schlugen, dieser Häuptling selbst bald nachher in einer serbischen Fehde durch die eigenen Leute aus dem Wege geräumt wurde.

Weit wichtiger freilich für die Zukunft wurde es, daß Kaiser Laskaris mit seiner durch 800 Franken verstärkten Armee in einer mörderischen Schlacht nach schweren Verlusten doch die Türken aufs Haupt zu schlagen vermochte, die Antiochia am Mäander angegriffen hatten. Der Sultan Kaikhosru selbst war im Kampfe von Theodor erschlagen worden, Alexios III. und Prinz Manuel in die Hände des Siegers gefallen; (im Vorsommer 1211). Der alte Kaiser mußte nunmehr als Mönch in dem Kloster St. Hyakinthos bei Nikäa sein unnützes Leben nach längerer Haft beschließen. Manuel dagegen starb schon im Jahre 1212. Damit stieg des Kaisers Theodor Ansehen ganz gewaltig. Des todten türkischen Sultans Sohn Azeddin Kaikaus I. mußte bei dem Friedensschluß den Griechen ein großes Stück asiatischen Küstengebietes abtreten, und Laskaris konnte daran denken, sich mit voller

Kraft gegen die Lateiner zu wenden. Noch aber hatte er seine Stärke weit überschätzt. Denn Heinrich griff sofort zu den Waffen, um vor Allem Pegä zu retten. Die Griechen wichen überall vor ihm, und als der Unwille der Asiaten über die starken fränkischen Brandschatzungen den Kaiser von Nikäa nöthigte, wider seine bessere Einsicht am 15. Oktober 1211 am Luparkos sich Heinrich in einer Hauptschlacht zu stellen, wurde er schwer geschlagen. Während auch in Europa die Bulgaren eine harte Niederlage zu verzeichnen hatten, drang Heinrich im Jahre 1212 tiefer in Kleinasien vor, über Pergamon gegen Nymphäon. Dann aber sah er sich vierzig Tage lang durch die tapfer vertheidigte Festung Lentiana aufgehalten, während Laskaris im Norden den David Komnenos in die Enge trieb, und ihm endlich nur noch das Land zwischen Kap Karambis und dem Halys, das Fürstenthum Sinope, ließ. Wahrscheinlich zur Rache für Bracheuils Tod wurden die Führer der Besatzung von Lentiana nach der Uebergabe enthauptet. Als jetzt Laskaris die Hand zum Frieden bot, ging Heinrich darauf ein, und behielt diesmal die bithynische Halbinsel östlich von Constantinopel und ein erhebliches Gebiet vom Hellespont bis Kamina (Kane) und Kalamos. Nur in Pegä blieb eine fränkische Besatzung; die Verwaltung übernahm ein zu den Lateinern haltender Rhomäer, Georg Theophilopulos.

Dieser Friedensschluß ließ die große Schicksalsfrage wegen des Fortbestehens eines zukunftreichen byzantinischen Staates noch immer ungelöst. Noch immer hatte Laskaris die gewaltige Kraft seines flandrischen Rivalen zu fürchten, zumal dieser jetzt endlich freiere Hand gewonnen hatte, um für die innere Consolidirung Romaniens zu arbeiten. Um so thätiger war er dafür in seinem eigenen Reiche. Eine lockende Hoffnung freilich mußte er bald aufgeben. Theodor, einer der Brüder des Despotes Michael von Epirus, hatte vor der Uebernahme der Statthalterschaft von Korinth (S. 388) an Laskaris' Hofe gelebt und diesem eidlich zugesagt, der neuen asiatischen Krone unter allen Umständen treu, hold und gewärtig zu sein. Als aber sein Bruder Michael im Jahre 1214 zu Berat durch einen seiner Diener ermordet wurde, und nur einen minderjährigen Sohn hinterließ: da ergriff Theodor die Zügel der Regierung in Epirus, und zeigte in energischer Selbstsucht nicht die geringste Neigung, nun in irgend welcher Gestalt sich dem Reiche von Nikäa anzuschließen. Dagegen hatte Laskaris das Glück, in dem Griechen Johannes Dukas Vatatzes aus Didymoteichos, seinem Oberstkämerer, den er 1212 mit seiner Tochter Irene vermählte, einen ausgezeichnet tüchtigen Staatsmann und Feldherrn zu finden, der ihm kräftig zur Seite stand bei der Abwehr der Seldschuken, deren junger hochbegabter und hochstrebender Sultan Kaikaus danach sich sehnte, die Schmach der letzten Niederlage an den Griechen zu rächen. Erfolge hatte dieser türkische Herrscher, der auch seinerseits ein Freund der Franken war und deren viele für seine Garde anwarb, nur gegen die Komnenen, von denen David im Jahre 1214 bei dem vergeblichen Versuche den Tod fand, seine Hauptstadt Sinope vor der türkischen

Eroberung zu schützen. Sein Bruder Alexios dagegen behauptete sich in Trapezunt mit georgischer Hilfe gegen die Angriffe der Türken; trotzdem mußte er sich entschließen, zur Sicherung der für die Existenz seines Reiches ganz vorzugsweise wichtigen Handelsblüthe von Trapezunt dem Sultan tributär zu werden, und unter Umständen demselben auch Truppen zu stellen. Räumlich wurde sein kleiner Staat in Asien auf das pontische Küstengebiet zwischen den Flüssen Thermodon und Phasis beschränkt. Ein weiteres Hinderniß ist derselbe für die Nikäner nicht mehr geworden; freilich war auch Hilfe von dort her nicht zu erwarten. Die Griechen von Nikäa entwickelten inzwischen immer mehr Kräfte. Laskaris, der nach dem Tode seiner Gemahlin Anna Angela mit den armenischen Fürsten Kilikiens in Verbindung trat, und dem von seiner neuen armenischen Gemahlin Philippa, des Fürsten Rupen Tochter, im Jahre 1214 ein Sohn geboren wurde, konnte sich mit Glück der Angriffe erwehren, die nun auch der kühne Herzog Marco Sanudo auf das asiatische Küstengebiet bei Smyrna richtete. Der letztere wurde durch die Griechen zur See geschlagen und selbst als Gefangener nach Nikäa geführt. Hier aber wußte Sanudo persönlich dem Kaiser so sehr zu gefallen, daß dieser ihn nicht nur gegen Rückgabe der asiatischen Eroberungen und der Insel Amorgos freiließ, sondern ihn auch nach altbewährter byzantinischer Praxis mit einer Dame seines Hauses vermählte. Wirklich gewonnen freilich hat Kaiser Theodor das hohe politische Spiel, welches er gewagt, erst dann, als die riesige Kraft Heinrichs den furchtbaren Anstrengungen seiner Regentenarbeit erlegen war.

Heinrich hat es nicht ohne Glück versucht, sowohl durch sein persönlich freundliches Auftreten, wie durch kluges und schonendes Eingehen auf die althergebrachten griechischen Zustände, die Rhomäer mit seiner Herrschaft zu versöhnen. Tolerant wie er war, suchte er auch der kirchlichen Bedrückung der Griechen möglichst vorzubeugen. Das wurde ihm freilich zuweilen sehr schwer gemacht, namentlich als 1213 der Cardinalbischof Pelagius als päbstlicher Legat für Romanien die „Unirung" der Kirchen vollenden sollte, und nun durch die härtesten Gewaltthaten die Griechen und ihre Priester zur Anerkennung der päbstlichen Suprematie zwingen wollte. Als es dem Kaiser gelang, hier zu Gunsten der Griechen erfolgreich einzuschreiten, stieg seine Popularität noch höher. Noch sicherer hoffte er sich durch einen Akt der Heirathspolitik zustellen, wie sie damals allenthalben in Blüthe stand. Die Thronbesteigung des Despotes Theodor von Epirus zeigte sich sofort als für die Interessen der fränkischen Staaten höchst gefährlich. Dieser hochbegabte und höchst thatkräftige Mann trat sofort als ein gewaltiger Gegner aller übrigen Machthaber auf der Balkanhalbinsel auf. Die kriegerischen Albanesen oder Schkypetaren im Norden des Despotats und die wilden Wlachen in den epirotischthessalischen Grenzgebirgen bildeten den Kern des Heeres, mit dem er sofort gegen Norden und Nordosten seine Herrschaft auszudehnen anfing. Schnell genug gelang es ihm, nicht nur Achrida, Prilapon und Pelagonia zu ge-

winnen, sondern auch den Fürsten Slav von Melnik auf seine Seite zu ziehen, so daß er für Thessalonich und Romanien gleich gefährlich wurde. Unter diesen Umständen erschien für den fränkischen Hof eine Annäherung an Bulgarien geboten, welche der Czar Boril seinerseits ebenfalls lebhaft wünschte; denn dieser Machthaber sah sich einerseits durch die anderen Neffen seines Vorgängers schwer bedroht, die mit russischer Hilfe ihr väterliches Erbe wiedererobern wollten, und hatte andrerseits seine Stellung ganz unnützerweise selbst erschüttert durch Verfolgung der mächtigen Bogomilen, die damals in Bosnien, in Philippopolis, in Constantinopel, namentlich aber in Bulgarien ungemein zahlreich waren, und natürlich durch die auf einer orthodoxen Synode zu Ternovo im Jahre 1211 sanctionirte, (wahrscheinlich doch durch römische Einflüsse veranlaßte) Feindseligkeit Borils zur bittersten Gegnerschaft wider denselben sich getrieben fühlten. Genug, Kaiser Heinrich, dessen italienische Gemahlin gestorben war, entschloß sich in der That, des Czaren schöne Tochter Maria zu heirathen. Aber die Hoffnungen, die man in Constantinopel und Ternovo auf die neue Allianz setzte, gingen nicht in Erfüllung. Die Rückkehr des intriganten Grafen Biandrate nach Thessalonich, der jetzt als Vertreter des Markgrafen Wilhelm von Montferrat, (Sohn des Bonifacio aus erster Ehe) auftrat, störte sehr zur Unzeit den inneren Frieden unter den Lateinern. Und als Heinrich im Jahre 1216 nach Thessalonich eilte, um dort die Macht des jungen Königs Demetrios und seiner Mutter zu sichern: da starb der edle Held, den selbst die Griechen als den „zweiten Ares" feierten, plötzlich am 11. Juni dieses Sommers, noch nicht 40 Jahre alt, — wahrscheinlich durch die Schuld des Grafen Biandrate. Und mit ihm sank die Hoffnung der Lateiner auf die Consolidirung ihres Reiches für immer ins Grab.

Zweites Kapitel.

Die Herstellung des byzantinischen Reiches.

Damit war es entschieden, daß die Macht der Rhomäer noch einmal auf den Ruinen des alten Reiches, wie auf denen der fränkischen Staatsbauten sich glänzend wieder erheben sollte. Der endliche Erfolg ist auch für die, die es am meisten verdienten, nämlich für die Kaiser von Nikäa, nicht ausgeblieben. Aber freilich hat es noch volle 45 Jahre gedauert, bis die alte Kaiserflagge wieder auf den Zinnen von Byzantion wehen durfte. So jämmerlich sich nach Heinrichs Ausgang die Lage der Franken in Romanien und Thessalonich gestaltet hat: noch gab es vier Mächte, die insgesammt einen raschen Sieg der Nikäner über die Franken in Romanien ausschlossen und ihrerseits nach größerer Machtausdehnung in den weiten Landen zwischen dem schwarzen Meere und den messenischen Gewässern drängten. Einmal Bulgarien, wo der Prinz Johann Asên II. den Boril endlich überwunden

und geblendet hat (1218) und nun seine bis 1241 dauernde, glänzende Regierung antrat. Dann der kühne Theodor von Epirus, bald genug der starke Rival der Nikäner. Im Süden der althellenischen Länder die kräftigen fränkischen Fürsten von Naxos, Athen und Achaja, die jetzt ihre Staaten erst recht solide fundirten. Und vor Allen die Venetianer, deren Interesse mit der Erhaltung der Reste des Reiches Romanien noch lange aufs engste verknüpft war.

Die Staatsmänner der Republik der Lagunen hatten, wie schon bemerkt wurde, seit der Erhebung des Peter Ziani auf den herzoglichen Thron von Venedig (5. August 1205) die geniale Kühnheit Dandolos mit einer den damaligen Machtmitteln ihres Staates mehr entsprechenden reservirteren, aber höchst rentablen Politik vertauscht, und bei großer Schmiegsamkeit und Nachgiebigkeit auf mehreren Punkten von für sie nur sekundärer Bedeutung, seit dieser Zeit den Ring ihrer die fränkische Levante umspannenden Stationen von der Adria bis zu den rhodischen Gewässern und bis zum Georgssund immer dichter und fester gezogen: derart daß sie logischer Weise nicht wieder aufhören konnten, Romanien mit ihren Kräften zu schützen, — zunächst gegen die Nikäner, wie einige Menschenalter später gegen die Osmanen. Am wenigsten freilich war, gegenüber der raschen Basirung des Herrscherhauses von Arta, vorläufig die venetianische Machtausbreitung in der Adria gelungen. Auf der illyrischen Küste hatte im Sommer 1205 nur das kleine Dukat Durazzo gegründet werden können. Die Republik ließ es sich gefallen, daß Michael I. von Arta sein neues „Despotat" von Venedig zu Lehen nahm, und fand ihr Interesse (1210) durch einen Vertrag ausreichend gewahrt, der ihren Bürgern bei dem Verkehr durch sein Gebiet volle Abgabenfreiheit sicherte. Nur daß nachher um d. J. 1215 der wilde Fürst Theodor keinen Anstand nahm, auch Durazzo mit Gewalt an sich zu reißen. In derselben Weise ging dieser kühne Grieche gleich nachher auch gegen Leukas und gegen die Insel Korfu vor, welche die Flotte der Republik (S. 348) i. J. 1206 dem großen Corsarenführer Leo Vetrano entrissen, und dann an zehn ihrer Edelleute zu Lehen gegeben hatte. Viel fester dagegen faßten die Venetianer auf Morea Fuß. Auch hier verzichteten sie mit kluger Politik darauf, gegen Villehardouin ihre „Rechte" auf die schöne Halbinsel unmittelbar geltend zu machen. Sie begnügten sich damit, sich 1206 in den Besitz der wichtigen messenischen Hafenplätze Mothone und Koron zu setzen, die ihnen zur Ueberwachung der benachbarten Gewässer und als höchst erwünschte Stationen für ihre Schiffe dienten, und von Villehardouin 1209 die Zusage zu erlangen, daß er das neue Fürstenthum Achaja von dem Dogen zu Lehen nehmen, für seine Person venetianischer Bürger werden, und seinen neuen Mitbürgern vollständige Zollfreiheit, sichern Schutz, und in allen Städten seines Landes, wo sie es wünschten, eine Kirche, eine Kaufhalle, und eigenes Gericht einräumen wolle. Weit stärker aber begründete die Republik ihre neue Macht im ägäischen Meere. Die neuen adeligen venetianischen Macht-

haber auf den Kykladen und Sporaden waren ihre natürlichen Verbündeten, später gar oft ihre Schützlinge, und die an Mitteln überaus reiche Handelspolitik der Söhne des San Marco fand Handhaben genug, um hier auch ohne offene Gewalt ihrem Willen Nachachtung zu verschaffen. Ganz unmittelbar dagegen wurde für mehrere Jahrhunderte die große und von der Natur überreich ausgestattete Insel Kreta der Stützpunkt der venetianischen Uebermacht in der Levante. Hier gedachten die Venetianer bereits im J. 1207 festen Fuß zu fassen. Aber der erbitterte zehnjährige Krieg, den 1208 die Genuesen zur Verhinderung dieser Pläne gegen ihre alten Gegner begannen, hielt die Krieger der Lagunen mehrere Jahre in empfindlicher Weise auf. Erst im J. 1212 hatten die Venetianer soweit das Uebergewicht erlangt, daß sie mit der Colonisirung der schönen Insel im großen Style beginnen, und die letztere mit einem Netz von patricischen und plebejischen, an Bürger ihrer Stadt vertheilten Lehen überziehen konnten. Nur die Hauptstadt und einen Theil der Küste behielt sich die Republik unmittelbar vor; von hier aus regierte ein gewöhnlich von zwei zu zwei Jahren wechselnder Duca oder Statthalter mit zwei Consiliarien und zwei Rathskollegien die Insel. Die wiederholte Vermehrung der Lehen und die sich chronisch wiederholenden Kämpfe der Venetianer mit empörten griechischen Ureinwohnern schildern wir nicht weiter. Für uns fällt das Hauptgewicht auf die Beobachtung, daß die Venetianer, die aus dem Produktenreichthum der Insel erheblichen Gewinn zogen, diese Stellung namentlich deshalb mit höchster Energie behaupteten, weil Kreta, als auf „dem Kreuzweg dreier Erdtheile“ belegen, die damaligen Hauptstraßen des Welthandels zur See beherrschte. Gleichzeitig hatte die Republik es versucht, auch auf einer anderen für die Beherrschung der griechischen Gewässer überaus wichtigen Stelle festen Fuß zu fassen, nämlich auf Euböa. Freilich hatten hier (S. 379) bereits unter Bonifacios Leitung 1205 jene lombardischen Barone sich festgesetzt, nach deren drei Hauptlehen die Insel seitdem als das Gebiet der Terzieri (Dreiherren) erscheint. Als aber 1209 der Conflikt zwischen Kaiser Heinrich und den Anhängern des Grafen Biandrate ausbrach, suchte der mächtigste der Dreiherren, der Veroneser Ravano dalle Carceri, die Anlehnung an Venedig, wurde Vasall der Republik, und gewährte den Venetianern erhebliche Vortheile; außerdem gewannen dieselben unmittelbar einen Theil der Stadt Chalkis (Negroponte), wo nun ein Bailo mit zwei Räthen die Residenz nahm und mit ausgedehnten Vollmachten die Suzeränetät des Dogen repräsentirte.

Den Abschluß erhielt damals die venetianische Machtstellung in der Levante durch die Besitzungen am Hellespont und an der Propontis, unter denen das den Sund beherrschende Kallipolis die wichtigste war, und durch ihr nunmehr erheblich ausgedehntes Quartier in Constantinopel selbst, wo sie jetzt drei Achtel der Weltstadt besaßen. Ihr Gebiet dehnte sich namentlich gegen die innere Seite des Chrysokeras bis in die Nähe der Blachernen aus, umfaßte auch das Pantepopteskloster und die Pantokratorskirche (s. die

Moschee auf der Anhöhe Seirek), und war durch eine neue Mauer umschlossen und durch eine eigene Citadelle geschützt. Hier regierten nun die aus Venedig abgeordneten Statthalter des Dogen, die (nicht mehr Consuln, sondern Podestà's genannt wurden, und) an die Spitze nicht nur der Colonie in Constantinopel, sondern der sämmtlichen Besitzungen der Republik in „Romanien" gestellt waren, und gegenüber den Kaisern und anderen Mächten die Republik diplomatisch zu vertreten hatten. Damit war für lange die Suprematie Venedigs als Handelsmacht in der Levante entschieden; denn über die anderen Handelsstaaten in diesen fränkischen Ländern etwa zu gewährenden Handelsrechte entschied thatsächlich die Stimme der Venetianer, die ja (so scheint es) selbst den lateinischen Kaisern nur die Prägung von Bronce-Münzen neben den alten byzantinischen und den venetianischen Goldmünzen erlaubt hatten. Mit den auch von Heinrich begünstigten Pisanern allerdings stellte sich aus Haß gegen Genua die stolze Republik auf guten Fuß. Dagegen erlangten die Genuesen erst im Frieden d. J. 1218 wieder den Genuß der Rechte, die ihnen einst Alexios III. zugestanden hatte; größere Gunst fanden die ligurischen Kaufleute im Bereich der fränkischen Beherrscher der Reiche von Thessalonich und Athen.

Die Venetianer nun, für welche ihr neuer Herrensitz in Constantinopel zugleich den Ausgangspunkt abgab für Handelsreisen und kommerzielle Unternehmungen im Gebiet des schwarzen Meeres und seiner Hinterländer, wie in Kleinasien, (namentlich in dem Reiche von Ikonion), bildeten sammt andern Abendländern, also Pisanern, Genuesen, Amalfitanern, Ankonitanern, Lombarden, Provençalen, Catalanen, und neben sehr vielen seit 1204 zu den Franken übergetretenen Engländern und Dänen, einen sehr erheblichen Theil der damals nur dünn mit Griechen durchsetzten Bevölkerung der alten Reichshauptstadt. Noch waren sie stark genug, um den Nachfolgern des Kaisers Heinrich unter Umständen eine kräftige Stütze zu bieten; zumal auch die fränkischen Herrscher in Naxos, in Theben, und in Morea noch immer im kraftvollen Aufschwunge sich befanden. Namentlich der gewaltige Villehardouin war so glücklich gewesen, mit Hilfe der Burgunder von Athen im J. 1210 den Epiroten das starke Korinth, und mit Hilfe der Venetianer auch Nauplion zu entreißen. Als 1212 Argos in seine Hände gefallen war, blieben den Champagnesen in Morea nur noch Monembasia und die wilden Bergvölker des Taygetos zu überwinden, die hier allein noch die griechische Sache vertraten.

Nichtsdestoweniger hatte des Kaisers Heinrich Tod den Bestand des Reiches „Romanien" so schwer erschüttert, daß die längere Dauer desselben hauptsächlich doch nur durch die Eifersucht gefristet worden ist, wit welcher die natürlichen Gegner der Franken, die Griechen von Nikäa und von Arta, und die Bulgaren von Ternovo, einander entgegenstanden. Ueberall erkannte man zunächst, daß die expansive Kraft dieses Feudalstaates mit Heinrichs Tode erloschen, daß dasselbe auf eine nichts weniger als hoffnungsreiche

Defensive zurückgedrängt war. In Konstantinopel hatten nach des flandrischen Kaisers Ableben die Barone den ausgezeichneten und vielbewährten Cono von Béthune als „Sebastokrator“ zum Reichsverweser ernannt; derselbe hat bis 1221 das wankende Reich vortrefflich geleitet. Leider aber ist es nicht gelungen, an Stelle des kinderlos verstorbenen Heinrich wieder einen Kaiser von annähernd ähnlicher Trefflichkeit zu gewinnen. Der seit 1205 regierende König Andreas II. von Ungarn (S. 353), der seit jüngster Zeit mit Heinrichs Schwestertochter Jolanta von Auxerre vermählt war, hätte sich bei der Nähe seines Reiches und bei seiner ritterlichen Art, trotz manchen Schwächen seines Charakters wohl als Nachfolger empfohlen. Trotzdem entschloß man sich auf Rath des Pabstes Honorius III., der auch die endliche Ausführung eines von dem magyarischen König gelobten Kreuzzuges lebhaft forderte, lieber dessen Schwiegervater, Heinrichs Schwager, dem Grafen Peter von Courtenay-Auxerre, einem Enkel Ludwigs des Dicken, zu Anfang des Jahres 1217 die Krone anzubieten, der als Franzose den fränkischen Baronen ohnehin sympathischer war. Dieser nahm die Aufgabe auch an und schickte im Mai 1217 seine Gattin Jolanta von Brindisi aus auf dem Seewege nach dem Bosporus. Er selbst setzte mit Hilfe einer venetianischen Flotte mit einem stattlichen Ritterheere nach Epirus über. Aber ein Angriff auf Dyrrhachion, der für venetianische Interessen unternommen wurde, scheiterte, und auf dem Marsche nach Makedonien wurde die ganze Streitmacht durch die tückische List und die Uebermacht des Despotes Theodor aufgerieben. Peter selbst starb als Gefangener an seinen Wunden.

Trotzdem gelang es seiner Wittwe Jolanta, mit Bethunes Hilfe noch mehrere Jahre hindurch das Reich ganz verständig zu leiten. Besonders werthvoll wurde es, daß sich sehr angenehme Verhältnisse zu Theodor Laskaris auszubilden anfingen. Die kluge Kaiserin hatte bereits auf der Reise durch Morea ihre Tochter Agnes mit Villehardouins Sohne und präsumtivem Nachfolger Gottfried (II.) verlobt, den sie nach des Vaters Tode (zu Ende des Jahres 1218) auch in aller Form als „Fürsten von Achaja“ anerkannte. Mit gleicher Gewandtheit wußte sie es 1218 zu ermöglichen, daß Laskaris, (damals von seiner armenischen Gattin wieder getrennt), ihre Tochter Maria heirathete. Noch wichtiger war es, daß Jacopo Tiepolo, der venetianische Podestà in Constantinopel, an frühere Verhandlungen anknüpfend, i. J. 1219 mit Laskaris einen fünfjährigen Frieden und einen Handelsvertrag abschließen konnte, welcher den Venetianern nun auch im Reiche von Nikäa volle Zollfreiheit und andere erhebliche Vortheile gewährte.

Da starb zu allem Unheil die Kaiserin schon zu Ende des Sommers 1219, und nun machten die Barone den schweren Fehler, als Peters kluger ältester Sohn, Markgraf Philipp von Namur, die gefährliche lateinische Krone ablehnte, dem Wunsche seines Bruders Robert, des Grafen von Courtenay-Conches, nachzugeben und diesen unheilvollen ungebildeten Mann zu ihrem Kaiser zu wählen, der schnell genug als leidenschaftlich, roh und sinn-

lich, träge und feig sich enthüllte, und keine einzige fürstliche, für seine schwierige Lage geeignete Eigenschaft entfaltete. Zunächst freilich sahen die Dinge nicht ganz übel aus. Gerade damals verheirathete König Andreas von Ungarn, Roberts Schwager, seine Tochter Maria an den bulgarischen Czaren. Damit waren gute Beziehungen für Robert zu dem Hofe von Ternovo gewonnen, und Robert, der gegen Ende 1220 Frankreich verließ, konnte bequem durch Deutschland, Ungarn und Bulgarien nach Constantinopel reisen, wo er nun sofort die guten Beziehungen zu Laskaris fortsetzte und dessen Tochter Eudoxia zur Braut gewann. Aber nur zu schnell thürmten sich am östlichen, wie am westlichen Horizonte schwarze Gewitterwolken auf.

Der hochstrebende Epirote, der wilde Despotes Theodor Angelos, hatte trotz seiner schlauen Schmiegsamkeit gegenüber der römischen Curie die Eroberung des Königreiches Thessalonich immer bestimmter ins Auge gefaßt und seit dem Juli 1221 seine Angriffe eröffnet. Vergeblich eilte König Demetrios nach Italien, um bei dem hohenstaufischen Kaiser Friedrich II. Hilfe zu suchen; vergeblich rüstete sein Stiefbruder Wilhelm von Montferrat für die Rettung des Erbgutes ihres großen Vaters. Die alte Königin Margaretha und ihr damaliger Rathgeber, der Markgraf Guido Pallavicini von Bodonitza (bei den Thermopylen) waren außer Stande, (1222) die Hauptstadt Thessalonich zu halten, und bald schob der wilde Epirote die Marken seines neuen Reiches bis an die Grenzen der Bulgaren und bis in die Nähe von Philippopolis, Adrianopel und Christopolis vor. Damit hatte also die griechische Reaction ihren ersten großen Sieg über die Franken davongetragen. Nur der wichtige Umstand hielt den schnellen Sturz auch des Reiches Romanien noch auf, daß das Haus Angelos jetzt in offenen Gegensatz zu Nikäa trat. Theodor nämlich ließ sich durch den Erzbischof von Achrida zum Kaiser der Rhomäer krönen, und gab seine Auffassung der Dinge namentlich durch Prägung selbständiger Münzen zu erkennen. Nur die Lateiner sind ihm nicht mehr gefährlich geworden. Die Versuche des Hauses Montferrat, dessen Glieder jetzt die Reihe griechischer Titularherrscher eröffneten, die bis zum Untergang der Paläologen immer länger werden sollte[1]), ihre griechischen Besitzungen zurückzuerobern, scheiterten gänzlich. Die Barone aber von Romanien konnten um so weniger mit Erfolg einschreiten, als sie selbst von Nikäa aus schwer bedrängt wurden. Im Jahre 1222 nämlich starb der vielbewährte Retter des Griechenthums, Theodor Laskaris, noch nicht funfzig Jahre alt, und nun war es mit der jungen Freundschaft zwischen Franken und Lateinern wieder vorbei.

Bei der Minderjährigkeit von Theodors Sohn Constantin ergriff, sobald Theodor im St. Hyakinthoskloster bei Nikäa beigesetzt worden war, unter all-

1) Als König Demetrios 1227 dem schon 1225 in Thessalien gestorbenen Markgrafen Wilhelm von Montferrat im Tode folgte, vermachte er seine Ansprüche auf Thessalonich dem Kaiser Friedrich II., der sie dann 1230 wieder an Wilhelms Sohn, Bonifacio III. von Montferrat, cedirte.

gemeiner Zustimmung sein ausgezeichneter Schwiegersohn als Kaiser die Zügel der Regierung. Johannes Dukas Vatatzes (Johannes III.), ein Mann, der an militärischen und diplomatischen Talenten seinen Schwiegervater noch übertraf, zeigte sich sehr bald als ein noch weit gefährlicherer Gegner der Franken, wie Theodor es gewesen. In seiner Gegnerschaft noch zäher und entschlossener, kam ihm jetzt das fühlbare Erstarken seines Reiches gegenüber dem durch den armseligen Robert Courtenay nicht aufzuhaltenden Sinken der romanischen Machtstellung gar sehr zu Statten. Theodors Arbeit hatte es möglich gemacht, mit Ausnahme der fränkischen Kantone (S. 391), die schönen westlichen Länder der Halbinsel Kleinasien, von dem westlichen Paphlagonien bis zum Golf von Jassos, wieder kräftig zusammenzufassen. Auf der Südseite überschritten die Besitzungen der Kaiser von Nikäa, deren Lieblingssitz und Schatzhaus zu Nymphäon (zwischen Sardes und Smyrna) sich befand, das Thal des Mäanderstromes. Gegen das Binnenland, also auf der seldschukischen Seite dehnte sich das Reich bis zu den obern Thalgebieten der Flüsse Sangarios und Mäander aus; etwa in der Richtung, die durch die Linie Chonä, Philomelion, Kotyäon, Melangena, und das Gebiet dieser Städte bezeichnet wurde. Die seit der Zeit des Augustus so oft bewährte Nachhaltigkeit der Quellen des Wohlstandes dieses gesegneten Theiles der Levante kam seit dem Aufhören der schmachvollen Mißwirthschaft des Hauses Angelos und seit dem Friedensschluß mit Kaiser Heinrich, unter tüchtiger Verwaltung sehr schnell wieder zur Geltung. Und Vatatzes war gar sehr gewillt, die Kräfte seines Reiches und die Gunst der politischen Constellation zum Sturze der romanischen Franken zu benutzen.

Die letzte Stunde des Reiches Romanien schien im Jahre 1224 geschlagen zu haben. Denn jetzt gerieth dasselbe zwischen zwei Feuer. Robert und seine Barone hatten, was an sich ganz verständig war, es versucht, den Siegeslauf der Epiroten zu hemmen; aber der Feldzug, den damals ein Theil des fränkischen Heeres gegen den Kaiser Angelos versuchte, führte nur zu einer schweren Niederlage bei Serrä. Und nun hatte man in Constantinopel die schlimme Thorheit begangen, unter den Einwirkungen zweier mit Vatatzes verfeindeter, zu den Franken übergetretener Prinzen des Hauses Laskaris, bei Ablauf des mit Nikäa bestehenden Waffenstillstandes sich auf einen Krieg mit Vatatzes einzulassen, den dieser selbst nur zu sehr wünschte. Das französische Heer, welches der treffliche Ritter Macaire von St. Ménéhould führte, wurde Dank der überlegenen Taktik des Vatatzes bei Poimanenos vollständig geschlagen: die beiden Laskaris geriethen in seine Gefangenschaft und wurden geblendet. Und nun brach von allen Seiten her das Unheil über die Lateiner zusammen. Vatatzes nöthigte rasch nach einander mehrere feste fränkische Plätze in Asien zur Uebergabe. Seine Flotte, die Rhodos tributär gemacht und mehrere kaiserliche Inseln, wie Kos, Ikaria, Samos, Chios und Lesbos erobert hatte, plünderte die venetianischen Küstenstädte am Hellespont und an der Propontis. Noch mehr: auf den Ruf der

Griechen von Adrianopel war ein nikänisches Heer unter des Großmarschalls Jses und des Johannes Kamytzes Führung über den Hellespont gegangen und hatte diese wichtige Stadt besetzt.

Da wurde das fränkische Wrack durch die offene Verfeindung zwischen Epiroten und Nikänern gerettet. Auch Theodor Angelos hatte nach der Schlacht bei Serrä seine Eroberungen eifrig fortgesetzt, und mit Hilfe des jetzt mit ihm verschwägerten Fürsten Slav von Melnik eine Anzahl wichtiger Städte, wie namentlich Mosynopolis, erobert. Nun warf er sich voller Eifersucht gegen die Nikäner auf Adrianopel und zwang mit Hilfe der wetterwendischen Einwohner die Truppen des Vatatzes, diese Stadt wieder zu räumen. Unter solchen Umständen stellte Vatatzes, auch noch durch einheimische Aufgaben in Anspruch genommen, den Krieg gegen die Lateiner ein und schloß mit Robert gegen Abtretung von Pegä im Jahre 1225 Frieden. Robert behielt in Asien nur noch den nördlichen, bithynischen Theil der Eroberungen Heinrichs. Auch die Epiroten gaben sich einstweilen zur Ruhe, verbündeten sich aber jetzt mit den Bulgaren. Theodors Bruder Manuel heirathete des Czaren natürliche Tochter Maria.

Von der unerwarteten Ruhe, die ihm die Griechen gönnten, wußte aber Robert um so weniger Gebrauch zu machen, als inzwischen leider auch der alte Held Payen von Orleans und der kluge Staatsmann Cono von Béthune gestorben waren. Weder war er im Stande, der täglich rücksichtsloser auftretenden Interessenpolitik der Venetianer, die sich am Bosporus immer ungenirter ausdehnten, zu begegnen, noch auch seine sehr unzeitigen Lüste zu bezähmen. Als endlich einer seiner Barone die Entführung seiner Braut durch den liederlichen Kaiser im Schloß Bukoleon selbst durch furchtbare Mißhandlung der Dame und Ermordung ihrer Mutter gerächt hatte, floh der jämmerliche Schattenkaiser zuerst nach Rom, und starb auf der Rückreise im Jahre 1228 in Morea. Nun kam die romanische Krone an Roberts eilfjährigen Bruder Balduin II., für welchen die Barone einen mächtigen Schutzherrn zu gewinnen suchten. Der erste Gedanke der Franzosen fiel auf den bulgarischen, jetzt dem Hause Courtenay verschwägerten Czaren. Johann Asên II. war in der That eine seltene Erscheinung unter seinem Volke. Ein vortrefflicher, kräftiger Beherrscher seines Reiches, welches jetzt in ganz anderer Weise als einst in Samuels Tagen eine geschlossene Einheit darstellte, war er persönlich in dieser blutigen Zeit und inmitten eines rauhen Volkes ein Mann von unerhörter Milde und Menschenfreundlichkeit, theilte auch nicht den fanatischen Haß seiner Vorgänger gegen die Rhomäer. Ein Freund der Civilisation, die in griechischer Gestalt damals sein Volk immer stärker durchdrang, und in ihrem Einfluß auf die kirchliche Architektur sehr kenntliche Spuren zurückgelassen hat, war er zugleich der Kirche eifrig ergeben, und begann nicht minder eifrig sein Land mit Klöstern zu besetzen, wie die als besonders kirchlich und baulustig berühmten serbischen Nemanjiden. Auch unter den wilden Kumanen entstand seit 1227 ein römisches Bisthum. Wer jetzt die Residenz

Ternovo besuchte, erkannte wohl, wie erhebliche Fortschritte die bulgarische Civilisation damals gemacht hatte, und ganz besonders durch Asêns II. Arbeit. Diese glänzende Hauptstadt, die mehr und mehr zu einem neuen Mittelpunkte der die Schicksale der Balkanhalbinsel bestimmenden Politik sich entwickelte, imponirte zunächst durch ihre romantische Lage an der aus dem Hochland herausbrechenden Jantra. Auf einer Halbinsel am linken Ufer stieg der mächtige, schwer zugängliche Schloßberg auf, welcher die sechseckige Burg der Czaren, die Paläste dieser Dynastie, und die Residenz ihres Patriarchen mit der Kathedrale (einer „Kirche der Himmelfahrt Christi") trug. Neben der letzteren erhob sich die Kirche der h. Petka (Paraskevi), deren Reliquien der Czar unter Connivenz der Lateiner aus Epibatos nach Ternovo gebracht hat. Unten am Ufer der Jantra stand die Kirche der Apostel Peter und Paul, und gegenüber dem Schloßberg, auf dem rechten Ufer des Flusses, drohte auf der Kuppe eines andern mächtigen Kalkfelsens das alte Castell Trapedschiza (Trepeviza); zwei andere Kirchen vollendeten hier das imposante Stadtbild. Am Fuße endlich dieses Berges, gegenüber der Peter-Paulskirche stand die (S. 331) dem h. Demetrios geweihte Krönungskirche der bulgarischen Czaren aus Asêns Hause. Die eigentliche Stadt Ternovo, die westlich vom Schloßberge bis zu den nächsten Höhen sich ausbreitete, gedieh ganz besonders unter Asêns Schutze, und besaß auf ihrer Nordseite namentlich die Kirche der vierzig Märtyrer (das Mausoleum der Dynastie der Aseniden) mit dem großen Kloster Velika Lavra. Wie Asên ferner neben seiner Begünstigung der Kirche und der Pflege der kirchlichen Bauten auch die Athosklöster dotirte, dabei aber mit kluger Toleranz ein friedliches Nebeneinanderleben der griechischen und römischen Katholiken und der Bogomilen erzielte, so förderte er wesentlich auch den Handel: namentlich in der Art, daß für Bulgarien und dessen Binnenhandel, wie auch für die Länder des epirotischen Hauses Angelos, die Kaufleute von Ragusa, — jener rührigen Stadt, in welcher damals die slawischen Elemente lebhaft mit italienischen sich zu mischen begonnen hatten, — dasselbe bedeuteten, wie für die fränkisch-griechischen Länder die Venetianer, unter deren Oberhoheit die kleine dalmatinische Republik seit 1205 stand.

Czar Asên II. war gar nicht abgeneigt die Stellung als Reichsverweser in Constantinopel zu übernehmen, und machte sich auch anheischig, für Balduin II., der mit seiner Tochter Helena verlobt werden sollte, Adrianopel und das westliche Romanien den Epiroten wieder abzugewinnen. Indessen, zur Freude der Griechen in Nikäa und Thessalonike, die nur mit Besorgniß auf die Verbindung des Hauses Courtenay-Constantinopel mit den Höfen von Ternovo und Ungarn und deren Entwickelung blicken konnten, — der Klerus widerstrebte der Hereinziehung der Bulgaren in die fränkischen Verhältnisse, und setzte eine andere Wahl durch, die freilich viel Verlockendes hatte, aber nachher sich doch als sehr verfehlt erwiesen hat. Zu den gepriesensten und der römischen Kirche ergebensten französischen Helden des dreizehnten Jahrhunderts gehörte damals der hochbejahrte Champagnese Graf Johann von Brienne,

der einst (im September 1210) durch die Vermählung mit des 1205 zu Akkon verstorbenen Königs Amalrich II. Stieftochter Maria Jolanta (Tochter seiner Gemahlin Elisabeth [Isabella] von Anjou aus deren erster Ehe mit Konrad von Montferrat) König des Restes des „Reiches" Jerusalem geworden war, nach der Verheirathung seiner Tochter Isabella mit dem staufischen Kaiser Friedrich II. am 9. November 1225 zu Brindisi auf dessen Forderung die Regierung seines „Reiches" sehr widerwillig an Friedrich abgegeben, neuerdings aber nach seiner Tochter Tode (8. Mai 1228) für den Pabst Gregor IX. (während Friedrichs Kreuzzug nach Palästina) an der Spitze der Schlüsselsoldaten gegen den verhaßten Schwiegersohn in Apulien die Waffen ergriffen hatte. Daß es nicht unbedenklich war, durch die Wahl dieses Mannes das Reich Romanien in Gegensatz zu dem mächtigen Hohenstaufen zu setzen, störte die geistlichen Rathgeber natürlich nicht. Die Barone bestach die vielbewährte Kriegstüchtigkeit und Erfahrung des alten Feldherrn, der denn auch unter päbstlicher Vermittlung im April 1229 die Stellung am Bosporus um so bereitwilliger annahm, als sich der apulische Aufstand gegen Friedrich II. doch nicht behaupten ließ. Seine Tochter Maria wurde mit Balduin II. verlobt; der alte Herr dagegen sollte, neben brillanten Landversprechungen, die freilich erst durch das Schwert hätten ratificirt werden müssen, als Kaiser gekrönt werden und den Titel für Lebenszeit führen. Erst im Sommer 1231 konnte Brienne, jetzt bereits ein rüstiger Achtziger, mit nicht unbedeutenden Streitkräften von Venedig aus seinen neuen Herrensitz erreichen, wo er zunächst längere Zeit, ohne besondere Erfolge, an der Consolidirung der Verhältnisse zu arbeiten sich genöthigt fand.

Ein Hauptgegner freilich der Lateiner war inzwischen unschädlich geworden, nämlich der Epirote Theodor Angelos. Hatte Venedig im Sommer 1228 bei einem Conflikt mit dem Kaiser von Thessalonich gegen denselben das seit dieser Zeit von der Republik der Lagunen wiederholt angewandte Mittel einer allgemeinen Handelssperre gegen seine Staaten mit gutem Erfolg versucht, so war er dafür, der erste aller griechischen Machthaber dieser Zeit, im Jahre 1229 mit dem staufischen Hofe in enge Allianz getreten. Nicht der Bannstrahl, den deshalb die römische Curie wider ihn schleuderte, wurde ihm verderblich, wohl aber der Uebermuth und die Treulosigkeit, mit welcher der ländergierige Fürst nicht lange nachher einen Krieg gegen die Bulgaren eröffnete. Hier aber kam er jäh zu Falle. Die Schlacht bei dem Dorfe Klokotnitza an der obern Maritza (auf der Straße zwischen Philippopolis und Adrianopel) im April 1230 endigte mit dem vollständigen Siege des Czaren Asên II. Theodor selbst wurde gefangen genommen, und die Bulgaren konnten nunmehr, durch die unerwartete Milde ihres Czaren überall gefördert, mit leichter Mühe Adrianopel und Didymoteichos, und das Innere von Makedonien bis nach Serrä und Achrida, wie auch Albanien mit Elbassan bis nach Durazzo erobern und sammt dem Gebiet des Fürsten Slav annektiren. Der glänzende Erfolg wurde durch prachtvolle byzantinische Gemälde

Ansicht des heutigen Ternovo (Tirnova).

in der damals im Bau befindlichen Kirche der vierzig Märtyrer zu Ternovo verherrlicht.

Thessalonich, der Rest des epirotischen Reiches, und der Kaisertitel wurden Asens Schwiegersohne (S. 400) Manuel Angelos überlassen. Ihn brauchten die Lateiner freilich nicht zu fürchten; denn dieser Angelos stand zu Vatatzes so feindlich, daß er viel eher die Anlehnung an Rom und an die Franken suchte und (1232) sogar dem Fürsten Gottfried II. von Achaja den Lehnseid leistete. Unter diesen Umständen hielt Brienne es für sachgemäß, in Asien wieder als Eroberer aufzutreten. Der Zeitpunkt schien gut gewählt; denn Vatatzes war damals durch einen Krieg zur Unterwerfung des Leo Gabalas von Rhodos und durch Unterstützung einer kretischen Rebellion gegen Venedig stark engagirt. Und doch zog der Angriff, den Brienne im Sommer 1233 von Lampsakos aus auf Mysien versuchte, für ihn sehr schlimme Folgen nach sich. Wohl machte der alte Held einige Eroberungen, gewann namentlich Pegä zurück; sonst aber nutzte er nur den Rhodiern und Venetianern, die sich dadurch von dem Druck der nikänischen See- und Landmacht befreit fanden. Gabalas huldigte 1234 der Republik; die nikänische Armee auf Kreta wurde bis zu Ende d. J. 1235 durch die Venetianer zu Grunde gerichtet. Dafür aber mußten die Lateiner in Constantinopel auf Leben und Tod fechten. Vatatzes nämlich fand keinerlei Schwierigkeit, im J. 1234 mit Asen II. von Bulgarien, der noch immer über die Abweisung seiner Candidatur als romanischer Reichsverweser grollte, ein Bündniß zu schließen, welches auf vollständige Vernichtung und spätere Theilung des Reiches Romanien abzielte. Im Jahre 1235 eröffnete Vatatzes den Krieg durch Eroberung, Zerstörung und Ausmordung des venetianischen Kallipolis. Hier traf Czar Asen mit ihm zusammen und führte dem griechischen Kaiser seine neunjährige Tochter Helena zu, die in Lampsakos mit Vatatzes' eilfjährigem Sohne Theodor verlobt und der trefflichen Kaiserin Irene zur Erziehung übergeben wurde. Hier erzielte Asen auch die Anerkennung der Unabhängigkeit der Kirche von Ternovo durch den nikänischen Patriarchen Germanos II. Nauplios (1226—1240), unter Zustimmung der Patriarchen von Jerusalem, Antiochia und Alexandrien, und wurde der Erzbischof Joakim von Ternovo feierlich zum Patriarchen erhoben. Dann aber wandten sich die beiden Fürsten wuchtig gegen die Lateiner. Die Bulgaren plünderten auf der Nordseite, die Nikäner eroberten alle Städte zwischen der Propontis und Maritza, selbst das starke Tzurulon. Da brachte das Jahr 1236 noch einmal Rettung für die Lateiner. Ihre Noth war sehr groß. Asen, der auf dem Marsche auch Philippopolis eroberte, führte ein starkes Landheer gegen Constantinopel, und ließ ein Geschwader zu der Flotte und der Armee stoßen, mit welcher Vatatzes erschienen war. Aber auch die auswärtigen Freunde Briennes rührten sich. Die Curie that am 25. Mai 1236 den Czaren Asen in den Bann. Mit weltlichen Mitteln rüsteten Venedig und Gottfried II. von Achaja; der letztere und zwei venetianische Flottenführer

brachten mitten durch die feindlichen Geschwader ihre Schiffe und Streitkräfte siegreich nach der belagerten Stadt, wo bereits die Seeleute von Venedig, Pisa und Genua an der Vertheidigung rüstig theilnahmen. Brienne hatte die Griechen entwaffnet und seine schwachen Streitkräfte durch Armirung der fränkischen Einwohner verstärkt; so glückte es wirklich, die Bulgaren zu Lande aufs Haupt zu schlagen, während die griechische Flotte vor der venetianischen den Kürzeren zog. So war Constantinopel noch einmal aus höchster Gefahr befreit, und als am 22. März 1237 der alte Brienne starb, gab auch Asên II. die Allianz mit Vatatzes auf. Sei es daß der kluge Mann, der auch mit den Nemanjiden sich verschwägert hatte, auf die Dauer es für unnöthig hielt, den Griechen die Wiedergewinnung von Constantinopel noch mehr zu erleichtern; sei es daß magyarische Einflüsse ihn umstimmten; sei es auch, daß er nur seine Kräfte zusammenhalten wollte, um den Sturm der schrecklichen Mongolen unter Tschingiskhans Söhnen zu bestehen: genug, er nahm nicht nur die alten Beziehungen seines Hauses zu Rom wieder auf, sondern verbündete sich auch mit den Lateinern.

Wirklich zu helfen war diesen freilich nicht. Das Hauptleiden für diese war, daß (soweit nicht die italienischen Kaufleute in Betracht kamen) Constantinopel für sie ein völlig unfruchtbarer Besitz blieb, und daß daher die Geldnoth allezeit ihre politische und militärische Kraftentwickelung lähmte. Diese leidige Thatsache gab denn auch der gesammten Regierung des jungen Kaisers Balduin II. einen so überaus würdelosen und kläglichen Charakter. Denn dieser Kaiser brachte, — er hat damit schon im J. 1236 nach der Abwehr der Griechen und Bulgaren begonnen, — einen guten Theil seiner Zeit auf Reisen durch Europa zu, um bei den verschiedenen Höfen des Westens, von Rom angefangen, um Geld zur Erhaltung des Reiches zu „betteln". Das leidigste war, daß alle Mittel, welche Balduin auf diese Weise unter zahllosen Demüthigungen und Verdrießlichkeiten jeder Art zusammenbrachte, natürlich immer nur für kurze Zeitfristen ausreichten, und daß nach Lage aller Verhältnisse eine Wendung zum Besseren für ihn gar nicht zu erwarten stand. Denn auch die Männer, die während seiner Abwesenheit die Geschäfte in Constantinopel leiteten, — wie namentlich der schon nach Roberts Tode damit betraut gewesene Baron Narjaud de Toucy, — wußten zur Aufbringung neuer Geldmittel nichts besseres zu thun, als kostbare Reliquien aus Constantinopels kirchlichen Schätzen zu verpfänden oder zu verkaufen. So wurde namentlich 1238 die Dornenkrone Christi an Venedig verpfändet, und endlich bei der Unmöglichkeit sie wieder einzulösen, von König Ludwig IX., der die Pfandsumme bezahlte, für Frankreich gewonnen.

Die politische Lage dagegen der griechisch-fränkischen Welt ließ immer deutlicher und sicherer erkennen, daß die Zukunft den Griechen von Nikäa gehören werde. Wohl waren die Franken so glücklich gewesen, die wilden Kumanen (1239), die vor den Mongolen flüchtend, theils in Ungarn, theils in das Innere der Balkanhalbinsel eingerückt und endlich an der Maritza

seßhaft geworden waren, für sich zu gewinnen. Narjaud de Toucy heirathete sogar die Tochter ihres Häuptlings Jonas. Und als Balduin, der mit allen Mitteln, auch mit Opferung seiner Familiengüter in Frankreich, viel Geld und ein namhaftes Kreuzheer gesammelt hatte, im J. 1240 in Constantinopel erschien, gelang es wirklich den Nikänern die Stadt Tzurulon wieder zu entreißen. Der Verlust der meisten noch in Asien vorhandenen Besitzungen wurde 1241 durch einen entscheidenden Seesieg der venetianischen Flotte über die nikänische aufgewogen. Was wollte aber das Alles bedeuten gegenüber der andauernd für den klugen und kraftvollen Vatazes günstiger sich gestaltenden allgemeinen politischen Lage! Je mehr nämlich die päbstliche Politik ihre diplomatischen Mittel aufbot, um die Ruinen der Ritterherrschaft am Bosporus zu retten, um so mehr fand sich der von der Curie auf Leben und Tod bekämpfte staufische Kaiser Friedrich II. dahin getrieben, die Allianz mit den Griechen zu suchen. Und als die edle Kaiserin Irene im J. 1241 starb, heirathete Kaiser Johann III. Friedrichs Tochter von der Gräfin Bianca Lancia, die schöne Anna, des Königs Manfred Schwester. Da in demselben Sommer 1241 auch der bulgarische Czar Asên II., der übrigens schon 1239 die Verbindung mit Nikäa hergestellt hatte, zu seinen Vätern versammelt wurde, und nunmehr in Ternovo ein neunjähriges Kind, sein Sohn von der magyarischen Königstochter, Kaliman I. (Koloman) den Thron bestieg, so war mit einem Male die bulgarische Kraft lahm gelegt, und ein starkes Gegengewicht gegen die Uebermacht der Nikäner zur Zeit verschwunden. Unter solchen Umständen suchte der lateinische Hof seine Stütze bei den Türken. Wirklich gelang es, mit des Sultans Kaikaus (gest. 1222) Neffen und zweitem Nachfolger, dem Sohn und Mörder seines ausgezeichneten Vaters Alaeddin Kaikobad I. (1222—1237), nämlich mit Sultan Gajaseddin Kaikhosru II. (1237—1247), freundschaftliche Verhältnisse herzustellen. Der Sultan versprach sogar zum Christenthum überzutreten und warb um die Hand einer Nichte Balduins II.

Abgesehen jedoch von der Schwäche und Ungefährlichkeit der Franken in Romanien, die die künftige Wiedereroberung Constantinopels den griechischen Staatsmännern lediglich als eine Frage der Zeit erscheinen ließ, war es namentlich die Rücksicht auf die unheimlichen, die Welt des Ostens und einen Theil von Osteuropa mit Ruinen erfüllenden Verheerungszüge der Mongolen, was den klugen Vatazes bestimmte, seine Kräfte zusammenzuhalten und sich nicht voreilig auf ein immerhin schwieriges Werk, wie doch die Eroberung Constantinopels allezeit blieb, einzulassen. Die grandiose Mordbrennerei und die selbst nach den uralten Freveln der assyrischen Schlächter in der Geschichte bis dahin unerhörte Menschenverwüstung, durch welche der furchtbare Mongole Temudschin Tschingiskhan seit 1209 sich einen grauenhaften Namen gemacht hatte; die Verwüstung (1215) von Peking, und die Heimsuchung der edelsten Metropolen von Turan und Iran, hatte sich zuerst nur für die merkantilen Verhältnisse empfindlich bemerkbar gemacht. Jetzt

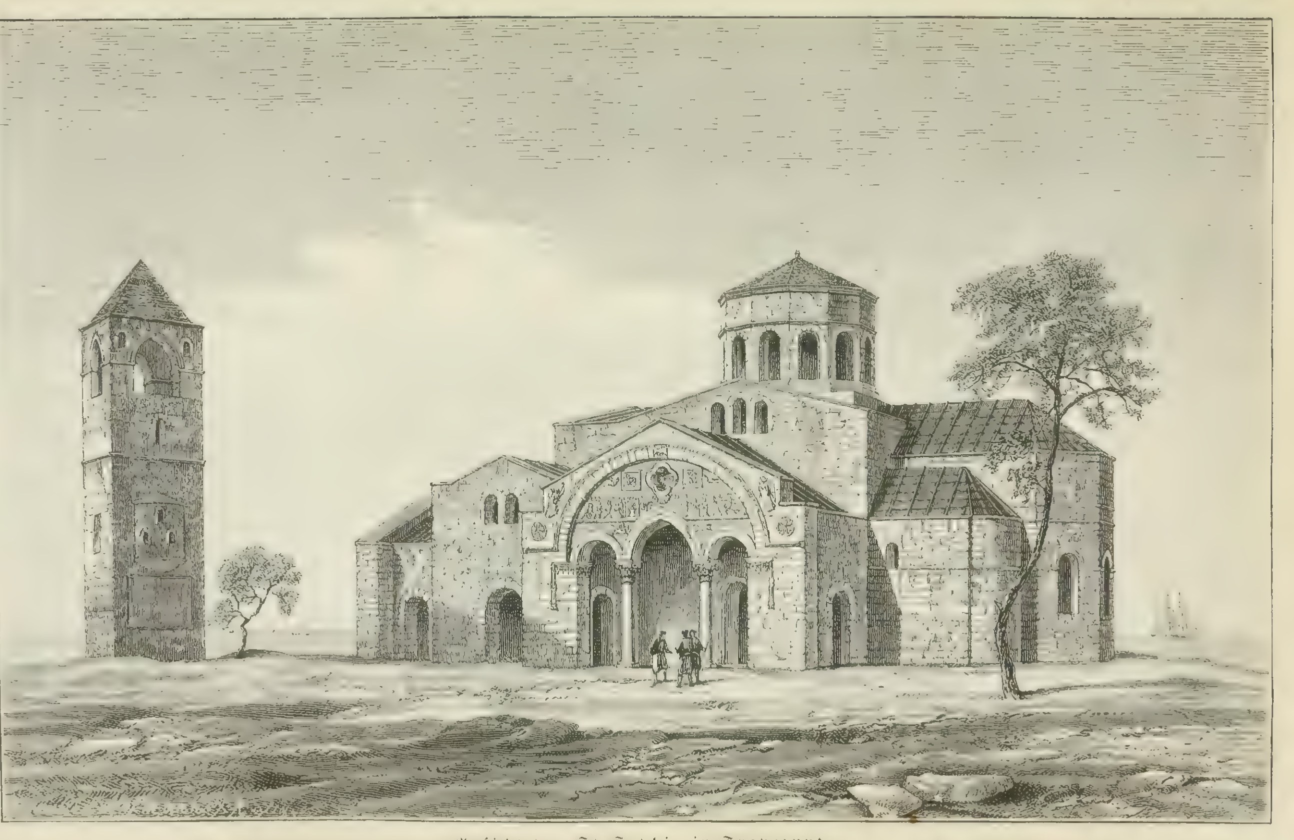
aber, wo der alte Chan (1227) todt war, und sein grimmiger Nachwuchs begonnen hatte, die mongolischen Schwärme westwärts zu führen, kam über die hadernden christlichen und moslemitischen Völker von Aegypten bis nach Schlesien ein Grauen vor den neuen Machthabern von Karakorum, wie einst in Attilas blutig dunkeln Tagen. Seldschuken, Nikäner, Lateiner, Bulgaren, hörten mit Schrecken, wie seit 1237 die Macht der kriegerischen Russen niedergeworfen wurde. Die bange Flucht selbst der einst so sehr gefürchteten Kumanen nach Ungarn und nach dem Balkan; noch mehr die schlimme Niederlage der tapfern Magyaren auf der Haide von Mosi (im März 1241) und die schauerliche Verheerung ihres schönen Reiches auf beiden Ufern der Donau, — Schrecknisse, vor denen die deutschen Länder durch den Heldenmuth der schlesischen Ritter in der Mordschlacht bei Liegnitz (9. April 1241) bewahrt blieben, — ließen die Machthaber in den noch nicht durch die blutige Fluth überschwemmten Ländern für einige Zeit von der Arbeit gegenseitiger Befehdung abstehen. Aber die Rückkehr der mongolischen Schaaren des Häuptlings Batu nach den Wolga-Ländern befreite nur erst die Staaten auf der Balkanhalbinsel von unmittelbar drohender Lebensgefahr. Sein Vetter Hulagu, ein andrer Enkel des alten Temudschin, der Chef der Mongolen von Iran, der Eroberer von Georgien und Armenien, wurde für lange eine nicht minder schwere Gefahr für das westliche Asien, vor Allem für die Komnenen von Trapezunt und für die Seldschuken von Ikonion. Die beste Zeit des neuen griechischen Reiches an der Ostecke des Pontus war mit dem Jahre 1222 zu Ende gegangen, wo Alexios I. starb. Seine Nachfolger erbten wohl seine Schönheit und stattliche fürstliche Erscheinung; aber ein wirklich großer Mann ist unter ihnen nicht aufgetreten, und der Lieblingsheilige dieses Reiches, St. Eugenios, dessen prächtige Kathedrale und Kloster zwischen der oberen Citadelle und der östlichen Vorstadt von Trapezunt den stolzesten Schmuck der Residenz ausmachten, zeigte sich als ein minder kräftiger Schutzpatron, wie St. Demetrios zu Thessalonich. Des Kaisers Alexios Schwiegersohn Andronikos I. Ghidos, ein tüchtiger Feldherr und kluger Politiker, kam trotz mancher tapfern That doch nicht dahin, die seldschukische Suzeränetät wieder abzuschütteln, und verlor selbst einen Theil seines Gebietes an die Iberier. Und als im J. 1235 Andronikos, drei Jahre später auch des Alexios I. ältester Sohn Johannes gestorben, und dessen tapferer Bruder Manuel I. (1238) zur Herrschaft gelangt war, wurde nach wenigen Jahren die Gefahr von den Mongolen so groß, daß alle Fürsten in Kleinasien sich möglichst eng an einander schlossen. Der Großkomnene suchte seinen Halt in Ikonion; der Sultan aber Gajaseddin Kaikhosru II. schloß zu Anfang des Jahres 1244 zu Tripolis am Mäander mit Vatatzes eine enge Allianz, die nun wieder zur Auflösung der türkischen Freundschaft mit Balduin II. führte.

Der Krieg aber, den der türkische Sultan gegen die 1243 in den durch die Seldschuken eroberten Theil Armeniens eingedrungenen Mongolen 1244 wagte, nahm einen höchst unglücklichen und für die Zukunft nicht nur

des Reiches von Ikonion verhängnißvollen Verlauf. Der unfähige Sultan, der mit einem großen, durch fränkische Söldner, durch arabische, griechische, armenische Truppen, und durch des trapezuntischen Kaisers Manuel Contingent verstärkten Heere sich bei Arsinga (Ersendschan) in Armenien entgegenstellte, erlitt eine gewaltige Niederlage und mußte, als die Mongolen unter schlimmen Verheerungen unaufhaltsam bis nach Angora vordrangen, von den wilden Gegnern durch schweren Tribut den Frieden erkaufen, der seinem Reiche die bisherige stolze Selbständigkeit raubte.

Diese Katastrophe bewirkte, daß zunächst das kleinasiatische Türkenreich, dessen äußerer und innerer Verfall seit dieser Zeit schnelle Fortschritte machte, aufhörte, ein bestimmender Faktor in der Politik der levantinischen Staatenwelt zu sein. Für eine nicht mehr ferne Zukunft sollte es bedeutungsvoll werden, daß durch das Erlahmen der seldschukischen Kraft dem Emporkommen der Osmanen der Weg geöffnet worden war. Den nächsten Vortheil aber trugen die Griechen davon. Einerseits die Trapezuntier. Wohl mußte der Großkomnene Manuel nun den Mongolen tributär werden; aber deren Druck lastete nicht schwer auf seinem kleinen Reiche, dessen geringe Ausdehnung weder die Eifersucht noch das Mißtrauen der neuen Herren erweckte. Und weiter gedieh indirekt die Mongolenherrschaft im inneren Asien dem Handel der Trapezuntier zu entschiedenem Vortheile. Die Mongolen richteten bekanntlich seit 1253 ihren Stoß mit schrecklicher Kraft gegen die Euphrat- und Tigrisländer, und mit der Vernichtung (1258) des Khalifats von Bagdad, mit dem Untergange des letzten abbassidischen Khalifen Al-Mustassim (11. Februar) und seines Hauses (mit Ausnahme einiger nach Aegypten geretteter Prinzen) durch den schrecklichen Hulagu war auch die schändliche Zerstörung der großen moslemitischen Weltstadt Bagdad und der Nachbarstädte verbunden. Die Niederlage der Mongolen vor Aegyptens tapfern Mamluken (1260) und das Zurückweichen der Steppenvölker hinter den Euphrat änderte an der Verödung der alten Handelswege am Tigris und Euphrat zunächst nichts. Wohl aber wurde es nun für die Trapezuntier, (deren Stadt seit Alters ein Emporium für kleinasiatische, russische, kaukasische, syrische, mesopotamische Waaren und Kaufleute gewesen war), höchst wichtig, daß Bagdads Untergang dem Welthandel eine neue Richtung gab. Waren bisher die großen Waarenzüge vom untern Tigris nach dem Mittelmeer gegangen: jetzt machten die Mongolen das persische Tävris zum kommerziellen Centrum, von wo aus nunmehr die Masse der innerasiatischen Waaren nach dem Schwarzen Meere geführt, Trapezunt damit die große Hauptstation auf dem Wege von Osten nach Westen wurde.

In noch anderer Weise kam die starke Schwächung der Seldschuken den Griechen von Nikäa zu Gute. Vatatzes, der, durch die Mongolen nicht bedroht, die guten Beziehungen zu denselben fortsetzte, sah mit Vergnügen, daß die alten gefährlichen Nachbarn für ihn unschädlich geworden waren. Und da nun ihre und der Bulgaren Kräfte gelähmt, den Franken in Kon-



Ansicht von St. Sophia in Trapezunt.

stantinopel jede Chance verloren war, sich auf eine dieser Nachbarmächte zu stützen, so überließ er ruhig Balduin II. seiner Misère und arbeitete einstweilen mit aller Kraft an der Ueberwältigung seiner griechischen Rivalen aus dem Hause Angelos. Damit hatte er schon seit mehreren Jahren mit Glück begonnen.

Die Herrschaft des „Kaisers" Manuel in Thessalonike blieb keineswegs ungestört. Zuerst nämlich riß Konstantin Angelos, ein natürlicher Sohn des Despotes Michael I., im Jahre 1237 Korfu und einen Theil der epirotischen Lande an sich und behauptete sich als „Michael II.". Manuel ließ unter erträglichen Formen geschehen, was er nicht hindern konnte; so entstand an der Adria noch einmal eine Partikularherrschaft des Hauses Angelos, die sich bis 1318 behauptet hat. Wider alles Erwarten aber erfolgte 1240 von Ternovo her ein Stoß ganz andrer Art gegen Thessalonike. Der Kaiser Theodor Angelos hatte die bequeme Haft in der bulgarischen Residenz zu so bedenklichen Intriguen benutzt, daß Czar Asên II. von seiner gewöhnlichen Milde abwich und ihn blenden ließ. Als nachher 1239 die magyarische Gemahlin des Czaren starb, verliebte sich der Wittwer in seines blinden griechischen Gefangenen schöne Tochter Irene, heirathete sie (1240) und gab nun den gefährlichen Schwiegervater nicht allein frei, sondern bot ihm auch die Mittel, um das Reich Thessalonich dem Kaiser Manuel wieder zu entreißen. Der alte Theodor also, jetzt wieder in seiner alten Residenz waltend, übertrug wegen seiner Blindheit die kaiserliche Würde seinem trefflichen Sohne Johannes, leitete aber thatsächlich unter dem Namen eines „Despotes" die Reichspolitik. Nun aber war Manuel nach Nymphäon entwichen und hatte gegen die Zusage, für die zu erobernden Länder im Voraus der Krone von Nikäa zu huldigen, von Vatatzes die Mittel erhalten, um gegen den rücksichtslosen Bruder den Krieg zu eröffnen. Manuel war glücklich genug, von Volo aus einen großen Theil Thessaliens zu erobern und den dritten seiner Brüder, Constantin, der hier für Theodor den Befehl führte, auf seine Seite zu ziehen. Nichtsdestoweniger gelang es der überlegenen diplomatischen Kunst Theodors, beide Brüder wieder mit sich zu versöhnen, und nach Abbruch aller Beziehungen zu Nikäa (im Sommer 1241) mit den Terzieri auf Euböa und den französischen Fürsten von Athen und Achaja ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen. Daß Michael II. von Epirus, als Manuel bald darauf starb, sich einen Theil von Thessalien aneignete, wurde stillschweigend zugelassen.

So war der Stand der Dinge in den griechischen Ländern der Balkanhalbinsel, als Vatatzes hier ernsthaft einzugreifen begann. Mit byzantinischer Schlauheit wurde selbst der alte Fuchs Theodor überlistet, unter dem Vorwande friedlicher Verabredungen nach dem nikänischen Hoflager geladen und dort festgehalten. Dann aber (1242) führte Vatatzes ein starkes Heer nach Makedonien und belagerte Thessalonike. Der Mangel an Kriegsschiffen und Artillerie machte es ihm aber unmöglich, den zähen Widerstand der Truppen des Hauses Angelos zu überwinden. Da nun auch der mongolische Sturm

Kleinasien zu bedrohen begann, so begnügte sich (1243) Batatzes damit, daß Johannes Angelos die Führung des kaiserlichen Titels aufgab und fortan nur als Vasall von Nikäa unter dem Titel eines „Despotes“ sein Gebiet zu verwalten versprach. Darauf hin durfte auch der alte Theodor nach Thessalonike zurückkehren. Als aber die nächsten Gefahren von den Mongolen sich wieder verzogen hatten, gelang dem unermüdlichen Batatzes ein großer Schlag, — während der unglückselige Balduin II. von 1245 bis 1248 sich wieder auf einer seiner, je länger je unergiebigeren „Bettelreisen“ im Abendlande befand.

Johannes Angelos nämlich starb schon im Jahre 1244. Die Art aber, wie nun sein Bruder und Nachfolger Demetrios die Herrschaft führte oder vielmehr zu seinen Ausschweifungen mißbrauchte, erregte in Thessalonike solche Mißstimmung, daß Kaiser Batatzes, der inzwischen auch die Oberhoheit über Rhodos gewonnen hatte, endlich die bequemste Handhabe fand zu nachdrücklicher Intervention. Als er aber im September 1246 mit seiner Armee den Hellespont überschritten und die Maritza erreicht hatte, erhielt er die Botschaft, daß der jugendliche Czar der Bulgaren, Koloman, plötzlich gestorben und die Herrschaft auf seinen jüngeren Bruder Michael Asên, den Sohn der griechischen Irene, übergegangen war. Da schien es zeitgemäß, einstweilen nur erst diplomatisch den Fall des Demetrios vorzubereiten, mit den Waffen aber sofort auf die schwachen Bulgaren sich zu stürzen. Binnen wenigen Wochen fielen Serrä, Melnik, Stenimachos, das ganze Rhodopegebiet, dann das ganze nördliche Makedonien mit Prosek, Skopia, Velbuzd in die Hände der Nikäner, und mußten auch von dem bulgarischen Hofe in aller Form abgetreten werden. Gleichzeitig hatte Michael II. von Epirus den Bulgaren die albanesischen und westmakedonischen Kantone entrissen. Inzwischen war in Thessalonike alles zu einer Erhebung gegen Demetrios vorbereitet worden. Im November 1246 kam die Sache zum Ausbruch, und als Batatzes vor der Stadt erschien, mußte sich Demetrios sofort ergeben, um nach dem mysischen Schloß Lentiana als Gefangener abgeführt zu werden. Der alte Theodor wurde mit einigen Gütern im südwestlichen Makedonien abgefunden. Andronikos Paläologos, und nach dessen schnellem Ableben Theodor Philes und des Andronikos Sohn Michael blieben als Statthalter der neu gewonnenen Provinzen zurück. Batatzes aber, der jetzt das große Werk der Restauration des Reiches der Rhomäer zu zwei Drittheilen vollendet hatte, konnte, nunmehr der einzige griechische Kaiser, im Dezember 1246 nach Nikäa heimkehren, um dann gleich im Jahre 1247 den Lateinern die Städte Tzurulon und Bizya zu entreißen und die Grenzen ihres Reiches auf dieser Seite bis in die Gegend von Selymbria zurückzuschieben.

Soweit unsere Kenntniß von dem Charakter und der Regierungsweise des Kaisers Batatzes reicht, so war er in der That der Mann, um das griechische Reich, welches sein Schwiegervater gerettet, er selbst zu bedeutendem Umfange wieder ausgedehnt hatte, auch innerlich zu reformiren. Es

versteht sich freilich von selbst, daß bei allen byzantinischen Machthabern, auch wo sie als Reformer auftreten, nicht an die Neigung gedacht werden kann, ihren Völkern irgendwelche politische Freiheit zu gewähren. Wir sehen aber in Theodor Laskaris, und noch weit deutlicher in Vatatzes, Männer, die sich von den Fehlern des großen Manuel Komnenos und von der sinnlosen Handhabung des Despotismus nach Art der Angelos emancipirt haben; die wieder nach alter byzantinischer Weise mit den besten Mitteln des „intelligenten Absolutismus" arbeiten, und weiter, — nicht mehr allein durch die jetzt Alles verschlingende Hauptstadt Constantinopel in Anspruch genommen, — in sehr ausgiebiger Weise für die innere Hebung, für die Pflege des Wohlstandes, für die allgemeine Leistungsfähigkeit aller Theile ihres Reiches Sorge tragen. Vatatzes besaß ausgezeichnete Fähigkeiten für die Verwaltung. Persönlich ein Mann von schlichtem und einfachem Wesen und einer unter seinen Landsleuten nicht sehr häufigen Redlichkeit, und ein Fürst von unermüdlicher Thätigkeit und großer Umsicht, dabei mit den Zuständen seiner Provinzen vortrefflich vertraut: so hatte er Verwaltung und Justiz wieder in beste Ordnung gebracht, und ferner neben allen seinen Feldzügen mit höchstem Eifer seine Sorge der Landeskultur zugewendet. Für seine Person selbst ein tüchtiger Landwirth, gestaltete er seine Besitzungen zu wahren Musteranstalten, und förderte die landwirthschaftliche Thätigkeit seiner Unterthanen in aller Weise. Dazu trat eine sehr geschickte Finanzverwaltung. Frei von fiskalischer Sinnesweise, verstand er es, ohne lästigen Steuerdruck knapp und sparsam zu wirthschaften, und hatte endlich wieder Mittel genug, um neben den Kosten der Verwaltung, der Armee und der auswärtigen Politik, auch für kirchliche Interessen und für humanitäre Zwecke, wie die Anlage von Hospitälern und Armenhäusern, erhebliche Gelder aufwenden zu können. Die Historiker seiner und der nächsten Zeit erzählen gern von der glücklichen Art, mit welcher er namentlich den Eierhandel organisirt, und ferner in einer Zeit, wo Hungersnoth und Mongolenschrecken das Reich der Seldschuken heimsuchten, seine Staaten durch Anlegung reicher Magazine vor Nothstand geschützt, und den Griechen die Chance gesichert hat, mit ihren türkischen Nachbarn einen höchst schwungvollen Handel mit landwirthschaftlichen Produkten aller Art zu treiben. Weniger sympathisirt die moderne wirthschaftliche Schule mit seinen Luxusgesetzen, und mit gewissen Verboten, die wie Prohibitivzölle wirken sollten. In dieser Hinsicht ist namentlich das Verbot charakteristisch, welches durch empfindliche Demüthigungen die Neigung der Griechen, italienische, persische und syrische Seiden- und Brokatstoffe zu tragen, bekämpfen sollte. Es galt einerseits, den Italienern Abbruch zu thun und das Geld im Lande zu halten, andrerseits den Aufschwung der griechischen, durch Steuern auf Maulbeerbäume und rohe Seide gedrückten, Seidenindustrie zu fördern. Auch sonst war Vatatzes, obwohl der Verkehr der Venetianer, Lucchesen und Genuesen nach seinen Staaten niemals aufhörte, den Italienern nichts weniger als geneigt. Selbst die Genuesen, die schon unter Laskaris und während

seiner Regierung wiederholt versuchten, mit den Griechen in nähere Beziehungen zu treten, und nicht abgeneigt waren, ihnen die Hand gegen das französisch-venetianische Constantinopel zu bieten, geriethen mit ihm 1248 in solche Spannung, daß eines ihrer Geschwader mit gewohnter ligurischer Dreistigkeit die Insel Rhodos wegnahm, die erst 1250 von den Griechen zurückgewonnen werden konnte.

Die starke Waffenmacht, die dieser Kaiser allmählich sich geschaffen hatte, — die neben den Warangen und den sonst geworbenen Regimentern, jetzt theilweise auch wieder auf der griechischen Nationalkraft, namentlich auch auf den trefflichen Schützen und Gebirgsleuten Bithyniens basirte, — führte ihm aber noch in den letzten Jahren seiner Herrschaft einen neuen Gewinn auf der Balkanhalbinsel zu. Zwischen Vatatzes und Michael II. von Epirus, der die nikänische Suzeränetät anerkannt hatte, bestanden längere Zeit sehr freundschaftliche Verhältnisse, bis endlich der alte intrigante Theodor Angelos zu Wodena seinen Neffen zu der Thorheit veranlaßte, im J. 1253 sich wieder von Vatatzes loszusagen. Da griff aber der alte Kriegsmeister mit fester Hand zu. Umsonst leisteten der Despotes und Michaels Heerführer in Thessalien und in dem südlichen Makedonien dem von Ostrowo aus vordringenden Kaiser heftigen Widerstand. Als 1254 die Eroberung von Kastoria das Thal des Haliakmon und die Wege nach Epirus, die Ergebung von Devol die Pässe nach Albanien den Nikänern geöffnet hatte, und die Albanesen sich zum Abfall von Michael bereit zeigten: da mußte der letztere nachgeben. In dem Frieden von Larissa wurden Prilapon und das albanische Kroja, wie auch alles Land nördlich der alten Via Egnatia an Vatatzes abgetreten; den Rest des epirotischen Reiches durfte der „Despotes“ behalten. Der alte Theodor aber mußte den Rest seines Lebens als Staatsgefangener in einem Kloster zubringen.

Unter solchen Umständen würde höchst wahrscheinlich Vatatzes nicht lange mehr gezaudert haben, endlich auch der Agonie des Reiches Romanien ein Ende zu machen, hätte ihn nicht nach der Rückkehr aus dem epirotischen Kriege am 30. Oktober 1254 zu Nymphäon der Tod ereilt. Das war eine schwere Calamität für die Griechen; denn für die wirklich dauernde Regeneration und durchgreifende neue Consolidirung ihres Reiches und ihrer Volkskraft wäre nichts nöthiger gewesen, als die Fortführung der Staatsgeschäfte für eine Reihe mehrerer Jahrzehnte in dem Geiste und mit der Kraft des Vatatzes. Ein dauerndes Glück war aber der alternden Griechenwelt nicht mehr beschieden. Zunächst zwar hatte des Kaisers Vatatzes Sohn (von Irene) und Nachfolger, der jetzt dreiunddreißigjährige Theodor II. Laskaris, der Gemahl der schönen Helene Asên, einen guten Theil der fürstlichen und soldatischen Begabung seines großen Vaters geerbt. Von letzterem vortrefflich erzogen, und ein sehr gebildeter Mann, der bei großem persönlichem Interesse für theologische Studien die Wissenschaften liebte, hat er den Gegnern seines Reiches allerdings wiederholt die wieder erwachte Ueberlegenheit der

byzantinischen Staatskunst und Kriegführung in imponirender Weise zu zeigen vermocht. Auch seine Verwaltung stand der des Vatatzes durchaus nicht nach. Nach manchen Richtungen hin erhob er sich noch mehr als seine beiden tüchtigen Vorgänger über die herkömmliche byzantinische Praxis. Bei aller persönlichen Frömmigkeit gewährte er doch dem Klerus keinen Einfluß auf die Richtung seiner Politik, und wählte, wie schon Vatatzes es gethan, seine Offiziere und Beamten aus den tüchtigsten Leuten seines Reiches aus, ohne auf die Ansprüche der anmaßenden Aristokratie, die aus Constantinopel nach dem nikänischen Reiche ausgewandert war, große Rücksicht zu nehmen. Seine Finanzverwaltung war vortrefflich; das Volk blieb überall von Erpressungen verschont, und doch wurde es ihm, wie früher seinem Vater möglich, stets einen erheblichen Reichsschatz gesammelt zu halten, der von ihm in der Festung Astyza am Skamander gehütet wurde, während Vatatzes in dieser Richtung (neben Nymphäon) das Schloß von Magnesia bevorzugt hatte. Leider aber war die Regierung dieses Kaisers von nur sehr kurzer Dauer. Denn die Gesundheit des jungen Fürsten war bei seiner Thronbesteigung bereits tief erschüttert. Theodor litt wiederholt an epileptischen Zufällen, und diese körperlichen Leiden trieben ihn wiederholt, — theils unter dem Eindruck tiefer Melancholie, theils unter dem Wahne, bezaubert zu sein, — zu argen Akten des Jähzorns, der Leidenschaft, des Mißtrauens, die freilich mehr seiner vornehmen Umgebung, als dem Volke gefährlich wurden, darum aber doch für die Dauer seine Stellung unhaltbar gemacht haben würden.

Nur nach Seiten der Sicherheit angesehen war jedoch unter ihm die Lage des Reiches vortrefflich. Auf der asiatischen Seite hat er das System zur Vollendung gebracht, durch Anlegung von Sperrforts und durch tüchtige, von der Grundsteuer eximirte Landmilizen, welche die Pässe hüteten, die Einfälle der Seldschuken und der Turkomanen mit Erfolg abzuwehren. Und für seine Person hat er nicht lange nach Antritt seiner Regierung den Bulgaren seine Ueberlegenheit glänzend gezeigt. Als nämlich gleich nach des Vatatzes Ableben des neuen Kaisers jugendlicher Schwager, Czar Michael Asen, zur Revanche für die Verluste vom Jahre 1246 den Balkan überschritt und mit Hülfe der slawischen Bauern und Hirten einen Theil der Rhodopeschlösser und Makedoniens wiedereroberte: da führte Laskaris mitten im Winter, zu Anfang des Jahres 1255, ein Heer nach Adrianopel und begann den Krieg gegen die Bulgaren mit ebenso großer Energie wie Gewandtheit. Persönlich war er überall siegreich. Die Niederlage seines Generals Alexios Strategopulos bei Serrä und den Abfall des Dragotas, des Commandanten von Meleniko an die Bulgaren machte der Kaiser durch den glänzenden Sieg an dem Strymonpasse von Rupelion, wo Dragotas fiel, und durch Wiedergewinnung von Meleniko vollständig gut. Der Wiedergewinnung der Rhodope folgte die der verlorenen makedonischen Kantone, und im Jahre 1256 veranlaßte ein neuer großer Sieg des Kaisers im oberen Hebrosgebiet den bulgarischen Czar, durch Vermittelung seines Schwiegervaters, des Serben-

königs Stefan Urosch I., mit Laskaris unter Herstellung der Grenzen des Vatatzes Frieden zu machen. Da nun Czar Michael im Jahre 1257 durch seinen Vetter Kaliman (II.) mit Hülfe einiger Bürger von Ternovo ermordet wurde, aber nicht lange nachher auch der blutige Usurpator den Untergang fand, — der serbische Ritter Konstantin aber (ein am Fuße des Vitosch bei Triaditza angesessener Enkel des alten „heiligen" (Symeon) Stefan Nemanja), den 1258 der bulgarische Adel zu seinem neuen Czaren erwählte, eine Tochter des Kaisers und der Helena Asên, Irene, heirathete: so hatten die Griechen zunächst auf der bulgarischen Seite für längere Zeit Ruhe.

Gleich nach Beendigung des bulgarischen Krieges hatte Kaiser Theodor auch die Verhältnisse des Reiches zu dem Despotat Epirus neu zu ordnen sich bemüht. Die schon durch Kaiser Vatatzes eingeleitete Vermählung von Michaels II. Sohn Nikephoros mit Theodors Tochter Maria, die im September 1256 zu Thessalonike vollzogen wurde, benutzte der schlaue Kaiser, um von seinem Schwiegersohn die Abtretung der wichtigen Festungen Servia am Haliakmon und Dyrrhachion zu erzwingen. Dadurch aber rief er einen gefährlichen Krieg hervor. Als er nach Asien zurückkehrte, ernannte er den Großlogotheten (Kanzler) Georg Akropolita zum obersten Civilstatthalter der Provinzen auf der Balkanhalbinsel und stellte ihm mehrere tüchtige Stabsoffiziere zur Seite. Als aber Akropolita von einer im December 1256 angetretenen Inspektionsreise durch die westlichen Kantone des Reiches, auf welcher er die Städte Servia und Dyrrhachion in Besitz nahm, im Februar 1257 nach Prilapon zurückkehrte, fand er, daß Michael II., über jene Abtretung erbittert, sich mit den Serben verbündet, die Albanesen insurgirt, und einen großen Krieg eröffnet hatte. Ganz Albanien und die Hälfte des antiken Makedoniens war für die Nikäner verloren, und bald sah sich der Statthalter in Prilapon blokirt. Da schickte Laskaris einen seiner besten Heerführer, den Michael Paläologos, mit frischen Truppen nach Thessalonike, und ein großer Sieg bei Wodena zertrümmerte ein epirotisches, durch einen Sohn des Despotes geführtes Heer und öffnete dem griechischen General den Weg nach Dyrrhachion. Bald aber warf sich Michael II. persönlich in die Paßlandschaften zwischen Makedonien und Illyrien und zwang mit Hülfe der unzuverlässigen Einwohner von Prilapon den Akropolita zur Ergebung. So standen die Epiroten auf der Linie vom ionischen Meere bis zum Vardar noch immer unbezwungen. Die zunehmende Kränklichkeit des Kaisers Theodor hinderte diesen, selbst noch einmal auf dem Kampfplatze zu erscheinen, und erst dem Stifter der letzten byzantinischen Dynastie blieb es vorbehalten, in höchst eigenthümlicher Verschlingung aller politischen Verhältnisse gleichzeitig gegen die Machtstellung der Epiroten und der peloponnesischen Franzosen, und gleich nachher auch gegen das Reich Balduins II. den entscheidenden Stoß zu führen.

Als nämlich Theodor II. Laskaris im August 1258 zu Magnesia am Hermos starb, und an der Seite seines Vaters im Sosanderkloster die letzte Ruhestätte fand, war sein Sohn, Kaiser Johannes IV. Laskaris, nur erst

acht Jahre alt. Daher hatte ihm der sterbende Kaiser seinen ersten Staatsminister, den Protovestiarios Georg Muzalon zum Vormund bestellt, weiter auch diesen und den Patriarchen Arsenios mit der Regentschaft betraut. Es dauerte jedoch nur wenige Tage und die Bestimmungen Theodors wurden gänzlich umgestoßen. Der Staatsminister war bei dem hohen Adel des Reiches ebenso verhaßt, wie von demselben beneidet. Und diese Stimmung benutzte einer der bedeutendsten Männer des Reiches, der Oheim von Muzalons Gattin, um eine wilde, blutige Meuterei in Scene zu setzen, die ihm selbst den Weg zur Herrschaft bahnen sollte. Es war der General Michael Paläologos. Die hochadelige Familie der Paläologen hatte seit der Erhebung des Komnenen Alexios I. dem Reiche viele Männer von Bedeutung gestellt, und war seit Alexios III. auch mit der Dynastie verschwägert. Dieses Angelos zweite Tochter Irene (S. 342) hatte im Jahre 1200 den Alexios Paläologos geheirathet. Ihr Enkel nun war Michael Paläologos, der nicht nur durch seine nahe Verwandtschaft mit der regierenden Dynastie bedeutend gefördert worden war, sondern noch mehr durch seine glänzenden Talente zu denen freilich auch eine gefährliche Geschicklichkeit in der Einfädelung von Intriguen gehörte. Schon unter Kaiser Vatatzes hatte der junge Offizier nach seines Vaters Andronikos Tode das Commando im östlichen Makedonien (mit Plätzen wie Melnik und Serrä) geführt, war dann aber 1254 nur mit Mühe einer Anklage auf Hochverrath entschlüpft. Doch hatte er sich dabei so gewandt benommen, daß Vatatzes den jungen ehrgeizigen Mann, der damals bereits 27 Jahre zählte, enger an sein Haus zu fesseln beschloß und ihn mit seiner Nichte Theodora Dukäna vermählte. Das mißtrauische Naturell des Kaisers Theodor II. und die intrigante Art des jungen Prinzen wirkten nachher zusammen, um während Theodors kurzer Herrschaft Michaels Stellung nicht gerade gefahrlos zu machen. Doch fungirte er während des bulgarischen Krieges als Gouverneur von Nikäa und später als Statthalter von Dyrrhachion während des epirotischen Krieges. Während er sich hier befand, gerieth der durch seine Krankheit schrecklich geplagte Kaiser Theodor (1258) in einen Conflikt mit Michaels Schwester Martha, die als verdächtig, den Kaiser durch Zaubermittel schwer geschädigt zu haben, einer empörenden Mißhandlung unterworfen wurde. Michael seinerseits wurde abberufen und einige Zeit lang in Magnesia gefangen gehalten. Nur seiner Gewandtheit und kaltblütigen Ruhe, noch mehr vielleicht seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und der gefährlichen Gabe, seine schlauesten Pläne und letzten Gedanken hinter der Maske derber Freimüthigkeit zu verbergen, verdankte er auch diesmal seine Rettung. In Wahrheit aber war er jetzt auch persönlich ein Gegner der Dynastie geworden, und die Treue, die er bei seiner Sendung nach Dyrrhachion auch dem minderjährigen Johannes geschworen, war er nicht gewillt zu bewahren. Als nunmehr Muzalon die Regentschaft übernommen hatte, sah Michael, persönlich der populärste Edelmann des Reiches, ruhig zu, wie die vornehmen Gegner des Regenten durch ihre großen Mittel die dem Hause Laskaris auf-

richtig ergebenen Einwohner von Magnesia gegen Muzalon aufhetzten und das infame Gerücht ausstreuten, der Regent sei wohl selbst an Theodors Tode Schuld. Michael seinerseits war der Gunst der Truppen sicher, und stand persönlich an der Spitze der fremden Regimenter, welche dem Regenten grollten, weil er ein ihnen durch Theodor verheißenes Donativ zurückgehalten habe. So fand der hohe Adel bald die Menschen, welche ihm die blutige Arbeit eines politischen Mordes abnahmen. Als am neunten Tage nach des Kaisers Ableben im Sosanderkloster die Leichenfeier begangen wurde, entstand ein wilder Tumult, und ein Haufen wüthender Soldaten drang in die Kirche und ermordete den Regenten, zwei seiner Söhne, seinen Schwiegersohn und seinen Sekretär. Die Plünderung von Muzalons Palaste schloß die Greuelscenen würdig ab. Nun aber spielte Michael so fein, und wußte, — bei persönlicher Uninteressirtheit in Geldsachen und höchster Einfachheit seiner Lebensweise, — mit den Mitteln des kaiserlichen Schatzes so geschickt die einflußreichsten Männer des Adels, der Armee und des Klerus zu gewinnen, daß er endlich unter allgemeiner Zustimmung mit dem Range des „Despotes" als Vormund des jungen Kaisers Johannes IV. an die Spitze der Geschäfte gestellt wurde. Die neugeprägten Münzen zeigten Michaels Bild mit dem Knaben Johannes IV. auf dem Arme. Dabei gedachte der hochstrebende Mann jedoch nicht stehen zu bleiben. Er setzte es wirklich durch, daß er am 1. Januar 1259 als Mitkaiser in der feierlichsten Form zu Nikäa auf den Thron erhoben wurde. Nur daß er dem Patriarchen Arsenios in der bindendsten Weise zuvor die Zusage hatte geben müssen, daß die Rechte des jungen Johannes IV. bei dessen Volljährigkeit gewahrt werden, die Krone nicht auf Michaels Nachkommen vererben sollte.

Gefördert hatte Michaels Vorgehen die Kunde, daß der zur Zeit rüstigste und gefährlichste Gegner der Nikäner, Michael II. von Epirus, mit der Bildung einer mächtigen Coalition gegen die Rhomäer beschäftigt sei. Richtig war es, daß der schlaue Angelos in äußerst gewandter Politik sich mit zwei der stärksten fränkischen Fürsten seiner Zeit verbündet hatte. Des am 12. December 1250 verstorbenen großen Staufers Friedrich II. glänzender Sohn Manfred, der König von Sicilien, hatte seit 1257 begonnen, die Ansprüche der alten normännischen Könige auf die illyrische Küste zu realisiren, und mehrere Häfen, namentlich Vallona und Dyrrhachion besetzt. Da machte nun der kluge Epirote den jungen König durch Abtretung dieser Plätze und des Bezirks von Berat (1258) zu seinem Freunde und sicherte sich die sicilische Allianz, indem er diese Abtretungen seiner schönen Tochter Helena als Mitgift anwies, als sie (im Sommer 1259) die Gemahlin Manfreds wurde. Sobald aber Manfred mit Michael II. Frieden und Bündniß geschlossen hatte, suchte auch der mächtige Fürst von Achaja den Anschluß an den Hof von Arta. Das Haus Villehardouin in Morea, seit dem Untergange des Lombardenreiches von Thessalonich der eigentliche Rückhalt aller levantischen Franken, hatte damals eine brillante Machtstellung sich geschaffen. Der

treffliche Gottfried II. (1218—1245) hatte durch Anlage der kolossalen Festung Chlemutzi (auf dem elischen Kap Chelonatas, über dem Hafenplatz Glarentza), drei Stunden von seiner Residenz Andravida, die militärische Stärke seines Staates in hohem Grade gesteigert, weiter aber bei tüchtiger Verwaltung ganz gute Verhältnisse zu den griechischen Ureinwohnern hergestellt, und sein Morea für längere Zeit zur hohen Schule des französischen Adels in jeder Art der Ritterlichkeit gestaltet. Sein Nachfolger, sein bereits in dem messenischen Kalamata geborener Bruder Wilhelm, war einer der kühnsten Heerführer dieser Zeit, der durch Unterwerfung der lakonischen Seestadt Monembasia (1246—1248) und Ueberwindung der slawischen Melinger (1249) im Taygetos die französische Eroberung des Peloponnes vollendete, und eben damals auch durch Anlage des gewaltigen Schlosses Misithra, eine Stunde westlich von Sparta, seine Stellung in Lakonien kraftvoll sicherte. Selbst die arge Thorheit, mit welcher Wilhelm nachher auf Grund von schattenhaften Ansprüchen auf einen Theil von Euböa (seit 1255) mit Venedig sich überwarf, und weiter sich 1257 auf einen Krieg einließ, der auch das seiner Familie altbefreundete, durchaus tüchtige Geschlecht der de la Roche von Athen zu seinen Gegnern machte, und die Genuesen an seine Seite rief: selbst diese Thorheit, welche die alten Fehden zwischen Athenern und Peloponnesiern „in Harnisch und Rittermantel" wieder aufleben machte, wirkte nicht allzu schlimm, weil nach Wilhelms brillantem Siege über die attischen Franzosen (1258) bei dem Berge Karydhi in Megaris die moreotischen Barone den Frieden vermittelten, und die weitere Ausgleichung zwischen Wilhelm und dem (seit 1225 regierenden) Fürsten Guido I. von Athen (Neffen des Otto de la Roche) dem König Ludwig IX. von Frankreich übertragen wurde. Wider alles Erwarten sollte es nun aber für die Zukunft der Franzosen und der Rhomäer höchst verhängnißvoll werden, daß sich nach dieser Fehde Wilhelm mit Michael II. von Epirus eng verbündete und (im Sommer 1259) in dritter Ehe dessen Tochter Anna (Agnes) heirathete.

Die Allianz nämlich mit zwei so imposanten Fürstengestalten wie Manfred und Wilhelm machte den Despotes von Epirus übermüthig, und gab ihm die Hoffnung, mit ihrer Hilfe auf Kosten der Rhomäer sich ostwärts ausdehnen, namentlich das vielumstrittene Thessalonike wieder für sein Haus erobern zu können. Als nun Michael Paläologos, der zunächst noch keinen Krieg gewünscht hatte, erkannte, daß sein Gegner durchaus abgeneigt war, auf billige Bedingungen hin Frieden mit Nikäa zu machen, so entschloß er sich, gegen den stärksten Vertreter des griechischen Partikularismus mit durchschlagender Kraft vorzustoßen. Er konnte es um so eher, als Nikäa zur Zeit von keiner andern Seite her ernstlich bedroht war. Die Ankunft eines starken nikänischen Heeres unter des Kaisers Bruder Johannes und dem Großdomestikus Alexios Melissenos Strategopulos (im Sommer 1259) in Makedonien veranlaßte den Despotes von Epirus, in aller Eile bei Manfred und Wilhelm um Hilfe zu bitten. Ehe aber diese Fürsten eingreifen

konnten, hatten die Nikäner Wodena erobert, die Epiroten aus Kastoria verdrängt und hinter den Pindos geworfen, dann das ganze westliche Makedonien erobert und in Albanien selbst Devol besetzt und Berat bedroht.

Als aber aus Apulien 400 deutsche Krieger, und aus Morea Fürst Wilhelm persönlich mit starker Macht zu den Truppen des Despotes gestoßen waren, nahm dieser den Kampf wieder auf, da er sich jetzt viel stärker glaubte, als die Rhomäer. Die verbündete Armee drang durch den Paß und Wald von Borilas vor und operirte in der Richtung auf die von den Rhomäern blokirte Festung Prilep. Nun aber hatte nicht nur die Arglist des nikänischen Prinzen zwischen Epiroten und Franken bereits Mißtrauen gesäet; die unzeitige Galanterie eines französischen Ritters gegen die schöne Gemahlin des Fürsten Johannes von „Groß-Wlachien" (Thessalien), eines natürlichen Sohnes des Despoten von Epirus, und ein darüber zwischen diesem Griechen und Fürst Wilhelm ausgebrochener Streit hatte auch bei jenem böse Pläne reifen lassen. Als es nun im Oktober 1259 in der Ebene von Pelagonia, im oberen Stromgebiet der Tscherna (Erigon) zur Hauptschlacht kam, wurde der furchtbare Stoß der deutschen und der moreotischen Eisenreiter durch die gewandte Fechtart der leichten seldschukischen, slawischen und kumanischen Reiter und den Pfeilhagel der bithynischen Schützen der Nikäner wirkungslos gemacht; der Uebergang des Fürsten Johannes entschied die Sache zu vollständiger Niederlage des epirotischen Heeres. Namentlich die Franzosen von Morea hatten schwere Verluste erlitten, und zu ganz besonderem Unheil für sie war Fürst Wilhelm in griechische Gefangenschaft gerathen.

Der Sieg von Pelagonia ist für die Herstellung des Reiches der Rhomäer von entscheidender Bedeutung geworden. Zunächst brach das Reich der Epiroten einfach zusammen. Freilich zeigte es sich als unmöglich, ihr ganzes Land zu erobern, obwohl Alexios Strategopulos außer Joannina bereits das Gebiet bis zum Golfe von Arta okkupirte, und der Prinz Johannes bis nach Böotien vordrang. Der Rücktritt des „Bastards" Johannes zur Sache seines Vaters, die Anhänglichkeit der Epiroten und Albanesen an das Haus Angelos, und die Hilfe Manfreds machten es den Fürsten des Hauses Angelos möglich, wenigstens Epirus zu behaupten und 1260 den General Strategopulos bei Trikorythos aufs Haupt zu schlagen. Da ferner Michael Paläologos jetzt vor Allem die Lateiner in Constantinopel zu bekämpfen gedachte, so blieb in der That der alte Kern des Despotats in Michaels II., das thessalische Neopaträ (Hypata) in des Bastards Händen. Dagegen erschütterte Wilhelms von Villehardouin Gefangenschaft die Stellung der Franzosen in Morea auf das Tiefste. Als der Prinz Johannes im December 1259 aus Böotien nach Asien zurückkehrte, führte er in Lampsakos seinem kaiserlichen Bruder auch den Fürsten Wilhelm als Gefangenen zu. Kaiser Michael hoffte anfangs dem tapfern Manne als Preis seiner Freilassung die Herausgabe des ganzen Peloponnes abzwingen zu können.

Das gelang nun freilich nicht. Wilhelm hielt standhaft aus; und während seiner langen Haft übernahm sein früherer Gegner Guido I., durch Ludwig IX. mit Wilhelm ausgesöhnt und mit dem Titel eines „Herzogs von Athen" ausgezeichnet, im Interesse aller griechischen Franzosen auf Bitten der Barone als Bailli die Regentschaft von Morea. Endlich kam es dahin, daß Michael Paläologos zu Anfang d. J. 1262 sowohl mit den Epiroten, wie mit Wilhelm Frieden schloß. Der letztere mußte ihm als Großseneschall von Romanien huldigen, zugleich aber die peloponnesischen Festungen Monembasia, Misithra und Maina an die Rhomäer abtreten, so daß nun des Kaisers Bruder, der Sebastokrator Konstantin Paläologos, Statthalter der neuen lakonischen Provinz werden konnte, welche die Basis aller weiteren griechischen Restaurationskriege im Peloponnes werden sollte.

Als Kaiser Michael diesen Frieden schloß, war aber der große Schlag am Bosporus bereits gefallen. Die Misère des lateinischen Reiches hatte neuerdings unablässig zugenommen. Balduin II. hatte seine kläglichen Bettelreisen in Europa mit immer geringeren Erfolgen fortgesetzt, und selbst die Venetianer, die 1256 noch einmal von ihrer Colonie am Goldenen Horn aus den Bulgaren das pontische Mesembria entrissen hatten, waren neuerdings seit 1255 durch blutige Kämpfe mit den Genuesen im Orient so lebhaft beschäftigt gewesen, daß sie der schweren, von Nikäa her ihrer Stellung am Bosporus drohenden Gefahr viel zu spät gewahr wurden. Der glänzende Sieg aber, den seine Truppen über die Epiroten und Moreoten davongetragen hatten, gab dem Kaiser Michael Paläologos die Hoffnung, nun endlich auch den leidenschaftlichen Wunsch der Rhomäer, die Wiedergewinnung von Constantinopel, erfüllen zu können. Im J. 1260 führte Michael persönlich ein griechisches Heer über den Hellespont, eroberte die letzten fränkischen Festungen, bedrohte selbst Galata, und gewährte den Lateinern dann noch einmal für Ein Jahr Waffenruhe. Nun freilich gerieth auch Venedig in höchste Aufregung und betrieb bei allen fränkischen Fürsten in Griechenland und im ägäischen Meere mit Eifer die Aufforderung, für Constantinopel zu rüsten. Viel erfolgreicher waren aber die diplomatischen Arbeiten ihres griechischen Gegners. Mit den damals ohnehin durch magyarische Kämpfe beschäftigten Bulgaren trat Michael zu Weihnachten 1260 durch Georg Akropolita in freundschaftliche Verbindung. Die Hauptsache aber war, daß er jetzt in seinem gegen Franken und Venetianer gerichteten Kampfe die erbittertsten Gegner der letzteren, die Genuesen, völlig in sein Interesse zu ziehen wußte. Der 1255 in den syrischen Gewässern entbrannte Colonialkrieg hatte 1258 zu völliger Austreibung der Genuesen aus Akkon geführt. Die Wuth der letzteren war so groß, daß sie sich nicht einmal vor dem Zorne des Pabstes fürchteten, der sie wegen einer Allianz mit den Griechen gegen das fränkische Constantinopel unausbleiblich treffen mußte. Nur darauf bedacht, durch Vertreibung der Venetianer vom Bosporus der Republik der Lagunen einen furchtbaren Schlag beizubringen, gingen die Genuesen sofort auf die Vorschläge des

Kaisers Michael ein. Die im Januar 1261 nach Nymphäon entsendeten genuesischen Unterhändler Guglielmo Vesconte und Guarnerio Giudice schlossen daselbst am 13. März den entscheidenden Vertrag ab, welcher (am 10. Juli in Genua ratifizirt) der ligurischen Republik ein ähnliches Uebergewicht im ägäischen Meere, am Bosporus, und im schwarzen Meere verschaffen sollte, wie es die Venetianer seit 60 Jahren behauptet hatten. Genua versprach, die Rhomäer in aller Weise, namentlich durch eine mächtige Flotte zu unterstützen; nur gegen den Pabst, Pisa, Achaja und einige andere kleinere Mächte sollten sie nicht mitwirken. Dagegen gewährte Michael seinen neuen Verbündeten freien Handel im ganzen Reiche, und neben der nahezu vollständigen Ueberlassung von Smyrna selbständige Quartiere mit Consulargerichtsbarkeit in Anäa (Samos gegenüber), Adramyttion, Kassandria (bei Thessalonich), Chios und Lesbos; in dem zu erobernden Constantinopel sollten die Genuesen alle seit 1155 besessenen Gebäude zurück-, und auf Kosten Venedigs eine große Ausdehnung ihres Quartiers erhalten. Weiter aber sollten künftig die Venetianer von allen Märkten des Reiches und der pontischen Gebiete ausgeschlossen sein, und nur die Pisaner das Recht behalten, neben den Genuesen im Reiche freien Handel zu treiben und das schwarze Meer zu befahren.

In der Hauptsache hat Kaiser Michael diesen Vertrag wirklich gehalten, obwohl der Fall von Constantinopel ohne genuesische Mitwirkung sich vollzog. Das aber machte sich so. Der General Alexios Strategopulos, der damals wieder nach Epirus bestimmt war, stand im Sommer 1261 mit nur 800 Mann bithynischer Krieger, die in Europa erst noch verstärkt werden sollten, in der Nähe des Bosporus, und hatte nur die sekundäre Aufgabe, nach Ablauf der Waffenruhe die Lateiner zu beunruhigen, bis Michael selbst mit Rhomäern und Genuesen vor Constantinopel erscheinen würde. Nun aber erfuhr er von griechischen Bauern der Campagna, daß der venetianische Podestà Marco Gradenigo mit seiner Flotte und der besten wehrhaften Mannschaft der Stadt ausgesegelt war, um das benachbarte Daphnusion am schwarzen Meere zu erobern. Nun boten die griechischen Bauern, namentlich ein gewisser Kutritzakes, dem Strategen Michaels die Mittel, mit mehreren griechischen Einwohnern der Stadt Einverständnisse anzuknüpfen, derart daß er in der Nacht zum 25. Juli 1261 in der Nähe des Quellen- oder Selymbriathores um Mitternacht sei es durch Uebersteigung der Mauern, sei es durch einen unterirdischen Gang einen Theil seiner Krieger in die Stadt dringen lassen konnte. Diese öffneten von innen das Thor; dann wurden die nächsten Festungswerke besetzt, und nun führte Alexios Strategopulos seine kleine Streitmacht gegen Morgen in das Innere der Stadt, gegen das Kloster des Pantokrator, wo sich Balduin II. damals aufhielt. Nach kurzem Kampfe ergriff der lateinische Kaiser die Flucht nach dem Chrysokeras und entwich auf einer Galeere der venetianischen Familie Pesaro nach Negroponte. Den Widerstand aber der tapfern Franken und Venetianer, die sich gegen das in seiner numerischen

Schwäche allmählich erkannte Heer der Rhomäer in den Hafenquartieren kraftvoll vertheidigten, brach Strategopulos, indem er, ohne seinen Gegnern die Wege zu den Schiffen zu sperren, ihre Quartiere in Brand stecken ließ. Unter solchen Umständen konnte auch die Rückkehr der Flotte Gradenigos mit 6000 Mann den Uebergang der vielumstrittenen Weltstadt am Goldenen Horn in die Hände der alten Herren nicht mehr aufhalten. Es blieb nichts übrig, als mit den Rhomäern eine Waffenruhe zu schließen, unter deren Schutze ein großer Theil der lateinischen Civilbevölkerung, der Klerus, der Patriarch Giustiniani, mit einem erheblichen Theile beweglicher Güter sich nach Euböa und den Inseln des ägäischen Meeres einschifften.

Ein ungeheurer militärischer und politischer Gewinn, die Frucht der siebenundfunfzigjährigen Arbeit der Kaiser von Nikäa, war also den Griechen zuletzt fast spielend in die Hände gefallen. Der festliche Einzug des Kaisers Michael mit seiner Armee in die alte Herrenstadt seines Volkes (15. August 1261) galt den Rhomäern als der Moment der Wiederauferstehung ihres Reiches. In der Sofienkirche wurde Michaels Krönung wiederholt, — den Genuesen aber erlaubt, die Austreibung der Venetianer in ähnlicher Art zu feiern, wie diese vor drei Jahren die der Ligurier aus Akkon. Die Genuesen, deren Flotte Martin Boccanegra führte, erhielten die bisher venetianische Marienkirche mit dem zugehörigen Areal, und durften unter dem Schmettern der Trompeten den Palast des Podestà und die Citadelle (S. 396) der Venetianer zerstören. Die Steine wurden als Trophäen nach Genua geführt und dort aus denselben die St. Georgskirche aufgeführt. Ueberall in der Griechenwelt aber herrschte laute Freude; nur auf zwei Stellen nicht. Nicht in den Zimmern des jungen Johannes IV. zu Nikäa, der schnell vergessen, zu Ende des Jahres 1261 aber auf des gewissenlosen Michaels Befehl geblendet und nach dem bithynischen Schloß Dakybiza abgeführt wurde. Und nicht in den Kreisen jener intelligenten Männer, die von der Wiedergewinnung Constantinopels die Wiederkehr einer Politik fürchteten, Dank welcher die Pflege der entfernteren Provinzen zu Gunsten der Hauptstadt vernachlässigt wurde, — und deren einer bei der stolzen Siegesbotschaft ausrief: „O! nun ist Alles verloren!“

Zweiter Abschnitt.

Die Paläologen bis zur Eroberung von Adrianopel durch die Osmanen.

Erstes Kapitel.

Kaiser Michael VIII. Osmanen und Serben.

Die Wiedergewinnung von Constantinopel bedeutete wirklich in den Augen der Griechen wie der Franken und der moslemitischen Welt die volle Erneuerung des Reiches der Rhomäer. Mochte immerhin noch sehr viel fehlen, wenn man das restaurirte Reich mit der stattlichen Macht verglich, wie sie etwa der zweite Komnene besessen hatte: die Griechen durften mit Recht stolz darauf sein, daß es ihrer Zähigkeit und ihrem Staatssinn, daß es der Ausdauer, Tapferkeit, politischen Gewandtheit des Hauses Laskaris und nun des ersten Paläologen gelungen war, gegenüber so starken Gegnern, wie sie ihnen in der französischen Ritterschaft, in Venedig, in der römischen Curie, in den Epiroten entgegengetreten waren, einen solchen Sieg zu gewinnen. Die große Schicksalsfrage war nun freilich, ob ihre moralische, militärische und politische Kraft so ausgiebig und nachhaltig sein würde, um nun auch der riesenhaften Schwierigkeiten Meister zu werden, die ihnen jetzt erst recht bei weiterem Fortschreiten sich entgegenstellten. Und leider zeigte es sich, daß mit der Restauration des alten Reiches die Rhomäer den letzten Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit erreicht hatten, und daß der Gründer der letzten Dynastie auch der letzte große Mann war, den die Rhomäer überhaupt hervorgebracht haben, — wie auch, daß gerade seine Art politischer Thätigkeit nach mehreren Seiten bereits den Grund zu dem späteren Verfall gelegt hat.

Die Staatsmänner der Rhomäer konnten sich nicht verhehlen, daß die Wiedereroberung von Constantinopel und von Lakonien sie sofort in bleibenden und erbitterten Gegensatz zu den damals noch immer stärksten Mächten des Abendlandes bringen mußte. Während die schändliche Blendung des jungen Johannes IV. dessen Schwester, die Gemahlin des bulgarischen Czaren (S. 415), sofort zur bittersten Feindin des Kaisers Michael (VIII.) machte, war Fürst Wilhelm von Achaja wenig geneigt, sich in seine Verluste ruhig zu finden. Hinter ihm aber standen die stolze Ritterschaft Frankreichs, und namentlich der

Pabst, der zugleich mit Venedig in dem tiefsten Zorne über den Verlust der Stellung am Chrysokeras sympathisirte. Und bald sollte Michael VIII. erfahren, welche neue Kräfte der armselige Balduin II. diesmal gegen die verhaßten schismatischen Sieger in Bewegung zu setzen vermochte. Gegenüber so großen Schwierigkeiten wäre eine wirklich durchgreifende Rettung wahrscheinlich zu finden gewesen, hätte Michael VIII. es verstanden, die volle Kraft des griechischen Volksgeistes zu entfesseln, und bei energischer Pflege des materiellen Wohlstandes dieses Volk auch sittlich zu erneuern. Unmöglich war das nicht. Die Bevölkerung des Reiches von den Thälern der illyrischen Schkypetaren bis zur türkischen Grenze war jetzt wirklich eine „griechische" geworden. Nach Sprache, Sitten, Interessengemeinschaft fühlten sich die Unterthanen der Paläologen mit Einschluß der massenhaften „absorbirten", stammfremden Elemente jetzt wirklich als Griechen. Der hartnäckige Kampf gegen die Lateiner, die nördlich von den Thermopylen den Rhomäern nur als Zerstörer ihres Wohlstandes und ihrer Kirche erschienen waren, hatte nicht nur das griechische Nationalgefühl mächtig gesteigert, sondern auch den engen Anschluß des Volkes an das Kaiserthum wiederhergestellt. Theodor I. Laskaris und noch mehr Vatatzes hatten nun in sehr glücklicher Weise es verstanden, den intelligenten Absolutismus mit gleichmäßiger Pflege aller Theile ihres Reiches, mit weiser Schonung der Steuerkraft, und mit einer wirksamen Belebung der Volkskraft und Volksthätigkeit zu verbinden. In dieser Richtung, so scheint uns, lag die Zukunft der griechischen Welt. Sorge für gerechte Justiz, Pflege der selbständigen Kraftentwickelung des griechischen Municipalgeistes bis zu einer der Reichseinheit nicht unzuträglichen Stärke, eventuell die Uebernahme einer oder der anderen nützlichen Einrichtung der fränkischen Welt, würden für das Reich entschieden wohlthätig gewirkt haben.

Unglücklicherweise nahmen aber die Dinge diesen Verlauf nun gerade nicht. Gleich im Jahre 1262 wurde die Erhebung der bithynischen Bauern und Gebirgsmilizen zu Gunsten des geblendeten Johannes IV. Veranlassung zu einem grimmigen Bürgerkriege, in welchem der Wohlstand und die volksthümliche Waffenkraft dieser schönen Provinz für die Dauer ruinirt worden ist. Im Großen nachtheiliger mußte es wirken, daß Michael VIII., — in allen Stücken ein fast typischer Repräsentant seiner Zeitgenossen — nach allen Seiten das Reich in alter Weise herzustellen bemüht war. Der Stolz der siegreichen Rhomäer und ihr Haß gegen die Lateiner war so gewaltig, daß sie überall den schroffsten Gegensatz gegen die Franken herauskehrten. Nur ein Moment aus der fränkischen Zeit blieb unaustilgbar, nämlich der Feudalismus, der theils den Liebhabereien und Interessen des hohen Adels zu sehr entsprach, theils von dem Hofe selbst zu mancherlei politischen Schachzügen nützlich verwendet werden konnte. Dieses führte nun wieder die Paläologen dahin, bei ihrer centralisirenden Arbeit sich in höherem Grade als die älteren byzantinischen Kaiser auf die concentrirte und centralisirende Macht des Klerus zu stützen, auch die Richtung desselben auf die Gewinnung

administrativer und juridischer Competenzen zu begünstigen. Leider war aber dieser Klerus jetzt noch weniger als früher im Stande, die tiefen sittlichen Schäden der griechischen Gesellschaft wirksam zu bekämpfen. Die alten dunklen Züge des Rhomäerthums, welches bei aller eleganten Bildung und Formgewandtheit auch in den höchsten Schichten schlimmen Aberglauben und abstoßende Grausamkeit duldete, wucherten ungehindert weiter. Der alte Patriarch Arsenios stand allein bei dem Versuche einer nachdrücklichen kirchlichen Ahndung des an Johannes IV. verübten Frevels. Dagegen repräsentirte der Klerus nach einer anderen Seite die Volksart in der schroffsten Weise. Die furchtbare Mißhandlung der griechischen Kirche durch die Abendländer hatte dieselbe den Rhomäern erst recht werth gemacht. Zugleich mit der Wiederherstellung des Reiches erwachte bei ihnen ein neues Interesse für theologische Fragen, welche bis zuletzt den Volksgeist noch stärker bestimmten, als selbst in den Zeiten der Bilderstürmer. Nach Außen hin aber erfüllte die Griechen ein geradezu fanatischer Haß gegen die Lateiner und gegen Rom; und von hier aus entzündete sich ein unüberwindlicher Widerstand gegen alle Versuche der Paläologen, in irgend welcher Weise früher oder später eine Art der Ausgleichung mit Rom zu erzielen. Endlich aber wurde Constantinopel selbst für die Zukunft des Reiches unheilvoll. Hatte gegenüber der unermeßlichen Bedeutung der Weltstellung am Bosporus unter Manuel Komnenos und namentlich unter den Angelos mehr und mehr auch die verderbliche Seite einer übermächtigen, Alles verschlingenden Reichshauptstadt sich bemerkbar gemacht: die Paläologen waren nicht die Männer, die im Stande gewesen wären, gerade hier einem schädlichen Uebermaß vorzubeugen. Zunächst war es nur natürlich, daß alle Mittel aufgeboten wurden, um den alten Glanz der Weltstadt wieder herzustellen. Nicht nur, daß man auf alle Weise neue griechische Einwohner aus der Welt der Rhomäer und aus den griechischen Ländern unter fränkischer Herrschaft nach dem Bosporus zog, und Constantinopel für die beiden letzten Jahrhunderte des Reiches zu einer so ausgeprägt, so spezifisch „griechischen" Stadt gestaltete, wie sie es vorher und nachher niemals gewesen ist: so verschlang auch die Erneuerung der alten monumentalen Herrlichkeit viele Millionen Goldstücke, so wurde nur zu früh die gefährliche Bahn betreten, auf welcher man noch lange vor der osmanischen Ueberfluthung zu einer ganz ausschließlichen Pflege der hauptstädtischen Interessen gelangte.

Leider war nun auch der Stifter der neuen Dynastie, Kaiser Michael VIII., trotz seiner sehr bedeutenden Talente, nicht so geartet, um nach irgend welcher Richtung als glücklicher Reformer grundlegend zu wirken. Seine größten Eigenschaften hat er als Feldherr und als feiner Diplomat entfaltet, und unleugbar hat dieser Paläologe in dem unaufhörlichen Kampfe gegen die Waffen und die Staatskunst der vielen und zum Theil höchst gefährlichen Gegner, welche das Reich von Ternovo bis Kreta im Halbkreise umlagerten, mit den vorhandenen Machtmitteln sehr Erhebliches geleistet. Aber auch abgesehen davon, daß die schlimmen Nachwirkungen des an

Johannes IV. verübten Verbrechens auf die sittliche und die politische Stellung des Kaisers nicht ausgeblieben sind; daß allmählich aus dem kühnen, freimüthigen und hochgesinnten Michael unter dem Druck der Gewissensbisse, der gegen den Usurpator gerichteten Verschwörungen und sonstiger Gehässigkeiten ein harter und argwöhnischer Despot geworden ist: die ganze Art, wie Michael unter Gewinnung des Adels, der Truppen, des Klerus und des Volkes zur Herrschaft gelangt war, und nun wieder der ungeheure Aufwand für die Restauration der alten Hauptstadt, und weiter die Kosten der neuen Reichspolitik, der keine Kunst kluger Wirthschaftlichkeit, wie bei Vatatzes, zur Seite ging, verzehrte den unter seinen Vorgängern sorgsam gesparten Reichsschatz. So mußte denn die finanzielle Politik der Paläologen allmählich wieder zu jener harten Fiskalität zurückkehren, die früher der byzantinischen Reichswirthschaft wiederholt einen so unerfreulichen Charakter verliehen hatte. Dazu trat der böse Uebelstand, daß es jetzt mit der strengen Solidität vorbei war, die man von Konstantin dem Großen bis zum Ausgang der Komnenen in Sachen der Goldprägung festgehalten hatte. Schon zur Zeit des Hauses Angelos war die gute alte Praxis nach Seiten des Gewichts und der Reinheit der Goldmünzen abhanden gekommen. Selbst Vatatzes hatte nachher nicht mehr die alte Ordnung herzustellen vermocht und seine Goldmünzen in der Art ausprägen lassen, daß auf zwei Drittel reines Gold ein Drittel Legirung kam. Michael VIII. ist in dieser Richtung nun noch erheblich weiter gegangen; nach der Wiedergewinnung von Constantinopel ließ er seine Goldmünzen in der Art prägen, daß auf fünfzehn Theile Gold neun Theile Legirung kamen. Sein Nachfolger Andronikos II. blieb dabei nicht stehen. In dieser Zeit, wo auch andere Machthaber, wie namentlich Karl von Anjou, durch Ausgeben unterwerthiger Münze schlimm genug gefrevelt haben, begann Michaels Nachfolger mit Goldmünzen, bei denen auf vierzehn Theile Gold zehn Theile Legirung kamen, und endigte damit, daß seine Münzen nur noch zur Hälfte aus Gold bestanden.

Trotz aller dieser dunklen Schattenseiten ist nun aber nicht zu leugnen, daß während der Regierung Michaels VIII. noch einmal ein frischer Zug durch die Welt der Rhomäer ging, und daß sie bis zu dem Moment, wo das Haus Anjou als Feind der Paläologen auftrat, bei ihrer entschiedenen Offensive gegen die Feinde auf der Balkanhalbinsel verharrten. Michael VIII. sah mit Freuden, daß Wilhelm von Achaja, der sich im Mai 1262 mit Venedig verständigte, unter Zustimmung des Pabstes den Vertrag mit den Rhomäern brach. So wurde zu Anfang 1263 ein doppelter Krieg eröffnet. Im Norden durch Johannes Paläologos zu vollständiger Unterwerfung der Epiroten; in Morea durch Konstantin Paläologos zu möglichst ausgiebiger Vertreibung der französischen Barone aus Griechenland. Der von Monembasia aus unternommene peloponnesische Feldzug freilich, der anfangs glänzend verlaufen zu sollen schien, scheiterte durch die Niederlage der Griechen bei dem elischen Dorfe Prinitza am Alpheios, und durch den Uebertritt der feld-

schukischen Söldner zu den Franzosen, und leitete nur die systematische Verheerung des blühenden inneren Peloponnesos ein, in Folge der seitdem selten wieder aussetzenden zerstörenden Grenzfehde zwischen Rhomäern und Franzosen. Besser glückte der Stoß gegen Epirus, wo 1265 Michael II. sich entschloß, dem Kaiser zu huldigen, Johannina abzutreten und die Verheirathung seines (1271 ihm folgenden) Sohnes Nikephoros I. mit des Kaisers energischer Nichte Anna Kantakuzena zuzulassen.

Dasselbe Jahr sah aber auch eine den Fernerstehenden ganz unerwartete Annäherung des Kaisers Michael VIII. an Venedig. Der Kaiser hatte von Anfang an seine Nachgiebigkeit gegen Genua nicht so weit ausgedehnt, um auch die zahlreichen, seit 1261 in seinem Reich verbliebenen, durch ihre Abgaben nützlichen, venetianischen Kaufleute und Handwerker auszutreiben oder den Genuesen preiszugeben, die jetzt in einer für ihn bedenklichen Weise das Reich massenhaft überschwemmten. Vielmehr sollten sie, wie die Pisaner, Zollfreiheit und gute Quartiere behalten; nur sorgte der Kaiser dafür, daß die Quartiere der Italiener in Constantinopel jetzt nicht mehr unmittelbar an einander grenzen durften. Die wilde Erbitterung aber, mit welcher die Genuesen wiederholt über diese verhaßten Concurrenten herfielen, verdroß den Kaiser um so mehr, als ihre mit der griechischen Flotte verbündeten Geschwader vor den nach dem ägäischen Meere entsandten venetianischen Kriegsschiffen entschieden den Kürzeren zogen, endlich bei der Insel Settepozzi (südlich von Spetzä) aufs Haupt geschlagen wurden. Als nun gar der flüchtige Kaiser Balduin II. mit König Manfred von Sicilien sich gegen Michael VIII. verbündet, und (1264) der König den genuesischen Podestà in Constantinopel, Guglielmo Guercio, für den Plan gewonnen hatte, die griechische Hauptstadt den Lateinern wieder in die Hände zu spielen: da vertrieb der Kaiser momentan alle Italiener aus seiner Residenz, nöthigte trotz aller Einsprüche der genuesischen Regierung selbst die Genuesen, ihr Quartier nach Heraklea bei Rodosto zu verlegen, und knüpfte mit Venedig Unterhandlungen an, die Seitens dieser Republik um so freundlicher aufgenommen wurden, als sie sich mit Michael in der Besorgniß vor der päbstlichen Politik begegnete, die damals rücksichtslos über fremde Kronen verfügte und bereits den bigotten Franzosen Karl von Anjou und Maine, den Herrn der Provence, zur Eroberung Unteritaliens aufgestachelt hatte. Der anscheinend sehr günstige Vertrag vom 8. Juni 1265, welchen die Gesandten des Dogen Raniero Zeno zu Stande brachten und welcher seine Spitze scharf gegen Genua kehrte, wurde jedoch von dem Dogen nicht ratifizirt; offenbar weil der letztere, der nur einen Vertrag auf kürzere Frist wünschte, sich nicht dauernd mit Michael VIII. verbünden wollte, auf dessen Sturz er damals noch immer rechnen zu können glaubte. So kam es denn damals zu keinerlei Abschluß. Mehr Erfolg brachte dasselbe Jahr den Rhomäern auf der bulgarischen Seite. Trotz des beständigen Grenzkrieges mit den Magyaren hatte Czar Constantin auf das Drängen seiner Gemahlin Irene (S. 423) sich endlich zu Michael VIII. feindlich ge-

stellt, und sich in Makedonien bis Prilep und Skopje, in Thrakien bis über Stenimachos und Anchialos erobernd ausgebreitet. Da schlug nun Michael VIII. kräftig los und trieb die Bulgaren überall zu Paaren, so daß sie das Land bis zum Balkan verloren. Einstweilen dauerte freilich die Fehde fort, welche der Czar jetzt mit Hilfe der als geübte Verwüster ihm werthvollen südrussischen Tataren gegen die thrakischen Kantone führte.

Inzwischen aber vollzog sich in Italien eine große politische Veränderung, die für mehrere Menschenalter auf die Schicksale der Balkanhalbinsel höchst empfindlich eingewirkt, zunächst aber die politische Lage Michaels VIII. bis zum Ende seines Lebens höchst schwierig gestaltet hat. Der bereits erwähnte Karl von Anjou nämlich, bei allen abstoßenden Zügen seines Charakters ein Staatsmann ersten Ranges und ein bedeutender Feldherr, hatte wirklich im Jahre 1266 die Herrschaft des edlen Staufers Manfred vernichtet und nun in Unteritalien zum zweiten Male ein französisches Reich geschaffen, welches viel solider begründet war, als einst jenes der normännischen Abenteurer. Schnell genug erhielt die Politik der „Angiovinen" ihre verderbliche Richtung auch gegen die Rhomäer, derart daß Michael VIII. in dem neuen König von Neapel einen viel gefährlicheren Gegner erkannte, als Manfred je gewesen war. Der Titularkaiser nämlich Balduin II., der bisher unverdrossen immer neue Theile des verlorenen Reiches Romanien an verschiedene französische Fürsten verliehen hatte, die seine Bundesgenossen werden sollten, schloß unter Mitwirkung des Pabstes Clemens IV. zu Viterbo mit Karl von Anjou am 27. Mai 1267 einen (am 7. Juli zu Montefiascone ratifizirten) Bund und Vertrag zur Bekämpfung der Rhomäer, durch welchen Karl, der ohnehin gewillt war, Manfreds Rechte auf Epirus wahrzunehmen, thatsächlich die Lehensoberhoheit über Achaja erhielt, und die griechisch-fränkischen Staaten in fühlbare Abhängigkeit von der neuen Krone Neapel geriethen. So half schon am 23. August 1268 Fürst Wilhelm von Achaja mit 400 peloponnesischen Franzosen, der Blüthe seiner Ritterschaft, dem neuen Suzerän zu dem Siege bei Tagliacozzo über den Staufer Konradin.



Karl von Anjou, König von Neapel. Brustbild auf einem Regalis (Gold).

Kaiser Michael VIII. ist durch die neue kolossale Gefahr nun andauernd in der bisherigen Freiheit seiner Bewegungen gehindert worden. Aber er hat ihr mit großer diplomatischer Gewandtheit zu begegnen gewußt. Neben lange hingezogenen „dilatorischen" Unterhandlungen mit der römischen Curie hat er schon 1267 die guten Beziehungen zu Genua wiederhergestellt. Die genuesische Colonie kehrte von Heraklea nach dem Bosporus zurück; jetzt aber erhielten die Genuesen nach Schleifung des Forts von Galata diese Vorstadt am Chrysokeras, wo sie nun in großen Massen sich ausbreiteten, und für die nördliche Levante die Venetianer merklich zu überflügeln begannen. Die Freundschaft zwischen dem Paläologen und der ligurischen Republik blieb jetzt dauerhaft, obwohl Michael keine Uebergriffe der Genuesen duldete. Seiner

Gunst verdankte seit 1275 namentlich die Familie Zaccaria ihre Bedeutung für die spätere Geschichte der Levante. Im J. 1275 nämlich verlieh der Kaiser zuerst dem Genuesen Manuel Zaccaria die Stadt Phokäa; die Ausbeutung der ungeheuren Alaunminen in ihrer Nähe, denen damals nur die pontischen, die ihre Produkte über Kerasunt in den Handel brachten, erhebliche Conkurrenz zu machen vermochten, setzte denselben bald in den Besitz ganz enormer Reichthümer. Die erneute Befreundung mit Genua ward nun auch Anlaß, daß der mit den Venetianern im J. 1268 endlich auf fünf Jahre abgeschlossene Vertrag für diese Republik weit weniger günstig ausfiel, als vor drei Jahren zu erwarten gestanden hatte. Von einer Zurückdrängung der Genuesen war natürlich keine Rede mehr. Weiter aber bestimmte Michael, daß die italienischen Seemächte ihre Fehden weder im schwarzen Meere, noch im Bosporus oder im Hellespont ausfechten dürften, und lehnte es auch ab, den Venetianern bestimmte Quartiere in den Städten seines Reiches anders als miethsweise zu überlassen. Zwischen Venedig und Genua ist es 1270 endlich auch wieder zum Frieden gekommen.

Die Gefahr nun für die Rhomäer von Neapel her steigerte sich, als Karl von Anjou in seinem neuen Reiche immer fester Fuß zu fassen vermochte, und nun auch anfing, sich auf der Westhälfte der Balkanhalbinsel eine politisch-militärische Basis gegen Michael VIII. zu schaffen. Schon zu Anfang d. J. 1267 war Korfu in die Hände der Franzosen gefallen, und seit dem Tode Michaels II. von Epirus (1271) machten die Angiovinen auch auf dem epirotisch-illyrischen Küstengebiet merkliche Fortschritte. Die Häuptlinge der römisch-katholischen Albanesen wurden bald für die Anerkennung des Königs von Neapel als ihres Oberherrn gewonnen, 1272 ergab sich Durazzo, und 1273 huldigten die Albanesen von Berat dem Hause Anjou. Nur die Ungeschicklichkeit mancher neapolitanischen Beamten in der Behandlung der Albanesen und die Abneigung des Volkes gegen die gewaltsame Einführung des römischen Kultus hemmten wiederholt die Fortschritte der Angiovinen, denen Michael VIII. jetzt bereits unmittelbar von Johannina aus mit den Waffen entgegentrat, namentlich mit Hilfe der noch unabhängigen Albanesenstämme. Dabei empfand aber der byzantinische Hof die drohende Gefahr der Lage immer deutlicher, als er erkannte, daß das Haus Anjou jetzt mit derselben Sicherheit, wie früher die deutschen Staufer, auf die Sympathien der Serben und vieler Bulgaren im Kampfe gegen die Rhomäer zählen konnte. Nicht nur, daß zahlreiche Südslawen damals in Karls Dienste traten: seit 1271 waren die Beziehungen zwischen Neapel und den slawischen Höfen von Novibazar und Ternovo in vollem Gange. Namentlich in Serbien war Helena, die Gemahlin des Königs Stefan Urosch I., als Tochter Balduins II. die natürliche Vertreterin der jetzt auf das Haus Anjou übergegangenen Idee des französischen „Revanchekrieges" gegen die Paläologen; während der Regierung ihres Gatten und ihrer Söhne Dragutin und Milutin übte sie hier einen höchst gefährlichen Einfluß aus. Unter diesen Umständen

hatte die griechische Diplomatie wenigstens die Aktion der Bulgaren zu lähmen verstanden. Als i. J. 1270 die Todfeindin Michaels VIII., Irene Laskaris, in Ternovo starb, machte der Kaiser es möglich, daß Czar Constantin die paläologische Prinzessin Maria (Tochter von Michaels Schwester Eulogia) heirathete, und versprach auch (1272) als deren Mitgift die Städte Anchialos und Mesembria den Bulgaren zurückzugeben. Als nachher die Gefahr von Neapel für einige Zeit aussetzte, hielt Michael VIII. diese Zusage freilich nicht. Dagegen vermochte er nun durch eine Allianz mit Nogaj-Khan, dem Chef der Goldenen Horde der Tataren, die Bulgaren in Schach zu halten, die weiter seit 1277 durch schwere innere Conflikte ihre Kraft vernutzten.

Als es aber dem Kaiser (1272) nicht gelang, auch die Serben zu gewinnen, diese vielmehr den Krieg erklärten, das obere Vardarthal und Skopje besetzten; als ferner in demselben Jahre der geblendete Johannes IV. Laskaris aus seiner Haft entkam, und unter Karls von Anjou Schutze in Foggia ein Asyl fand; als ferner 1273 der Vertrag mit Venedig ablief, venetianische Corsaren wieder das ägäische Meer erfüllten, und die Republik ernsthaft gewillt schien, mit den Angiovinen in Krieg gegen die Rhomäer einzutreten: da spielte Michael VIII. einen gewaltigen Trumpf aus. Er gestaltete nämlich die bisher nur in hinhaltender Weise geführten Unterhandlungen mit Rom so ernsthaft, daß der (seit dem 27. März 1272 regierende) Pabst Gregor X. in der That die italienischen Feinde der Rhomäer vom Losschlagen zurückhielt. Michaels Gesandte, unter ihnen der mehrerwähnte Großlogothet Akropolita, legten auf dem großen ökumenischen Concil zu Lyon am 6. Juli 1274 das christliche Glaubensbekenntniß nach römischer Weise ab, und schwuren im Namen des Kaisers, die Suprematie des Pabstes anerkennen zu wollen. Damit erlangte Kaiser Michael VIII. nicht nur für längere Zeit die Suspension des großen französischen Revanchekrieges; er vermochte zugleich die Sympathie des Pabstes für sein Vorgehen gegen die serbische und die bulgarische Kirche von Ipek und von Ternovo, deren Autonomie die Rhomäer 1219 und 1235 anerkannt hatten, zu gewinnen. Michael hatte nämlich 1272 durch Chrysobull das gräcisirte Patriarchat von Achrida in dem Umfange erneuert, den es 1020 besessen hatte, und verlangte nun (da die Autonomie jener Kirchen ohne päbstliche Zustimmung erfolgt sei), die Erneuerung der sog. „Justinianeischen Kirche" von Achrida, zu deren Sprengel die jetzt serbischen und bulgarischen Kantone einst gehört hatten.

Michael VIII. spielte aber durch die Anwendung dieser mit ihren kolossalen Concessionen an Rom geradezu desperaten Kirchenpolitik ein höchst gefährliches Spiel; die äußere Sicherheit erkaufte er nur, indem er durch seine kirchliche Unterordnung unter Rom die leidenschaftlichste Erbitterung seines Klerus und seines Volkes entzündete. Schon die Entfernung des Patriarchen Arsenios, (der unversöhnlich an seiner wegen der Blendung Johannes' IV. über Michael VIII. verhängten Sentenz des kirchlichen Bannes

festhielt, so lange Michael nicht den geraubten Purpur wieder ablegen würde), aus seiner Stellung auf verschiedene Scheingründe hin (1266) hatte eine mächtige Partei gegen den Kaiser in den Kampf gerufen; selbst an Complotten fehlte es nicht. Als nun aber Michael VIII. die Union mit Rom durchsetzen wollte, fand er den erbittertsten Widerstand, der ihn allmählich zu sehr gewaltsamen Maßregeln trieb, und schnell genug die Zahl seiner Feinde in der griechischen Welt erheblich vermehrte. Nicht wenige Griechen entwichen vor ihm theils nach Trapezunt, theils nach den Höfen von Neopaträ und Arta, wo die Fürsten des Hauses Angelos sofort die Gelegenheit ergriffen, sich als eifrige Beschützer des orthodoxen Glaubens geltend zu machen. Selbst des Kaisers Schwester Eulogia brach mit ihm und verband sich mit ihrer Tochter, der bulgarischen Czarin, zu gefährlichen Intriguen. Der Groll in der Hauptstadt stieg, als 1274 der seit dem 28. December 1266 regierende Patriarch Joseph wegen seiner Gegnerschaft gegen die Union entfernt und durch Bekkos ersetzt wurde, der nun als ergebener Anhänger des Kaisers mit Hilfe einer willigen Synode die Gegner der Union unter dem Klerus exkommunicirte. Trotz seiner sittlichen und geistigen Bedeutung und seines bis dahin behaupteten hohen Ansehens vermochte aber auch der neue Patriarch nicht recht vorwärts zu kommen.

Trotz aller solcher Schwierigkeiten war die kaiserliche Regierung noch immer im Stande, sich auf Kosten ihrer politischen Gegner in der griechisch-fränkischen Welt weiter auszubreiten. Auf der ganzen Linie von Albanien bis zu den südlichen Kykladen und Sporaden war der indirekte Kampf zwischen Michael und dem Hause Anjou in beständigem Gange. In Morea, wo Fürst Wilhelm, (dessen Tochter Isabella 1271 des Königs Karl zweiten Sohn Philipp heirathete,) aus Neapel starke Hilfe erhielt, rückten die Rhomäer freilich nur wenig vorwärts. Desto übler wurde die Lage für die Italiener auf Euböa und im ägäischen Meere, als (nach 1265) der vicentinische Ritter Licario von Karystos, der mit dem auf Euböa dominirenden Hause dalle Carceri zerfallen war, zu den Rhomäern übertrat, ihnen sein Schloß Anemopylä bei Karystos überlieferte, und nun mit ihnen im Bunde die Erschütterung der italienischen Inselherrschaften eifrig in Angriff nahm. Großartige Dimensionen nahm der Kampf an, als 1275 der Kaiser Michael VIII. gleichzeitig gegen Durazzo, wie gegen den Herzog Johannes Angelos in Thessalien rüstete, der nun trotz seiner prononcirten orthodoxen Stellung sich sofort eng an die Franken in Griechenland anlehnte, und weiter auch schon seit 1273, zunächst im Interesse des Absatzes der thessalischen Seidenfabrikanten nach Apulien, mit Karl von Anjou Verbindungen angeknüpft hatte. Der Heldenkraft der attischen Franzosen unter Guidos I. Sohn, Herzog Johann I. (1263—1280) gelang es nun allerdings, in Thessalien ein großes, überwiegend aus türkischen Söldnern bestehendes Heer des Prinzen Johannes Paläologos aufs Haupt zu schlagen, und der Despotes Nikephoros von Arta bedachte sich nicht mehr, im J. 1276 dem König von

Neapel zu huldigen. Dagegen trug derselbe Johannes Paläologos noch 1275 bei Demetrias einen großen Seesieg davon über die Flotte der Euböoten. Und nun führten die griechischen Admiräle Licario und Philantropenos mehrere Jahre lang den Restaurationskrieg gegen Euböa und verschiedene italienische Dynasten des ägäischen Meeres mit immer wachsendem Erfolge. Parallel damit lief ein Kaperkrieg, in welchem griechische Corsaren von Thasos, Skopelos, Rhodos, Anäa, Thessalonike und Monembasia aus, (darunter namentlich Kapitäne wie Johannes Senserazon, und Giovanni de lo Cavo von Anaphe), an der Seite genuesischer Kaper die Fehde mit ihren Berufsgenossen unter venetianischer oder fränkischer Flagge aufnahmen, und dem Handel der Venetianer und der fränkischen Inseln den größten Schaden zufügten. Nur daß neben solchen nationalen Corsaren, aus deren Reihen wiederholt treffliche Matrosen und Flottenführer der einheimischen regulären Marine der kämpfenden Völker hervorgingen, zahllose andere Seeräuber aller Art auftraten, die mit gleichmäßiger Raubgier Schiffe aller Flaggen plünderten.

Unter solchen Verhältnissen zogen die Venetianer, die sich hauptsächlich auf den Schutz ihrer Besitzungen auf Negroponte und der Insel Kreta beschränkt hatten, es vor, im J. 1277 einen neuen Vertrag mit Michael VIII. zu schließen, der ihnen erheblich bessere Bedingungen als früher, und namentlich in Constantinopel und Thessalonich wieder ein kleines Quartier mit mehreren Kirchen gewährte. Doch blieb das Verhältniß der Venetianer zu dem Kaiser immer viel kühler als das der Genuesen, die auch im Hofceremoniell namhaft bevorzugt wurden.

Daneben hatte Michael VIII. den Vortheil, daß der kühnste Held im französischen Griechenland, Fürst Wilhelm von Achaja, am 1. Mai d. J. 1278 zu Kalamata starb. Da auch sein neapolitanischer Schwiegersohn schon 1277 gestorben war, so verfiel Morea der Herrschaft der angiovinischen Statthalter, und wurde als ein Nebenland des Reiches Neapel, ohne länger einer einheitlichen Leitung zu unterstehen, nur allzubald ein Schauplatz, wie unaufhörlicher Fehden mit den Griechen, so der schlimmen Folgen einreißender feudaler Anarchie. Analoge Folgen hatte zunächst der Tod des Czaren Constantin 1277 für Bulgarien, als dieser in einem Kampfe mit dem Insurgentenführer Jvajlo Lachanas gefallen war. Hier griff Kaiser Michael VIII. unmittelbar ein und suchte einen aus dem Hause der Aseniden stammenden Prätendenten, Johannes Asên III., den er mit seiner Tochter Irene vermählte, auf Kosten jenes Usurpators wie der verwittweten Czarin Maria zur Herrschaft zu bringen: ein Unternehmen, welches nach hartem Kampfe zu Anfang d. J. 1279 vorläufig auch vom Erfolg gekrönt wurde.

Nichtsdestoweniger wollte die von Neapel her den Paläologen drohende Gefahr sich nicht verziehen. Gerade mit dem Jahre 1278 schien das Haus Anjou den Entschluß zum Losschlagen nicht länger vertagen zu wollen. Der Titularkaiser von Romanien, Balduin II., war freilich schon im Oktober 1273 in Apulien gestorben und hatte zu Baroli sein Grab gefunden. Aber

sein Titel war auf seinen Sohn Philipp übergegangen, der einige Tage zuvor des Königs Tochter Beatrice geheirathet hatte, und nun die lange Reihe der lateinischen Titularkaiser[1]) von Byzantion eröffnete. König Karl war freilich nicht gewillt, die „Rechtstitel“ auf das Reich des Ostens als leere Prätensionen schattenhaft bestehen zu lassen; immer entschiedener bereitete er die militärischen und die diplomatischen Mittel vor, um von Morea bis nach Ternovo den Feuerkreis um die europäischen Provinzen der Paläologen zu ziehen und womöglich den vernichtenden Gewaltstoß gegen Constantinopel mit gleichem Erfolg zu führen, wie einst Dandolo und der Markgraf Bonifacio. Noch einmal rettete sich Michael VIII. durch seine diplomatische Kunst, die in der That jener der Basiliden und Komnenen in der Defensive vollkommen ebenbürtig war. Noch einmal war es die durch ihn gewonnene Vermittlung des seit 1277 regierenden Pabstes Nikolaus III., die den Sturm beschwor. Freilich stieg unter den Ansprüchen der päbstlichen Legaten die Unzufriedenheit der griechischen Kleriker immer höher, und des Kaisers Stellung wäre vielleicht doch unhaltbar geworden, hätte nicht eine andere Katastrophe die Kraft der Angiovinen gelähmt, als endlich auch die Curie die Paläologen nicht mehr schützte.

Die auswärtige Lage des Reiches verschlimmerte sich nämlich seit 1278 in sehr fühlbarer Weise. Der Kaiser hatte 1278 den Kampf gegen die Franzosen in Epirus und gegen das Haus Angelos kräftig erneuert. Nun aber stellte König Karl in Epirus den sehr tüchtigen Ritter de Sully als Generalkapitän an die Spitze, und die Rhomäer erlitten gegen Johannes Angelos bei Pharsalos eine schwere Niederlage. Und nun umdunkelte sich überall Michaels Horizont. Am 22. August 1280 starb Pabst Nikolaus III., und in Martin IV. folgte ihm ein französischer Pabst, der dem König von Neapel gänzlich ergeben war. In Bulgarien vermochte Czar Johannes Asen III. gegen die erneute Erhebung des Insurgenten Lachanas nicht sich zu halten; und als zwei ihm zu Hilfe geschickte griechische Abtheilungen im Sommer 1280 aufgerieben waren, riß Asens allbeliebter Schwager, Georg Terterij I., der Abkömmling einer kumanischen Adelsfamilie, die Krone an sich, nöthigte seinen Schwager zur Flucht nach Constantinopel, zwang allerdings auch den Lachanas zu den Tataren auszutreten, schloß aber sofort die Allianz mit Karl von Anjou und mit dem Hause Angelos. In demselben Jahre machte sich die Feindseligkeit der serbischen Verbündeten Karls für Michael immer bemerkbarer. Und als ein glänzendes Glück mußte es angesehen werden, daß das französisch-albanesische Heer des Ritters Sully zu Anfang des April 1281 durch den Großdomestikus Michael Tarchaniota bei Berat vollständig geschlagen wurde.

1) Den Titularkaisern von Constantinopel geht bis zu Ende des 15. Jahrhunderts auch eine Reihe von lateinischen Titular-Patriarchen von Constantinopel parallel. Es sind venetianische Bischöfe, die von der Republik der Lagunen aktiv in ihren griechischen Besitzungen angestellt wurden. Seit 1308 wurde mit diesem titularen Patriarchat das Bisthum Negroponte bleibend kombinirt.

Was aber half dieser Sieg, da Michael VIII. bald darauf erkannte, daß Pabst Martin IV., mit dem es bereits wieder zum kirchlichen Bruch gekommen war, im Interesse der Angiovinen den Vertrag von Orvieto (3. Juli 1281) zu Stande gebracht hatte, auf Grund dessen Rom, Neapel und Venedig sich alles Ernstes zum großen Kriege gegen die Rhomäer verbanden. Die Warnungen aus Genua und die gewaltigen Rüstungen Karls zeigten bereits, wie energisch der König jetzt vorzugehen gedachte.

Michael VIII. war in der schwierigsten Lage. Seine Kirchenpolitik und der Steuerdruck hatten die Bevölkerung weithin wider ihn erbittert. In Kleinasien hatte es schon lange an gefährlichen Aufständen nicht mehr gefehlt; der Steuerdruck zumal und das willkürliche und räuberische Auftreten der Beamten hatte hier die Griechen so sehr gereizt, daß sie nicht selten in das türkische Gebiet übertraten und andrerseits der Ausbreitung der türkischen Nomaden im Quellgebiet der Flüsse Rhyndakos, Makestos und Mäander ruhig zusahen. Und gerade im Jahre 1280 hatte die Ungeschicklichkeit und Schlaffheit des Kronprinzen Andronikos selbst das wichtige Tralles in türkische Hände fallen lassen. Während also das einst so starke Kleinasien für den Fall eines großen angiovinischen Krieges leicht eine neue Verlegenheit werden konnte, blieb dem Kaiser nur die Chance übrig, die alten Waffen der griechischen Diplomatie rücksichtslos anzuwenden und mit aller Macht seinem französischen Gegner Feinde im Rücken zu erwecken. Das ist nun glänzend gelungen. Während gegenüber den Feinden auf der Balkanhalbinsel die Allianz mit Nogaj-Chan noch fester gezogen wurde, vermittelte der treue genuesische Dynast in Phokäa, Benedetto Zaccaria, (Manuels Bruder und Besitznachfolger,) im Verein mit Giovanni di Procida, einem kühnen neapolitanischen Flüchtling am Hofe des Königs Peter von Aragon (Manfreds Schwiegersohn), einen Vertrag, vermöge dessen Kaiser Michael VIII. Subsidiengelder versprach, wenn der König die Waffen gegen Karl von Anjou ergreifen würde. Noch 1282 übernahm Benedetto eine Sendung an die Höfe von Aragon und Kastilien, die unter anderem auch den Zweck hatte, das politische Bündniß durch eine Heirath zwischen Michaels Sohn und Peters Tochter zu vermitteln. So wirkte die Diplomatie des Paläologen energisch mit bei der Vorbereitung des furchtbaren Aufstandes der Sicilianer (30. März 1282) gegen die drückende französische Herrschaft. Diese blutige Katastrophe und die daran sich knüpfende erbitterte Fehde zwischen König Peter, der auch im August 1282 auf den Ruf der Sicilianer die Herrschaft über ihre Insel übernahm, und Karl von Anjou hinderte die Neapolitaner an allen weiteren Unternehmungen gegen die Rhomäer. Mehr noch, der viele Jahre lang sich fortspinnende Gegensatz zwischen den Familien Anjou und Aragon hat auch weiter auf die Geschichte der Rhomäer, wie der fränkischen Staaten in Griechenland den stärksten Einfluß ausgeübt. Michael selbst reichte dem neuen Machthaber auf Sicilien nun auch offen die Hand. Die Unternehmungen der Franzosen auf der illyrischen Küste geriethen ins Stocken, und die Venetianer eilten, sich aus

der Allianz mit Neapel wieder herauszuziehen, und leiteten neue Verhandlungen mit den Rhomäern ein, die zu Anfang des Jahres 1285 zum Abschluß eines zehnjährigen Friedens führten. Dieser Vertrag, der außer einer Erneuerung der Verabredungen von 1277 der Republik noch die Zahlung einer mäßigen Entschädigungssumme für die den Venetianern durch griechische Kaper zugefügten Verluste stipulirte, wurde aber nicht mehr von Michael VIII. unterzeichnet. Dieser Kaiser hatte im Jahre 1282, als der Arm des Königs von Neapel gänzlich gelähmt zu sein schien, noch einmal einen großen Feldzug gegen den alten Feind in Neopaträ gerüstet; aber auf dem Zuge ereilte ihn zu Pachomion bei dem thrakischen Lysimacheia am 11. December 1282 der Tod, und sein Nachfolger Andronikos gab die Unternehmung auf der Stelle auf.

Der Tod Michaels VIII. macht in der Geschichte der Griechenwelt und der griechisch-fränkischen Beziehungen in höchst fühlbarer Weise Epoche. Die Rhomäer haben nachher keinen Mann mehr hervorgebracht, der als Staatsmann und Feldherr über die Mittelmäßigkeit sich erhoben hätte. Dasselbe gilt aber auch von den meisten Völkern, mit denen sie bis dahin vorzugsweise zu thun gehabt hatten. Auch der gefürchtete Karl von Anjou ist am 7. Januar 1285 gestorben, und für lange Jahre hatten von dieser Seite die Byzantiner nichts Erhebliches mehr zu besorgen. Damit war aber auch die Zeit gekommen, wo zwei frische Mächte in den Vordergrund traten, deren mächtiger kriegerischer Aufschwung das alternde Reich der Paläologen zwischen zwei Feuer brachte: zwei Völker, die von jetzt ab das Glück hatten, andauernd durch gewaltige Männer geführt zu werden, — von denen das eine sich im vierzehnten Jahrhundert bereits als zum Antritt der griechischen Erbschaft unmittelbar berufen ansah, während diese historische Aufgabe dem anderen ein Jahrhundert später wirklich zugefallen ist. Es waren die Serben und die Osmanen.

Wir wenden uns zuerst zu dem Emporkommen des osmanischen Zweiges der türkischen Völkergruppe. Die Macht der seldschukischen Sultane in Kleinasien, die im Laufe einer langen Zeit einen großen Theil der alten primitiven Roheit abgestreift, der griechischen Civilisation sich genähert, zahlreiche Berührungen mit der Politik und den Interessen der Rhomäer gefunden, dazu auch den in ihrem Volke erwachten Handelsgeist genährt und gefördert hatten, war seit ihrem verderblichen Zusammenstoße mit den Mongolen fühlbar im Sinken begriffen. Nicht aber die türkische Volkskraft. Dieselbe wurde vielmehr den Griechen auch dann recht lästig, als auf Kosten der alten Herren von Ikonion eine ganze Anzahl mehr oder minder selbständiger Emirate sich ausbildete. Auch als die gefürchtete Macht der Mongolen im Verlauf der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dahinzuschwinden begann, war die durch inneren Zwist zerrüttete alte Dynastie der seldschukischen Sultane nicht mehr im Stande, die alte Reichs-

einheit kraftvoll wiederherzustellen. Nach dem gewaltsamen Tode des Sultans Kaikhosru II. i. J. 1247 machte unter seinen mit einander hadernden Söhnen Azeddin Kaikaus II. (bis 1261) und Rokneddin Kilidsch-Arslan IV. (bis 1267), und unter des letzteren unmündigem Nachfolger Kaikhosru III. (bis 1276) die Zerrüttung die erheblichsten Fortschritte, denen nachmals die Tapferkeit, die Energie und die unermüdlichen Anstrengungen Masuds II. (Sohn des Azeddin Kaikaus II.), 1276 bis 1283, und später seines Neffen Alaeddin III., nicht mehr wirksam Einhalt zu thun vermochten. Für das Detail der späteren Geschichte bedeutsamer und für die Absorbirung des Griechenthums höchst verderblich wurden dagegen verschiedene mit dem Sultanat in der Regel nur noch lose zusammenhängende, von fast ganz selbständigen Führern beherrschte, kleinasiatische Emirate, unter denen hauptsächlich die folgenden genannt werden, (derart daß die Namen der Dynastien dieser „Könige der Theilung", beziehentlich die ihrer Gründer, sich noch jetzt mehrfach als Namen kleinasiatischer Landschaften erhalten haben). Als besonders mächtig walteten im Osten der Halbinsel die Emirs von Tekké in Lykien und Pamphylien; im Inneren Anatoliens geboten namentlich (seit 1277) die Karamanoghlu, die später auch Ikonion gewannen, und die Emirs von „Kermian" (Phrygien und Lykaonien mit dem Herrensitz Kotyäon), Ali-Schir und sein Sohn Kermian-Alem-Schah; dazu kamen die Beni-Asraf in Jegischehr und die Beni-Isfendiar in dem alten komnenischen Kastamoni. Unmittelbar als Grenznachbarn drückten auf die asiatischen Provinzen der Rhomäer die Emirs von Karasi (in Mysien); die Söhne Omarbegs, Ali und Sarukhan (nach welchem letzteren das Land benannt wurde) in der Gegend des nördlichen Magnesia, deren Vordringen auf Nikäa gerichtet war; die Emirs von Aidin im mittleren und westlichen Lydien; und namentlich der Emir Mentesche und sein Sohn Orkhan, die sich erobernd in Karien ausbreiteten, und von Mylasa her theils am Mäander Boden gewannen, theils die Praxis ihrer Vorfahren zur Zeit des Alexios I. Komnenos wieder aufnahmen, das Meer befuhren und die benachbarten Inseln Rhodos, Karpathos und Samos sich tributär machten. Hinter diesen hielt Emir Hamid in dem östlichen Lydien und in Pisidien.

So gefährlich mehrere dieser Häuptlinge nach des ersten Paläologen Tode den Rhomäern geworden sind, so ruhte doch die historische Zukunft der türkischen Völkergruppe auf keinem dieser seldschukischen Theilstaaten; sie hatten nur die Bedeutung, die Unterlage abzugeben für die neue Größe eines stammverwandten türkischen Stammes, der nachher sie alle absorbiren sollte, nämlich für die der sogenannten Osmanen, die jetzt in die Geschichte des Westens eintreten.

Einer der gefeiertsten orientalischen Helden des 13. Jahrhunderts, der charesmische Fürst Dschelaleddin-Mankberei, hatte während des dritten Jahrzehnts desselben mit wahrem Heldenmuth an der Spitze charesmischer und türkischer Schaaren abwechselnd den Mongolen Dschengischans und den armenischen Seldschuken Trotz geboten. Unter seine Hoheit war auch ein tür-

kischer Stamm getreten. Suleiman-Schah, aus dem Geschlechte Kaji von der Gruppe der Oghusen, hatte unter dem Drucke der Mongolen die Gegend von Mahan in der Landschaft Khorassan verlassen und seinen Stamm, der damals 50,000 Seelen zählte, gegen 1224 nach Adherbeidschan geführt und sich dann in Armenien bei Ersendschan und Achlath festgesetzt. Nicht lange nachher wurde Tschelaleddin i. J. 1231 nach einer durch die Mongolen ihm beigebrachten Niederlage ermordet. Als jetzt seine Völker auseinanderfielen, suchte auch Suleiman wieder den Weg nach dem inneren Asien, fand aber nicht fern von Haleb seinen Untergang im Eufrat. Nun theilte sich sein Stamm. Die kleinere Hälfte, nur erst 400 Familien, wandte sich unter des alten Fürsten drittem Sohne Ertoghrul wieder westwärts und trat unter Führung dieses glänzenden Helden in die Dienste des seldschukischen Hofes von Ikonion, der den neuen höchst nützlichen Verbündeten das Gebirgsland Karadschatagh auf der Westgrenze des Gebietes von Angora überließ. Diese Gegend, unweit des alten Doryläon, Sultan-Ogi (oder -Oeni) genannt, wurde das erbliche Lehen des türkischen Häuptlings, der bis 1288 an der Spitze seines rasch anwachsenden Stammes blieb und, theilweise auf Kosten der Rhomäer, denen er ein gefährlicher Nachbar wurde, seine Herrschaft nicht unerheblich ausdehnte. Seine Tapferkeit und die Gunst des seldschukischen Hofes, dem er treu verbunden blieb, überhaupt die Tüchtigkeit seiner Persönlichkeit kennzeichnen ihn als den Stammvater einer neuen, zu welthistorischer Größe bestimmten Dynastie, die bis zu dem Verfall ihrer Kraft in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine nur selten unterbrochene Reihenfolge imposanter Herrschergestalten zeigen sollte. Von Sögud (dem griechischen Thebasion) aus, wo noch heute sein Grab gezeigt wird, beherrschte der Häuptling das südliche Gebirgsland des Tumanidsch (Dumandschy) und Ermeni-Dagh bis herab zu der Gegend von Kutahie. Hier ist ihm auch i. J. 1258 der älteste seiner drei Söhne geboren worden, Osman, nach welchem sein Volk seinen welthistorischen Namen trägt.

Die Jugendgeschichte Osmans ist in der türkischen Historiographie verklärt durch Legenden und Weissagungen von der künftigen Größe dieses Fürsten; noch mehr durch die romantische Geschichte seiner Werbung um die Hand der schönen Malchatun, des Scheiks Edebali Tochter, die später wirklich Osmans Gattin und 1288 des nachmaligen Sultans Urchan Mutter geworden ist. Den jungen Löwen in Osman konnten die Rhomäer erkennen, als derselbe nach einem Siege in offener Schlacht ihnen die wichtige Stadt Melangena am Thymbris (1288) abgewann, kurz vor seines neunzigjährigen Vaters Tode. Und dieser Platz, jetzt Karadschahissar genannt, wurde für lange der neue Herrensitz des zweiten Helden dieses Stammes, seit (1289) Sultan Alaeddin III. ihm dieselbe als Eigenthum überlassen und ihm die Zeichen der fürstlichen Würde überschickt hatte.

In anderer Weise war auf der Westseite des griechischen Reiches seit der Invasion der Lateiner die Macht der Serben emporgewachsen. Für die Nemanjiden gedieh es zum Gewinn, daß nach dem Ableben des furchtbaren

Bulgaren Joanitscha und des gewaltigen flandrischen Heinrich weder der Hof von Ternovo noch der von Byzanz im Stande war, gegen den Nordwesten der Balkanhalbinsel erobernd vorzugehen. Während nun auch die kraftvollen Könige der Magyaren vor wie nach des romantischen Andreas II. Ausgang (1235) vielfach durch innere Schwierigkeiten, später (1241) durch die mongolische Ueberfluthung und größere auswärtige Aufgaben in Anspruch genommen wurden, fanden die serbischen Herrscher die Möglichkeit zu für sie nützlichen politischen Verbindungen mit den griechenfeindlichen Mächten des italienischen Westens. Der für die serbische Kraftentwicklung nachtheilige Hader zwischen (S. 344) des alten Stefan Nemanja Söhnen, Stefan II. und Vlk oder Volkan, dem Herzog von Chulm, wurde allmählich durch die Bemühungen ihres dritten Bruders, des „heiligen“ Sawa (S. 307) zu Studenitza ausgeglichen. Schon damals begann die Anlehnung des serbischen Hofes an das Abendland. Stefan, der auch eine Enkelin des alten venetianischen Helden Dandolo, Anna, in zweiter Ehe zur Frau gewann, erhielt nach bulgarischem Vorbild von der päbstlichen Curie die Krone, die ihm sein Bruder Sawa 1222 aufs Haupt setzte. Hatten die ältesten Großzupane des serbischen Volkes ihren Hofhalt zu Desniza, die des 11. und 12. Jahrhunderts zu Dukla oder zu Skutari (Scodra) aufgeschlagen, so war jetzt Rassa (Novibazar) die Residenz der Nemanjiden. Nur daß dieses Fürstenhaus diese Stadt nicht so systematisch zum Centralplatz des Reiches ausgestaltete, wie die Czaren des jungen Bulgarenreiches ihr Ternovo. Außer Rassa dienten ihnen auch Prizren, und in den späteren Zeiten der auf Kosten der Rhomäer südwärts über Makedonien ausgedehnten Eroberungen Orte wie Skopje und Prilep abwechselnd als Residenzen; auf verschiedenen Punkten des sogenannten Amselfeldes entstanden ihre Lustschlösser, wie Zvetschan, Paun, Svrtschin, Porodimlje.

Der „erstgekrönte“ König (Prvovjentschani) Stefan (mit dem häufig die Numerirung der Nemanjiden erst begonnen wird), hatte nur erst wenig, am meisten noch durch die früher berührten Beziehungen zu dem bulgarischen Häuptling Strez von Prosek in die Verhältnisse des Südens eingegriffen. Dieses blieb einer etwas späteren serbischen Generation vorbehalten, als die Kraft des bulgarischen Reiches nach des Zaren Johannes Asên II. Tode zu erlöschen begann. Als König Stefan II. (I.) i. J. 1224 sich in ein Kloster zurückzog, folgte ihm sein Sohn Radoslaw, der durch den h. Sawa zu Prischtina gekrönt wurde, aber schon 1230 zu Gunsten seines Bruders Wladislaw zurücktrat. Der letztere heirathete eine Tochter des vorher genannten Bulgarenkönigs, und knüpfte nach Art dieser klugen südslawischen Politiker nahe Beziehungen zu der Republik Ragusa an, starb aber schon 1237, und hinterließ die Herrschaft dem dritten Bruder, Stefan III. (II.) Urosch (1.). Dieser wurde zuerst in die große Politik seines Zeitalters in stärkerer Weise hineingezogen; und zwar sehr wesentlich durch den Einfluß seiner französischen (S. 429) Gemahlin Helena de Chaurs, die als Tochter Balduins II. von Romanien Alles aufbot, um für die auf die Titularherrschaft ihres

Vaters sich stützenden Pläne und Ansprüche des Hauses Anjou-Neapel ihren Gatten und ihre Söhne zu erwärmen. Hatte König Stefan Urosch 1253 und 1254 einen durch Streitigkeiten über Handelsprivilegien, wie sie einst zwischen den Komnenen und Venedig wiederholt vorgekommen, veranlaßten Krieg gegen Ragusa und dessen bulgarische und zachlumische oder chulmische Verbündete zu führen gehabt: so waren namentlich seit 1270 die eifrigen Unterhandlungen gegen die Paläologen im Gange zwischen dem serbischen und dem angiovinischen Hofe, deren wir bereits früher zu gedenken hatten.

Inzwischen aber gelang es Stefans Sohn Dragutin, der mit einer Tochter des magyarischen Königs Bela IV. (1235—1270) vermählt war, den Vater von der Herrschaft zu verdrängen. Der alte König ist 1272 bei Durazzo gestorben; aber auch Dragutin wurde schon 1275 (oder nach neuerer Berechnung erst 1281) durch seinen viel bedeutenderen Bruder Stefan IV. (III.) Urosch (2.) Milutin (geb. 1253) gestürzt und auf das Herzogthum Syrmien beschränkt, wo er erst 1317 gestorben ist. König Milutin nun war der erste jener imposanten Südslawen serbischen Stammes, die die alte Rolle der bulgarischen Czaren aufnahmen und die Suprematie auf der Balkanhalbinsel an Stelle der Rhomäer als das hohe Ziel ihres Ehrgeizes ins Auge faßten. Der schlaue, tapfere und unermüdliche König Milutin, der bis 1321 kraftvoll regierte, gestaltete Serbien erst zu einem Staate im Sinne jenes Zeitalters, und entfaltete bereits eine Kunst der Diplomatie, die ihm zwischen den Angiovinen in Epirus und den Paläologen eine überaus starke Stellung schuf. Gleich zu Anfang seiner Regierung entriß er Michaels VIII. Paläologos Nachfolger einen Theil des nördlichen Makedonien, namentlich das Gebiet von Skopje, dehnte seine Streifzüge bis in die Gegend von Serrä aus, eroberte dann Dibra, und machte sich 1286 einen bedeutenden Theil von Bosnien unterthänig. Unbekümmert um die alten Beziehungen zu den Angiovinen hat Milutin dann i. J. 1296 die Gelegenheit benutzt, durch Wegnahme von Durazzo eine höchst wichtige Stellung an der Adria sich zu sichern. Für die folgende Zeit aber beginnt seine Geschichte mit jener der Byzantiner sich zu verschlingen, deren Kaiser Andronikos II. mit ihm 1298 sich verglich und ihm 1299 seine Tochter Simonis zur Frau gab.

Abgesehen von der Hebung des serbischen Landes und Volkes, welche speziell König Milutin durch gute Gesetze, durch Förderung des Handels und Verkehrs eifrig unterstützte, so hatte in der That dieser Theil der Südslawen während der letzten Menschenalter fühlbare Fortschritte auf dem Wege der Civilisation in griechischer Färbung gemacht. Allerdings ist Serbien (anders als das bis auf das 19. Jahrhundert hauptsächlich durch griechische Einwirkungen civilisirte Bulgarien) auch von Italien aus starken Einflüssen unterworfen gewesen, was sich theils (namentlich durch Ragusa vermittelt) in der serbischen Kunstentwicklung, theils in dem Eindringen feudaler Formen des Abendlandes bemerklich gemacht hat. Weitaus das stärkste Gewicht hatte

aber doch auch hier die griechische Kultur gewonnen. Am bemerklichsten tritt das nach Seiten der Kirche und aller mit derselben zusammenhängenden Verhältnisse zu Tage. Ihre Ausbildung hatte die serbische Abzweigung der anatolischen Kirche, die auch 1219 von den nikänischen Griechen als autonom anerkannt wurde, durch den h. Sawa, den ersten serbischen Erzbischof (seit 1221) erhalten. Dieser Kirchenfürst ist 1236 gestorben. Die sämmtlichen Fürsten des Hauses der Nemanjiden zeigten sich als höchst eifrige Freunde und Wohlthäter ihrer Kirche. Ihre persönliche Stellung allerdings war nicht immer dieselbe. Hatte der Stifter der Dynastie seiner Zeit dem Eindringen der Bogomilen und ihrer Lehre in Serbien mit blutiger Energie Widerstand geleistet, so hatten sie dafür unter seinem Bruder Miroslaw in Zachlumien bereitwillige Aufnahme gefunden, und sich dann (seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts) mit immer wachsendem Erfolge in Bosnien ausgebreitet. An die wechselnden Schicksale dieser Häretiker in Bosnien, wo sie während des 13. Jahrhunderts bald durch den Adel und die Bane geschützt, bald auf römischen Antrieb durch den Klerus und die magyarische Staatsregierung eifrig verfolgt wurden, sei nur im Vorbeigehen erinnert. Dagegen hielt sich König Milutin nach der kirchlichen Seite in einer damals ganz ungewöhnlichen Weise neutral und tolerant, was den Griechen, Lateinern und Bogomilen seines Reiches in gleicher Weise zu Gute kam. Freilich war er auch gegen seine persönlichen Liebesneigungen sehr nachgiebig, und heirathete mit Einschluß der griechischen Prinzessin Simonis nach einander vier Frauen, — dreimal nach Verstoßung der früheren. Sonst aber ging er in Gründung von Hospitälern, Klöstern und Kirchen vollkommen eines Wegs mit den kirchenfreundlichsten Männern seines Geschlechts, welche früher und später das serbische Land mit zahlreichen, auch künstlerisch wichtigen, kirchlichen Bauten bedeckt haben. Wie schon bemerkt wurde, so zeigen nun die serbischen Monumente, die sich in stylvoller konstruktiver Anlage und in technischer Vollendung den Resten der byzantinischen Bauten annähern, namentlich seit dem 13. Jahrhundert einen eigenthümlichen, durch das Zusammentreffen romanischer und griechischer Einwirkungen veranlaßten Dualismus. Charakteristisch wurde für die serbischen Kirchen ein unter Umständen bis zur Ueberladung gesteigerter Reichthum an Strukturformen (Kuppeln, Bögen, Apsiden) bei auffallender Kleinheit der Gebäude. Beliebt war namentlich das dekorative Mittel, die Flächen der Kuppel, wie auch die Façade durch eingeschnittene, durch „Lisenen" verbundene Bögen zu beleben, abwechselnd mit Rundbogenfriesen. Als reinster alter Typus des 13. Jahrhunderts erscheint die Kirche von Pavliza am Ibar. Romanische Einflüsse hatten sich bereits im zwölften Jahrhundert fühlbar gemacht. In solcher Weise hatte schon der Gründer der Dynastie das Kloster zu Studenitza („Czarska-Lawra") gestiftet, zur Verherrlichung der Himmelfahrt der Maria. Hier wurde i. J. 1203 (nach seinem Tode auf dem Athos, S. 307) seine Asche durch den h. Sawa beigesetzt. Auch Stefan der Erstgekrönte fand hier seine letzte Ruhe-

stätte, als er 1227 in diesem Kloster gestorben war. Das Kloster ist dann seitens der Dynastie, des Klerus und des Volkes stets reich dotirt worden. Die aus weißem Marmor erbaute, durch reichen Bilderschmuck ausgezeichnete Kirche, die mit ihrer Stirnfaçade und mit ihrem reichen (an das der Grotta ferrata im Sabinergebirge erinnernden) Portale südfranzösische und italienische Einflüsse erkennen läßt und eine octogonale Kuppel trägt, zeigt eine interessante Verbindung der Basilika und des byzantinischen Centralbaues. Die



Die Krönungskirche der Nemanjiden zu Zitscha.

Façade zeigt einen reichen Schmuck von Lisenen und Bogenfriesen; die Querschiffe sind durch Wände von der Mitte getrennt und zu kleinen Portalhallen gestaltet. Als Krönungskirche der Nemanjiden galt die zu Zitscha, die durch Stefan den Erstgekrönten und seinen Sohn Radoslaw gestiftet, durch den h. Sawa erbaut, und den Aposteln Petrus und Paulus geweiht wurde. Ganz besonders reich an architektonischem Schmuck ist endlich die erst im 14. Jahrhundert entstandene Kirche zu Ravanitza. Gerade Köng Milutin hat die serbische Baukunst erheblich gefördert, und fremde Künstler und Handwerker in Menge in sein Land gezogen.

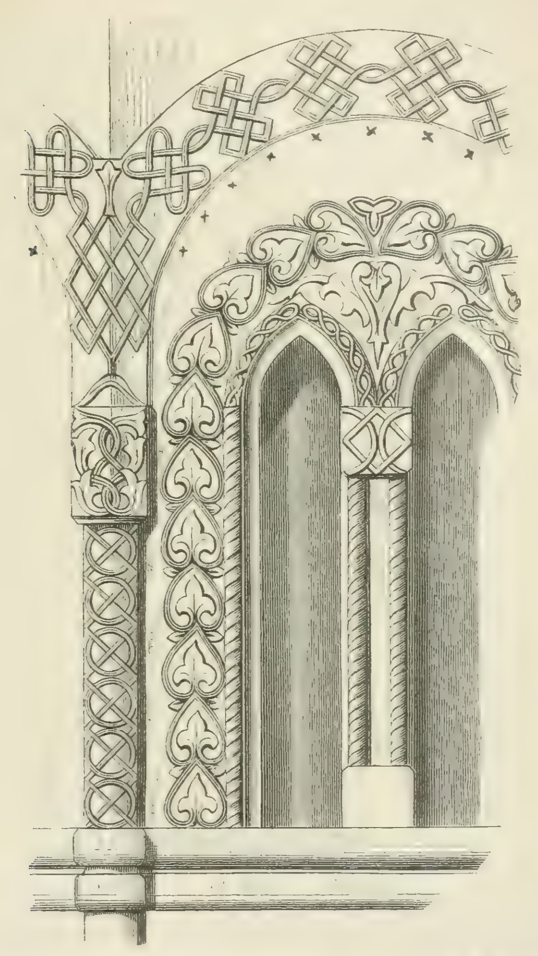
Während in Romanien und Serbien nur langsam im Laufe des 13. Jahrhunderts nach abendländischem Vorbilde die alte Sitte, durch die Schläge der Simantra (nämlich mächtiger, gegen metallene oder hölzerne Platten bewegter Klöppel) zur Kirche zu rufen, durch die Glocken verdrängt, und unter Anderem erst im 14. Jahrhundert (anstatt der bis dahin üblichen isolirten Glockengerüste) zu Kruschewatz ein Glockenthurm über dem Narthex (S. 84) auf der Stirnfaçade der Kirche erbaut wurde, hatte die künstlerische Begabung und die technische Fertigkeit des serbischen Volkes, die in jener alten Zeit in dem Reichthum der Kirchen an ornamentalem Schmuck der Skulptur und der Kultusgeräthe, (damals wie in neuerer Zeit auch in der sehr entwickelten Holzschnitzkunst sich zeigt,) nach Seiten der Skulptur von Romanen wie von Griechen Vieles angenommen. Moderne Beobachter entdeckten eine interessante Mischung romanischer und griechischer Motive in den Reliefs der Kirchenbauten zu Studenitza, Ravanitza und Kruschewatz, und heben bei denselben hervor die reiche und phantastische Art der Erfindung und einen großen Rhythmus in der Linienbewegung; als besonders interessant gelten die Netzornamente an den Tympanons, Rosetten und Fensterrahmen, wie an Säulen und Thürstöcken.

Auch sonst zeigte sich das altserbische Volk wohlbefähigt, unter den aus der griechischen, wie aus der romanischen Welt ihm zuströmenden Anregungen die Arbeiten des Friedens zu pflegen. Vom Athos her lernten auch die serbischen Klosterbrüder die Kunst der griechischen Malerei; die dalmatinischen Serben, namentlich in Spalato, folgten mehr italienischen Mustern. In Serbien hatte namentlich seit dem 11. Jahrhundert die Schule des Athosmalers Panselinos viel Anklang gefunden. In der räumlichen Anordnung ihrer kirchlichen Bilder bewahrten sich die serbischen Maler eine ziemlich freie Bewegung. Bei der äußeren Dekorirung ihrer Bauten macht sich dann auch der Einfluß des Abendlandes bemerkbar. Sonst sind die älteren serbischen Fresken streng stylisirt, die Köpfe schön geformt, der Ausdruck ernst, die Profile edel, zuweilen glücklich individualisirt; bei den Köpfen zeigt sich oft eine wahrhaft innerliche und charakteristische Belebung. Die Verzierung der Gesimse und Sockel in den Kirchen wurde durch gemalte Ornamente gebildet; dabei kamen stylisirtes Blattwerk, Guillochen, „Mäander", und wellenförmige Zierlichkeiten in Anwendung.

In Städten wie Spalato und Ragusa, später auch in Syrmien, wurde ferner die Goldschmiedekunst eifrig betrieben. Dem allgemeinen Gebrauch diente die Geschicklichkeit in der Technik des Webens und Stickens; und auch in Serbien fand die Kunst der Seidenweberei ihren Eingang. Selbst an litterarischen Versuchen fehlte es nicht gänzlich; auch hier hatte der viel verdiente h. Sawa den Anfang gemacht. Seine und seines Vaters Biographie schrieb später (1264) der Mönch Domentian auf dem Athos im Kloster Chilantari.

Man erkennt also, daß die Serben dieses Zeitalters, die sich allmählich

anschickten, die Erbschaft der Byzantiner an sich zu ziehen, bereits recht achtungswerthe Schritte auf dem Wege der Civilisirung gemacht hatten. Zu ihrem Schaden ist es ihren Stämmen aber niemals gelungen, — auch später



Fenster von der südlichen Seitenfaçade der Kronungskirche zu Zitscha.

kaum die glänzende Episode des Stefan Duschan ausgenommen, — zu rechter geschlossener politischer Einheit zu gelangen. Die großen Bojaren und Wojewoden waren das natürliche Element, durch welches allmählich der abendländische Feudalismus mit seiner Neigung zu anarchischer Libertät auch in Serbien eindrang. Der Tapferkeit dieses südslawischen Stammes, der namentlich zu Fuße mit Schild und Speer, und im Gebirgskriege allerdings viel

erfolgreicher auftrat, als etwa bei Belagerungen, entsprach die militärische Organisation nur unvollkommen, die nicht über die Aufstellung des durch den feudalen Adel geführten Heerbannes hinauskam. So geschah es, daß die Serben schließlich weder der Rhomäer noch der Osmanen wirklich Meister zu werden vermocht haben.

Zweites Kapitel.

Geschichte der Balkanhalbinsel und der Levante bis zum Tode des Kaisers Andronikos III. (1282—1341).

Trotz ihrer dunklen Schattenseiten hatte die Regierung Michaels VIII. des Paläologen den Nimbus des Rhomäerthums noch einmal kräftig herzustellen vermocht. Erst die lange und unheilvolle Herrschaft seines Sohnes ließ die bereits aller Orten wuchernden Keime des Verfalls und des Niederganges zu so verderblicher Macht emporwuchern, daß ein rettender Aufschwung nachmals nicht wieder als möglich sich gezeigt hat. Zunächst blieb das griechische Reich noch bis in die ersten Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts hinein das Centrum, um welches sich die Politik aller in der Levante und auf der Balkanhalbinsel irgendwie interessirten Mächte drehte. In Folge der Anstrengungen Michaels VIII. hatte Constantinopel auf Kosten aller Provinzen wieder einen erheblichen Theil seines früheren Glanzes gewonnen. Noch immer war die Weltstadt am Georgssund und Goldenen Horn ein Handelsplatz von ungeheurer Bedeutung. Die Gewerbthätigkeit, das Kunsthandwerk, die Kunstübung der Griechen, (die freilich schon lange nicht mehr das thatsächliche Monopol auch der Münzprägung besaßen,) war noch immer überaus rege, und übte namentlich auf die südslawischen Völker der Balkanhalbinsel andauernd ihre fühlbare Wirkung aus. Nur daß einerseits die Beziehungen zu den Russen, die seit dem eilften Jahrhundert den griechischen Einflüssen von Seiten der Religion und der Kunst immer mehr Raum gegeben hatten, seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts für lange getrübt wurden, weil dieses große Volk theils durch furchtbare Zwistigkeiten und Kämpfe unter den Fürsten aus Ruriks Geschlecht erschöpft, theils durch die mongolischen Fremdherrscher, Batus Nachfolger, die Khane der Goldenen Horde des Kiptschak, (zu Sarai an der Achtuba), in harter Botmäßigkeit gehalten wurde. Nur daß andrerseits die byzantinische Kunst, dem Leben der Nation entsprechend, allmählich einen „greisenhaften" Charakter annahm, derart daß gewissermaßen ein Zustand der Erstarrung eintrat, die produktive Kraft versiegte, Formensinn und Naturfrische völlig verschwanden, und bei den Arbeiten der Malerei und der Skulptur die Gestalten immer steifer, der Ausdruck immer unlebendiger geworden ist. In anderer Weise trug die Litteratur das Gepräge des Zeitalters. Die unheilvolle Zeit der fränkischen Eroberung hatte noch unter den älteren Zeitgenossen ihren leiden=

schaftlichen Historiographen gefunden. Des edlen athenischen Erzbischofs Michael Akominatos Bruder Niketas Choniates hatte als Staatsmann unter den Kaisern des Hauses Angelos eine wichtige Stellung eingenommen; schon 1187 stand er im kaiserlichen Hofdienste. Namentlich war er 1189 zum Logotheten ernannt worden und hatte damals und 1190 als Statthalter in Philippopel fungirt. Die Katastrophe des J. 1204 war für ihn sehr verderblich geworden; er hatte dann die Flucht nach Selymbria genommen und war nachher wie viele andere Griechen nach Nikäa gegangen, wo er sein schon unter Isaak Angelos begonnenes Geschichtswerk zu Ende schrieb und 1216 gestorben ist. Dieses in 21 Büchern die Ereignisse der byzantinischen Geschichte von 1118 bis 1206, (mit besonderer Ausführlichkeit die Katastrophe des alten Reiches) behandelnde Werk ist von großer Wichtigkeit. Niketas war ein geistvoller, feingebildeter Mann von sehr scharfer Beobachtungsgabe und großer Sachkenntniß, dabei aber von starken Sympathien und Antipathien. Die tiefe Bitterkeit, mit welcher er die Thaten der Franken in Byzanz schildert, ist nur zu begreiflich; doch neigte er auch sonst zu einer scharfen und bissigen Behandlung seines Stoffes, wie er denn namentlich aus seiner gegen die Abendländer erbitterten Stimmung heraus gegen die Verdienste des lateinerfreundlichen Kaisers Manuel sehr ungleich, und keineswegs gerecht sich verhält. Neben manchen chronologischen Mängeln, die besonders aus dem Streben nach Herstellung einer pragmatischen Verbindung der Ereignisse zu entspringen scheinen, gilt für ihn als charakteristisch, daß sein Hauptzweck es war, moralisch zu wirken; damit verbindet sich bei seiner Darstellung eine Ueberladung mit Reflexionen, poetischen Bildern, Bibelstellen und Anspielungen auf Sage und Geschichte des Alterthumes.

Der schwere Schlag, den die Katastrophe d. J. 1204 dem Griechenthum beigebracht hatte, war auch litterarisch nicht so schnell zu verwinden. In Nikäa, wo vorläufig der Kampf um die politische Existenz alle anderen Interessen überwog, konnten einstweilen nur Trümmer gesammelt werden; als ein namhafter Lehrer der Redekunst oder Poesie in dieser Residenz ist ein Verfasser von Scholien zum Homer bekannt, (um 1255) Michael Senacherim. Indessen waren die asiatischen Kaiser für Bildung und Gelehrsamkeit empfänglich, und ihr Hof hat unter den Großbeamten ihres Reiches noch einmal einen recht achtbaren Historiker hervorgebracht, den uns (S. 430) bereits bekannten Georg Akropolita. Ein Verwandter des Hauses Laskaris, der seit 1233 mit Theodor Laskaris II. zusammen erzogen worden war, und noch unter Michael VIII. mehrfach als kaiserlicher Gesandter beschäftigt worden ist, hat er in seiner Chronographie die Geschichte des Reiches von der fränkischen Eroberung bis zur Wiedergewinnung der alten Hauptstadt beschrieben, und ist 1282 gestorben. Das Haus der Paläologen, unter denen zunächst Andronikos II. selbst auf Kosten seiner fürstlichen Aufgabe sich litterarisch beschäftigte, war den Komnenen ähnlich in seinem Interesse für Gelehrsamkeit und Gelehrte, besonders wieder für die Theologie, die in den letzten Zeiten des Rhomäer-

thums immer mehr Raum gewann: ein Moment, auf welches wir später noch zurückkommen, sowie auf die litterarische Produktion verschiedener hochstehender Beamten und Geistlichen des zum Niedergange sich neigenden Reiches.

Für das Reich war es ein Unheil, daß Michaels VIII. Nachfolger Andronikos II. in keiner Weise die rechte Weihe und den rechten Beruf zum Beherrscher eines Reiches, wie das der Griechen in dieser Zeit, besaß. Dieser etwa 1258/59 geborene Sohn Theodorens, den sein Vater als fünfzehnjährigen Prinzen mit des Magyarenkönigs Stefan V. Tochter Anna vermahlt und bald nachher auch mit dem kaiserlichen Titel geschmückt hatte, besaß zwar manche der Schwächen und schlimmen Eigenschaften seines Vaters, namentlich dessen Neigung zu schlauer Perfidie, nicht aber dessen eminente Begabung. Immerhin mochten seine Freunde die Weisheit, die Wissenschaftlichkeit, die Frömmigkeit des jungen Kaisers rühmen.[1] Derselbe Mann zeigte sich aber leider auch in hohem Grade abergläubig; als Staatsmann fehlte es ihm an Energie und leitenden Ideen, und dafür lernte man ihn als despotisch, eigensinnig, ohne Geschick zur Regierung kennen, und doch wieder als zu eifersüchtig, um die wirkliche Leitung der Geschäfte in die Hand seiner Minister zu geben. Da konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß die Schäden des Reiches, die sich bereits unter Michael VIII. gezeigt hatten, — nicht nur die Verschlechterung der Münze (S. 426) und die unzeitige Kostspieligkeit des Hofhaltes, — in gefährlicher Weise weiter wucherten, und daß diese lange Regierung für die Rhomäer die Quelle des schwersten Unheils geworden ist.

Zunächst allerdings gewann Andronikos II. unter seinen Rhomäern die höchste Popularität durch seine kirchliche Politik. Je zäher die Griechen seit 1204 in ihrem Hasse gegen die Lateiner an ihrer Kirche und ihren Bischöfen zu halten sich gewöhnt hatten, um so tiefer hatte Michaels VIII. schlaue kirchliche Unionspolitik ihn der Nation entfremdet. Um so freudiger begrüßte man daher das Vorgehen des neuen Kaisers, der sich als ein entschlossener Anhänger der orthodoxen Kirche zeigte und ohne jede Schonung des Andenkens seines Vaters den eifrigsten Gegnern der römischen Kirche sich in die Arme warf. Ihm selber und dem Reiche ist es freilich trotz seiner Vorliebe für theologische Interessen nichts weniger als förderlich geworden, daß seit dieser Zeit der Einfluß des Klerus auf den Hof in einer seit vielen Menschenaltern nicht mehr gekannten Weise Platz griff, — zumal dieser Klerus neben seiner stets gesteigerten dogmatischen Streitsucht mehr und mehr die alten Sünden der Simonie und der Habsucht unter sich aufwuchern ließ. Nur zu sehr wurde das Interesse des schwachen Regenten von den schwierigen Reichsangelegenheiten abgezogen durch die gehässigen Streitigkeiten der ungeheuer zahlreichen

[1] Andronikos II. hat auch mit dem blinden Johannes IV. Laskaris, der (S. 430) irgendwie aus Foggia nach dem Reiche zurückgekehrt war, seinen Frieden gemacht (1289) und ihn in einem bithynischen Schlosse bis zu seinem Ende unterhalten.

fanatischen Mönche und Priester, die sich wesentlich um die Besetzung des byzantinischen Patriarchenthrones drehten. In seinem bitteren Hasse gegen die römische Kirche hatte Andronikos einen großentheils aus Mönchen zusammengesetzten Gerichtshof formirt, welcher die Aufgabe hatte, die Bußen für Alle festzustellen, welche sich von einer allgemeinen, gegen die durch ihr Verhältniß zu der lateinischen Kirche Compromittirten geschleuderten Exkommunikation zu lösen wünschten. Reiche Laien wurden mit Geldstrafen bedacht; zahlreiche Kleriker dagegen aus ihren Aemtern entfernt, vor Allen aber der jetzt arg verhaßte Patriarch Vekkos (S. 431) abgesetzt und zu einem schriftlichen Widerruf genöthigt, dann nach Brussa exilirt. An seine Stelle trat sein Vorgänger Joseph. Als dieser aber schon 1283 starb und unter der Leitung des neuen Patriarchen Gregor eine Synode in der Blachernenkirche alle Bischöfe, die früher für Anerkennung der päbstlichen Suprematie gestimmt, beseitigt hatte: da kämpften nun um die kirchliche Alleinherrschaft die Anhänger Josephs und die durch die Massen und die Mönche unterstützte, schroff bigotte Partei des früheren Patriarchen Arsenios (S. 430), ein Streit, der auch durch das Concil von Adramyttion nicht zu schlichten war. Als später auch Gregor über einer als heterodox verschrieenen Schrift zu Falle kam (1289), und nun der strenge Mönch und Asket Athanasios in der Kirche Ordnung zu schaffen, die politisirenden Bischöfe nach ihren Sitzen, die agitirenden Mönche nach ihren Klöstern zurückzuweisen versuchte, war schon nach vier Jahren der Unwille der Residenz gegen den schroffen und leidenschaftlichen Reformer so groß geworden, daß er resigniren und dem Mönch Johannes von Sozopolis (1294 bis 1303) seinen Platz einräumen mußte. Ein Conflikt mit dem Hofe stürzte auch diesen Kirchenfürsten, und als nachher Athanasios noch einmal (bis 1311) seine Reformarbeit aufgenommen, und zuletzt abermals resignirt hatte, und nun die Patriarchen Niphon (dieser als Bischof von Kyzikos militärisch gut bewährt, aber als Chef der Kirche durch weltlichen Prunk und Habgier übel berufen, 1313/14) wegen Simonie, Johann Glykys nach vierjähriger Amtsführung wegen Kränklichkeit zurückgetreten waren, versuchte es der Kaiser mit einer noch directeren persönlichen Leitung der Kirche, was unter dem Mönch Gerasimos (1320/21) ihm nun zwar gelang, nicht aber unter dem vom Athos berufenen Jesajas.

Parallel mit diesen wenig erfreulichen geistlichen Verhältnissen hatte sich allmählich die äußere Lage des Reiches sehr ungünstig verändert. Andronikos II. machte in dieser Zeit, wo Alles darauf ankam, die Kräfte des Reiches geschlossen zusammenzuhalten und die Mittel zu kraftvoller Vertheidigung gegen die vielen Feinde ringsum so viel als möglich zu stärken und zu vermehren, wahrhaft verhängnißvolle Fehler. Vor Allem ist dem Reiche seine nichtsnutzige Finanzwirthschaft verderblich geworden. Seine persönliche Einfachheit hinderte ihn durchaus nicht an einer höchst unzeitigen Verschwendung für den Hof und für die Kirche. Und nun sollte das, was auf dieser Seite vergeudet wurde, durch eine geradezu selbstmörderische Spar-

samkeit bei der Flotte und bei der Armee wieder eingebracht werden. Gerade unter Kaiser Michael VIII. war die griechische Flotte mit ausgezeichneten, namentlich tschakonischen, maniatischen und gasmulischen (d. h. aus Verbindungen von Franken und Griechinnen entsprossenen) Seeleuten wieder zu einer ungemein tüchtigen Waffe des Reiches geworden. Jetzt aber dankte Andronikos II. nicht nur die Gasmulen ab, sondern ließ überhaupt die Marine in geradezu frevelhafter Weise verfallen. In arger Verblendung verließ er sich ganz auf die Hilfe der Genuesen, die er allerdings in besonders hohem Grade begünstigte. Nur daß er auf diese Weise sich vollständig in die Hände dieser selbstsüchtigen ligurischen Kaufleute gab, deren Hilfsbereitschaft immer nur in engem Parallelismus mit ihren eigensten Interessen stand. Die Folge jener sträflichen Thorheit des Kaisers war zunächst, daß er nicht einmal im Stande sich befand, seine Unterthanen vor den Raubzügen der vielen Corsaren jener Zeit ausreichend zu schützen. Und später wurde er gerade durch diese militärische Schwäche in die erbitterten Feindseligkeiten hineingezogen, welche auf seinem Seegebiet die stets mit einander hadernden Genuesen und Venetianer ausübten. Als erst der letzte Rest des syrischen Staatensystems der Kreuzfahrer in die Hände des Sultans Almelik-Alaschraf von Aegypten gefallen war (1291), des Zerstörers von Akkon, wollten die Venetianer, deren Handel nach der südlichen Levante dadurch einstweilen erheblich gestört wurde, den Genuesen das Monopol auf die nördlichen Handelswege wieder entreißen. Darüber entbrannte zwischen beiden Republiken seit 1294 ein mörderischer Seekrieg, der sehr schnell die Rhomäer in Mitleidenschaft zog. Namentlich im Jahre 1296 verfolgte der Venetianer Ruggiero Morosini Malabranca eine genuesische Flotte bis in den Bosporus, brannte Galata nieder und plünderte Lemnos und die Alaunwerke des Hauses Zaccaria bei Phokäa, was zur Folge hatte, daß nachher Andronikos II. die Güter der Venetianer in Constantinopel mit Beschlag belegte, — ohne dabei verhindern zu können, daß die rachgierigen Genuesen von Galata nunmehr über diese schutzlosen Leute herfielen, die Vornehmsten ermordeten, die Uebrigen zur Flucht nach den Lagunen zwangen. Und als die Italiener 1299 unter einander Frieden geschlossen hatten, erzwangen die Venetianer, die nunmehr den Krieg gegen die Rhomäer allein, von Euböa und Kreta aus theils mit ihrer Flotte, theils mit Hilfe massenhafter Corsaren führten, unter Belletto Giustiniani und Guidino Morosini durch blutige Gewaltthaten unter den Augen des zur See waffenlosen Kaisers (1301) die Herausgabe jener sequestrirten Güter und die Annahme eines neuen, am 7. März 1303 ratifizirten, für Venedig höchst günstigen Vertrags, der den griechischen Hof auch zur formellen Abtretung mehrerer, während dieses Krieges durch venetianische Ritter wieder eroberter Kykladen nöthigte. Die letzteren, nämlich Amorgos, Keos, Santorin und Seriphos, kamen nun unter die Suzeränetät der Republik.

Unter solchen Umständen zog Andronikos II. das Bündniß mit Genua immer fester. Seit dem März 1303 erweiterte er die Besitzungen der Genueser



xtus und Hippolytus.

Untere Reihe.

1. Wie der h. Laurentius im Kerker alle Kranken, die zu ihm kommen, heilt.
2. Wie der Kerkerhauptmann, Tiburtius Callinicus sich zum Glauben an Christus bekennt.
3. Wie der h. Laurentius den Tiburtius Callinicus tauft.
4. Wie der h. Laurentius auf glühenden Kohlen Gott seinen Geist befiehlt.
5. Wie der h. Hippolytus den h. Laurentius bestattet.
6. Wie der h. Hippolytus mit dem Kaiser Decius disputirt.
7. Wie der h. Hippolytus mit ehernen Haken zerfleischt wird.
8. Wie der h. Hippolytus von wilden Pferden zu Tode geschleift wird.
9. Das Begräbniß des h. Hippolytus.
10. Das Begräbniß des h. Sixtus.



Aus Purpurseide und Goldfäden gewirktes Pallium mit Darstellungen aus dem Leben und Martyrium der Heiligen Laurentius, Sixtus und Hippolytus.

375 Centimeter lang, 125 Centimeter hoch; Figuren 1/4 der Lebensgröße. (Aufbewahrt zu Genua in der sala del ufficio di città.)

Daſſelbe ſtammt vermuthlich aus der Jahreszahlung, welche der Kaiſer Michael Paläologos im Vertrag von Nymphäon (S. 421), 1261, den Genueſen zugeſtanden, nach anderer Verſion wäre es um 1270 von Genueſiſchen Coloniſten in Galata angefertigt zum Andenken eines Beſuches des Kaiſers und ſeiner Gemahlin daſelbſt.

Dieſe Pallien dienten entweder als Cultusgewänder der Biſchöfe beim Celebriren des Gottesdienſtes oder auch anſtatt der Teppiche, die ſonſt zum Schmuck der Kirche an den Wänden aufgehängt wurden.

Die Darſtellungen ſind in zwei Horizontalreihen geordnet. Ihre Erklärung iſt nach den beigegebenen lateiniſchen Inſchriften folgende:

Obere Reihe.

1 Wie der h. Laurentius mit dem Kaiſer Decius über die (Kirchen-)Geräthe disputirt, welche er verkauft.
2 Wie der h. Laurentius die Lahmen und Blinden auf Karren herbeibrachte und ihnen das für die Geräthe gelöſte Geld vertheilte.
3. Wie der h. Laurentius gegeißelt wird.
4. Der h. Laurentius im Kerker.
5 Wie der h. Laurentius den höchſten Kaiſer der Griechen, den Dominus Michael Dukas Angelus Komnenus Paleologus, in die Kirche des Jannarius führt.
6 Wie der h. Sixtus, Biſchof zu Rom, dem Archidiakon h. Laurentius aufträgt die Kirchengefäße zu verkaufen.
7. Wie der h. Laurentius die Kirchengefäße verkauft.
8 Wie der h. Laurentius das Geld für die verkauften Geräthe unter die Armen vertheilt.
9 Wie der h. Sixtus mit dem Kaiſer Decius disputirt.
10 Der h. Sixtus wird mit dem Schwert enthauptet.

Untere Reihe.

1 Wie der h. Laurentius im Kerker alle Kranken, die zu ihm kommen, heilt.
2 Wie der Kerkerhauptmann, Tiburtius Callinicus, ſich zum Glauben an Chriſtus bekennt.
3 Wie der h. Laurentius den Tiburtius Callinicus tauft.
4 Wie der h. Laurentius auf glühenden Kohlen Gott ſeinen Geiſt befiehlt.
5 Wie der h. Hippolytus den h. Laurentius beſtattet.
6 Wie der h. Hippolytus mit dem Kaiſer Decius disputirt.
7 Wie der h. Hippolytus mit ehernen Haken zerfleiſcht wird.
8 Wie der h. Hippolytus von wilden Pferden zu Tode geſchleift wird.
9 Das Begräbniß des h. Hippolytus.
10 Das Begräbniß des h. Sixtus.

am Chrysokeras in der Art, daß aus Galata nunmehr eine ganz bedeutende, mit Mauern, Gräben und breitem Glacis umgebene Stadt werden konnte. Der Podestà der Colonie wurde in der ligurischen Heimath ernannt und führte auch die Aufsicht über alle Genuesen und sämmtliche Beamte der Republik, in Griechenland und in der Levante, (nur die Consuln in Kaffa ausgenommen). Am Hofe der Rhomäer fungirte er als Ministerresident, sobald die Republik nicht einen besonderen Gesandten schickte, und hatte bei allen Festen und kaiserlichen Diners den Platz hinter dem griechischen Großadmiral. Da er für die Genuesen in Galata zugleich Chef und höchster Richter war, so stand ihm ein doppelter Rath zur Seite, ein weiterer von 24, ein engerer von 6 Männern, (auf deren Zusammensetzung die verschiedenen Verfassungsveränderungen der Heimath wiederholt einwirkten,) und für die Justiz, (sobald nicht die griechischen Gerichtshofe kompetent waren) ein Hof, den man die Curie nannte. In merkantilen Fragen trat das genuesische Handelsamt in Thätigkeit. Auch das kirchliche Leben in Galata war reich entwickelt. Die Colonie, deren geistliches Centrum die St. Michaelskirche war, stand unter dem Erzbischof von Genua; ihr Probst fungirte als dessen Generalvikar. Als Klosterkirchen waren namentlich S. Paolo und S. Francesco, jetzt Jeni-Dschami, bedeutend. Daneben hatten Angehörige der armenischen Kirche ihren Sitz in Galata. Auch Phokäa erholte sich von der venetianischen Verheerung so schnell, daß Benedetto Zaccaria schon 1298 wieder 650 Ctr. Alaun für 1,300,000 Lire verkaufen konnte. Die Noth aber, welche damals (s. unten) Osmanen und Katalanen über das Land brachten, ließ nicht nur immer zahlreichere Griechen sich hier ansiedeln, sondern machte es auch den Helden des Hauses Zaccaria möglich, den Schutz und die Ausnutzung verschiedener wichtiger Inseln, zuerst von Chios (1304) mit seinen werthvollen Mastixpflanzungen an sich zu nehmen.

Noch immer also waren selbst unter solchen Umständen die merkantilen Beziehungen des griechischen Reiches von großartiger Bedeutung und (von der Zollfreiheit der Genueser und Venetianer abgesehen) auch für die Reichskasse höchst gewinnbringend. Noch immer erschienen sämmtliche Handelsvölker des Mittelmeeres und der Nachbarländer auf den Märkten von Constantinopel und Pera-Galata. Noch immer erschienen hier über Trapezunt und Tana die Gewürze, die Farbstoffe, die Arome Indiens und Persiens. Kleinasien lieferte den hochgeschätzten Alaun, Tana und Kaffa nordisches Pelzwerk. Die Zufuhr von Cerealien aus Thrakien, Bulgarien und der Krim machte die Weltstadt zu dem größten Getreidemarkte jener Zeiten. Das Abendland tauschte hier die persische und griechische Seide, die Schaf- und Ziegenwolle aus Kleinasien, den griechischen und ägyptischen Flachs ein für seine eigenen Fabrikate. Die Wolltücher aus Flandern, Frankreich und Toscana, die Linnen der Champagne, die Gold- und Silberfäden von Lucca und Genua standen hier ebensogut zum Verkauf, wie die italienischen Weine neben den griechischen, wie die Seife aus Venedig, Ancona und Apulien neben der cyprischen und rhodischen, und wie spanische Feigen, neapolitanische Nüsse,

italienisches Olivenöl neben griechischem und tatarischem Wachs, cyprischem Laudanum und dem kostbaren Mastix von Chios.

Schade nur, daß die Politik des zweiten Andronikos so wenig es verstand, alle diese Schätze zu hüten. Denn nicht nur die Marine, auch die Armee hielt sich unter ihm nicht auf der alten Höhe. Die numerische Stärke der Truppen wurde sehr zur Unzeit auf Grund der thörichten Finanzwirthschaft des Kaisers beschränkt. Dabei wurden die Soldaten schlecht und unregelmäßig bezahlt, die Hauptlast ihrer Unterhaltung auf die besitzende Bevölkerung der Städte gelegt, dabei alle möglichen Mißbräuche von Seiten der Offiziere und der lokalen Behörden geduldet. Die nationale Wehrkraft, wie sie das Haus Laskaris wieder so wacker gehoben hatte, ließ man verfallen, um möglichst wenig Steuerzahler an das Heer abtreten zu müssen, und verfiel allmählich immer mehr in reine Söldnerwirthschaft. Während aber jetzt die alten Warangen, deren Reihen noch immer aus Engländern sich ergänzten, bei stark reduzirter Zahl nur noch als Leibwache des Kaisers dienten, bildeten sich die geworbenen Regimenter der späteren Paläologen ihrer Hauptmasse nach aus solchem Material, wie man es in der Nähe finden konnte. Gasmulen, griechische Emigranten aus Kreta, Türken, Turkopulen[1]), Kumanen, und Alanen (die aus den pontischen Tatarenländern in das Reich übergetreten waren,) lieferten die Landsknechte für die Heere Andronikos II., der noch dazu die osmanische Gefahr viel zu lange vernachlässigte und dafür sein Augenmerk ganz überwiegend auf die Beziehungen zu den Staaten der Balkanhalbinsel richtete.

Die Bulgaren waren freilich zunächst den Rhomäern wenig gefährlich. Denn ihr Czar Georg Terterij, der 1284 mit Andronikos Frieden schloß, wurde seit 1285 durch die Tataren des Nogaj-Chan, denen kaum der tapfere Serbenkönig Milutin zu widerstehen vermochte, so schwer bedrängt, daß er endlich zu den Griechen übertreten mußte. Der 1292 durch die Tataren als tributärer Czar in Ternowo eingesetzte Häuptling Smilez konnte sich aber nicht lange halten. Als Nogaj in einer einheimischen Fehde 1293 gefallen war, wurde jener so gut wie ein anderer Usurpator durch Terterijs Sohn Theodor Svetslav verdrängt, und 1295 hielt dieser die Zügel der Regierung in Ternovo fest in seiner Hand. Er war kein Freund der Griechen, und für den geringen Erfolg seiner Intriguen und seiner Waffen gegen diesen kühnen Herrscher fand Andronikos nur darin eine Ausgleichung, daß (S. 439) seit 1298 mit Milutin von Serbien endlich gute Verhältnisse hergestellt waren.

Viel verwickelter noch waren die Beziehungen des byzantinischen Hofes zu den griechischen Partikularstaaten des Hauses Angelos in Thessalien und Epirus, die selbst unter einander in steter Fehde lagen. Der letzte Krieg

1) Turkopulen nannten die Rhomäer theils christliche Türken in ihren Diensten (von übergetretenen Seldschuken und von einigen transdanubischen Stämmen), theils die Söhne türkischer Väter und griechischer Mütter, welche der Religion ihrer Mutter folgten.

Michaels VIII. gegen Johannes von Neopaträ war nach des Alten Tode von Andronikos sofort aufgegeben worden; und als dennoch der thessalische Machthaber 1284 seinerseits die Waffen ergriff, scheiterte ein Vorstoß der Byzantiner gegen Thessalien durch den jähen Tod ihres tüchtigen Führers Michael Tarchaniota. Nun versuchte es Andronikos, durch diplomatische List den Hof von Arta in sein Interesse zu ziehen. Das war auch sehr gut gelungen. Da kreuzten sich wieder i. J. 1290 die Interessen und Intriguen. Eben damals unterhandelte Kaiser Andronikos in Neapel wegen einer Verheirathung seines Sohnes Michael (von der magyarischen Anna) mit der Prinzessin Katharina von Courtenay, des romanischen Titularkaisers Philipp und der Beatrice von Anjou (S. 433) Erbtochter, um dadurch in der einfachsten Weise die gefährlichen Ansprüche dieser Titularkaiserin von Byzanz für sein Reich unschädlich zu machen, wie bereits er selbst (1284) nach dem Tode der Kaiserin Anna in zweiter Ehe des Markgrafen von Montferrat und Titularkönigs von Thessalonich, Wilhelms VII. Tochter Irene geheirathet und dadurch die Prätensionen ihres Hauses aus der Welt geschafft hatte.[1]) Der Plan kam leider nicht zur Ausführung. Weil aber über diesen Unterhandlungen der Kaiser die Anträge der einflußreichen epirotischen Despina Anna Kantakuzena (S. 427), des Nikephoros von Arta Gattin, abgelehnt hatte, die ihm mit der Hand ihrer Tochter Thamar ihre Hilfe bei der Wiedervereinigung aller Länder des Hauses Angelos mit dem Reiche angeboten: so erklärten ihm nun alle Angelos den Krieg. Anfangs in Thessalien sehr glücklich, scheiterten nachher die Rhomäer und Genuesen bei Arta vollständig an der Tapferkeit der von den Angelos zu Hilfe gerufenen peloponnesischen Franzosen und der Orsini von Kephallenia. Und als 1291 die Rhomäer wenigstens Dyrrhachion gewonnen und die Albanesen zum Abfall von Neapel und zur Allianz mit Byzanz bestimmt hatten, schloß das Haus Angelos eine innige Allianz mit dem angiovinischen König Karl II. von Neapel. Dessen Sohn Philipp, seit 1294 Fürst von Tarent, Korfu und „Epirus", heirathete damals die Prinzessin Thamar, die ihm als Mitgift Aetolien zubrachte, und erhielt unter Zustimmung des Fräuleins von Courtenay von seinem Vater die Ansprüche auf das Reich Romanien und die Oberlehenshoheit über sämmtliche fränkische Staaten in Romanien zugetheilt.

Inzwischen aber hatte sich für Andronikos II. auf der asiatischen Seite seines Reiches seine Mißwirthschaft schwer gerächt. Bis zum J. 1296 hatten in dem ungebührlich vernachlässigten griechischen Kleinasien die kaiserlichen Truppen das Vordringen der Seldschuken und der Osmanen noch immer im Zaume zu halten vermocht. Als aber schlechte Soldzahlung die kretischen und türkischen Söldner des Kaisers zu offener Meuterei getrieben,

1) In Folge dieser Verbindung gelangte nach Aussterben der Familie des alten Bonifacio (1305) ein Zweig der Paläologen zur Herrschaft in Montferrat, der hier bis 1533 regierte.

und der von ihnen mit dem Perlendiadem bekleidete General Alexios Philanthropenos zwar den Untergang, sein Nachfolger Johannes Tarchaniota aber nicht die Mittel gefunden hatte, um den Mißbräuchen Einhalt zu thun, welche die Disciplin und die Leistungsfähigkeit des griechischen Heeres lähmten: da war weder das Vordringen der Seldschuken im Gebiet der Ströme Mäander und Hermos, noch die gegen Bithynien gerichtete Ausdehnung der Osmanen aufzuhalten. Die Sache nahm um so mehr einen höchst gefährlichen Charakter an, weil jetzt der junge Sultan Osman seine ganze Kraft entfaltete. Dieser große Führer des zu einer ungeheuren Zukunft bestimmten jungen Zweiges der türkischen Völkergruppe verband mit der schlichten Einfachheit eines Nomadenfürsten eine eminente Begabung als Feldherr und als Regent, und mit dem jugendlichen Enthusiasmus für den Islam das Bewußtsein des Berufes, die neue Größe seines Volkes zu begründen. Seit 1299 machten die Osmanen jenseits des Tumanidsch erhebliche Fortschritte, und nun begann das grausame System, welches zuerst in Asien, später auf der Balkanhalbinsel die alten Bevölkerungen gründlich ruinirt, und bis zu der in unserer Zeit vor unsern Augen sich vollziehenden Rückbildung für viele Menschenalter die neue Türkenherrschaft begründet hat. Aehnlich wie es die alten Seldschuken bei ihrem ersten Eintritt im östlichen Kleinasien längere Zeit gethan, ruinirten die Turkomanen überall die Länder, die sie später ernsthaft zu erobern gedachten, zuerst durch Raubzüge, durch Mord und Brand möglichst gründlich: ein Werk, an welchem auch die von Osman noch nicht beherrschten Nomaden im Süden eifrig theilnahmen. Sobald aber, — noch immer die großen, festen Städte ausgenommen, — ein Landstrich wirklich behauptet werden konnte, wurden die Territorien unter die Häuptlinge seiner Schaaren als Lehnsgüter vertheilt, und nun die neuen Herren streng angewiesen, die noch vorhandenen Reste der alten Bevölkerung möglichst schonend zu behandeln und nicht in ihren Rechten zu kränken. Persönlich wurde dann der Sultan, der auch mit Eifer für das Aufblühen der Städte seines Gebietes sorgte, den Griechen wie den Türken werth durch die strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit seiner Justiz. Von der Landschaft zwischen dem Sangarios, dem Olympos und dem Tumanidsch, speziell von Jenischehr aus, ging der Druck auf das griechische Bithynien, nachdem Osman seinen Sohn Urchan (1300) zu Karadschahissar als Statthalter eingesetzt, und seinen greisen Oheim Dindar, der seine Verwegenheit mißbilligte, im Zorne erschossen hatte. Während nun die von Jahr zu Jahr in schrecklicher Regelmäßigkeit heimgesuchte unglückliche griechische Einwohnerschaft des offenen Landes immer mehr nach den Küsten zurückwich, viele selbst nach des serbischen Königs Milutin Reich übersiedelten, stellte der Kaiser Andronikos i. J. 1301 seinen Kronprinzen Michael (IX.), dem er 1295 den kaiserlichen Titel verliehen hatte, an die Spitze der asiatischen Truppen. Dieser aber, der namentlich 8000 M. alanischer Veteranen erhielt, wußte von seiner Macht keinen Gebrauch zu machen, weder die Eifersucht der Griechen auf diese bevorzugten Söldner zu beschwichtigen, noch diese selbst

im Zaume zu halten, noch endlich die feindliche Macht wirksam zu bekämpfen. Seinem kläglichen Rückzuge von Magnesia nach Pegä folgte die Niederlage, die Osman bei Baphäon (27. Juni 1301) dem tapfern Commandanten Muzalon von Nikomedia beibrachte, und nach einer zweiten Schlacht das massenhafte Zuströmen immer neuer türkischer Massen zu Osmans Fahnen, dessen Streifschaaren nun schon an der Propontis sich zeigten.

In solcher Lage der Dinge bot sich dem Andronikos II. noch einmal eine ganz unerwartete Gunst des Schicksals, — zu seinem und des Reiches schwerstem Unheil freilich nur, um in der schmählichsten Weise verscherzt zu werden: es war der Zuzug einer den Osmanen vollständig gewachsenen Truppe, der sog. Katalanen. Die gegen das Haus Anjou gerichtete Allianz und die Interessengemeinschaft zwischen den Höfen von Byzanz und Aragonien, die seit Michaels VIII. letzten Zeiten sich ausgebildet hatte, war schon seit Jahren den Katalanen, namentlich den unternehmenden Bürgern von Barcelona, merkantil sehr zu Gute gekommen. Die katalanischen Kaufleute und Schiffskapitäne wurden am Chrysokeras eine kaum minder gewöhnliche Erscheinung, wie nur etwa in Messina. In der Zeit zwischen 1282 und 1295 war auch ein Vertrag geschlossen worden, welcher den Unterthanen des Hauses Aragon völlig freien Verkehr und Sicherheit in dem Reiche der Rhomäer gewährte; nur hatten sie drei Procent vom Werthe ihrer Waaren als Eingangs- wie als Ausgangszoll zu entrichten. So lag es nun nahe, auch die Waffenhilfe dieses rüstigen Volkes für die Griechen zu gewinnen. Zu großem Vortheile für die Rhomäer hatte der Kampf der Sicilianer und des Hauses Aragon seit 1282 die neapolitanischen Angiovinen andauernd auf das stärkste in Anspruch genommen. Ganz zuletzt hatte Friedrich, des Königs Peter von Aragon jüngster Sohn, seit 1291 an der Spitze der Sicilianer gegen das Haus Anjou und dessen französische Hilfstruppen, wie gegen die römische Curie wacker und glücklich gefochten. Eine treffliche Hilfe hatten ihm dabei viele Tausende nordspanischer Hidalgos geboten. Namentlich aus Söhnen des armen, aber stolzen und höchst kriegstüchtigen Adels von Katalonien und Aragonien ergänzt, hatte sich im Laufe des sicilianischen Krieges das spanische Söldnerheer als „große katalanische Compagnie" zu einer vorzüglich geschulten Veteranen-Truppe von unübertrefflicher militärischer Tüchtigkeit ausgebildet. Als nun endlich seit dem August 1302 der Friedensschluß zu Caltabellota die Unabhängigkeit des sicilischen Inselreichs sicherstellte, wurden die spanischen Söldner momentan brodlos. Es kam dazu, daß ihr berühmter Führer, Roger de Flor, — (Sohn eines deutschen Vaters und einer Italienerin,) ein kühner Abenteurer und ausgezeichneter Seemann, der einst Templer gewesen, später auf eigne Hand aus dem Orden getreten, wilder Seeräuber, endlich aber sicilianischer Admiral geworden war, — nach dem Friedensschluß die Rache der Kirche und des Ordens zu fürchten hatte. Dieser eilte daher schon im September 1302 nach Constantinopel und bot dem Kaiser Andronikos II. die Hilfe der Katalanen an. Und noch in demselben Monat

führte Roger auf 36 Schiffen 6000 Mann Spanier, theils Ritter, theils Almugavaren (Fußvolk) nach dem Bosporus.

Ein Mann wie Vatatzes, wie die beiden Laskaris, ja auch wie Michael VIII., würde mit Hilfe dieser unvergleichlichen Streitkräfte wahrscheinlich die Seldschuken und Osmanen vollständig über den Haufen gerannt haben. Nun besaß aber weder Andronikos II. noch der armselige Michael IX. die Geschicklichkeit mit spanischen Hidalgos umzugehen. Sie vermochten diese Veteranen weder zu gewinnen, noch ihnen zu imponiren; und was schlimmer, — während für gute Verpflegung und solide Bezahlung dieses wilden Kriegsvolkes nicht gesorgt war, fand die Politik des Hofes ihre Aufgabe darin, gegen diese Veteranen einen erstaunlichen Aufwand von verrufener griechischer Pfiffigkeit und armseliger List zu entfalten, die an der Erfahrung der spanischen Offiziere und an der bewährten Kameradschaft unter den Katalanen vollständig scheiterte. Nur sehr theilweise wird die Thorheit der Rhomäer dadurch entschuldigt, daß die Genuesen Alles aufboten, um das gute Verhältniß zwischen Rhomäern und Spaniern zu stören. Ihre Colonie in Galata sah die Ankunft der Spanier am Bosporus und Hellespont sehr ungern; von den eventuellen soldatischen Verdiensten der großen Compagnie glaubten sie das Erwachsen einer neuen, den eigennützigen ligurischen Interessen schädlichen, politischen und merkantilen Concurrenz der Katalanen im griechischen Reiche befürchten zu müssen. Da die Rhomäer die spanischen Truppen viel zu lange am Bosporus liegen ließen, statt sie möglichst schnell nach Asien zu führen, so geriethen diese bald in mörderische Händel mit den Genuesen von Galata: dreitausend Italiener wurden todtgeschlagen, diese Stadt nur mit Mühe vor Plünderung geschützt. Nun versuchten die wüthenden Ligurier Alles, um den Kaiser mit Mißtrauen gegen die Hidalgos zu erfüllen. Als gute Beobachter der allgemeinen Weltlage hatten sie erfahren, daß in Rom und in gewissen französischen Kreisen der frevelhafte Unsinn eines neuen Krieges gegen die Rhomäer, um das schattenhafte Reich „Romanien" wieder aufzurichten, noch immer spukte. Das Fräulein oder die „Kaiserin" Katharina von Courtenay nämlich (S. 451) hatte sich am 28. Januar 1301 zu St. Cloud mit dem Prinzen Karl von Valois, (dem Bruder des Königs Philipp des Schönen von Frankreich) verheirathet, und seit 1302 wurden von diesem, von Karl II. von Neapel, und von Pabst Clemens V. alle möglichen diplomatischen Anstrengungen gemacht, um eine wirksame Coalition gegen Andronikos II. zu Stande zu bringen. Die Genuesen wußten, daß nach dem Friedensschluß (S. 453) auch Friedrich (II.) von Sicilien dem Valois eine Unterstützung zugesagt hatte, und nun eilten sie, Rogers de Flor Compagnie als den maskirten Vortrab eines solchen Eroberungsheeres zu bezeichnen, so wenig wahrscheinlich das bei Rogers persönlicher Stellung auch war. Leider geschah nun zwischen Rhomäern und Spaniern Alles, um möglichst schnell ein gutes Verhältniß unmöglich zu machen. Wohl hatte der Kaiser, um die Interessen der spanischen Generale von denen ihrer Truppen zu trennen, jene reich beschenkt, den

Roger sogar mit einer kaiserlichen Prinzessin vermählt und zum „Großherzog", d. h. zum Großadmiral ernannt. Als nun aber die Katalanen im Januar 1303 endlich nach Kyzikos übersetzten, zeigte ihnen der ebenso beschränkte, wie von dummer Abneigung gegen alle Abendländer erfüllte Kronprinz Michael IX. eine so gehässige Feindseligkeit, daß es zwischen den Spaniern und seinen Truppen zu offenen Gefechten kam. Endlich als die Türken von Kermian (S. 436) unter Ali-Schir das wichtige Philadelphia angriffen, rückten die Spanier wirklich ins Feld und bewährten seit dem Mai 1303 ihre Kriegstüchtigkeit in glänzender Weise. Die Türken wurden überall in so furchtbarer Weise zusammengehauen, daß bis zum August dieses Sommers ihrer volle 30,000 vertilgt waren. Damit hatten aber Rogers Thaten in dieser Richtung ihr Ende erreicht. Nicht nur daß der soldatische Uebermuth und die starken Requisitionen der Spanier den Griechen sehr lästig wurden, so war Roger, der im Spätsommer nur zu Wasser Raubzüge gegen verschiedene Inseln ausführte, auf den Einfall gekommen, in dem zerrütteten griechischen Asien für sich einen Lehensstaat unter kaiserlicher Oberhoheit zu gründen. Das zeigte sich nun freilich als unausführbar; aber das Jahr 1304 verlief ohne neue Waffenthaten gegen die Türken. Da rief endlich der Kaiser die Spanier nach Europa zurück; sie sollten mit Michaels Truppen zusammen erst gegen die Bulgaren (S. 450) ins Feld geführt werden. Roger folgte zwar diesem Befehl; aber er legte (zu Ende d. J. 1304) seine Leute nun erst am Hellespont zu Kallipolis, Sestos und Madytos in Quartiere, und ging nach der Residenz, um von Andronikos einen Sold von 300,000 Goldstücken für die Katalanen zu begehren. Der Kaiser, der diese Summe weder zahlen konnte noch wollte, und kein Mittel und keinerlei wirksame Intrigue fand, um sich dem Druck der Lage zu entziehen, gerieth in noch größere Besorgniß, als einerseits die Türken ihre Angriffe auf Philadelphia wiederholten, andrerseits aber (zwar nicht, wie es zuerst hieß, König Friedrich von Sicilien selbst, wohl aber) ein natürlicher Sohn des Königs, Alfonso Fadrique von Aragon, zu Anfang d. J. 1305 bei den Katalanen mit neuen Streitkräften erschien. Da faßte der Kaiser seine Entschlüsse und erkaufte durch die Ernennung Rogers zum „Cäsar der Rhomäer" und durch das Versprechen, ihm (mit Ausschluß der Städte) die Herrschaft über das offene Land in Asien zu überlassen, die Zusage, daß jetzt die Türken kraftvoll angegriffen werden sollten.

Als nun aber Roger mit 300 Reitern nach Adrianopel sich begab, um dem Kronprinzen Michael einen Höflichkeitsbesuch zu machen, — da wurde er mit seinem Gefolge durch die Alanen des griechischen Fürsten ermordet, nur drei Reiter entkamen nach Kallipolis (Ende April 1305). Michael, der intellektuelle Urheber dieser verhängnißvollen Blutthat, war nun weder muthig noch konsequent genug, um sofort mit aller Macht nach dem Chersonnes aufzubrechen und die überraschten Katalanen insgesammt zu überwältigen. So entbrannte denn ein grauenhafter Rachekrieg von Seiten der Spanier, die durch die feige Niedermetzelung aller ihrer Landsleute in Constantinopel und

durch die grauenhafte Abschlachtung ihrer als Fehdeboten nach dem Bosporus geschickten Herolde auf der Rückreise in dem öffentlichen Schlachthause zu Rhodosto (westlich von Perinthos) zur höchsten Wuth gereizt waren und nun die entsetzliche Grausamkeit vorwalten ließen, die bis auf unsere Tage so oft neben stolzer Ritterlichkeit als ein unheimlicher Zug des spanischen Charakters sich gezeigt hat. Rogers Nachfolger, der Admiral Berengar d'Entenza, knüpfte Verbindungen mit Venedig an und erstürmte am 28. Mai Perinthos, wo zur Rache die Männer erschlagen oder verbrannt, die Weiber geschändet und erdolcht, die Kinder zerschmettert wurden. Noch einmal hofften die Griechen, diese furchtbaren Gegner rasch los zu werden, als es einer genuesischen Flotte gelang, den Entenza aufs Haupt zu schlagen, ihn gefangen zu nehmen, und die Schiffe der Spanier zu vernichten. Nun aber stellte der Rest der Compagnie, nur noch 206 Ritter und 1256 Almugavaren, in kühnster Entschlossenheit den Ritter de Roccaforte und einen Rath von zwölf Hauptleuten an die Spitze ihrer „wandernden Soldatenrepublik", und nahmen leichte türkische Reiter in ihren Dienst, um dann einen zweijährigen Raubkrieg gegen die Rhomäer zu eröffnen. Allmählich bis auf 6000 Spanier und 3000 Türken anwachsend, schlugen sie den Kronprinzen Michael wiederholt in die Flucht und eroberten auch Rhodosto. Bald konnten die Griechen, denen auch die Selbstsucht der Genuesen weitere Hilfe versagte, nur noch ihre festen Plätze zwischen der Küste und der Maritza halten; das offene Land wurde entsetzlich verheert, alle Männer ermordet, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Allmählich aber begannen unter den Spaniern Parteiungen einzureißen; die Ankunft des Infanten Ferdinand von Majorka, (Neffe Friedrichs von Sicilien) im Frühling 1307 stellte die Ordnung nur momentan wieder her und führte zum Abmarsch aus dem verödeten Lande nach Makedonien. Als aber neue Zwistigkeiten zu blutigem Hader geführt hatten, verließ der Infant die Compagnie, und Roccaforte setzte sich im Herbst 1307 in Kasandreia auf der Halbinsel Pallene fest, von wo aus neue Raubzüge nach den Umlanden unternommen wurden. Doch gelang es nur, die Chalkidike auszuplündern und den durch die Paläologen und die Nemanjiden überreich ausgestatteten Klöstern des Athos erheblichen Schaden zuzufügen. Die Rhomäer hatten endlich in Chandrenos, dem Commandeur von Thessalonike, einen tüchtigen Führer gefunden, der die Lage der Spanier allmählich so gefährlich machte, daß sie den Anträgen eines Agenten des Prinzen von Valois, des Theobald von Cepoy, Gehör gaben und sich für den Gatten der romanischen Titularkaiserin anwerben ließen. Als im Spätherbst 1308 Cepoy den schroffen Roccaforte und einige andere Offiziere verhaftet und nach Neapel entfernt hatte, führte er im Frühjahr 1309 die Katalanen nach Thessalien, wo sie bei dem jungen, seit 1307 regierenden Fürsten Johannes II. Angelos (des alten 1296 verstorbenen Johannes I. Enkel) zunächst freundliche Aufnahme fanden. Als aber Cepoy erkannte, daß sie bei ihrem entsetzlichen Rufe in der Griechenwelt für die Pläne des Prinzen

Valois nur wenig brauchbar sein würden, ließ er sie im September 1309 heimlich im Stiche. Und auch der Angelos war froh, die unheimlichen Blutgesellen im Frühjahr 1310 an einen andern Fürsten abtreten zu können: nämlich an den jungen Herzog Walther von Brienne (einen Abkömmling des alten Hauses der Brienne von Jerusalem, Romanien und Lecce), der nach dem Aussterben des Hauses de la Roche 1308, dessen Mitglieder ihr Mausoleum in dem attischen Cisterzienserkloster Daphni hatten, (als Stiefbruder des letzten Herzogs Guido II.) als ein junger, feuriger und eroberungslustiger Ritter in Theben und Athen regierte.

Kaiser Andronikos II. war freilich ohne allzu schwere Einbuße von der spanischen Noth wieder befreit worden. Aber leider fand er die Kräfte und die Einsicht nicht mehr, um den alten und neuen Gefahren, die dem Reiche unablässig drohten, wirksam und konsequent die Spitze zu bieten, — wenigstens so weit Asien in Betracht kam. Auf der Balkanhalbinsel allerdings nahmen für ihn nach Austoben des katalanischen Sturmes die Dinge eine bessere Gestalt an. Da (1308) die angestrebte Allianz zwischen den Spaniern und den Bulgaren nicht zum Abschluß gekommen, dagegen damals Seitens des Kaisers dem Czaren Svetslav ein günstiger Frieden zugestanden war, so gewann das Reich auf dieser Seite endlich dauernde Ruhe; ja i. J. 1320 nahm der Czar eine Enkelin des alternden Kaisers zur Frau. Ebenso blieben die „romanischen" Velleitäten des Prinzen von Valois für die Rhomäer unschädlich; so thöricht es war, daß die christlichen Mächte Angesichts der neuen osmanischen Gefahr noch immer nicht aufhörten, durch solche Versuche die Rhomäer zu beunruhigen. Dieser Abenteurer war kein Mann von der Art des alten Helden Bonifacio, und die 115,960 Lires, die er von 1302 bis 1313 auf den byzantinischen Schwindel verwendete, waren eben rein weggeworfen. Valois hatte nichts erreicht, als verschiedene unzufriedene griechische Archonten, und ferner (1307) Venedig und Serbien (1308), die er für sich zu gewinnen strebte, unnütz zu kompromittiren. Gesunde Interessenpolitik brachte endlich die Venetianer 1313 dahin, sich von diesen Zettelungen abzuwenden.

Der Hauptgrund, welcher die valesischen und die an dieselben neu anknüpfenden angiovinischen Intriguen unwirksam machte, lag darin daß einerseits die bunte Fülle der fränkischen Interessen in dem griechischen Frankreich niemals über einen romantischen Wirrwarr hinauskam, daß andererseits die Katalanen neuerdings als ein höchst unheilvoller neuer Faktor in diese Verhältnisse eingetreten waren. Seit dem Tode des Fürsten Wilhelm von Achaja hatte allerdings das Haus Anjou, auch abgesehen von der epirotischen Heirath (S. 451), in Griechenland immer mehr Einfluß gewonnen, ohne freilich in Morea den Fortschritt der feudalen Anarchie aufhalten zu können. Wohl hatte Karls von Anjou Nachfolger, König Karl II. von Neapel, dahin gewirkt, daß seines

Bruders (S. 431) junge Wittwe Isabella Villehardouin in zweiter Ehe sich mit einem Verwandten des Hauses Anjou, mit Florenz d'Avesnes (= von Hennegau) verheirathete, und hatte diesen tüchtigen Mann 1289 mit Achaja belehnt. Als aber dieser ausgezeichnete Fürst, wie so viele Franken dieser und der späteren Zeiten, schon zu Anfang des Jahres 1297 dem gefährlichen Klima Griechenlands in der Blüthe seiner Jahre erlag, und nun die Fürstin Isabella in dritter Ehe 1301 dem Prinzen Philipp von Savoyen die Hand reichte: da griff unter des letzteren Herrschaft eine so heillose Mißwirthschaft Platz, daß Karl II. von Neapel im Jahre 1306 zugriff, den Savoyer depossedirte, Achaja unmittelbar in Besitz nahm, und die Fürstin Isabella, die dann schon 1311 starb, anderweitig für ihre Rechte entschädigte. Achaja erhielt des Königs Sohn, Philipp von Tarent (S. 451) zu Lehen.

Inzwischen starb die Titularkaiserin Katharina am 1. Januar 1308, und nun nahmen die Pläne der Anjous eine neue Wendung. Die Beziehungen zwischen den Höfen von Arta und Tarent (S. 451) waren neuerdings sehr unfreundlich geworden, weil Philipp von Tarent seine Gattin Thamar genöthigt hatte, katholisch zu werden. Ja, als die Despina Anna, die nach ihres Gatten Tode für ihren Sohn Thomas (1296—1318) die Regentschaft führte, aus Unwillen über die erneuten Versuche der Neapolitaner, sich in Epirus auszubreiten, eng an den Hof von Constantinopel sich anschloß, da erklärte Karl II. ihr 1304 den Krieg. Und als diese Fehde durch die Mitwirkung der Rhomäer, Venetianer, und der durch die Wegnahme von Dyrrhachion durch die Anjous (1305) erbitterten Serben 1306 für die Angiovinen ungünstig zu Ende ging: da rächte sich Fürst Philipp von Tarent, indem er sich 1309 von Thamar schied und nun 1313 in neuer Ehe die Prinzessin Katharina von Valois, jenes Prinzen von Valois und der Titularkaiserin Tochter heirathete, und damit die Ansprüche auf Romanien erwarb. Gleichzeitig belehnte er Mathilden, die Tochter jener Isabella und des Fürsten Florenz, die Wittwe des Herzogs Guido II. von Athen, die jetzt den Prinzen Ludwig von Burgund heirathete, von sich aus mit Achaja, und übernahm seinerseits die Aussichten auf neuen Krieg gegen die Rhomäer. In diesen Wirrwarr schlug nun aber zu allgemeinem Entsetzen der Franzosen in Griechenland und Italien die blutige Faust der Spanier wuchtig und zerschmetternd ein.

Der junge Herzog Walter von Athen hatte mit Hilfe der Katalanen im Jahre 1310 schnell genug seinen fränkischen und griechischen Nachbarn sich furchtbar gemacht und seine Herrschaft nordwärts bis über den Othrys hinaus und bis zum Pagasäischen Golfe ausgedehnt. Endlich war aber auch er mit den wüsten Gesellen in so tiefen Hader gerathen, daß es zwischen ihm und den Katalanen zum Kriege kam. Und nun wurde das aus dem ganzen griechischen Frankreich und aus den Inseln ihm zugezogene prachtvolle Ritterheer durch seine stürmische Unbesonnenheit und durch die Gewandtheit der Almugavaren und Türken in der Schlacht bei Skripu am Kephissos und Kopaïs am 15. März 1311 so gut wie vollständig vernichtet.

Diese schreckliche Katastrophe erschütterte die französische Adelsherrschaft in Griechenland in schrecklicher Weise. Zunächst fiel das große, üppig blühende Herzogthum Athen in die Hände der Spanier, die über die Griechen an Stelle der burgundischen Regierung eine ganz brutale Fremdherrschaft verhängten, und nachdem sie sich mit König Friedrich von Sicilien in Verbindung gesetzt und aus Palermo 1312 einen seiner Söhne als ihren Herzog erhalten hatten, in unablässige neue Kämpfe gegen die französischen



Kathedrale zu Athen.

Herrschaften, gegen die Venetianer, und die Inselfürsten eintraten. Das Detail der katalanischen Geschichte in dem Herzogthum Athen und der spanischen Fehden in Griechenland hat für unsere Zwecke keine besondere Bedeutung. Wir bemerken nur, daß unter ihren Angriffen die Suprematie über die besonders gefährdete Insel Euböa seit 1317 so gut wie ganz in Venedigs Hand gerieth, und daß Achaja für lange ein Zankapfel zwischen der durch sie vertretenen sicilischen und der angiovinischen Politik wurde. Hier trug das Haus Anjou den Sieg davon. Als Ludwig von Burgund schon 1316 starb, zwangen Philipp von Tarent und sein brutaler Bruder, der seit

1309 regierende König Robert von Neapel, seine Wittwe Mathilde (Villehardouin), trotz des Widerstandes der Dame (die heimlich schon eine andere Ehe geschlossen hatte,) ihren jüngsten Bruder, den Grafen Johann von Gravina zu heirathen, der nun „Fürst von Achaja" wurde, und (1318) alle Rechte des Hauses Villehardouin an die Anjous abzutreten. Achaja wurde am 7. Oktober 1321 in aller Form von Philipp von Tarent in Besitz genommen, die Fürstin Mathilde dagegen, als ihre heimliche Ehe i. J. 1322 bekannt wurde, in harte Haft zu Neapel gesteckt, weil ihr Gemahl, der Burgunder de la Palisse, Mordpläne gegen König Robert versucht haben sollte. Sie ist 1331 gestorben.

Vortheile hatten die Anjous von solcher Roheit freilich nicht. Gerade in Morea machten, was sonst dem Kaiser Andronikos II. selten geschah, seine wohlgerüsteten Statthalter in Misithra, Kantakuzenos, der 1316 fiel, und 1316—1321 Andronikos Paläologos Asan, durch kluge Politik und militärisches Geschick so erhebliche Fortschritte auf Kosten der Franzosen, daß damals auch Arkadien wieder in die Hände der Rhomäer kam. Analoge Erfolge boten sich in Nordgriechenland. In Thessalien starb mit Johannes II. Angelos 1318 die Linie von Neopaträ aus; der Despotes Thomas von Arta hielt sich zu den Rhomäern und bekämpfte seit 1314 die verhaßten Angiovinen in seiner Nachbarschaft mit großer Erbitterung. Als dann 1318 der Graf Nikolaus von Kephallenia, sein Neffe, den Despotes ermordete und sein Land an sich riß, schien es den Rhomäern wirklich gelingen zu sollen, alle Länder bis zum mittleren Acheloos und bis zum ionischen Meere zurückzugewinnen. Doch ist das nur mit Thessalien geschehen; und der seit 1321 neben der chronischen Türkennoth in dem byzantinischen Reiche neu einreißende Wirrwarr machte es nicht allein möglich, daß der anfangs von Andronikos II. gegen Nikolaus von Arta begünstigte Graf Giovanni jenen, seinen eigenen Bruder, 1323 besiegte und tödtete, und sich dann trotzig den Rhomäern gegenüberstellte, sondern gab auch den südlichen (toskischen) Stämmen der Albanesen Zeit und Chancen, in starken Massen ungehindert nach Thessalien auszuwandern. Hier ist ihre Zahl binnen dreißig Jahren so gewaltig angewachsen, daß dieses Gebiet nachher der Ausgangspunkt einer albanesischen Ueberschwemmung eines großen Theiles der südlichen Kantone Griechenlands werden konnte.

Den größten Vortheil von den verwickelten Zuständen des griechischen Reiches seit dem Bruche des byzantinischen Hofes mit den Katalanen, und von der Verflechtung der Politik desselben mit jener der großen und kleinen Mächte auf der Balkanhalbinsel von Ternovo bis Andravida, hatten natürlich die Türken, die jetzt immer entschiedener die Erbschaft der seit Alexios I. bis dahin zwischen der Adria und dem Sangarios ausgefochtenen Kämpfe und Parteiungen an sich rissen. Auf der südlichen und westlichen Seite von Kleinasien rückten die seldschukischen Emirs immer konsequenter nach der Küste vor, und suchten sich auf das Meer und die Inseln zu werfen, — auf der

bithynischen Seite drangen die Osmanen mit unerschütterlicher Ausdauer vor. Der Vormarsch der Seldschuken, die namentlich die maritimen und merkantilen Interessen ihrer christlichen Nachbarn bedrohten, stieß allerdings dauernd auf Widerstand, theils von Seiten der Venetianer, theils von Seiten des Herzogthums Naxos. Ganz zuletzt war hier noch eine neue Macht in den Kampf eingetreten; nämlich die Johanniter, die auf Grund überaus kluger militärischer und politischer Erwägungen i. J. 1309 die neun Jahre früher durch den Emir von Menteſche schwer bedroht geweſene Insel Rhodos von Cypern aus mit naxischer Hilfe den Türken und Griechen entrissen und nun zum Centralsitze ihres kriegerischen Ordens machten. Die Ritter, die unter venetianischer Connivenz allmählich noch mehrere andere Inseln des rhodischen Archipels eroberten, deckten durch ihre neue Stellung, so weit ihre Kräfte reichten, mit gutem Erfolg den südlichen Theil des ägäischen Meeres gegen die Fortschritte der türkischen Eroberer und Piraten, und haben auch ihre Hauptinsel, die auf einem der wichtigsten Kreuzungspunkte der Meeresströmungen jener Gewässer liegt, zu einer wichtigen Station der levantinischen Kauffahrer und zu einem lebhaften Geldmarkt gemacht.

Auf der bithynischen Seite hatten die Osmanen bei ihren Angriffen auf die festen größeren Städte das alte primitive Mittel entdeckt, mit dessen Hilfe vor 23 Jahrhunderten die Dorier im Peloponnesos die Burgen der Achäer zu Falle brachten. Sie legten nämlich in der Nähe der griechischen Centralplätze Kastelle als Haltpunkte für ihre in der Nähe angesiedelten Krieger an, von denen aus jene beständig blokirt, beobachtet, belästigt, ermüdet wurden, bis bald einmal eine Ueberrennung glückte, bald die Griechen sich zu einer Capitulation entschlossen. Dazu kam nun, daß Osman, — seitdem sein nomineller oberster Herr, der seldschukische Sultan Alaeddin III. von Ikonion (S. 437) i. J. 1307 durch Ghasan, den Khan der persischen Mongolen beseitigt war, als freier Gebieter seines Stammes auftrat, und durch sein Glück immer größere Massen der stammverwandten Seldschuken unter seiner Hoheit vereinigte. Trotzdem hielten sich die Rhomäer in Asien noch längere Zeit. An guten Heerführern und an fremder Hilfe hat es ihnen auch jetzt noch keineswegs gefehlt; nur daß gerade die oberste Staatsleitung so sehr viel zu wünschen übrig ließ. An den Kämpfen der Griechen gegen die Türken haben in dieser Zeit sowohl bulgarische Abenteurer (1306), wie die Hilfstruppen des serbischen Königs Milutin (1314) eifrig theilgenommen. Selbst die Hilfe der persischen Mongolen hat Andronikos II. nicht ganz ohne Erfolg gegen die Osmanen in Bewegung zu setzen vermocht. Gegen diese stellte Sultan Osman seinen hochbegabten Sohn Urchan als Feldherrn auf, dem er schon als zwölfjährigem Knaben 1299 in der schönen Griechin Nenuphar von Biledschik (Mutter des Sultans Murad I.) eine Gemahlin aus fremdem Stamme gegeben hatte, wie später an diesem Hofe so oft geschehen. Obwohl aber die Osmanen gegen die Propontis nur langsam vorrücken konnten, so war doch vorauszusehen, daß bei der immer stärkeren An-

füllung der bisher griechischen Provinzen mit angesiedelten Türken, unter denen schon jetzt griechische Renegaten auftraten, und bei der Umstellung wichtiger Städte mit osmanischen Waffenplätzen, (wie Nikäa seit 1308 mit Kodschahissar, wie seit 1317 Brusa mit Kaplidsche und Balabandschik), und bei der Massirung der osmanischen Streitkräfte am Melas und Sangarios, die uralte Stellung des Griechenthums in Kleinasien auf das äußerste gefährdet sein mußte, wenn nicht endlich das Reich zu einem neuen Anlaufe die Kraft gewann.

Daß das aber nicht geschah, das verschuldete die unerhörte Verblendung der griechischen Machthaber, welche die Byzantiner während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zweimal zu erbitterten dynastischen Kriegen auf dem Boden der letzten ihnen noch gebliebenen Provinzen getrieben hat. So verständig war freilich Andronikos II. noch immer gewesen, um dem thörichten Einfall seiner verschwenderischen italienischen Gemahlin zu widerstehen, die von ihm zu Gunsten ihrer Kinder die Gründung von Partikularherrschaften forderte und sich endlich grollend nach Thessalonich zurückzog, wo sie 1317 starb. Viel tragischer gestaltete sich dagegen das Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Enkel gleiches Namens. Der Sohn des Kronprinzen Michael und der armenischen Prinzessin (Xenia) Maria, Andronikos „der jüngere", (geb. um 1297,) lange der Liebling des Großvaters, der seine Erziehung (schwerlich mit glücklicher Hand,) geleitet hatte, war unter den Verführungen des Hofes und seiner Stellung in jungen Jahren einem bedenklichen Hange zu Liebesabenteuern und zum Schuldenmachen verfallen. Der Jammer über die Ermordung seines Bruders Manuel, (den die Agenten des jungen Wüstlings irrthümlich für einen seiner Rivalen um die Gunst einer zweideutigen Schönheit angesehen hatten,) stürzte seinen bereits in Thessalonich schwer erkrankten, erst 43jährigen Vater Michael (12. Oktober 1320) in das Grab und entfremdete ihn dem Großvater vollständig: so sehr daß Andronikos II. ernstlich daran dachte, diesem Enkel die Nachfolge zu versagen, und sich nach einem andern Cäsar umsah. Nun war aber der alte Kaiser damals im höchsten Grade unpopulär, und da Prinz Andronikos trotz seiner gefährlichen Schwächen nicht nur persönlich sehr liebenswürdig, sondern auch tapfer und reich begabt war, so bildete sich eine Partei, die sich entschlossen zeigte, ihn gegen den Großvater zu unterstützen. An ihrer Spitze standen Männer von großem Namen, bedeutendem Einfluß und erheblichen Mitteln: die Generale Synadenos und Syrgiannes (dieser der Sohn eines unter Vatatzes in griechische Dienste getretenen kumanischen Häuptlings Sytzisgan und einer der Dynastie verwandten Dame), ferner der namentlich als Finanzmann sehr fähige Apokaukos, und vor Allen des (S. 460) früheren Statthalters von Misithra und der Theodora Sohn, der hochbegabte junge Johannes Kantakuzenos. Als der alte Kaiser nichtsdestoweniger am Palmsonntag (5. April) d. J. 1321 seinen Enkel nach den Blachernen befahl, wo er durch ein richterliches Verfahren aufs Tiefste gedemüthigt werden sollte, da erschienen auch die vornehmen Freunde des Prinzen mit starkem Gefolge in dem Palast und

übten dadurch auf den Kaiser einen solchen Druck aus, daß er sich zu einer wenig ehrlich gemeinten Aussöhnung mit Michaels Sohne entschloß. Nach alter schlauer Praxis suchte der Kaiser nachher durch Entfernung der mächtigen Freunde seinen Enkel zu isoliren und zu entwaffnen. Synadenos wurde nach Prilep, der besonders gefürchtete Kantakuzenos nach Larissa bestimmt, um Thessalien gegen die Katalanen zu schützen. Das brachte die Krisis zum Abschluß. Beide Heerführer wandten sich mit ihren Truppen nach Adrianopel; wo der junge Andronikos zu ihnen stieß, und nun der Aufstand offen erklärt wurde. Das Versprechen, die Provinz Thrakien von einigen besonders drückenden Steuern zu befreien, gab der Sache die nöthige Popularität. Die Partei des alten Hofes war nicht im Stande, die Empörung wirksam zu bekämpfen, und so konnte es zu Rhegion (neun Wegstunden östlich von Selymbria, und nur noch drei Stunden von der Residenz entfernt,) schnell zum Abschluß eines Vertrages kommen, durch welchen der Prinz als Thronfolger anerkannt und einstweilen mit der Regierung der thrakischen Provinz von Selymbria bis Christopolis betraut wurde.

Der Friede war freilich nur von kurzer Dauer. Die Thorheit des Prinzen, der auch jetzt wieder auf einen bedenklichen Liebeshandel, diesmal mit der Gemahlin des Generals Syrgiannes, sich eingelassen hatte, veranlaßte diesen Offizier, wieder zu dem alten Kaiser überzutreten, und letzteren zu der Erneuerung des offenen Kampfes zu veranlassen, der nun seit dem Herbst 1321 längere Zeit zu Ungunsten des Prinzen verlief. Aber die Unbeliebtheit des Kaisers und sein Geiz, der ihm das Volk wie die Soldaten entfremdete, und viele der letzteren zur Desertion bestimmte, entschieden auch diesmal die Sache zu Gunsten des Prinzen. Als auch Thessalonike von Andronikos II. abgefallen war, kam es im Juli 1322 zu Epibates(os) zu einem neuen Vertrage, durch welchen nun zwar der Frieden wiederhergestellt, das gegenseitige Vertrauen unter den Paläologen aber ebensowenig gesichert wurde, wie selbst durch die am 2. Februar 1325 zugestandene Krönung des jungen Prinzen als Kaiser und Mitregent. Das Mißtrauen aber, mit welchem beide Herrscher und noch mehr ihre Umgebungen einander beobachteten, wirkte sehr schädlich ein auf die Lage der auswärtigen Verhältnisse des Reiches.

Kaiser Andronikos II., der noch vor Ausbruch der dynastischen Conflikte, um das Jahr 1320 mit den spanischen Kauffahrern sich wieder vertragen und ihnen, (unter denen die von Barcelona besonders hervortraten,) einen günstigen Handelsvertrag bewilligt hatte, sah sich bald nach dem Friedensschluß mit seinem Enkel in genuesische Händel verwickelt. Als nämlich 1318 in Genua selbst die Partei der Ghibellinen unterlag und die siegreichen Guelfen sich unter die Hoheit des Königs Robert von Neapel stellten, unterstützte der alte Kaiser in seiner wohlbegründeten Abneigung gegen das Haus Anjou die Flüchtlinge und die levantinischen Genuesen, die nach wie vor treu zu der alten ghibellinischen Fahne hielten. Als nun 1324 die Guelfen

die Flotte des Carlo Grimaldi nach der Levante schickten, um gegen Ghibellinen und Rhomäer feindselig aufzutreten, gelang es wirklich, Galata gemeinsam vor Schaden zu bewahren. Dagegen lähmten die Zustände im Reiche die Kraft der Vertheidigung gegenüber dem Aufschwung der energisch und klug geleiteten Osmanen in höchst bedauerlicher Weise. So konnte es geschehen, daß endlich der zähe Widerstand der Griechen in Brusa gebrochen wurde. Osmans Sohn, der junge Held Urchan, vermochte i. J. 1326 diese wichtige Metropole zur Capitulation zu zwingen. Der alte Sultan erhielt die stolze Siegesbotschaft auf dem Sterbebette zu Sögud, wo er bald nachher im siebenzigsten Jahre gestorben ist. Seine Asche wurde in einer Kapelle der Schloßkirche zu Brusa beigesetzt, die später den Namen des silbernen Gewölbes erhalten hat und für die gläubigen Türken lange Jahrhunderte hindurch ein beliebtes Wallfahrtsziel geblieben ist. Urchan, der neue Herrscher der Osmanen, der von dem Vater das schlichte Wesen, die Einfachheit des Nomadenfürsten, und die überlegene Heldenkraft geerbt hatte, machte Brusa zu der neuen Hauptstadt des Reiches, welches er sofort durch weitere Unternehmungen in Bithynien, durch Wegnahme der Festungen Semendra und Aidos, welche die Verbindung zwischen Nikomedien und dem Bosporus schützten, und anderer Plätze, endlich durch die Eroberung von Nikomedia (1328) erweiterte, wo man nun zahlreiche Kirchen in Moscheen verwandelte und eine zum Sitz einer Lehranstalt des Islam bestimmte.

Gegenüber solchen schlimmen Verlusten haderten der alte und der junge Andronikos mit einander und suchten sich durch Allianzen mit den südslawischen Höfen zu verstärken. In Bulgarien war der Czar Svetslav i. J. 1322, ein Jahr später auch sein Sohn Georg II. gestorben, mit welchem das Geschlecht der Terteriden erlosch. Der durch den Adel des Landes an die Spitze gestellte neue Herrscher, der Häuptling Michael von Bdyn (Widdin), der die Epoche der Schismaniden eröffnete, durch seine serbische Gemahlin Anna der Schwiegersohn des Königs Milutin, hatte anfangs nach der alten Weise seines Volkes auf Kosten der Rhomäer sich auszubreiten versucht, nachher aber, etwa 1325, mit Serbien gebrochen, Anna nach Hause geschickt, des Czaren Svetslav Wittwe (des alten Andronikos Enkelin) zur Frau genommen, und mit den Rhomäern Frieden geschlossen. Als nun im Jahre 1327 die Spannung zwischen Andronikos II. und seinem Enkel wieder so schlimm wurde, daß der alte Kaiser dem Patriarchen Jesajas (S. 417) den Befehl ertheilte, seines Enkels Namen aus dem Kirchengebet zu entfernen, und auf des Kirchenfürsten Weigerung denselben in das Kloster Mangana verwies, endlich aber beide Parteien zu den Waffen griffen: da suchte der jüngere Fürst Hilfe bei seinem bulgarischen Schwager und schloß mit ihm ein Bündniß, dessen Spitze zugleich gegen die Serben gerichtet war. Diese letzteren ihrerseits hielten zu dem alten Kaiser. Sie standen nicht mehr unter Milutin; dieser war am 29. Oktober 1320 gestorben und hatte die Herrschaft seinem natürlichen Sohne, dem halbblinden Stefan V. (IV.) Urosch (3.)



Ansicht des heutigen Brussa. Im Mittelgrunde rechts Oglu-Dschami „die Moschee der drei Sultane“.

hinterlassen, der freilich gegen Dragutins Sohn (S. 439) Wladislav sich erst behaupten mußte, und dem sein damals erst achtjähriger, 1321 zu Ipek gekrönter, später so bedeutend entwickelter, jüngerer Sohn Stefan Duschan als „Mitregent" zur Seite stand.

In dem neuen Bürgerkriege gewann Prinz Andronikos sehr schnell das Uebergewicht. Bei dem durch die erfolglose Bekämpfung der Osmanen unablässig zunehmenden fiskalischen Druck war es nur natürlich, daß das Versprechen einer bedeutenden Steuererleichterung und die Erlassung aller noch rückständigen Abgaben binnen wenigen Wochen den ganzen Westen des Reiches für den Prinzen gewann. Sein Freund, der Protostrator Synadenos dagegen, welcher die Residenz blokirte, war so glücklich, im Frühjahr 1328 einen Ausfall der Besatzung glänzend zurückzuschlagen.

Inzwischen erkannte Prinz Andronikos die Gefahr der Lage des Reiches. Der serbische König Urosch (3.) galt bei seinem Volke als vorzugsweise edel, milde und friedliebend; das hinderte ihn aber gar nicht, jetzt den Rhomäern einen Theil des nördlichen Makedoniens mit Prosek zu entreißen und seine Grenzen bis in die Nähe der Schlösser Strumpitza und Melnik vorzuschieben. Noch bedenklicher war es, daß im April 1328 der Czar Michael, der bei Diampolis (Jambol) mit starker Macht hielt, plötzlich die Partei wechselte und sich mit dem bereits tief entmuthigten alten Andronikos verbündete. Es schien Alles darauf abgesehen zu sein, unter guten Vorwänden ein bulgarisches Hülfskorps in den Stand zu setzen, sich der Blachernen, also des Schlüssels der Residenz zu bemächtigen. Nur die Schnelligkeit und Gewandtheit des jungen Andronikos vermochte diesen Plan zu durchkreuzen. Nun aber säumten er und Synadenos nicht länger, in der Hauptstadt selbst Verbindungen anzuknüpfen, mit deren Hülfe es gelang, in der Nacht vom 23. zum 24. Mai 1328 Constantinopel zu überrumpeln, und unter dem Abfall der Besatzung dann sofort den alten Kaiser zur Abdankung zu nöthigen. Der Patriarch Jesajas kehrte zu seinen Geschäften zurück; der alte Andronikos II. durfte in seinem Palast zunächst unbehelligt leben. Als aber zwei Jahre später der junge Kaiser, dessen Gesundheit stets schwankend war, gefährlich erkrankte, wollten die neuen Machthaber unter allen Umständen die Rückkehr des Alten zur Herrschaft verhindern. Synadenos zwang daher den bereits augenkranken Greis, sich in ein Kloster zurückzuziehen, wo er dann als „Bruder Antonius" am 13. Februar 1332, im Alter von 74 Jahren, sein für das Reich so unheilvolles Leben beschlossen hat.

Der neue Kaiser Andronikos III. war in seiner freundlichen und wohlwollenden Art nun allerdings bemüht, die Lage des unter seinem Großvater und auf Grund des letzten dynastischen Krieges so tief gesunkenen Reiches wieder zu heben. Doch ist das nur sehr teilweise gelungen. Wohl war dieser Kaiser, der von der steifen und langweiligen Etikette seines Hofes nichts wissen mochte, der für jedermann aus dem Volke zugänglich war, und neben dem bis zur Verschwendung getriebenen Waidmannswerke, neben kühner Jägerei,

wie einst Manuel Komnenos, mit Vorliebe ritterliche Uebungen pflegte, in weiten Kreisen beliebt. Aber trotz seiner erheblichen Begabung fehlte ihm die Zähigkeit und die durchschlagende Energie, um noch einmal die Wege zu verfolgen, auf denen einst ein Vatatzes das Reich reformirt hatte. Freilich war das Rhomäerthum bei aller feinen Bildung bereits so tief von sittlicher Corruption durchdrungen, daß unter Anderem des jungen Kaisers energischer Anlauf, eine gute und vor Allem von Käuflichkeit freie Rechtspflege herzustellen, leider nur den Erfolg hatte, die traurige Seltenheit wirklich untadelhafter Richter in dieser byzantinischen Gesellschaft ans Licht zu stellen.

Wie jedoch die Zeitlage sich einmal gestaltet hatte, so wurde des neuen Kaisers Thätigkeit ganz vorzugsweise durch die auswärtigen Verhältnisse in Anspruch genommen: Osmanen, Bulgaren, Serben, die drei gefährlichsten Nachbarn, riefen ihn unablässig ins Feld. Noch schwebte i. J. 1328 die serbische Fehde, als auch der Czar Michael es für sachgemäß hielt, (1328) seinen Schwager zu berauben, und bis nach Didymoteichos vordrang. Dieser Angreifer aber zog vor den Waffen des Andronikos III. den Kürzeren und ließ es zu, daß im nächsten Jahre seine griechische Gemahlin und des Kaisers Mutter Xenia einen Frieden vermittelten, der ihm die Zeit schuf, mit aller Macht gegen Serbien sich zu wenden. Andronikos III. seinerseits hatte um so lieber mit Michael sich verständigt, um noch einmal einen großen Schlag gegen die Osmanen zu versuchen und wenigstens das altehrwürdige Nikäa zu retten. Nach dieser Richtung freilich versagte sich ihm das Glück. Die Armee der Rhomäer, welche unter seinem und des Premierministers und Großdomestikus Kantakuzenos Befehlen im Spätsommer 1329 von Skutari gegen Urchan ausrückte und demselben bei Pelekanon oder Philokrene, drei Märsche vom Bosporus entfernt, begegnete, erlitt eine Schlappe, die zwar mehr schimpflich als verlustvoll war; aber Nikäa war nicht mehr zu retten. Auch dieser, durch die Schlösser Karatekin und Targhin längst blokirten Stadt bewilligte Sultan Urchan i. J. 1330 eine sehr milde Capitulation, und behandelte dann die neuen griechischen Unterthanen (die freilich viele ihrer Kirchen zu Moscheen und ein Kloster zur Anlage einer Hochschule des Islam hergeben mußten), so wohlwollend und so geschickt, daß die nunmehr von dem byzantinischen fiskalischen Druck und der türkischen Blokade befreite Stadt schnell zu neuem Glanze emporblühte.

Damit war denn bis auf unsere Zeit herab der Sieg der Osmanen in Asien entschieden. Nur die Griechen in Trapezunt — bei denen nach Manuels (S. 407) Tode (1263) dessen drei Söhne Andronikos II., Georg und Johannes II. (seit 1280) rasch auf einander gefolgt waren, und deren Kaiser 1282 bei dem Abschluß seiner Vermählung mit Michaels VIII. jüngster Tochter Eudokia, zu Gunsten der Paläologen den Titel „Kaiser der Rhomäer" aufgab und dafür den als „Kaiser des Orients, Iberiens und der überseeischen Lande" annahm — waren zwar wiederholt durch innere Unruhen gestört, aber dafür jetzt von allem Druck der Seldschuken, Mongolen und der Os-

manen frei, und zur Zeit noch im Stande, sich der Angriffe der Turkomanen von der Horde „der schwarzen Schafe" zu erwehren. Johannes' Sohn Alexios II. (1297—1330), einer der besten Herrscher dieses Hauses, war bei seiner klugen Festigkeit sogar im Stande, der Anmaßungen der Genuesen sich zu erwehren, und mehrmals (namentlich 1306) selbst mit Waffengewalt ihren Uebermuth zu bändigen.

Im westlichen Kleinasien dagegen behaupteten die byzantinischen Griechen von größeren binnenländischen Städten nur noch das mächtige Philadelphia. Die Küstenplätze dagegen, die Inseln und viele der fränkischen Besitzungen am ägäischen Meere litten immer heilloser unter der furchtbaren Piraterie der Seldschuken, die sich mit Vorliebe auf die schändliche Praxis des Menschenraubes warfen. Der ewige Hader zwischen den vielen christlichen Staaten in den griechischen Gewässern machte es fast unmöglich, diesen Greueln (die namentlich 1324, 1328, 1329, 1331 und 1332 eine erstaunliche Höhe erreichten) wirksam zu widerstehen. Solche Feindseligkeiten bestanden aber seit 1329 auch zwischen Andronikos III. und den Genuesen. Der junge Kaiser hatte weder die Absicht, den alten Hader mit Venedig, dessen Kauffahrer auf byzantinischem Boden noch immer mit dem alten kleinlichen Uebelwollen behandelt worden waren, fortzusetzen, noch gefiel er sich in der Abhängigkeit von der guten Laune der Genuesen, und hatte sofort begonnen, durch die Arbeit des Apokaukos die griechische Marine wieder zu ganz erheblicher Stärke und Leistungsfähigkeit zu erheben. Nun beschloß er auch, der allzu mächtigen Stellung des Hauses Zaccaria im Reiche ein Ende zu machen. Es gelang ihm, i. J. 1329 mit Hilfe der über den genuesischen Steuerdruck erbitterten Einwohner die Insel Chios wieder zu erobern, wo nun eine große Station gegen die Türken angelegt wurde, und weiter auch die seit 1314 als Erbin der Zaccaria in Phokäa waltende verwandte Familie Cattaneo zur Huldigung zu bestimmen: Alles Dinge, welche die Colonie in Galata tief verstimmten.

Recht bösartig gestalteten sich diese Beziehungen erst einige Jahre später. Zunächst war Andronikos III. tief in südslawische Händel verstrickt. Der junge Kaiser hatte i. J. 1330 sich mit Erfolg gegen die Serben gewandt, und ihnen bei Achrida einen derben Schlag beigebracht, dann gern die neue Allianz seines bulgarischen Schwagers Michael angenommen, der damals mit starker Hilfe wlachischer und anderer transdanubischer Häuptlinge dem Hause Urosch einen ernsthaften Stoß beizubringen hoffte. Es war für Andronikos, der seine Truppen in Pelagonien sammelte, sehr unerfreulich zu hören, daß der alte Serbenkönig Stefan Urosch (3.) in kühner Entschlossenheit den den Rhomäern zuziehenden Bulgaren sich entgegengeworfen und dann bei Velbuzd (j. Köstendil) am 28. Juni 1330 die Gegner überrascht und mit Hilfe deutscher Panzerreiter aufs Haupt geschlagen hatte. Michael selbst war gefallen. Der serbische König, der jetzt für lange die serbische Suprematie inaugurirt, Bulgariens Kraft dauernd gebrochen und

gleich nach seinem Siege Ternovo besetzt hatte, zwang die griechische Wittwe Michaels zur Flucht nach ihrer Heimath. Dann führte er die frühere Czarin Anna (S. 464) zurück und hob ihren Sohn Stefan oder Schischman II. auf den bulgarischen Thron.

Die Rohheit aber und Unbotmäßigkeit der serbischen Großen war trotz solcher Erfolge mit dem sechszigjährigen König nicht zufrieden. Vielmehr brach nach einiger Zeit ein Aufstand aus. Der alte Stefan wurde auf seiner Burg Porodimlje belagert, bei einem Fluchtversuche gefangen genommen, und zu Zvetschan auf dem Amselfelde erdrosselt, dann aber der neunzehnjährige Stefan Duschan am 8. September 1331 als König gekrönt. Damit war den Rhomäern auf der Nordwestseite ihres Reiches ein Gegner zur Seite gestellt, wie Urchan in Asien. Zunächst zwar konnte Kaiser Andronikos III. die Vertreibung seiner Schwester aus Ternovo rächen und den Bulgaren alles Land südlich vom Balkan wieder entreißen. Als aber im Frühling 1331 ein nationaler Aufstand die serbische Anna und ihren Sohn aus dem Lande vertrieben, dagegen einen Neffen Michaels, den Johannes Alexander Asên (1331—1365) zur Herrschaft erhoben hatte: da nahmen die Dinge eine für die Byzantiner sehr unbequeme Gestalt an. Der neue Czar war ein Schwiegersohn des wlachischen oder „rumänischen" Häuptlings Ivanko Basaraba aus dem transdanubischen Tieflande, wo gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts nunmehr, nach einer neueren Annahme vielleicht zuerst von Fogaras her, von Kimpulung aus an den Ausläufern der Karpathen ein selbständiges wlachisches Fürstenthum sich entwickelt hatte. Nun aber vermählte er seine Schwester Helene mit Stefan Duschan, und so bildete sich eine Allianz des gesammten Nordens, die allerdings auch gegen die Magyaren gerichtet war, aber darum doch schwer genug auf die Byzantiner drückte. Mit den Bulgaren, die wieder über den Balkan hinaus griffen, konnte sich Andronikos III. leichter abfinden; ein Vertrag i. J. 1333 gab ihnen einige Städte, wie Diampolis zurück, und vier Jahre später heirathete des Czaren Sohn Michael des Kaisers Tochter Maria. Dagegen zeigte sich Stefan Duschan als ein höchst gefährlicher Feind, der von Anfang an darauf ausging, den Rhomäern wie den Franken in Makedonien und auf der Küste der Adria womöglich alles Terrain abzuwinnen. Dabei kam ihm namentlich der Umstand zu Statten, daß der anfangs mit Andronikos wieder ausgesöhnte griechische General Syrgiannes neuerdings in Ungnade gefallen und nun (1331) nach Serbien geflüchtet war. Dieser half dem König, der bereits Achrida und Prilep gewonnen, bei der Eroberung von Kastoria, und leitete den Stoß der Serben weiter gegen Wodena und Thessalonike, bis er 1332 durch die List des griechischen Feldherrn Sphrantzes Paläologos aus dem Wege geräumt wurde.

Wenige Jahre später griff Duschan auch in die epirotischen Zustände mit Erfolg ein. Der Despotes Giovanni II. von Arta (S. 460), der völlig zum Griechen geworden war, hatte sich zwar der Angriffe der Angiovinen

in Lepanto, Korfu und Durazzo, nicht aber (seit 1327/8) der Uebermacht der Rhomäer zu erwehren vermocht, die damals selbst Joannina gewannen, und weiteres in Aussicht nahmen, als Giovanni 1333 bei dem Tode des mächtigen thessalisch-phokischen Archonten Stefanos Gabrielopulos Melissenos Miene machte, sich eines Theiles seiner nordthessalischen Güter zu bemächtigen. Im J. 1334 vertrieb Andronikos III. persönlich die Epiroten aus Thessalien, zwang dabei zugleich die nach den Gebirgen dieses Landes (S. 460) übergesiedelten Albanesenstämme der Bua, Malakassi und Mesarit, ihm zu huldigen, und bändigte 1335 die Erhebung der Albanesen von Tomor und Berat durch rücksichtslose Verwendung seiner wilden türkischen Söldner. Und als eben damals die epirotische Despina Anna ihren Gatten Giovanni vergiftete, um für ihren zwölfjährigen Sohn Nikephoros II. die Regentschaft zu führen, nöthigte sie der Kaiser, dieselbe niederzulegen, verlobte ihren Sohn mit des Kantakuzenos Tochter Maria, und setzte den Theodor Synadenos als Statthalter der neuen Provinz ein. Nun aber griffen die Serben ein. Kurz zuvor war der romanische Titularkaiser Philipp von Tarent (zu Ende d. J. 1331) gestorben. Sein Bruder Johann von Gravina (S. 460) hatte Philipps Wittwe Katharina und ihrem Sohne Robert von Tarent den lächerlichen Kaisertitel und das Fürstenthum Achaja überlassen, und für sich als „Herzog von Durazzo" mit Anfang d. J. 1333 die Besitzungen der Angiovinen auf der Ostküste der Adria und des jonischen Meeres übernommen. Da er aber schon 1335 in Neapel starb und sein Sohn Karl noch unmündig war, so vermochten seine Agenten bei Duschans Vordringen (1336) im Norden nur Durazzo und einen Theil Albaniens zu halten. Nicht minder schwer wurde die Lage der Byzantiner, die schon 1337 Vallona und Kanina verloren, während in Epirus 1338 und 1339 ein allgemeiner, durch die Anjous unterstützter Aufstand gegen das Reich ausbrach. Den Waffen und der Diplomatie des Kaisers und des Kantakuzenos gelang es nun zwar, bis zum October 1339 diese Bewegung wieder zu dämpfen. Aber schon i. J. 1340 eroberten die Serben alles Land südwärts bis nach Joannina hin, und erzwangen wirklich auch dessen formelle Abtretung.

Parallel mit diesen schwierigen Zuständen auf der Westseite des Reiches waren die Verhältnisse auf der türkischen Grenze keineswegs leichter geworden, obwohl auch hier die Rhomäer noch immer tapfer genug, zuweilen auch mit Glück stritten. Freilich lagen die Dinge hier höchst konfus durch einander. Rhomäer, Rhodiser, Naxier und Domenico von Phokäa, des 1331 verstorbenen Andreolo Cattaneo (S. 468) Sohn, hatten auf Venedigs Antrieb gegen die seldschukischen Corsaren gerüstet und anfangs mit Erfolg gestritten. Nach der albernen Art aber des Mittelalters und namentlich dieser kleinen Mächte gaben sie den Kampf bald wieder auf, und nun ließen sich (1333) die Rhodiser und Naxier durch Domenico bereden, ihm bei der Wegnahme der griechischen Insel Lesbos behilflich zu sein: ein Streich, der zwar den Genuesen von Galata, nicht aber dem Kaiser Andronikos gefiel. Um aber

den Cattaneo wirksam zu bekämpfen, benutzte dieser türkische Hilfe. Die seldschukischen Emirs von Karasi, Ssarukhan und Aidin hatten namentlich 1329 bis 1334 mit ihren Raubschiffen die griechische Küste von Thessalonike bis Rhodosto sehr erheblich gefährdet, zuletzt aber durch die Griechen mehrfache Schläge erlitten. Als aber 1335 der osmanische Sultan Urchan das mysische Karasi seiner Herrschaft unterwarf, schlossen die beiden anderen Emirs eine Allianz mit den Griechen gegen die Osmanen und boten ihnen die Hand auch gegen den Cattaneo. So gelang es, die Genuesen in Lesbos und Phokäa erheblich zu bedrängen. Schon 1336 kam jene schöne Insel wieder in die Hände des Kaisers, und 1340 verloren die Genuesen durch die Erhebung der griechischen Einwohner auch das wichtige Phokäa wieder an das Reich: eine Wendung, die freilich die Verhältnisse zu der schon längst tief verstimmten Colonie Galata nicht verbesserte.

Das Uebelste blieb indessen, daß die Macht der Osmanen sich damals immer stärker konsolidirte. Der ausgezeichnet tüchtige Sultan Urchan hatte an seinem jüngeren Bruder Alaeddin, einem Manne von scharfem Verstande und reicher politischer Einsicht, wie militärischer Erfahrung einen unschätzbaren Gehilfen gefunden. Als der erste der vielen Wessirs des osmanischen Reiches zeigte er sich als ein würdiger Vorgänger der gewaltigen Staatsmänner der hohen Pforte, die später bei dem Sinken der Kraft dieser Dynastie nach des kolossalen Suleiman Ableben noch lange die Schwächen der Padischahs durch ihre Talente zu ergänzen verstanden. Gleich nach der Eroberung von Nikomedia (S. 464) an die Spitze der inneren Verwaltung gestellt, hat Alaeddin die ältesten Formen der Verfassung und Verwaltung des jungen Reiches geschaffen, welche (neben dem Koran und der Sunna) an dem Kanun (Sammlung staatsrechtlicher Satzungen) ihren Rückhalt fanden. Die osmanische Macht basirte bisher territorial auf einer sehr ausgedehnten Anhäufung von Lehensgütern, welche auf Grund seiner Eroberungen Sultan Osman an seine Waffengefährten verliehen hatte. Jetzt gliederte Urchan das osmanische Gebiet in drei Statthalterschaften, Militärdistrikte oder Sandschaks (Fahnen): das alte Stammland Sultan-Oeni im Südosten, das nordwestliche Küstengebiet Kodscha-Ili mit Nikomedia und Nikäa, und Chudawendkiar mit dem Centrum Brusa.

Ganz besonders wirksam war Alaeddin nach Seiten der militärischen Organisation. Er zuerst erkannte die Nothwendigkeit, den osmanischen Reiterheeren ihren rechten Rückhalt für regelrechte Schlachten und Belagerungen in einem wohlgeschulten Fußvolk zu geben. Als aber der Versuch des Sultans und des Kadiasker (Heeresrichter) Kara-Chalil-Tschendereli, eine osmanische Lehnmiliz zu organisiren, nicht die erhofften Ergebnisse nach sich zog, so schritt man 1330 auf den Rath des alten Tschendereli, — der damals wohl schwerlich geahnt hat, zu welchem diabolischen Raffinement die späteren Sultane diese schon in ihrer Entstehung höchst barbarische Schöpfung seiner überlegenen Klugheit ausbilden würden, — zur Einrichtung eines stehenden

Corps, welches aus jungen Christen formirt wurde. Diese jungen Leute wurden ihren Familien mit Gewalt entrissen, zur Annahme des Islam genöthigt, dann aber durch guten Sold und andere Vortheile und Lockungen eng an das Interesse des Sultans geknüpft. Der gefeierte Derwisch Hadschi-Begtasch von Sulidsche-Kenarijun bei Amasia gab dieser „neuen Truppe" (Jeni-Tscheri) die Fahne, den Namen und die Weihe, indem er den Aermel seines weißen Filzmantels über den Kopf eines dieser Soldaten legte. Begtasch ist der Schutzpatron der „Janitscharen" geblieben, die (anfangs nur tausend Mann stark) durch freiwilligen Zulauf aus der tief heruntergekommenen christlichen Bevölkerung Asiens schnell bedeutend an Zahl zunahmen und als eine Art soldatischer Brüderschaft, zum Andenken an jene Weihe zu ihrer Kopfbedeckung einen langen, nach hinten herabhängenden weißen Streifen fügten, der des Begtasch Aermel darstellen sollte.

Aus den Türken allein dagegen wurde neben der Lehnsreiterei damals auf Alaeddins Rath nun auch noch eine besoldete, regelmäßige Kavallerie, zunächst 2400 Pferde stark (später bis auf 16,000 vermehrt), geschaffen, denen, in vier Schwadronen (Beulukiat-Erbea) gegliedert, wie sie waren, die große Reichsstandarte anvertraut wurde. Zu diesen theils besoldeten, theils als Lehnssoldaten auftretenden Kriegern kamen drittens noch die Massen unregelmäßiger Leute zu Fuß und zu Roß.

War nun die ganze Begabung des osmanischen Zweiges der Türken andauernd vorzugsweise eine kriegerische, so erhielt ihr ungestümer Kriegergeist, der früh genug ihre Heerlager zu Gegenständen des Schreckens wie der widerwilligen Bewunderung auch des Abendlandes werden ließ, durch den Islam, den sie viel energischer repräsentirten, als einst die Araber der alten Khalifen, noch höheren Schwung, und ihr Leben im Felde durch die alte Einfachheit ihrer Sitten noch eine sehr erhebliche Förderung. Abgesehen von den Seldschuken in Karasi, so hatten das gerade die Rhomäer immer unangenehmer zu empfinden. Ein bithynischer Strich jenseits des Sangarios ging 1333 (es war das Jahr, in welchem Alaeddin starb, und Urchans Sohn Suleiman sein Nachfolger als Wessir wurde) an die Osmanen verloren, und im folgenden Jahre wurde durch Timurtasch auch der nikänische Hafenplatz Kibotos (Kios, j. Ghiumlek) angegriffen und im folgenden Frühling gewonnen. Nach dessen Beispiele entschlossen sich jetzt immer mehrere dieser griechischen Seeplätze, die Hoheit Urchans anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen; dafür behielten ihre Bürger Freiheit und Eigenthum und waren aller sonstigen Belästigung überhoben.

Noch blieb dagegen den Osmanen die Balkanhalbinsel verschlossen. Allerdings machte Urchan, durch die Allianz der Griechen mit seinen seldschukischen Nachbarn erbittert, i. J. 1337 den Versuch, in der Hoffnung auf die Connivenz der, wie wir sahen, damals mit Andronikos III. zerfallenen Genuesen von Galata, in unmittelbarer Nähe von Constantinopel festen Fuß zu fassen. Die Landung aber bei Rhegion (S. 463) in der Campagna der Haupt-

stadt führte zu einer schweren Niederlage der Angreifer. Kantakuzenos und Andronikos III., die mit schwacher Macht höchst energisch auf die Osmanen sich warfen, brachten diesen einen Schlag bei, der in Constantinopel mit wahrer Begeisterung gefeiert wurde. Die Festsetzung der neuen Herren des Orients in Europa sollte erst in einer Zeit erfolgen, wo der vorzeitige Tod des vielgeplagten Andronikos III. (15. Juni 1341) zu unheilvoller Zersetzung des hoffnungslos versinkenden Reiches der Rhomäer den Anstoß gegeben hatte.

Drittes Kapitel.

Stefan Duschan, Kantakuzenos, und der Uebergang der Osmanen nach Europa.

Der Tod des dritten Andronikos ist, trotz mancher Schwächen auch seiner Regierung, doch für den Rest des byzantinischen Reiches nach allen Seiten hoch verderblich geworden, und ließ sofort auf allen Grenzen gefährliche Feinde der neuen Regierung ins Feld rücken. Andronikos III. war in erster Ehe mit Agnes (Irene) von Braunschweig (1318 bis 1324), und nach deren Tode seit 1325 mit Anna (Johanna), Tochter der Herzogs Amadeus V. von Savoyen vermählt gewesen. Sein 1332 geborener Sohn Johannes V. war nur erst ein unmündiger Knabe, für den die Mutter die Regentschaft führen sollte. Es war nur die geringste Schwierigkeit für sie, daß sofort (schon im Juli 1341) die Venetianer mit Entschädigungsforderungen wegen mancherlei erlittener Unbill vor sie traten. Dieselben konnten um so weniger abgeschlagen werden, als die Regentin schnell genug in schlimme innere Verlegenheiten gerieth und an den Abschluß einer Anleihe in Venedig dachte. Während diese Unterhandlungen noch schwebten, gelang es der diplomatischen Geschicklichkeit des Kantakuzenos, einen drohenden Bulgareneinfall ohne Kampf abzulenken. Dagegen war es nicht zu verhindern, daß auf der Stelle in Aetolien und Akarnanien unruhige Bewegungen eintraten; noch viel weniger, daß Stefan Duschan seine Eroberungen bis vor die Marken von Thessalonike ausdehnte, während im Süden der gefürchtete Emir Omarbeg von Aidin mit seinen Raubzügen das fränkische und das byzantinische Griechenland in gleich heilloser Weise heimsuchte.

Weitaus am verderblichsten aber sollte der Ausbruch eines neuen dynastischen Krieges wirken. Selbstlose Treue gegenüber den Interessen des Reiches und der Dynastie war damals in der höheren byzantinischen Gesellschaft so wunderselten geworden, daß eigentlich jeder jedem das schlimmste zutraute und demgemäß seine Stellung nahm. Bei den intimen Beziehungen, die zwischen Andronikos III. und dem Großdomestikus Kantakuzenos früher bestanden hatten, und bei dem allbekannten Ehrgeiz des ebenso begabten, wie in Intriguen geübten Staatsmannes erwarteten seine Freunde und fürchteten seine Gegner, — und mit ihnen die weder durch höhere Einsicht, noch durch

edlen Charakter, noch auch durch Interesse für das griechische Reich ausgezeichnete Regentin, daß er jetzt darauf ausgehen werde, die Krone an sich zu reißen. Es hat ihm weder damals, — noch später gegenüber vielen älteren und modernen Historikern, — etwas genützt, daß er selbst mit Bestimmtheit geleugnet, damals mit solchen Plänen umgegangen zu sein. Als der schroffe und energische Alexios Apokaukos (S. 462) sah, daß der Großdomestikus seinen Sitz im Kaiserschloß nahm, um die Vormundschaft über den jungen Kaiser an sich zu ziehen, und sich mit einer starken Leibwache umgab, glaubte er die Krisis nahe und rieth seinem bisherigen Freunde, nicht lange zu zaudern. Sobald er aber sah, daß Kantakuzenos den erwarteten Schritt nicht that, setzte er als echter Grieche dieser Zeit voraus, der Großdomestikus handle nur als feiner Egoist und gehe als schlauer Spieler nur darauf aus, seine alten Freunde um jeden Antheil an dem Gewinn der Usurpation zu betrügen. Da entschloß sich Held Apokaukos kurz, trat auf die Seite der Regentin, und wurde die Seele aller gegen Kantakuzenos gerichteten Intriguen, die den letzteren endlich doch zur Empörung getrieben haben. Noch hatte



Münze von Stefan Duschan.

dieser es ertragen, daß Anna den ehrgeizigen Patriarchen Johannes von Apros an die Spitze des Regentschaftsrathes stellte. Als aber die Lage der auswärtigen, namentlich der serbischen und türkischen Beziehungen es nöthig machte, in Thrakien ein Heer aufzustellen, mochte Kantakuzenos dessen Commando nicht aus der Hand geben, sondern trat selbst an dessen Spitze. Damit nahmen die Intriguen von beiden Seiten einen schlimmen Charakter an. Kantakuzenos, der allen Grund hatte, die wachsende Kühnheit seiner Gegner zu fürchten, verschanzte nicht allein sein Schloß Empythion bei Didymoteichos, sondern knüpfte auch mit dem serbischen Häuptling Johannes Liberis, der Duschans Truppen in Makedonien befehligte, Verbindungen an und schloß durch dessen Vermittlung mit dem Serbenkönig einen für diesen günstigen Frieden. Was er hier aufgab, hoffte er im Süden ohne Kampf für das Reich wiedergewinnen zu können. In Achaja nemlich, wo feudale Anarchie, noch mehr aber katalanische und türkische Angriffe den alten Wohlstand immer schlimmer ruinirten, war neuerdings ein großer Theil der fränkischen Barone und der Gasmulen höchst unzufrieden mit der Regierung der (S. 470) romanischen „Kaiserin" Katharina von (Valois-) Tarent, die nach ihres Gatten Tode gänzlich durch ihren neuen Geliebten, den berühmten Florentiner Nicolò

Acciajuoli, bestimmt wurde. Dieser aber, den sie 1340 bei der Rückkehr nach Unteritalien zu ihrem Statthalter in Morea bestellt hatte, machte bei einer Reise nach Brindisi im Juli 1341 seinen Vetter Jacopo di Donato zu seinem Stellvertreter. Der Unwille nun über diese Zustände veranlaßte eine starke Partei in Morea, im Spätsommer den Kantakuzenos zu beschicken und ihn zur Uebernahme des Landes aufzufordern: sie alle wären bereit, sich dem Reiche der Rhomäer zu unterwerfen, falls ihnen nur ihre Lehen sichergestellt würden.

Kantakuzenos war hoch erfreut, und begann mit Ende September 1341 bei Didymoteichos kräftig zu dem für den Anfang i. J. 1342 nach Morea zu richtenden Feldzuge zu rüsten. Da schlugen aber seine Gegner in Constantinopel los: sein energischer Widersacher Apokaukos wurde zum Präfekten der Residenz ernannt, und schritt sofort zur Verhaftung der Freunde und namhaften Anhänger des Großdomestikus, während der dienstbereite Pöbel der Weltstadt ihre Häuser plünderte. Nun kam die Selbstzerfleischung des Rhomäerthums in vollen Fluß. Auf die Herausforderung des Apokaukos antwortete Kantakuzenos, indem er sich zu Didymoteichos als Kaiser ausrufen, und am 26. October 1341 durch den Bischof dieser Stadt als Johannes VI. krönen ließ. Ein Schachzug, den die Hofpartei durch Verhaftung und grausame Mißhandlung seiner edlen Mutter Theodora und (19. November 1341) durch die feierliche Krönung des jungen Johannes V. und die Ernennung des Apokaukos zum „Großherzog" (Oberadmiral) erwiderte. Als nun der offene Krieg ausbrach, zeigte sich zunächst der letztere an Umsicht und Thatkraft dem Kantakuzenos überlegen, der nur die aristokratische Partei in den Städten für sich hatte, während die lokalen Behörden und die Massen zu der Regentin Anna hielten. So geschah es, daß Apokaukos seinem Gegner einen großen Theil Thrakiens und viele seiner persönlichen Besitzungen entreißen konnte. Adrianopel wies den Gegenkaiser ab und rief sogar die Bulgaren zu Hilfe, die jedoch durch Kantakuzenos' Gewandtheit wieder zum Abschluß eines Friedens bestimmt wurden. Bald suchten beide Parteien fremde Hilfe. Während Johannes Angelos, ein energischer und begabter Verwandter des Kantakuzenos, der bisher Statthalter von Epirus gewesen, und jetzt zu Anfang d. J. 1342 auf Lebenszeit zum Befehlshaber in Thessalien ernannt worden war, noch durch die Unruhen in Akarnanien aufgehalten wurde, hatte der Gegenkaiser auf Grund einer älteren Bekanntschaft mit dem gefürchteten Emir Omarbeg von Aidin, der übrigens von griechischer Bildung nicht unberührt war, Verbindungen angeknüpft. Anna dagegen schloß nunmehr (25. März 1342) mit Venedig wieder auf sieben Jahre Freundschaft und erzielte gegen Verpfändung der Kronjuwelen des Reiches, (die niemals wieder ausgelöst und daher dem Kirchenschatze von S. Marco überwiesen wurden) eine Anleihe von 30,000 Ducaten. Einstweilen schnellte die Schaale des Kantakuzenos bedenklich empor. Das Jahr 1342 verlief für ihn so unglücklich, daß er Thrakien, (wo nur noch das bereits von den Gegnern blokirte Didymoteichos in seiner Hand blieb,) räumen und nach einem verfehlten Ver=

sich auf Thessalonike die bewaffnete Hilfe Omarbegs, und zugleich die des serbischen Königs in Skopje anrufen mußte. Beide waren bereit, ihn zu unterstützen, — Duschan freilich mit der schlimmen Absicht, den Griechen dabei möglichst viel Terrain abzugewinnen. Inzwischen hatte aber auch des Kantakuzenos in Didymoteichos blokirte Gemahlin Irene die Bulgaren herbeigerufen, die nun zwar die Truppen der Regentin Anna vertrieben, aber auch die Aufnahme in die Festung verlangten, deren künftigen Besitz ihnen die thörichte Dame für den Fall zugesagt hatte, daß ihr Gatte den Tod finden sollte. Als sie jetzt ihnen die Thore verschloß, eröffnete Czar Alexander den Angriff. Da traten endlich Omarbegs Türken siegreich dazwischen, trieben die Bulgaren auseinander, und suchten dann dem Kantakuzenos die Hände zu reichen, der bereits mit serbischer Hilfe die Festung Serrä belagerte. Als aber gleich nachher es wieder zwischen diesem und Duschan zum Bruch kam, der durch Intriguen von Constantinopel her gefördert wurde, und auch Omarbeg momentan zur Rückkehr nach Asien genöthigt war: da schien die Sache des Gegenkaisers wirklich verloren zu sein.

Da rettete diesen die Energie des Johannes Angelos, der ihm i. J. 1343 aus Thessalien ein starkes Corps rüstiger, (großentheils geworbener wlachischer) Krieger zuführte, mit welchen nun zahlreiche Städte des südlichen Makedoniens erobert werden konnten. Nur Thessalonike wurde durch die Schnelligkeit gerettet, mit welcher Apokaukos eine starke Flotte nach diesem wichtigen Centralplatze führte. Die Rückkehr dagegen des Omarbeg nach dem Kriegsschauplatze machte es dem Kantakuzenos möglich, den Paß von Christopolis zu erobern und den Krieg von Didymoteichos aus mit neuer Kraft zu führen. Bald aber sah sich Omarbeg in einen zweiten Krieg verstrickt. Auf Antrieb nämlich der Curie war 1342 eine Coalition der Venetianer, der Rhodiser, der Dynasten des Archipelagus, und des Königs von Cypern zu Stande gekommen, (die sog. Union), und gegen Ende des Sommers 1343 führte der tapfere Genueser Martin Zaccaria, Baron von Thamala, die vereinigte Flotte von Euböa nach Aidin und eroberte am 28. Oktober die Stadt Smyrna, wo nun ein langwieriger Kampf entbrannte. Und gleich nachher, i. J. 1344 gelang es der Regentin Anna, sowohl die Bulgaren wie die Serben für sich in Bewegung zu setzen.

Nichtsdestoweniger erhielt jetzt Kantakuzenos das Uebergewicht. Der bulgarische Czar riß zwar die Städte Philippopolis, Tschepina, Stenimachos, den versprochenen Preis seiner Hilfe, schnell genug an sich; sie sind damals den Rhomäern für immer verloren gegangen. Aber gegen Kantakuzenos hat er gar nichts ausgerichtet. Dieser dagegen zog den wilden bulgarischen Freibeuter Momtschilo mit 5000 serbischen und bulgarischen Landsknechten in sein Interesse, der dann freilich nach einiger Zeit durch Apokaukos wieder zum Abfall bestimmt wurde, in der Chalkidike plünderte, und sich zu Xantheia am Südfuße der Rhodope festsetzte. Dafür glückte es einem neuen türkischen Corps, welches Omarbeg nach der Halbinsel Pallene im Mai 1344 schickte,

(obwohl die mitwirkende Flotte durch die der Union zerstört wurde) in der Chalkidike ein starkes serbisches Heer zu vernichten. Nun konnte Kantakuzenos mit Duschan und Alexander Frieden schließen und immer erfolgreicher in Thrakien sich ausdehnen. Und als Omerbeg im Januar 1345 die Franken bei Smyrna schwer geschlagen, und nachher im Sommer seinen griechischen Freunden den wilden Momtschilo bei Peritheorion hatte überwältigen helfen; als ferner der herrische und gegen politische Gegner höchst rücksichtslose Apokaukos bei der Inspektion der in einem alten Palast der Residenz für zahlreiche Staatsgefangene neu hergestellten Kerker von mehreren erbitterten Gefangnen hohen Ranges auf dem Hofe dieses Schlosses mit Holzscheiten und Aexten todtgeschlagen worden war (11. Juni 1345), da wurde die Sache der Regentin Anna hoffnungslos. Ihr Name wurde mit Recht allgemein verhaßt, als sie zur Rache sämmtliche politische Gefangene grausam ermorden ließ. Noch niederträchtiger war es, daß das schlechte Weib, als sie jetzt die Hilfe der Osmanen anrief, dem Sultan Urchan die Erlaubniß zusprach, die Unterthanen ihres Gegners als Sklaven nach dem Orient zu schleppen. Bald aber (1346) entriß ihr die Diplomatie des Kantakuzenos auch diesen Verbündeten, der durch die Allianz der Regentin mit Ssaruchan nicht aufgewogen werden konnte. Nur daß der Gegenkaiser wahrscheinlich die Anwendung jener infamen Klausel wegen der auszuführenden griechischen Sklaven stillschweigend jetzt gegen Annas Volk zuließ; nur daß er sich entschließen mußte, seine Tochter Theodora in den Harem des Sultans zu senden.

Der Krieg, der von beiden Seiten mit furchtbarer Rücksichtslosigkeit und Raubgier geführt wurde und namentlich das östliche Thrakien gänzlich ruinirte, nahm zum Glück doch noch ohne entscheidende Mitwirkung der Türken ein Ende, als in Constantinopel die Ueberzeugung durchdrang, daß Kantakuzenos viel eher zu einer umfassenden Versöhnung geneigt sein würde, als die savoyische Regentin. In dieser Zeit, wo die griechische Kirche wiederholt durch innere Gegensätze zerrüttet wurde, wie namentlich durch den der Palamiten und Barlaamiten, war endlich auch die Orthodoxie des Patriarchen Johannes von Apros verdächtig geworden, und Anna hielt zu den Gegnern des ihr verhaßt gewordenen herrschsüchtigen Staatsmannes. Mit Hilfe einer Synode führte sie seinen Sturz herbei. Aber während nun eben die Anhänger des Hofes nur für diese Wendung interessirt waren, öffneten die Freunde des Friedens dem Gegenkaiser (3. Februar 1347) das „Goldene Thor", und so konnte Kantakuzenos sich der durch Michael VIII. zur Zeit der angiovinischen Kriegsgefahr aufs stärkste neu befestigten Hauptstadt ohne Kampf bemächtigen. Nun mußte die Regentin nachgeben. Am 8. Februar kam der neue grundlegende Vertrag zu Stande. Kantakuzenos wurde als Kaiser anerkannt (die Krönung erfolgte am 21. Mai in der Blachernenkirche); zehn Jahre sollte er allein regieren, dann aber dem jungen Johannes V., (der am 29. Mai mit seiner Tochter Helena vermählt wurde,) seinen Antheil an

der Herrschaft übergeben. Dazu wurde eine allgemeine Amnestie verkündigt, und alles Grundeigenthum den rechten Eigenthümern zurückgegeben.

Wenn Kantakuzenos, — wie seine Gegner behaupten, — wirklich die Hauptschuld an dem nun abgeschlossenen dynastischen Kriege getragen hat, so hätte er eine furchtbare historische Schuld auf sich geladen. Denn dieser Krieg hat in der That dem byzantinischen Reiche den Stoß versetzt, von dem es sich niemals wieder zu erholen vermochte. Mit dem Zustand im Jahre 1347 verglichen, war die Lage der Rhomäer noch unter Andronikos III. glänzend zu nennen gewesen. Aeußerlich angesehen, so hatte das schon damals nicht mehr sehr ausgedehnte Reich während der letzten inneren Kämpfe an die Serben und Bulgaren erhebliche Stücke verloren. Noch mehr, ganz zuletzt war auch die reiche Insel Chios für immer an die Genuesen verloren gegangen. Die „Union" freilich hatte dazu die Hand anfangs nicht bieten wollen. Als aber im Sommer 1346 eine neue Flotte dieser Coalition, die unter dem Dauphin Humbert II. von Vienne Smyrna gegen die Seldschuken vertheidigen sollte, trotz des Widerspruches der Regentin Anna die Insel Chios mit Gewalt zur Basis ihrer Operationen machen wollte, so eilte der eben damals mit 29 von einer Anzahl reicher Bürger ausgerüsteten Kriegsschiffen nach dem schwarzen Meere bestimmte genuesische Admiral Simone Vignosi (von der Partei der Popolanen oder Demokraten), der in des Dauphins Plane nur ein Manöver der Venetianer erkannte, — sich (16. bis 20. Juni) 1346 durch raschen Handstreich der Insel zu bemächtigen; am 12. September ergab sich auch das Schloß der Hauptstadt. In den Tagen vom 18. bis 20. September eroberte derselbe Admiral auch Phokäa (S. 468) wieder. Die griechischen Einwohner wurden unter sehr günstigen Bedingungen zu genuesischen Staatsbürgern gemacht. Die Eroberer aber schlossen mit ihrer einheimischen Regierung am 26. Februar 1347 einen Vertrag, welcher die neuen Erwerbungen politisch, militärisch und juristisch unter die Hoheit der Republik Genua stellte. Die Steuern und der Mastixhandel sollten der aus den Eroberern gebildeten Aktiengesellschaft oder „Maona" (wohl aus dem arabischen Ma'unah gebildet) zufallen, die von Constantinopel aus um so weniger gestört wurde, je trotziger die Colonie in Galata die Sache ihrer Landsleute vertrat. Die Maonesen, die im Jahre 1362 die Gesellschaft auf Grund eines neuen Vertrages fortsetzten, gaben darauf sogar ihre Familiennamen auf und nannten sich alle „Giustiniani"; (wahrscheinlich weil ein Palazzo dieses Namens in Genua Eigenthum der Compagnie geworden war).

Als nun Kantakuzenos die Herrschaft antrat, bestand das Reich in der That nur noch aus einigen großen, theilweise nur durch das Meer zusammenhängenden Trümmern der glänzenden Monarchie des ersten Paläologen. In Asien war außer einigen Punkten der Küste und einem nicht sehr großen Gebiet östlich vom Bosporus hauptsächlich noch das starke Philadelphia

ein werthvoller, aber durch die Emirate Aidin und Ssarukhan von der See getrennter Besitz der Rhomäer. Im Archipelagus gehörten ihnen noch mehrere Inseln, im Peloponnes das „Thema“ Misithra. Das alte thrakische Kernland war auf der Nordseite durch die Bulgaren nicht unerheblich angenagt; die nördliche Grenze zog sich jetzt von Sozopolis aus, etwa eine Tagereise nördlich von Adrianopel, bis zur Rhodope, und lief dann bei Christopolis hinab zum ägäischen Meere. Hier nun trennten die neuen Eroberungen der Serben, die 1345 Amphipolis und die Umlande von Philippi bis zum See von Bolbe besetzt hatten, den Osten von dem Reste der makedonischen Kantone der Rhomäer, die hier noch einen Theil der Chalkidike, deren drei Halbinseln, Thessalonich, und das südliche Land bis zum Olympos behaupteten, wo nun die thessalischen, albanesischen, epirotischen, ätolisch-akarnanischen Provinzen angrenzten, so weit hier nicht die Angiovinen und die Serben sich ausgebreitet hatten.

In den Kernländern aber des Reiches hatte der Bürgerkrieg, durch welchen der politische Zusammenhang so stark erschüttert, die Macht der raubgierigen Nachbarn so sehr gesteigert worden war, Wohlstand, Handel, Landwirthschaft und Industrie in höchst unheilvoller Weise zerrüttet, und die Widerstandskraft selbst der zähen griechischen Bevölkerung, die auf der Peripherie gegenüber den Türken, den Bulgaren, den Serben und Albanesen überall im Rückgange sich befand, erheblich geschwächt. Die ungeheure Calamität endlich, welche gegen Mitte des 14. Jahrhunderts das griechische Reich (seit 1347) nicht minder hart heimsuchte, wie nach einander die bis dahin so volkreichen Länder des Westens, die unter dem Namen des „schwarzen Todes“ bekannte furchtbare Epidemie, die unter anderem im Jahre 1348 in Constantinopel acht Neuntel der Bevölkerung hinweggerafft haben soll, mußte dem alternden Volke der Rhomäer noch gefährlicher werden, als der noch frischen Jugendkraft seiner gefährlichen türkischen und südslawischen Nachbarn.

Kantakuzenos war nun der Riesenaufgabe, die sich ihm entgegenstellte, nur unvollkommen gewachsen. Die Anhänger der Paläologen wurden sehr bald dadurch gereizt, daß der neue Kaiser gegen seinen Sohn Matthäos, der wider die geschlossenen Verabredungen dahin trachtete, Nachfolger seines Vaters im Kaiserthum zu werden, eine gefährliche Nachgiebigkeit bewies, und demselben, der sich gegen Ende des Jahres 1347 sehr zweideutig gezeigt hatte, das Land von Didymoteichos bis Xantheia mit fürstlicher Gewalt zur Verwaltung überließ. Ebenso ungern sahen es die Paläologen, daß Kaiser „Johannes VI.“ zu Ende des Jahres 1348 seinen zweiten, übrigens hochbegabten Sohn Manuel, einen der wackersten Griechen dieser Zeit, als Despotes auf Lebenszeit mit der Herrschaft in Misithra betraute: übrigens sehr zum Vortheil dieses Landes, dessen neue Blüthe glänzend abstach gegen die entsetzliche Misère in dem fränkischen Morea, wo unter der Herrschaft des Fürsten Robert von Tarent (1346—1364), der seit dem Tode seiner Mutter Katharina auch „Kaiser von Romanien“ hieß, die wildeste feudale

Anarchie und die Verheerungen der türkischen Corsaren immer schlimmere Fortschritte machten. Für das griechische Reich wurde es nun aber sehr unangenehm, daß Kaiser Johannes Kantakuzenos in seiner überaus schwierigen Lage, und bei der traurigen Nothwendigkeit, immer neue fremde, namentlich türkische Söldner werben zu müssen, in erster Linie auf die Anhäufung stets bereiter Geldmittel zu denken hatte. Unter diesen Umständen war auch seine Finanzwirthschaft eine drückend fiskalische; mehr noch, zweimal (allerdings unter Zustimmung des ihm geneigten Klerus) verwendete er auch kirchliche Mittel zu militärischen Zwecken, darunter sogar eine Summe, welche die russische Kirche 1350 als Beitrag zur Herstellung des 1346 durch ein Erdbeben stark beschädigten Sofiendoms nach Constantinopel geschickt hatte. Eine Finanzfrage trieb ihn auch sehr schnell in Conflikt mit den Genuesen in Galata. Die Unverschämtheit, mit welcher die letzteren die auch von Johannes VI. betriebene Förderung der griechischen Marine als Motiv zum Groll aufnahmen, wurde nur überboten durch die selbstsüchtige Wuth, mit welcher sie auftraten, als der Kaiser in Constantinopel die Einfuhrzölle ermäßigte, um zu Gunsten seiner Finanzen die alles absorbirende Konkurrenz von Galata zu schwächen. Sie begannen in der That im Sommer 1348, als Kantakuzenos gerade in Didymoteichos krank lag, den offenen Krieg, der namentlich mit Zerstörung vieler griechischer Schiffe und Sperrung der Zufuhr nach Constantinopel seinen Anfang nahm. Nun scheiterten zwar die Angriffe der Genuesen auf die Hauptstadt im Herbst 1348 vollständig, und im Frühjahr 1349 geriethen sie sogar selbst in die höchste Gefahr. Dann aber machte sie ein Seesieg über die griechische Flotte so übermüthig, daß weder der Kaiser, noch ein Befehl aus Genua sie zur Zahlung einer Entschädigung und zur Räumung der inzwischen eigenmächtig okkupirten Höhen bei Galata bestimmen konnte. Ebensowenig freilich dachte die Republik selbst ernstlich daran, das geraubte Chios den Rhomäern zurückzustellen.

Besser stand sich Kantakuzenos mit den Venetianern, die 1349 ihre alten Verträge erneuerten, und namentlich 1350 den lockenden Antrag des serbischen Herrschers Duschan, ihm gegen Ueberlassung des Despotats Epirus und von Pera zur Eroberung des griechischen Reiches zu helfen, kühl ablehnten. Nun aber brach in demselben Jahre 1350 in Folge des Versuchs der Genuesen, die Söhne des h. Markus gänzlich aus dem schwarzen Meere zu verdrängen, ein neuer furchtbarer Seekrieg aus zwischen Genua und Venedig, der auch die Rhomäer stark in Mitleidenschaft zog. Die Kaperei in sämmtlichen griechischen Gewässern nahm einen ungeheuren Umfang an, und den vergeblichen Versuch des mit der naxischen Flotte vereinigten Venetianers Marco Ruzzini, im September Galata zu überrumpeln, rächte während der weitern Kreuzfahrten der Venetianer im schwarzen Meere der Maonese Vignosi, indem er im Oktober 1350 von Chios aus Euböa angriff. In Negroponte wurden die Quartiere der Venetianer und der Juden zerstört. Nun warb Venedig verschiedene Bundesgenossen, namentlich den König

Peter IV. von Aragon und die Terzieri von Euböa. Mehr aber, auch der Kaiser Kantakuzenos wurde im Sommer 1351 durch energische Demonstrationen des Admirals Nicolò Pisani, der Galata erheblich beschädigte, unter sehr günstigen Bedingungen zum Anschluß an Venedig genöthigt, was ihm übrigens damals die unerhörte Frechheit der Genuesen nicht gerade schwer machte. Nun begannen Venetianer und Rhomäer die regelmäßige Belagerung von Galata, welches zerstört werden sollte. Als aber die Venetianer den Kampf gegen Galata den Griechen allein überließen, stockten die Fortschritte. Die Entscheidung erfolgte erst zu Anfang des J. 1352. Die Genuesen hatten die Hilfe der Osmanen angerufen, die auch ein Corps nach dem Bosporus schickten, welches bei der Hauptschlacht mitwirkte. Diese erfolgte, als am 13. Februar die venetianisch-katalanische Flotte bei dem Arsenal Heptaskalon (jetzt Katerga-limani, einem Kai von Constantinopel an der Propontis) mit den Rhomäern sich vereinigt hatte und nun sofort die genuesische Flotte des Admirals Paganino Doria energisch angriff. Die mörderische Schlacht wurde im Bosporus bei Galata (zwischen dem j. Topchane und Beschiktasch) ausgefochten. Die Genuesen erlitten allerdings furchtbare Verluste. Da jedoch die Spanier und Venetianer durchaus nicht durchschlagend gesiegt hatten und nach dem Kampfe das Abendland aufsuchten, so konnten die Genuesen mit osmanischer Hilfe den isolirten Kantakuzenos nöthigen, von der Allianz mit Venedig zurückzutreten und mit Galata (6. Mai 1352) einen neuen Vertrag zu schließen.

Die militärische Schwäche des Kaisers Johannes VI. gegenüber den Seemächten fand ihren stärksten Grund in dem Drucke, den die junge serbische Macht unaufhörlich auf das Reich ausübte. Die Zeit war für die Rhomäer vorbei, wo ihre schlaue Diplomatie einen ihrer feindlichen Nachbarn gegen den andern „ausspielen" konnte. Der einzige Machthaber, auf den sich Kantakuzenos sowohl der zweideutigen Freundschaft der Osmanen, wie der Feindschaft Duschans gegenüber hätte sicher stützen können, der Emir Omarbeg von Aidin war schon 1346 im Kampfe mit den Truppen der „Union" bei Smyrna gefallen. (Seine Brüder schlossen dann 1348/49 mit Rom und Venedig Frieden, und Smyrna blieb in den Händen der Rhodiser und eines päbstlichen Statthalters.) Nun hatte Stefan Duschan, der 1345 mit dem Gewinn des untern Strymonthales, sowie der Städte Serrä und Amphipolis das ägäische Meer erreichte und das Reich der Rhomäer (S. 479) quer durchschnitt, auch im sogenannten Friedensstande immer neue Schritte zum Schaden der letzteren unternommen. Es war nicht mehr zu verkennen, daß der kühne südslawische Held sehr bestimmt dahin arbeitete, seine Herrschaft auf der Balkanhalbinsel an die Stelle jener der Paläologen und Kantakuzenen zu setzen. Eine unverhüllte Drohung war es, daß der König im J. 1346 den Erzbischof Joannitij II. zu Ipek zum serbischen Patriarchen erhob, und sich selbst dann zu Skopje durch diesen Kirchenfürsten und den Patriarchen Symeon von Ternovo zum Czaren oder Kaiser der Serben und der

Griechen krönen ließ, während er seinen Sohn Stefan zum König erhob und ihm die serbischen Erblande überwies. Dann aber suchte er seine Stellung auf alle Weise innerlich und äußerlich zu stärken. Für die Blüthe, den Wohlstand und die innere Ordnung seines Reiches lebhaft thätig, hat er namentlich das serbische Landrecht codifiziren lassen und unter dem 21. Mai 1349 als Gesetzgebung („Zakonik") veröffentlicht. Dabei war der Klerus sehr thätig und einflußreich gewesen. Als charakteristisch wird dabei hervorgehoben, daß die Kirche in Serbien nur dem Czaren und dem Patriarchen Steuern zu entrichten hatte. Der Adel hatte nur Kriegsdienste zu leisten, sonst keine Steuern zu zahlen. Der Bauer war frei und wurde, von mäßigen Frohnleistungen abgesehen, in seinen Rechten geachtet und geschützt. Die Rohheit der Justiz und der Strafen war nicht ungewöhnlich groß. Noch hielt das Gesetzbuch an der Sitte der sog. Gottesurtheile fest. Sonst richteten die serbischen Männer in allen Fällen, die nicht (wie Felonie, Blutschande, endlich Mord und Todtschlag an Leuten vom Adel verübt) vor den Czaren selbst kamen, nach den verschiedenen Ständen in Schwurgerichten über ihres Gleichen.

Dabei verstand es der serbische Czar, auch die Albanesen und die Griechen in seinen neuen Provinzen für sich zu gewinnen. In den eroberten Ländern, deren Burgen Duschans serbische oder geworbene (türkische, tatarische, italienische, deutsche) Truppen besetzt hielten und deren Verwaltung seine Beamten und Heerführer übernahmen, bestätigte der Czar überall die alten Privilegien und Schenkungen der griechischen Kaiser. Die griechische Bevölkerung wurde gewonnen, indem Duschan, — der neben den Formen des abendländischen Ritterthums und Feudalismus der griechischen Civilisation, den byzantinischen Sitten, Bräuchen, Formen des Hofhaltes und der Rangordnung, immer mehr Raum in seinem Lande gewährte, — auch der Eitelkeit der Großen schmeichelte, sonst aber namentlich die gemeinsame Religion als Mittel zur Annäherung benutzte. Besonders die Klosterwelt des Athos erfreute sich seiner Gunst. Dieses Glied der griechischen Kirche, wo der griechische Adel und Andronikos II. mit freigebiger Hand die durch die Katalanen angerichteten (S. 456) Schäden gut gemacht, letzterer dann 1312 den Protos dem Patriarchen der Hauptstadt unterstellt, dagegen die thatsächliche Losreißung von dem Bisthum Hierissos geduldet hatte, wurde durch Kantakuzenos außerordentlich gefeiert. Aber seit 1345 suchten ihn Duschan und seine bulgarische Gemahlin womöglich zu überbieten.

Nach Außen hin pflegte der Czar die besten Verhältnisse mit Ragusa und namentlich mit Venedig. Nicht nur, daß er (1350) mit der Republik der Lagunen gegenseitige Handelsfreiheit stipulirte, und die Venetianer, welche die Handelsplätze seines Reiches, wie Skopje, Novo Brdo, Prizren viel besuchten, eifrig begünstigte: er wäre gern auch mit ihnen in intime politische Allianz getreten, wie er auch 1348 in einem Conflict zwischen Venedig und dem mächtigen König Ludwig I. dem Großen von Ungarn (1342—1382) als Vermittler auftrat. Die klugen Venetianer hüteten sich aber wohl, sich

mit ihm zu verbünden; kühle, freundliche Reserve war ihr Programm gegenüber dem Czaren, dessen Familie sie allerdings (25. Mai 1350) in ihr Patriciat aufgenommen, dem sie aber wiederholt das Bündniß gegen die Byzantiner abgeschlagen haben. Auch mit den Angiovinen auf seiner Küste hielt Duschan Frieden, da einerseits die damaligen Zustände in Unteritalien das Haus Anjou ganz ungefährlich machten, andrerseits die Herrschaft über Durazzo nach des Herzogs Karl (S. 470) Tode 1348 in der Hand eines unmündigen Kindes sich befand.

Um so rücksichtsloser ging Duschan im Süden gegen die Rhomäer vor. Joannina, Arta, Akarnanien, das makedonische Berrhöa fielen in seine Hand. Als 1349 der tapfere Statthalter von Thessalien, Johannes Angelos, starb, ließ er durch seinen „Cäsar" Preliub auch dieses Land an sich reißen, so daß sein Reich jetzt bis zu den Golfen von Arta und Volo sich ausdehnte. Duschan selbst bedrohte nun auch Thessalonich. Da griff Kantakuzenos endlich kräftig und nicht ohne Glück zu. Mit Hilfe fremder, namentlich türkischer Söldner wurde ein erheblicher Theil des südlichen Makedoniens zurückerobert, und unter dem Eindruck des Abfalls einiger serbischer Häuptlinge zu den Rhomäern fand sich Duschan bestimmt, Frieden zu schließen. Doch erhielt der Kaiser Kantakuzenos außer seinen Eroberungen nur das untere Strymonthal und einen Theil Thessaliens zurück; die verabredete Herausgabe Akarnaniens und des Restes von Thessalien ließ Duschan unausgeführt. Duschan wäre den Rhomäern noch gefährlicher geworden, wenn er nicht neuerdings, seit er 1347 Chlum, und 1350 Bosnien annektirt hatte, auch mit den magyarischen Interessen, also mit Ludwig dem Großen in Conflict gerathen und in Kämpfe verwickelt worden wäre, die allerdings 1353 für ihn günstig ausfielen und ihm den Besitz von Belgrad einbrachten. Dagegen wurde er den Rhomäern sehr empfindlich lästig, als er — übrigens persönlich eifrig orthodox und ein nicht eben milder Gegner der römischen Katholiken — unter dem Vorwand der Streitigkeiten, die damals die anatolische Kirche erfüllten, im J. 1352 zu Serrä eine Synode der serbischen Geistlichkeit versammelte, die nun den kirchlichen Verband mit Constantinopel aufhob. Ein Schritt, den (so wie die Austreibung der rhomäischen Priester aus dem serbischen Reiche) der byzantinische Patriarch Kallistos durch den gegen die serbische Kirche geschleuderten Bann und durch das Verbot erwiderte, im griechischen Reiche serbisch geweihte Priester zuzulassen.

Gleich nachher fand Duschan die Möglichkeit, in noch anderer Weise in die immer heilloser sich verwirrenden politischen Zustände des griechischen Reiches einzugreifen. Das Verhältniß zwischen Kantakuzenos und seinem jugendlichen Schwiegersohne Johannes V., der damals wegen seiner Leutseligkeit, Schönheit und edlen Erscheinung sehr beliebt war, hatte sich begreiflicherweise stets unfreundlicher gestaltet, und der zum Gefühl seiner Kraft erwachte junge Paläologe hatte sich 1351 von seinem Schwiegervater feindlich getrennt, sich zu Aenos im Mündungsgebiet der Maritza festgesetzt, und

im J. 1352 die Mittel gefunden, um mit offener Gewalt gegen die Kantakuzenen aufzutreten. Trotz des neuen Friedens (S. 481) zwischen Johannes VI. und Galata hatte nämlich der venetianische Admiral Pisani nicht lange nachher den Kaiser aufgefordert, bei einem neuen Angriff auf die Genuesen mitzuwirken. Er nahm die Ablehnung dieses Antrages so übel auf, daß er nun dem jungen Paläologen die Hand bot und demselben gegen „pfandweise" Ueberlassung der den Hellespont beherrschenden Insel Tenedos zu voller Herrschaft und Nutznießung (10. October 1352) ein Anlehen von 20,000 Ducaten verschaffte. Dann setzte sich Johannes V. auch mit Duschan in Verbindung, versprach sich von Helene Kantakuzenos zu trennen, bat um die Hand der Schwester des serbischen Czaren und um serbische Kriegshilfe. Und nun entbrannte im Jahre 1353 der greuliche Bürgerkrieg von Neuem. Johannes V. trieb zuerst seinen verhaßten Schwager Matthäos aus seiner Herrschaft und belagerte ihn in der Citadelle von Adrianopel, während ein serbisch-bulgarisches Heer ihm zu helfen sich anschickte. Da rief der alte Kaiser wieder die Osmanen zu Hilfe, und bald gelang es ihm, freilich unter grausamer Ausraubung von Adrianopel durch die Türken, nicht nur seinen Sohn zu entschütten, sondern auch die südslawischen Gegner bei Didymoteichos aus dem Felde zu schlagen. Bald war die Lage des jungen Paläologen völlig unhaltbar; er mußte mit genuesischer Hilfe nach Tenedos flüchten. Ebendahin zog sich gleich nachher der Patriarch Kallistos zurück; denn dieser Kirchenfürst wurde abgesetzt und durch Philotheos ersetzt, weil er sich geweigert hatte, den rechtswidrigen Schritt des alten Kantakuzenos zu billigen, der jetzt seinen Sohn Matthäos als Kaiser und Mitregenten ausrufen ließ.

Der Sieg des Hauses Kantakuzenos schien vollständig zu sein: da brach plötzlich von zwei Seiten das Verderben herein, — die nicht mehr ferne Zukunft der Rhomäer wurde durch einen Blitzschlag jäh und schauerlich enthüllt. Nicht umsonst hatte Kantakuzenos bisher das gefährliche Wagestück versucht, vorzugsweise mit osmanischer Hilfe seine zahlreichen Gegner zu bekämpfen. In dieser Weise hatte er selbst die Heerführer seines Schwiegersohnes Urchan mit den Reizen und Schwächen des Landes vertraut gemacht, welches den Osmanen so leicht zu einem lockenden Ziele ihres Ehrgeizes werden konnte, — ja, er hatte in der stolzen Seele des Prinzen Suleiman, der zu Bigha (Pegä) in Karasi residirte, endlich den leidenschaftlichen Wunsch erweckt, durch eine kühne That den Schlüssel zu Europa in die Hände seines Stammes zu bringen. Und unbekümmert um die zwischen seinem Vater und Kaiser Johannes VI. zur Zeit bestehende Allianz hat Suleiman in der That mit nur 80 verwegenen Gesellen noch vor Ablauf d. J. 1353 durch einen kecken Handstreich des griechischen Küstenschlosses Tzympe am Hellespont (jetzt Tschini oder Tschemenlik), nur fünf Kilometer oberhalb Kallipolis, sich bemächtigt. Allmählich wurde die türkische Besatzung bis auf 3000 Mann verstärkt, und als am 2. März 1354 ein Erdbeben die Mauern von Kallipolis

zerrissen hatte, auch diese Stadt, damals einer der blühendsten Handelsplätze des Reiches, überrumpelt und unter das Commando der Hauptleute Adschebeg und Ghasi-Fasil gestellt, deren Gräber die Osmanen dort noch heute zeigen und verehren. Damit hatten die Türken den sichern Uebergang über den Hellespont in ihre Hände gebracht, und keinerlei Bitte, keine diplomatische, durch Gold reichlich unterstützte Gewandtheit des Kantakuzenos war im Stande, den schlauen Urchan zur Wiederherausgabe dieser unvergleichlich wichtigen Eroberung seines Sohnes zu bestimmen. Ja, die politischen Verhältnisse der nächsten Zeit machten es für Suleiman möglich, völlig ungehindert türkische Massen als Ansiedler über den Hellespont zu führen, zahlreiche Griechen zur Wanderung nach Asien zu nöthigen, und sich schrittweise des ganzen thrakischen Chersonnes sicher zu bemächtigen. Der Prinz, der zuletzt selbst seinen Sitz in dieser Landschaft nahm, dehnte durch seinen Feldherrn Hadschi-Ilbeki seine Macht bis gegen Rodosto und gegen die untere Maritza aus.

Während also die Osmanen in Europa festen Fuß gefaßt und die Lage des alten Kantakuzenos unerwartet wieder höchst schwierig gestaltet hatten, fand der junge Paläologe Johannes V. auf Tenedos die Möglichkeit, ihm endlich den tödtlichen Stoß zu versetzen. Ganz in dem unternehmungslustigen Sinne der Italiener dieser Zeit kreuzte damals der kühne, vornehme und reiche Genuese Francesco Gattilusio mit zwei Galeeren in den griechischen Gewässern, um irgend einen Streich nach Art des Simone Vignosi auszuführen. Diesen Abenteurer zog Johannes V. in sein Interesse und versprach ihm die Hand seiner Schwester Maria und die Abtretung der Insel Lesbos (als erbliches Lehensfürstenthum) als Preis für seine Hilfe gegen die Kantakuzenen. Mit höchster List und rücksichtsloser Verwegenheit setzten der junge Kaiser und der Genuese in einer dunklen stürmischen Dezembernacht des J. 1354 sich in den Besitz des verschanzten Arsenals (S. 481) Heptaskalon in Constantinopel, zogen hier die bei der Unbeliebtheit des alten Kantakuzenos in Masse ihnen zuströmenden Freunde der alten Dynastie an sich und schnitten durch schnelles Vorgehen den alten Kaiser, der sich in den Blachernen befand, von seiner türkisch-spanischen Garde ab, die in einer am „Goldenen Thore" neu erbauten Citadelle lag. Damit war Kantakuzenos matt gesetzt; er mußte sich entschließen, abzudanken und Mönch zu werden. Als „Bruder Joseph" oder Joasaph trat er in das Kloster Mangana, seine Gemahlin Irene als „Schwester Eugenia" in das von St. Martha. Der wackere Manuel Kantakuzenos in Misithra sollte 1355 durch des neuen Kaisers Heerführer gestürzt werden; doch wußte er sich zu behaupten und wurde endlich nach manchem Wechsel des Kriegsglücks von dem Paläologen 1356 als Despotes anerkannt. Noch aber setzte Matthäos Kantakuzenos seinen Widerstand als „Kaiser" fort. Da geschah es, daß seines türkischen Freundes Urchan Sohn Khalil in die Hände griechischer Piraten fiel, die ihn nach Phokäa führten, welches sich damals gerade vorübergehend wieder einmal in

griechischer Hand befand, – aber in der der Kantakuzenen, deren Commandant nun von der paläologischen Flotte belagert wurde. Als bald nachher aber Matthäos seinerseits in die Gefangenschaft der Serben gerieth, die ihn an die Paläologen auslieferten, wurde Alles ausgeglichen. Matthäos dankte (1357) ab, und der Commandant von Phokäa gab den Khalil gegen eine große Belohnung seinem Vater zurück. Der alte Kantakuzenos, der 1356 auf Ein Jahr nach Misithra gegangen war, verschwand völlig vom Schauplatze. Nach der Rückkehr in sein Kloster am Bosporus wandte er sich den Studien zu, und hat theils mystische Forschungen angestellt über das himmlische Licht vom Berge Tabor, theils seine Denkwürdigkeiten, nämlich die apologetische Darstellung seiner unheilvollen politischen Vergangenheit, niedergeschrieben. Sein Leben hat er dagegen erst in hohem Alter (15. Juni 1383) im Peloponnes beschlossen und sein Grab neben seinen Söhnen in Misithra gefunden.

Die Lage des jungen Paläologen Johannes V. war nach dem Sturze des alten Kantakuzenos keineswegs leicht; der Rest des Reiches befand sich nach dieser neuen Revolution und unter dem Drucke der Osmanen bereits in so bedrohlicher Lage, daß der venetianische Gesandte Marino Falier am 16. April 1355 seiner Regierung es geradezu empfehlen konnte, das griechische Wrack kurz und gut für Venedig zu annektiren! Das fiel jedoch den Staatsmännern der Republik der Lagunen nicht mehr ein. Sie kannten die Grenzen ihrer Kraft zu gut, um den verderblichen Schritt Dandolo's noch einmal zu wiederholen. Es kam zur Verstärkung so verständiger Erwägungen noch dazu, daß der furchtbare Krieg mit Genua, der eben damals ohne alle entsprechenden Ergebnisse zu Ende gegangen war, noch zuletzt den Venetianern den erheblichsten Schaden zugefügt, ihre Mittel fühlbar geschwächt hatte. Daher wurden die venetianischen Verträge mit Byzanz unter dem 8. Oktober 1357 wieder auf fünf Jahre verlängert; dasselbe geschah wieder nach Erledigung vieler untergeordneter Streitpunkte am 13. Mai 1363. Auch mit den Genuesen vertrug sich der junge Kaiser. Sein Freund und Schwager Gattilusio hat wirklich als Lehensfürst die Insel Lesbos, und zwar zu deren großem Vortheil erhalten, und gründete eine Dynastie, die bis 1462 sich erhalten, mit den Paläologen und den Trapezuntiern nahe verwandtschaftliche Beziehungen angeknüpft, und nicht allein auf die Politik der Rhomäer großen Einfluß gewonnen, sondern auch 1384 noch den Besitz des thrakischen Aenos mit seinen Salinen erlangt hat. Der alte Hader mit Genua über Chios und Phokäa wurde weiter 1363 (und noch einmal 1367) durch Verträge ausgeglichen, auf Grund deren die Byzantiner nunmehr die Compagnie der „Giustiniani" gegen eine jährliche Zahlung von 500 Goldstücken im ruhigen Besitze von Chios, Samos, Nikaria, Oenussa, St. Panagia, und Phokäa beließen.

Eine große Gefahr für die Rhomäer schien ganz unerwartet sich wieder zu verziehen, als der feurige Prinz Suleiman während des Winters 1357/8

in der Nähe von Bulair durch einen Sturz mit dem Pferde einen jähen Tod und in der daselbst von ihm erbauten Moschee sein Grab fand, — seitdem einer der besuchtesten Wallfahrtsorte der Osmanen, die in ihm den Helden ehren, der ihre Herrschaft zuerst in Europa vorbereitet hat. Wie wenig dieser Todesfall die Zukunft der Griechen sicher stellte, sollte sich freilich binnen kurzer Zeit zeigen. Nicht minder schnell sollte das für das Abendland hochverderbliche Moment ans Licht treten, welches in der eben damals sich vollziehenden raschen Zersetzung des serbischen Reiches lag.

In derselben Zeit, wo der alte Kantakuzenos den Purpur niederlegen mußte, stand Stefan Duschan auf der Höhe seiner Macht; noch im Jahre 1355 vermittelte auch Venedig zwischen ihm und dem König von Ungarn einen guten Frieden. Da sank mit Einem Male Alles zusammen. Zuerst starb der energische Cäsar Gregor Preliub, und nicht lange nachher zu Devol am 26. Dezember 1355 der stolze Czar selbst in der Blüthe seiner Kraft. Der plötzliche Tod des „starken, des gewaltigen" (Silni) Duschan war ein großes Unglück, nicht nur für das serbische Volk; denn mit dem großen Manne war damals in böser, in weltgeschichtlicher Stunde der letzte Held der Balkanhalbinsel von dem Schauplatz verschwunden, der nach menschlicher Berechnung im Stande gewesen sein würde, mit Hilfe der südslawischen Naturkraft die nur allzu schnell hereinbrechende osmanische Ueberfluthung aufzuhalten. Zunächst war aber auch der einzige Machthaber gefallen, der es vermocht hätte, das bunt zusammengesetzte serbische Reich zusammenzuhalten. Sein junger neunzehnjähriger Nachfolger Stefan VII. (VI.) Urosch (5.) hatte des Vaters Begabung nicht geerbt, und war theils durch die Intriguen, gedrückt, welche seine Mutter Helena und sein väterlicher Oheim Symeon Urosch in ihrer Herrschsucht wider einander in Scene setzten, theils außer Stande, den centrifugalen Neigungen der großen feudalen Familien seines Reiches wirksam zu begegnen. So lockerte sich sofort der Reichsverband, und der junge Czar stand ohne Autorität einer Reihe kühner Vasallen gegenüber, die ihre Territorien so gut wie unabhängig regierten und ihre selbständige Politik betrieben. Unter diesen Männern traten nachher nebst ihren Familien namentlich folgende bedeutsam hervor. Des Czaren Duschan Bruder Symeon regierte völlig selbständig in Aetolien und Akarnanien, während der Bulgare Johannes Asen, der Czarin Helena Bruder, das von ihm bisher als Statthalter verwaltete Gebiet von Berat und Kanina nun auch selbständig beherrschte. Als er schon 1356 starb, fiel ein Theil desselben an den serbischen Fürsten Alexander Gioritsch in Vallona, während in Thessalien des Preliub Sohn Thomas residirte. In dem Osten und Norden des serbischen Reiches dagegen, in den Landen von Serrä bis zur Donau, galten als die stärksten Machthaber zwei Brüder aus dem Hause der Mrnjavtschevidschi, nämlich der Marschall Johannes Ugljescha, Despotes von Serrä und Melnik, dessen Schwiegervater, der Cäsar Voichna, in Drama residirte. Seine Tochter Miliza wurde später die Gemahlin des jungen Knesen (Fürsten) Lazar an der Donau, von Syrmien und Matschva.

Der andere Bruder war der kriegerische Reichsmundschenk Wukaschin, der vorzugsweise auf die Suprematie im Reiche hinstrebte und schon 1356 den Königstitel (Kral) gewann; sein Sohn Marko (Kraljewitsch, Königssohn) ist später der gefeierte sagenhafte Nationalheld des serbischen Volkes geworden. Wir nennen unter Vielen noch weiter den Despotes Twartko am oberen Wardar und der Rhodope, Vater des Konstantin, dessen Tochter Helene 1393 den griechischen Kaiser Manuel II. heirathete. Zwischen Serrä (Seres) und dem Vardar dominirte der Häuptling Bogdan, und zu Achrida die Söhne des Wojewoden Mladen Rassisaglitsch, unter denen der Ahnherr des Hauses Brankowitsch, Branko Jekpal, Sebastokrator von Achrida und Prilep (1365—1398) namhaft geworden ist. Endlich die Familie der Balscha, die in der Zeta und am See von Skutari eine starke Macht gewannen und sich mit den Albanesen oder Schkypetaren verbündeten.

Bald genug traten bei solchen Zuständen Erschütterungen ein, die nachher ein kraftvolles Zusammenwirken der Südslawen gegen die Osmanen unmöglich machten. Im Nordwesten hatten sich sofort der magyarische (und damit zugleich der römische) Einfluß wieder übermächtig gezeigt. Die Magyaren rissen wieder Belgrad an sich. Mehr aber, Bosnien war nicht weiter in Abhängigkeit zu erhalten; hier gewann der Banus Stefan Kotromannowitsch wieder das Uebergewicht, eroberte selbst jenseits der Drina Terrain, und gab 1357 seine Tochter, die Banilla Elisabeth, dem Ungarnkönig Ludwig zur Frau, als Mitgift dazu die (später so genannte) Herzegowina. Als er gleich nachher starb, folgte ihm seines Bruders Sohn Tvartko, ein 22jähriger Fürst von großer Begabung, der allmählich auf Kosten der serbischen Magnaten auf seinen Grenzen sich immer stärker ausgedehnt, endlich unter Zustimmung des magyarischen Hofes als „Stefan Tvartko" den königlichen Titel angenommen hat. Er ist 1376 in der Kathedrale zu Mileschewa (bei Priepolje) gekrönt worden.

Anderer Art waren die Bewegungen, die das Reich Duschans auf der Südseite erfüllten. Hier hatte der epirotische Nikephoros II., des alten Kantakuzenos Schwiegersohn, im Frühling des Jahres 1356 den Versuch gemacht, von Aenos aus sein altes Erbgut zurückzuerobern, mit leichter Mühe Thessalien an sich gezogen, dann auch dem Nemanjiden Symeon Aetolien und Arta entrissen. Als er aber in völlig rücksichtsloser Selbstsucht seine Gemahlin Maria verstieß (sie flüchtete zu ihrem Bruder Manuel nach Misithra) und mit der serbischen Czarin Helena gegen Symeon, der sie schwer bedrängte, sich verbündete und um die Hand ihrer Schwester warb: da erhoben sich die Albanesen, die der serbischen und griechischen Herrschaft gleich überdrüssig waren, unter dem zwischen den Flüssen Mat und Schkumbi gebietenden Häuptling Karl Thopia, (dem Sohne des Andreas Thopia und einer jungen Französin, nämlich einer natürlichen Tochter des angiovinischen Königs Robert von Neapel) wider ihn und erschlugen ihn und seine türkischen Söldner im Jahre 1358 in einer Schlacht bei dem Dorfe Acheloos in der Nähe von

Arta. Und nun traten auch diese kraftvollen Schkypetaren als ein neuer selbständiger Factor auf in der Geschichte der Balkanhalbinsel. Thopia nannte sich „König" von Albanien und „den ersten aus dem Hause Frankreich", entriß 1368 Durazzo den Angiovinen für immer, schlug hier seine Residenz auf und heirathete eine Tochter seines serbischen Nachbars, des Häuptlings Balscha I. Andere albanesische Häuptlinge okkupirten das südliche Epirus und Aetolien und machten Acheloos, Angelokastron, Arta und Rogos zu ihren Stützpunkten. Gegenüber dieser Entwickelung hatte Symeon Urosch alle anderen Pläne aufgeben müssen und außer Joannina nur Thessalien behaupten können, das er nach des Nikephoros Tode an sich gerissen; in Trikkala hat er sich 1359 als „Kaiser der Serben und Griechen" krönen lassen, i. J. 1367 Joannina seinem Schwiegersohn Thomas (des Preliub Erben) abgetreten, und 1371 Thessalien auf seinen Sohn Johannes Urosch vererbt, mit welchem später das Haus Nemanja ausgestorben ist.

Die allgemeine Zersetzung im serbischen Reiche mochte anfangs den Paläologen als eine erhebliche Erleichterung ihrer Lage erscheinen; dieses um so mehr, weil auch in Bulgarien große Zerrüttung herrschte. Hier hatte sich an der pontischen Küste und im Gebiet der Kamtschija der Despotes Dobrotitsch (nach welchem später die Dobrudscha benannt wurde) so gut wie unabhängig, auch sein von Varna aus regiertes Gebiet kürzlich unter den byzantinischen Patriarchen gestellt. Der Hof zu Ternovo selbst war durch wüthende Parteiung zerrissen, seitdem Czar Alexander beschlossen hatte, seinen Sohn erster Ehe, Johannes Strasimir (Srasimir), mit Widdin abzufinden und den jüngeren aus zweiter Ehe (mit der schönen, aus jüdischem Blute stammenden Theodora) als Johannes Schischman III. zum Thronfolger zu bestimmen. Solche Zustände und die Verlobung der neunjährigen Prinzessin Maria (1355) mit des Paläologen neunjährigem Sohne Andronikos schienen von dieser Seite alle Gefahren auszuschließen. Da brach mit Einem Male die osmanische Fluth über das Reich herein.

Der alte Sultan Urchan vermochte den Schmerz über den Tod seines Sohnes Suleiman (S. 487) nicht zu ertragen. Schon i. J. 1359 sank er in das Grab, und wurde, von seinem Volke als ein milder und gerechter Mann tief betrauert, in Brusa bestattet. Seine Gruft blieb seitdem die Begräbnißstätte seines Stammes. Und nun ergriff sein zweiter Sohn die Zügel der Regierung, Murad I., (damals 41 Jahre alt) ein Held ersten Ranges, von seltener Thatkraft und Rastlosigkeit, die nur allzu bald sowohl den Rhomäern wie den Bulgaren zum Entsetzen fühlbar werden sollte. Nur kurze Zeit wurde der neue Sultan in Asien durch Kämpfe mit den auf die immer drohender aufwachsende Macht der Osmanen höchst eifersüchtigen Seldschuken aufgehalten. Sobald durch einige starke Schläge die Kraft des Emirs von Karamanien gebrochen und das starke Angora (Ankyra) erobert war, überschritt (1360) Murad den Hellespont. Sein Genie wurde durch ausgezeichnete Heerführer, wie Hadschi-Ilbeki, Lalaschahin, Ewrenos-Beg, unterstützt. Dazu

kam, daß die Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit der Rhomäer theils durch die schlimmen materiellen Nachwirkungen der letzten Bürgerkriege erschöpft, theils durch die Verstimmung der Anhänger des Hauses Kantakuzenos gegen die Paläologen mehrfach gelähmt war. Jedenfalls gelang es dem Sultan sehr schnell, mit großer strategischer Einsicht quer durch das Hauptgebiet der Rhomäer einen breiten Streifen bis zum Balkan zu ziehen, der nun die Basis für die neu zu gründende Türkenherrschaft in Europa werden sollte. Vom Chersonnesos aus wurde zuerst das starke Tzurulon (Tschorli) mit Sturm genommen. Hadschi-Ilbeki eroberte 1361 das hochwichtige Didymoteichos, einst die starke Burg der Kantakuzenen, nunmehr für mehrere Jahre die erste Residenz des Sultans in Europa. Dann aber drangen Murad und Lalaschahin gegen Adrianopel vor. Der griechische Commandant Hadrianos trat den Osmanen in offener Schlacht entgegen; aber nach vielstündigem blutigem Ringen fiel der Sieg den Asiaten zu. Die stolze Stadt ergab sich dann dem Sultan, der dieselbe nun als ein türkisches Edreneh durch neue Schanzen und öffentliche Bauten zu seiner neuen Residenz ausgestalten ließ. Das, und zugleich die Hauptbasis für alle weiteren Erwerbungen in Europa, ist sie denn auch von 1365 bis zum Fall von Constantinopel geblieben. Zunächst aber fiel die türkische Kraft auch auf die Bulgaren, denen Lalaschahin schon 1362 Eski-Zagora, und 1363 das vielumstrittene, prächtige Philippopolis entriß, wo er nun seinen Sitz als der erste Beglerbeg von Rumelien aufschlug. Den Paläologen blieb nichts übrig, als durch Anerkennung dieser Eroberungen sich den Frieden für ihr weiteres Jammerleben zu erkaufen.

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Balkanhalbinsel bis zur Eroberung von Constantinopel durch die Osmanen.

Erstes Kapitel.

Murad I. und Bajesid I.

Was die Festsetzung der Osmanen in Adrianopel und Philippopel zu bedeuten hatte, sollten die sämmtlichen Fürsten und Völker der Balkanhalbinsel, das sollten auch die Rumänen, die Magyaren, die Venetianer früher als ihnen lieb war, erkennen. Für die rein geschichtliche Betrachtung dieser Zustände wird es klar, daß mit diesem Augenblicke das politische Schwergewicht in die Hände der Osmanen übergegangen ist. Das Schicksal der Balkanhalbinsel wird bereits seit dieser Zeit wesentlich durch die Fürsten aus dem Hause Osmans bestimmt, die mit unerschütterter Energie diesseits wie jenseits des Georgssundes ihre Eroberungen immer weiter ausdehnen und zugleich dafür sorgen, daß immer größere Massen türkischer Ansiedler mit Weibern und Kindern die durch die früheren Kriege wie durch die jedesmal neuesten Kämpfe verödeten Landschaften der Balkanhalbinsel auf Kosten der überall zurückgedrängten griechischen und südslawischen alten Einwohner neu besetzen. Die Gefahr für die Völker dieser Halbinsel war um so größer, weil in der That Sultan Murad I., den ein Stab ausgezeichneter Feldherren umgab, allen christlichen Machthabern, auf die er stieß, persönlich weit überlegen sich zeigte. Der neue Führer der Osmanen war bei seinem Volke allezeit in hohem Grade beliebt. Strenger als sein Vater, galt er doch für einen Herrscher von höchster Gerechtigkeit. Mochte immer seine Kriegführung durchaus in dem furchtbaren Geist dieser blutigen Zeiten sich bewegen, so vermied Murad doch unnütze Grausamkeiten. Der Großmuth recht wohl zugänglich, hatte sein Wesen durchaus nichts Wildes oder Abschreckendes; und wenn er gewinnen wollte, konnte derselbe Herrscher, dessen Löwenstimme und dessen Redegewalt die „Gläubigen" in der Schlacht zum tapfersten Kampfe entflammte, sanft und liebenswürdig sich geben, und durch die Anmuth seiner Rede bezaubern. Noch höher schätzten die Moslemen die Tugenden, die sie bei ihren Herrschern im Frieden vor allen zu preisen lieben: seine edle Freigebigkeit, seinen

Eifer für die Pflege frommer Stiftungen und der Jugendbildung, und das Interesse, welches er der Anlage geistlicher und profaner Bauwerke zuwandte. Persönlich ein rüstiger Kriegsmann, der nicht einmal zu schreiben verstand[1]), liebte er doch den Verkehr mit den frommen und gelehrten Männern, die sein Hoflager begleiteten. Wie seine beiden großen Vorgänger ein tüchtiger Organisator, wurde er nun aber allen seinen Nachbarn als Heerführer und Staatsmann in hohem Grade gefährlich. Murad, dessen noch später zu erörternde schärfere Ausbildung des militärischen Lehenswesens in der Türkei der (unter ihm auch durch Aufstellung christlicher, namentlich bulgarischer, für den Troß und den Train bestimmter Abtheilungen, der Voinak, vermehrten) Armee noch stärkeren Rückhalt verlieh, bewahrte als ein rüstiger Streiter seine physische Kraft und Frische bis in ein hohes Alter und übertraf alle seine Heerführer an Thatkraft wie an Raschheit, und an Unermüdlichkeit in der Kriegführung. Vor allem aber war unter Murad die osmanische auswärtige Politik der aller Nachbarstaaten (lediglich das freilich auf anderen Seiten oft sehr zur Unzeit stark in Anspruch genommene Venedig ausgenommen) an Klarheit der Ziele, an Consequenz, an durchschlagender Kraft, und leider auch an Redlichkeit und Zuverlässigkeit unendlich überlegen.

Auf der Balkanhalbinsel wiederholte sich seit dem Einzuge der Osmanen in Adrianopel zum dritten Male dasselbe Schauspiel, was die alte Welt in den Tagen des großen makedonischen Philipp, und nachher wieder im Laufe des halben römischen Jahrhunderts von der Schlacht bei Kynoskephalä bis zu dem Untergange der Achäer erlebt hatte. Wie vor mehr denn 1700 Jahren der König Philipp, so wußten jetzt die Osmanen die schnell und sicher gewonnene Stellung im Centrum der Halbinsel mit ebenso großer strategischer Kunst wie diplomatischer Schlauheit auszunutzen. Und genau wie einst die Römer, so finden jetzt die Türken den Weg, um alle Glieder der bunten Völker- und Staatenwelt auf der Peripherie ihres neu entstehenden Reiches allmählich zu ungleichem Bündniß, zur Vasallenschaft, endlich zur vollständigen Unterwürfigkeit herabzudrücken. Die größeren und kleineren Mächte aber ringsum (immer die Venetianer ausgenommen) machen die Sache den neuen Herren noch etwas leichter, als selbst einst die Hellenen den Römern. Kaum die tüchtigsten der Südslawen ausgenommen, so treiben diese Staatsgebilde, selbst die der klugen Byzantiner, durch die Thorheit ihrer Politiker rettungslos dem Untergange entgegen. Während den größern Völkern des Abendlandes erst ziemlich spät die Ahnung aufgeht von der ungeheuren Gefahr, die auch für sie aus den Zeltlagern der Söhne Osmans aufsteigt, hören die Kämpfe unter den Nachbarn der Osmanen noch immer nicht

1) Bei dem Abschlusse (1365) eines Vertrages mit Ragusa bediente er sich daher zur Unterschrift seiner ganzen in Tinte getauchten Hand, die er zugleich anstatt der Unterschrift und des Siegels am Anfange der Urkunde abdrückte. Das auf diese primitive Weise entstandene Zeichen, das sogenannte Tughra, blieb seit dieser Zeit die offizielle Unterschrift der Sultane.

auf; ja immer von Neuem ziehen die kleinen Machthaber, namentlich des Südens, aus eigener Bewegung den Sultan in ihre Streitigkeiten hinein, derart daß längere Zeit Adrianopel für die hinsinkende Welt der griechischen und fränkischen Levante die Rolle spielt, wie einst Susa und Rom, und daß die türkischen Heerführer die bequemste Gelegenheit finden, die Länder jenseits ihrer Grenzen auch militärisch gründlich kennen zu lernen, lange ehe die Sultane das Zeichen zur wirklichen Eroberung geben.

Sultan Murad, der noch lange nicht daran denken konnte, den entscheidenden Kampf um den Gewinn der starken Stellung am Goldnen Horn zu eröffnen, und zur Zeit noch keine Eroberungen auf der Südhälfte der Halbinsel suchte, war in erster Linie bemüht, seine militärische Macht in Thrakien — in Rumili (Rumelien), wie es nunmehr genannt wird — möglichst schnell und möglichst solide auszubreiten. Das geschah natürlich auf Kosten der Südslawen wie der Griechen, und die noch verhältnißmäßig frische und massive Kraft der slawischen Völker vermochte ihm und seinen Heerführern durchaus nicht Stand zu halten. Während schon im Jahre 1363 des Königs Friedrich III. von Sizilien Statthalter in Attika, der brutale Marschall von Athen, Roger I. de Loria, gewissenlos genug war, bei einer Fehde mit den Venetianern auf Euböa die Hilfe Murads anzurufen, — das erste Beispiel unerhörter politischer Verblendung eines christlichen Machthabers auf der Balkanhalbinsel; während ferner selbst die Byzantiner und die Bulgaren im Jahre 1364 mit einander blutig um die Stadt Mesembria stritten: drangen die osmanischen Eroberer nach dem Falle von Philippopolis unaufhaltsam weiter vor gegen die bulgarischen Besitzungen in dieser Gegend des alten thrakischen Landes. Als der wiederholt recht hartnäckige Widerstand, namentlich des Kantons Czepina gebrochen war, bewilligte der Sultan den Besiegten kirchliche Selbständigkeit und (statt aller Steuern) das kostspielige Recht, den Türken Heeresfolge zu leisten.

Im Jahre 1365 war in Adrianopel Alles soweit in Ordnung, daß Murad seine Residenz nach dem an den lieblichen Ufern der Tundscha neu erbauten Serai verlegen konnte. Für die Bedeutung seiner in Europa bereits gewonnenen Machtstellung ist es höchst charakteristisch, daß schon jetzt ein christlicher Handelsstaat den ersten Handelsvertrag mit der jungen Weltmacht zu schließen begehrte: die kleine Republik Ragusa, die 1358 von den Venetianern dem König Ludwig von Ungarn überlassen und von letzterem so selbständig gestellt worden war, daß sie im Interesse ihres Handels, der überwiegend auf den Binnenverkehr in der Balkanhalbinsel und in den östlichen Gewässern sich richtete, ohne weitere Rücksichten die Freundschaft mit den Osmanen pflegen durfte. Zuerst mit Bewilligung selbst des Pabstes Urban V. schlossen die Ragusaner 1365 mit Murad das Abkommen, welches ihnen gegen einen jährlichen Tribut von 500 Ducaten Freiheit ihres Handels in seinem Reiche sicherte.

Dasselbe Jahr 1365 sah den Thronwechsel im Reiche der Bulgaren,

welcher den Untergang der Selbständigkeit des uneinigen (S. 489) und in sich zerfallenen Volkes einleitete. Im Frühling nämlich dieses Jahres starb der Czar Alexander, und nun folgte ihm in Ternovo sein Sohn Johannes Schischman III., während der andere, Johannes Strasimir, in Widdin, der Häuptling Dobrotitsch dagegen am schwarzen Meere gebot. Wie bei den Franken des Südens, wie in Serbien, so fehlte nun auch hier überall der verständige Staatsmann, der die drohenden Zeichen der Zeit erkannt und Alles auf die Abwehr der türkischen Gefahr zu vereinigen verstanden oder auch nur versucht hätte. Die politische und confessionelle Gegnerschaft der Magyaren endlich schwächte von Norden her die Widerstandskraft der Bulgaren, deren bedeutendster Fürst, Czar Schischman, sofort höchst thörichte Conflicte mit den Rhomäern begonnen hatte. Kaiser Johannes V., bei stattlicher Schönheit nur in Liebessiegen noch so glücklich wie die älteren Paläologen, hatte zwar nicht die Begabung, um den traurigen Verfall der Reste seines Reiches wirksam aufzuhalten, aber doch Pflichtgefühl genug, um überall nach Mitteln auszuschauen, durch welche der drohenden Ausbreitung der osmanischen Fluth Einhalt gethan werden sollte. Da nun Venetianer und Genuesen auch am Bosporus unablässig mit einander haderten; da ferner noch immer kein rechter Ernst und bestimmter Plan bei einzelnen sprunghaften Vorstößen abendländischer Mächte gegen die Moslemen zu entdecken war, so suchte der Kaiser wenigstens mit den Serben und den Bulgaren zu einem Einverständniß zu gelangen. Unglücklicher Weise war aber sein ältester neunzehnjähriger Sohn Andronikos, seit 1355 der Gemahl der bulgarischen Prinzessin Maria (Kyratza), in wüthender Herrschsucht schon jetzt mit dem Vater zerfallen, und dieser Umstand, so scheint es, gab dem Czaren Schischman III. den Anlaß, den Kaiser als Gefangenen zu behandeln, als dieser (noch 1365) in Ternovo erschien, um ein Bündniß gegen die Türken zu schließen. Hier griff endlich einmal ein italienischer Held nützlich und erfolgreich ein. Der tapfere Graf Amadeo VI. von Savoyen, des Kaisers Vetter (Neffe der verwittweten Kaiserin Anna, S. 473), erschien auf den Hilferuf der Freunde des Kaisers mit einer stattlichen Schaar französischer und italienischer Ritter, durch genuesische, venetianische und gattilusische (S. 485) Streitkräfte unterstützt, im Sommer 1366 in den griechischen Gewässern. Nachdem es gelungen, in kühnem Anlaufe Ende August den Osmanen das hochwichtige Kallipolis zu entreißen, griffen die Verbündeten, die am 2. September den Bosporus erreichten, mit großem Erfolge die bulgarische Küste an. Die Eroberung aller Städte bis Mesembria, welches unter gewaltigem Blutvergießen erstürmt wurde und die Einschließung von Varna nöthigte endlich den Czaren Schischman, seinen Gefangenen wieder freizugeben. Im Juli 1367 konnte Amadeo wieder nach Italien zurückkehren.

Mochte nun parallel mit diesen Verhältnissen in Constantinopel die Hoffnung rege werden, daß wenigstens in Serbien, — wo der Mundschenk (Tschelnik) und Kral (S. 488) Wukaschin i. J. 1365 den Czaren Stefan VII. Urosch (5.) zu Nerodimlje ermordet, das Haus der Nemanjiden von der Herr-

schaft verdrängt und die entscheidende Gewalt an sich gerissen hatte, — sich neue Anknüpfungspunkte bilden würden; mochte immerhin 1368 zwischen Wukaschin, seinem Bruder Johannes Ugljescha (dem Marschall von Serbien und Despotes von Serrä) und den Byzantinern ein erster Ausgleich zu Stande kommen, der sie namentlich von dem seit Duschans Zeit (S. 483) auf Serbien lastenden Kirchenbanne des Patriarchen befreite: der Druck der Magyaren unter König Ludwig lähmte die Kraft und die Widerstandslust der Bulgaren gegenüber den Türken vollständig. Die Magyaren hatten 1365 das Fürstenthum Widdin erobernd überschwemmt und sofort mit Energie begonnen, auf Kosten des griechischen Kultus wie der Bogomilen das Land für den römischen Katholicismus zu bearbeiten. Darüber hatten die Osmanen, Murad an der Küste, Timurtasch bei Diampolis (Jambol), Lalaschahin in den Gebirgslandschaften von Samokov und Ichtiman sich erobernd ausgebreitet, und endlich 1366 den Czaren Schischman genöthigt, seine Schwester Thamar in Murads Harem übergehen zu lassen und dem Sultan Heeresfolge zu leisten. Die Lage der Bulgaren gegenüber den Magyaren besserte sich erst, als 1367 die bisher zu den letzteren haltenden Rumänen der Walachei auf die Seite des Czaren übertraten.

Während also die Osmanen in dem inneren Thrakien sich immer gefährlicher ausbreiteten, den Byzantinern namentlich Bizya (Visa) entrissen, suchte Kaiser Johannes noch einmal im Abendlande Hilfe zu gewinnen. Nach der alten Praxis seines Hauses hoffte er diese namentlich durch den Einfluß der römischen Kurie zu gewinnen; freilich wußte er nicht, daß der Vatikan zwar noch immer die Gewissen der Völker des Westens unbedingt beherrschte, daß aber der Zauber, mit dessen Hilfe einst die geistlichen Imperatoren an der Tiber viele hunderttausend abendländischer Krieger zu den Kreuzzügen in Bewegung gebracht hatten, auch ihnen inzwischen abhanden gekommen war. So holte sich denn Johannes, als er 1369 eine Reise nach Europa antrat, gegen schwere Opfer nur Enttäuschungen und herbe Demüthigungen. Während Prinz Andronikos (IV.) die Regentschaft führte, vermochte der Kaiser in Venedig, welches mit Genua in Fehde lag, nichts zu erreichen; ebenso wenig bei dem König Karl V. in Frankreich, der in steten Händeln mit England und seinen Vasallen stand. Als sich der Paläologe dann entschloß, in Rom (18. Oktober 1369) durch ein schriftliches, in die Hände des Patriarchen Paul, früheren Bischofs von Smyrna und Begleiters des Grafen Amadeo auf dem letzten Siegeszuge, gelegtes Dokument in allen dogmatischen Streitfragen seine sogenannte Uebereinstimmung mit dem römischen Glauben, und die Anerkennung der päbstlichen Suprematie auszusprechen: da gewann er von Pabst Urban V. doch nur die Zusage einer mäßigen militärischen Hilfe, die nachher nicht einmal praktisch zur Ausführung kam. Noch übler war es, daß der Paläologe, der schon früher aus Mangel an Geldmitteln den Verkauf verpfändeter Kirchenschätze an Venedig zulassen mußte, nicht umhin gekonnt hatte, für seine kost-

spielige Reise nach Frankreich erhebliche Summen bei venetianischen Bankiers aufzunehmen. Völlig außer Stande, diese Schulden zu decken, sah er sich bei der Rückreise in einer für seine Stellung geradezu schmählichen Weise durch seine Gläubiger in Venedig festgehalten. Der Kronprinz Andronikos war entweder materiell nicht im Stande, oder aus sehr übel angebrachter Herrschsucht nicht gewillt, die rasche Befreiung seines Vaters zu erzielen. Erst die aufopfernden Bemühungen des zweiten Sohnes Manuel, der in Thessalonich als Statthalter regierte, machten dem Kaiser die Heimkehr nach Constantinopel i. J. 1370 möglich. Und nun sahen die Paläologen zu ihrem Entsetzen, daß auch die Hoffnungen auf die serbische Nationalkraft gegenüber den Türken durchaus trügerischer Natur waren.

Der neue serbische Machthaber Wukaschin hatte doch einen ganz richtigen Begriff von der Gefahr der Lage und daher allmählich starke Rüstungen gegen die Osmanen in Gang gebracht. Verbindungen mit den Magyaren, Rumänen und Bosniaken waren eingeleitet, und als Murad sich in Asien beschäftigt sah, führte der kühne Nachfolger der Nemanjiden ein überwiegend aus seinen eigenen, wie aus Ugljeschas und vieler anderer serbischen Häuptlinge bestehendes, stattliches Heer von 60,000 Mann tief im Sommer 1371 nach der mittleren Maritza. Die schlechte Zucht aber und der Leichtsinn, mit welchem die Serben, die Adrianopel leicht wieder hätten erobern können, im Vertrauen auf ihre gewaltige Uebermacht auftraten, bereiteten ihnen eine für die ganze Zukunft dieser Länder verhängnißvolle Niederlage. Der Beglerbeg Lalaschahin, der zur Zeit nur mit mäßigen Streitkräften Rumelien hütete, schickte den tapfern Hadschi-Ilbeki mit 4000 Reitern auf Kundschaft aus. Als dieser Führer fand, daß die Südslawen nur zwei Tagemärsche oberhalb Adrianopel bei Tschirmen an der Maritza lagerten und in vorzeitiger Siegessicherheit Trinkgelage feierten, versuchte er in der Nacht vom 25. zum 26. September 1371 einen Ueberfall, der vollständig gelang. Die Türken, die an vier Stellen in das serbische Lager einbrachen, brachten den Gegnern, von denen viele Tausende in die Maritza getrieben wurden, eine furchtbare, geradezu zerschmetternde Niederlage bei. Wukaschin, Ugljescha und viele Fürsten fanden selbst den Tod. Noch heutzutage führt der Schauplatz dieser schrecklichen Katastrophe den Namen „Sirb-sindüghi", oder „Verderben der Serben".

Dieser gewaltige Sieg (den freilich der Held Hadschi-Ilbeki, durch den eifersüchtigen Lalaschahin bald nachher vergiftet, mit dem Tode zu bezahlen hatte) öffnete den Türken den Weg nach den Kernländern der Südslawen. Das Gebiet des Ugljescha (S. 487) wurde entsetzlich verwüstet; noch unheilvoller wurde die nun unaufhaltsame und bleibende Ausbreitung der Eroberer im südlichen wie im nördlichen Makedonien. Unter Führung des Ewrenos-Beg und des vom ersten ständigen Heeresrichter zum Großwessir erhobenen Chaireddin-Pascha (desselben, der als Kara-Chalil-Tschendereli von Brussa so wesentlich — S. 471 — zur Ausbildung des Janitscharenkorps mitgewirkt hatte)

im Süden und des alten (im Laufe dieser Kämpfe aber durch den Tod hinweggerafften) Lalaschahin im Norden dehnten die Osmanen ihre unmittelbaren und mittelbaren Besitzungen bis 1375 auf Kosten der Serben bis zur thessalischen und albanesischen Grenze aus. Kavala, Drama, Serrä (nun Seres genannt, dieses 1373), Karaferia (Berrhöa), Kutusch wurden unmittelbar gewonnen. Die serbischen Dynasten im oberen Makedonien mußten tributär werden (nur daß der Tribut oft sehr mäßig bemessen wurde) und für alle Kriege des Sultans Heeresfolge geloben. In solcher Weise wurden Vasallen Murads Männer wie die Söhne des Häuptlings Twartko (S. 488) im oberen Vardar- und Strymongebiet, Konstantin von Velbudschd (1371), welches durch ihn den Namen Konstanitza-Banja, türkisch dann Köstendil erhalten hat, und Johann Dragasch, und wie dieser letztere i. J. 1374 auch Bogdan, der zwischen Rhodope und Vardar gebot. In dieses Zeitalter gehört nun auch des todten Wukaschin Sohn Marko (Kraljewitsch), 1370 seines Vaters Mitregent, der sich im westlichen Makedonien, (einige Zeit namentlich auf Kastoria und Achrida, und) auf sein festes Schloß auf den Felsenkuppen bei Prilep gestützt, bis etwa 1391 behauptete, und als angeblicher kriegerischer Gegner der Osmanen (deren Suprematie er sich thatsächlich aber doch nicht entziehen konnte), wie noch mehr als riesenstarker Held der Liebling der südslawischen Volksdichtung geworden ist. In zahlreichen Sagen und Heldenliedern hat sich sein (und seines Freundes Konstantin von Velbudschd) Andenken, natürlich vielseitig in völlig mythischen Nimbus gefällt, bei Serben, Bulgaren und Kroaten, ja selbst bei Albanesen erhalten.

Soweit die organisirte Widerstandskraft des serbischen Volks in Betracht kam, ruhten dagegen die letzten Hoffnungen, von Bosnien abgesehen, nur noch auf dem tapfern Schwiegersohn des todten Ugljescha, auf Milizas Gatten, dem (S. 487) bis 1371, wo er als stärkster Machthaber die Zügel ergriff, namentlich in dem Lande der Donau und Morawa, in dem Banat von Matschwa (nämlich dem Flachland an der Save von Belgrad bis zur Drina) und in Syrmien mächtigen Stefan Wuk Lazar (jetzt zu Prizren), der nun schon seit 1375 die Augen der Türken immer verlangender auf den Rest der südslawischen Länder des Nordens gerichtet sah, und doch sich nicht verhehlen konnte, daß die unaufhörlichen Streitigkeiten und getheilten Sonderinteressen der verschiedenen christlichen Machthaber zwischen der Adria und der Dobrudscha der Herstellung eines einheitlichen Widerstandes die größten Schwierigkeiten entgegenstellten.

Noch kläglicher freilich gestaltete sich in jenen Zeiten die Lage der Rhomäer, die in ganz unglückseliger Weise durch innere Reibungen ihre Kräfte vernutzten. Freilich wäre das Griechenthum dieser Zeit überhaupt nur noch durch eine ganz unerhörte Gunst des Zusammenwirkens der politischen Verhältnisse mit einem kaum mehr zu erwartenden sittlichen Aufschwung des Volkes, mit der höchsten politischen Feinheit und zugleich Entschlossenheit der obersten Staatsleitung zu retten gewesen. Nöthig war es darum doch durchaus nicht,

daß die Paläologen selbst durch ihre Thorheit den Söhnen Osmans von innen heraus die Wege ebneten. Sultan Murad sah mit Freuden, daß Kaiser Johannes V. aus Europa keinerlei wirksame Hilfe zu gewinnen vermochte; die Trümmer des griechischen Reiches, so schien es, sollten den Osmanen seiner Zeit als leichte Beute in die Hände fallen. Gänzlich außer Stande, der unaufhörlichen Benagung der Landschaften rings um Constantinopel durch die Türken mit Erfolg zu wehren, blieb dem Kaiser nichts übrig, als sich (etwa in derselben Zeit wo den Serben der größte Theil Makedoniens verloren ging) in die Klientel des Sultans zu begeben. Als er nun im J. 1375 in dieser Gestalt an der Spitze griechischer Truppen in Asien an Murads Seite sich befand, erhielten beide Herrscher die Nachricht von einem gefährlichen Aufstande auf der Balkanhalbinsel. Erbittert über des Prinzen Andronikos (S. 496) unkindliches Benehmen, hatte der alte Paläologe denselben im J. 1371 zu Gunsten Manuels von der Thronfolge ausgeschlossen, anscheinend auch in Haft gelegt. Jetzt aber fand sich Andronikos in der Lage, in Abwesenheit des Vaters nicht nur die Gunst der Genuesen, sondern auch das Bündniß des mit Murad ebenfalls auf gespanntem Fuße lebenden türkischen Prinzen Saudschi zu gewinnen, der zur Zeit in Rumelien ein Commando führte. Die Bewegung nahm einen sehr bedenklichen Charakter an, und schon näherten sich die Prinzen der griechischen Reichshauptstadt, als Sultan Murad mit starker Macht in Europa erschien, bei Apikridion die meisten türkischen Truppen zur Rückkehr zum Gehorsam bestimmte und die Prinzen in Demotika einschloß. Als diese Festung nicht mehr zu halten war, ließ Murad nicht nur die türkischen und griechischen Anhänger der jungen Empörer in den Wellen der Maritza ertränken, sondern auch (ganz im Sinne der blutigen Familienjustiz und der schauerlichen mißtrauischen „Vorsicht", die unter den späteren Sultanen aus seinem Hause immer entsetzlichere Blutscenen im Serai hervorgerufen hat) seinen Sohn Saudschi blenden und enthaupten. Auch der Paläologe konnte nicht umhin, auf des Sultans Drängen den Andronikos wenigstens blenden zu lassen; der Prinz wurde dann mit seinem Sohne Johannes in den „Thurm des Anemas" in der Nähe der Blachernen eingeschlossen.

Die mit siedendem Essig vollzogene Blendung des Andronikos war so milde ausgeführt worden, daß der Gefangene seine Sehkraft keineswegs vollständig verlor und im Stande blieb, demnächst ein nur zu gefügiges Werkzeug in der Hand der Genuesen zu werden, deren leidenschaftliche Eifersucht auf die Venetianer damals an der Propontis einen neuen verderblichen Krieg entzündete. Gaben die unaufhörlichen Plackereien, welche die genuesischen Behörden auf dem nördlichen Ufer des Chrysokeras gegen venetianische Kaufleute sich erlaubten, steten Anlaß zu diplomatischen Reibungen, so entbrannte der Krieg diesmal um den Besitz der seit 1352 (S. 484) an die Republik der Lagunen verpfändeten Insel Tenedos, die sicher zu gewinnen seit der Eroberung der Ufer des Hellesponts durch die Türken wegen ihrer

merkantil und militärisch gleich wichtigen Lage vor der Mündung dieses Sundes der eifrigste Wunsch der Venetianer gewesen war. Als nun im J. 1375 Johannes V. sich endlich entschloß, gegen eine Reihe höchst schätzbarer Conzessionen Tenedos an die Republik abzutreten, schritten die erbitterten Genuesen in Galata zu den brutalsten Maßregeln. Sie boten auf der Stelle dem verhafteten Andronikos die Hand, befreiten ihn aus seinem Gefängniß, und setzten ihn in den Stand, mit Hilfe seiner bulgarischen Verwandten (S. 489) und des serbischen Häuptlings Marko Kraljewitsch Constantinopel zu belagern. Am 12. August 1376 erzwang er den Einmarsch in die Residenz; nun wurde der alte Kaiser entthront und in den Thurm des Anemas geworfen, der Usurpator (der seinen Sohn als Johannes VII. zum Mitregenten ernannte) am 18. Oktober als Andronikos IV. gekrönt. Schon unter dem 23. August dehnte der neue Machthaber die Besitzungen der Genuesen bei Pera weiter aus und trat ihnen Tenedos in aller Form ab, ließ es auch zu, daß sie gegen die Venetianer am Bosporus arge Gewaltthaten verübten. Nun aber fügte sich der griechische Commandant auf Tenedos selbst den neuen Befehlen aus der Hauptstadt nicht, sondern übergab die Insel dem venetianischen Admiral Marco Giustiniani, der sie auf der Stelle stark verschanzen ließ. Darüber entbrannte (gleichzeitig durch schwere Conflikte auf Cypern geschürt) ein furchtbar erbitterter Seekrieg zwischen den italienischen Seemächten, der in den griechischen Gewässern durch die siegreiche Vertheidigung von Tenedos (November 1377) und durch die Eroberung von Alt-Phokäa und die Verheerung von Chios (1379) Seitens der Venetianer, sonst aber (1379) durch die Niederlage der Venetianer bei Pola, und namentlich durch die Kämpfe bei Chioggia berühmt geworden ist.

Der mörderische Krieg, der allmählich das gesammte Mittelmeer in Mitleidenschaft gezogen hatte, wurde endlich durch die Vermittlung des Grafen Amadeo VI. von Savoyen zum Abschluß gebracht. In dem Turiner Frieden vom 8. August 1381 wurde die Neutralisirung der Insel Tenedos beschlossen; genauer gesagt, die Insel sollte dem Grafen von Savoyen übergeben, auf Kosten der Genuesen vollständig geschleift, die Einwohner verpflanzt werden. Aber erst nach einer längeren Belagerung durch den venetianischen Admiral Fantino Giorgi entschloß sich der trotzige venetianische Bailo Giovanni Muazzo (am 18. April 1383) die Insel zu räumen, deren griechische Einwohner dann nach Kreta, Euböa und andern Punkten des venetianischen Machtgebietes, theils auch nach Constantinopel übergesiedelt worden sind.

Während dieses heillosen Krieges hatten die Osmanen natürlich auf verschiedenen Punkten neue Fortschritte gemacht. Die Genuesen der chiotischen Maona (S. 478) hatten Samos an die Türken verloren, und Murad inzwischen den denkbar entscheidendsten Einfluß auf die Rhomäer gewonnen. Die Abneigung Murads gegen Andronikos IV. und die Sympathien der Byzantiner für den Prinzen Manuel wirkten zusammen, um des Usurpators Stellung unhaltbar zu machen. Als Johannes V. aus seiner Haft entkommen war,

nahm er seine Zuflucht zu dem Sultan und schloß mit demselben einen Vertrag, durch welchen er sich als tributpflichtigen Vasallen des türkischen Reiches erklärte. Nun wich Andronikos IV. nach Galata zurück, während Johannes V. und Manuel am 8. Juni 1379 wieder die alte Residenz betreten konnten. Unter dem Drucke der Genuesen in Galata entschloß sich der alte Kaiser im Mai 1381 noch einmal zu einer Aussöhnung mit seinem ältesten Sohne: während Manuel Statthalter in Thessalonich blieb, sollte jener und dessen Nachkommenschaft nun doch die Nachfolge im Reiche haben, und vorläufig mit Selymbria (wo er residirte), Danion, Heraklea, Rhodosto und Panion abgefunden werden. Damit wurde nun auch zwischen Constantinopel und Galata, und weiter (im November 1382) auch zwischen den Paläologen und der Republik Genua wieder Frieden, Freundschaft und Bündniß möglich gemacht. Nichtsdestoweniger nahm der alte Johannes die Gelegenheit wahr, als Andronikos IV. am 28. Juni 1385 starb, den jungen Johannes VII. einfach bei Seite zu schieben, und nunmehr Manuel als Mitregenten zu verkündigen.

Das feinere Detail der Geschichte dieser Zeit läßt dann recht deutlich erkennen, wie wenig die italienischen Seemächte, auch wenn sie nicht mit einander haderten, in ihrer selbstsüchtigen Handelspolitik geschickt waren, die schließliche Ueberwältigung des griechischen Reiches durch die Türken wirksam zu verhindern. Die Genuesen hatten nur das Interesse, daß die guten Verhältnisse und der Verkehr nicht gestört wurden, in dem sie seit Urchans Zeit zu den Türken standen. Ihren ersten urkundlich bekannten Vertrag mit Murad haben sie jedoch erst am 8. Juni 1387 abschließen können. Der Sultan war freilich nicht gewillt, ihnen die Vortheile zu gewähren, die sie aus den noch griechischen Theilen der früher byzantinischen Provinzen zogen. Während er es sich gern gefallen ließ, daß seine Unterthanen im Verkehr mit Galata weder Einfuhr- noch Ausfuhrzoll, sondern bloß eine Accise von acht Karat für hundert Hyperpern Waarenwerth bei Kauf und Verkauf entrichteten, so ließ er die Genuesen den durch ältere Verträge von seinem Vater und ihm selbst festgestellten Zoll fortbezahlen, und gewährte ihnen nur, wo sie von ihm oder seinen Factoren Frucht kauften, einen Rabatt, wie er auch den Griechen und den Venetianern zugestanden wurde.

Complizirter war die Haltung der Venetianer. Ihre volle Kraft entwickelten diese noch immer, wenn es galt, gefährliche Aufstände in ihrem „Königreich" Kreta zu bändigen (wie noch 1363—66), oder sonst ihre Stellung im Archipelagus und in den griechischen Gewässern noch stärker zu sichern; wie denn seit 1383 die Insel Euböa als unbestrittenes Eigenthum der unermüdlich in dieser Richtung arbeitenden Republik gelten konnte, und im Mai 1386 Korfu (auf Kosten der Angiovinen von Neapel) bleibend für Venedig in Besitz genommen worden ist. Daneben aber wurde der befreundete griechische Hof bei zunehmender militärischer und finanzieller Schwäche der Paläologen oft recht muthwillig und selbstsüchtig gemißhandelt, — namentlich seit Jo-

hannes V. (dieses vielleicht schon vor 1371) den Kaufleuten und der Kolonie der Stadt Narbonne am Chrysokeras die derselben einst durch Andronikos III. ertheilten Privilegien erneuert hatte. Mit großer Barschheit drohte 1384 der venetianische Gesandte Luigi Contarini dem Kaiser, die alten Verträge nicht erneuern zu wollen, wenn die Paläologen nicht sich verpflichten würden, die Venetianer aus dem Reichsschatze für Alles zu entschädigen, was Andronikos IV. ihnen genommen hatte. In der That wurden die Verträge erst 1390 durch Francesco Foscolo wieder erneuert, Dank der griechischen Zähigkeit aber nur mit unwesentlichen Zusätzen. Darüber aber hatte die Republik (die schon seit 1368 den Sultan zur Genehmigung einer Handelskolonie in Skutari zu bestimmen versuchte) i. J. 1384 sehr ernsthafte Unterhandlungen mit Murad angeknüpft, die natürlich immer dahin gingen, in der Türkei womöglich dieselben Handelsvortheile und Zollfreiheiten, wie früher im Reiche der Rhomäer zu erwerben, — die aber auch ein ernsthaftes Auftreten gegen die Osmanen sehr erschweren mußten. Nur darauf blieb auch Venedig stets bedacht, wenigstens Constantinopel nicht in türkische Hände fallen zu lassen.

Sultan Murad seinerseits war viel zu klug, um schon jetzt die Eroberung der alten Hauptstadt der Rhomäer ins Auge zu fassen. So schwach die Byzantiner gerade unter Johannes V. erschienen, die Defensivkraft der Stellung am Bosporus war doch für die osmanische Macht zu jener Zeit noch unüberwindlich. Viel zweckmäßiger schien es, nach einer kurzen Pause die Grenzen des türkischen Reiches auf Kosten der Südslawen wieder auszudehnen, ohne dabei verlockenden Handstreichen auf Kosten der Griechen ängstlich aus dem Wege zu gehen. Der Führer der Osmanen in Europa war jetzt der kriegerische Timurtasch, Lalaschahins Nachfolger als Beglerbeg von Rumelien, einer der vertrautesten Freunde Murads. Dieser ungestüme Kriegsgeselle eröffnete i. J. 1381 von Seres aus einen neuen Raubzug auf der Balkanhalbinsel. Ein Angriff freilich auf das griechische Thessalonich blieb damals noch ohne Erfolg. Dagegen verloren die Serben damals Monastir (Bitolia) und Istip, und i. J. 1382 gelang es den Osmanen sogar, eine durch ihre Lage auf einem der wichtigsten Straßenkreuzpunkte der Halbinsel ausgezeichnete Stellung von der höchsten militärischen Bedeutung auf der Nordwestseite des Balkan und der centralen Hauptpaßlandschaft zu erobern und bleibend zu besetzen. Schon früher nämlich hatten Lalaschahins Truppen wiederholt das schöne Thalbecken des Isker zwischen Vitosch und Balkan durchstreift, dessen Centrum die blühende, große bulgarische Stadt bildete, die (das antike Sardica) von den Slawen Srêdez (Sriadez), von den Griechen Triaditza genannt wurde: ein Name, neben welchem (urkundlich zuerst in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts) auch der andere, von einer damals zur Moschee gemachten Kirche der h. Sofia abgeleitete Name Sofia auftritt, der in späterer Zeit der in Europa geläufige geworden ist. Die tückische List, mit welcher ein türkischer Ueberläufer, der das Vertrauen des Commandanten erschlichen hatte, diesen auf einer Jagdpartie gefangen nahm,

machte es dem türkischen Befehlshaber Indsche-Balaban-Beg in Philippopolis möglich, sich der wichtigen Festung im Norden der centralen Pässe der Halbinsel zu bemächtigen.

Obwohl dieser Schlag zunächst den bulgarischen Czaren Schischman traf, so hielten es die südslawischen Machthaber des Nordwestens nun doch endlich für gerathen, sich unter einander enger zu verbinden. Während in Bulgarien des (nach 1385 verstorbenen) Dobrotitsch Sohn Ivanko sich zunächst der Osmanen nicht erwehren konnte, und zwischen den Fürsten Schischman in Ternowo und Strasimir in Widdin (dem die Rumänen zur Seite standen) beständiger kirchlicher und politischer Hader obwaltete, näherten sich zu gemeinsamer Abwehr der Türken der tapfere Lazar (S. 497) und der ehrgeizige König (S. 488) Stefan Twartko von Bosnien. Nur daß dieser Schwiegersohn des Fürsten von Widdin, — welchem wegen seiner toleranten Milde gegen die Patarener die päbstliche und die ungarische Politik die größten Schwierigkeiten im Innern zu bereiten dauernd bemüht war, — von den Serben nicht ohne stetes Mißtrauen betrachtet wurde, weil er als ein Urenkel Dragutins (S. 439) von der mütterlichen Seite sich als den natürlichen Erben aller Rechte der Nemanjiden ansah und außer andern Uebergriffen nach dem Untergange von Duschans Sohne (S. 494) und des Usurpators Wukaschin namentlich das alte Rascien mit Novibazar dauernd mit Bosnien vereinigt hatte. Mit diesen beiden Machthabern verband sich endlich auch der mächtige Balscha II. (1362—1385), der über Skodra, Antivari, Cattaro, Dulcigno, Trau und Sebenico gebot.

Gerade der letztere bedurfte auch seinerseits einer solchen Anlehnung gar sehr, weil neuerdings die Zustände auf der Ostküste der Adria die Einmischung der Türken in alle Verhältnisse der Länder bis südwärts nach Arta möglich gemacht hatten. Der Fürst (S. 489) Thomas Preliubowitsch von Johannina (1367—1385), der zuletzt auch in Byzanz sich den Rang eines „Despotes" ertheilen ließ, war ein ebenso blutgieriger wie raubsüchtiger Tyrann, und lag in unablässigen Händeln mit den Albanesen, gegen die er endlich (1381) die Hilfe des Timurtasch anrief. Als nach seiner Ermordung seine Wittwe Maria Angelina (1385—1394) i. J. 1386 sich mit dem Italiener Esau de' Buondelmonti vermählt hatte, blieb diesem 1387 bereits nichts übrig, als auch Murads Anerkennung und Schutz zu erwirken. Viel schlimmer aber war es, daß auf Grund der Kämpfe, in welche der nun auch auf der albanesischen Küste bis nach Vallona gebietende Balscha II. mit seinem albanesischen (S. 488 f.) Schwager Karl Thopia (1358—1388) gerieth, der letztere nach dem Verlust seiner Hauptstadt Durazzo (zu Anfang d. J. 1385) die Osmanen zu Hilfe rief. Der Großwessir Chaireddin führte persönlich das türkische Heer nach Albanien und schon im Spätsommer 1385 verlor Balscha in einer mörderischen Schlacht auf der Salzsteppe Savra an der Wojussa Sieg und Leben. Und nun war es sehr schlimm, daß die Türken, die durch die unsterbliche Thorheit aller dieser kleinen Machthaber immer von Neuem

die bequemste Gelegenheit zu großen Recognoscirungsritten nach den ihnen noch fremden Landschaften der Halbinsel gewannen, gerade im nördlichen Albanien sofort festen Fuß zu fassen und namentlich die wichtige Stellung von Durazzo für sich zu gewinnen strebten: eine Richtung, wo sowohl des Balscha Neffe und Nachfolger Georg II., wie des halbfranzösischen Thopia schwacher und kränklicher Sohn Georg (seit 1388) nur mit Venedigs Hilfe sie mühsam aufzuhalten vermochten.

Unter solchen Umständen folgten Lazar und der König von Bosnien mit höchster Spannung den Schwierigkeiten, in welche ihr furchtbarer türkischer Nachbar endlich in Kleinasien gerieth. Murad, der durch die Vermählung seines ältesten Sohnes Bajesid mit der Tochter des seldschukischen Emirs von Kermian (S. 436) im J. 1381 mehrere wichtige Plätze, namentlich Kutahia gewonnen, andere Bezirke von dem Emir von Hamid durch Kauf erlangt hatte, sah sich seit Jahren einem zähen und entschlossenen Gegner gegenüber: nämlich dem mächtigsten aller kleinasiatischen Emire, Ali-Beg von Karamanien. Noch war die Macht der Osmanen nicht so groß, daß nicht Murad, der eben damals den alten Chaireddin durch den Tod verlor, mit Besorgniß auf die Masse der tatarischen und turkomanischen Völker hätte blicken sollen, die Ali-Beg im J. 1386 wider ihn aufbot, und verheerend gegen die Landschaft Hamid führte. Mit Aufbietung aller Kräfte, auch serbischer Lehenskrieger, sammelte Murad das Heer, welches auf der Ebene von Kutahia durch Timurtasch und durch Chaireddins Sohn Ali organisirt wurde. Die entscheidende Schlacht wurde bei Konia geschlagen; die Schlachtordnung, die Murad hier zur Anwendung brachte, blieb das Muster für alle späteren Türkenschlachten, in welchen asiatische und europäische Heerhaufen neben einander fochten. Auf dem rechten Flügel hielten die asiatischen Abtheilungen unter des Sultans jüngerem Sohne Jakub. Im Centrum stand Murad selbst mit der Reiterei. Den linken Flügel bildeten die Truppen von der Balkanhalbinsel unter Prinz Bajesid. Das erste Treffen war aus Janitscharen zusammengesetzt; Timurtasch endlich verfügte über eine europäische Reserve.

Der Emir von Karamanien, der mit seinen alten Truppen im Centrum stand, die tatarischen Reiter auf dem rechten, die Turkomanen auf dem linken Flügel gruppirt hatte, wurde aufs Haupt geschlagen. Die massive Kraft der Janitscharen wog stärker, als die der leichten tatarischen Reiter, und der Heldenmuth Bajesids, sowie die taktische Gewandheit des Timurtasch entschieden zu Gunsten des Sultans, der seinen Feldherrn zum Wessir erhob und nunmehr seinen Gegner leicht unter großmüthigen Bedingungen zum Frieden nöthigte. Jedenfalls war das Emirat von Karamanien auf lange Jahre hinaus für die Osmanen unschädlich geworden. Gleich nachher überließ der Emir von Tekké sein Gebiet dem Sultan zur Einschmelzung in die osmanische Masse.

Vorläufig konnte jedoch Murad nicht länger in Asien verweilen, denn die Neigung der Fürsten Tvartko und Lazar zum Losschlagen, Schischmans

aber von Bulgarien zum Abfall, entging ihm nicht. Damit aber gewannen die Verhältnisse zwischen Osmanen und Südslawen den Charakter und die Richtung, in welcher die imposanten Katastrophen der nächsten zehn Jahre sich vollzogen. Der rasche Ansturm des Sultans noch i. J. 1386 wirkte anfangs auf seine slawischen Gegner völlig verblüffend. Bulgarien wurde ausgeraubt, die Serben aber wagten keine Schlacht gegen die Uebermacht, sondern zogen sich unter Fortschleppung ihrer Habe und Proviantvorräthe in ihre Festungen und Gebirgsthäler zurück. Unter diesen Umständen warfen die Türken ihre ganze Energie auf die stark verschanzte, mit Schätzen und Lebensmitteln reich gefüllte Stadt Nisch, die nach 25 Tagen erbitterter Gegenwehr genommen und ausgeraubt wurde. Nun schloß Lazar mit dem Sultan Frieden. Nisch blieb in türkischer Hand, und Lazar mußte die Oberhoheit Murads anerkennen, tributär werden und den Türken auf ihren Feldzügen eine Schaar von tausend Reitern stellen. Der Serbenfürst war inzwischen durchaus nicht gesonnen, sich anders als nur vorübergehend unter das türkische Joch zu beugen. Sobald Murad wieder in Asien beschäftigt stand, wo mehrere der südwestlichen Emirate der Seldschuken überwältigt wurden, stellte er neue Rüstungen an. Im J. 1387 brachte er mit Tvartko 30,000 Mann tüchtiger Krieger auf die Beine und erneuerte den Krieg, — diesmal mit Glück. Denn ein Heer von 20,000 Mann, welches der Sultan in ihre Länder einbrechen ließ, wurde von ihnen so vollständig vernichtet, daß nur etwa fünftausend Türken dem Tode oder der Gefangenschaft entgingen. Den entscheidenden Sieg hatten die Südslawen bei Plotschnik an der Topliza davongetragen.

Es war nur natürlich, daß diese Siegesbotschaft den Muth und die Hoffnungen aller Gegner der Osmanen neu belebte. In Bulgarien zumal zauderten die Fürsten Ivanko und Schischman nicht länger, sich den Serben offen anzuschließen. Bald aber erkannte die ganze Welt der großen und kleinen Staaten zwischen den rumänischen Karpathen und Kap Matapan, daß der eigentliche Entscheidungskampf erst noch zu bestehen war. Murad, der wohl wußte, was hier auf dem Spiele stand, rüstete mit ruhiger Energie ein volles Jahr lang diesseits und jenseits des Georgssundes in großem Maßstabe. Da wirkte es nun durchaus schädlich für die Widerstandskraft der Südslawen, daß ihr stärkster Machthaber, der König von Bosnien, ganz im Sinne einer nur durch ungestümen Ehrgeiz bestimmten, aller Schulung und Tradition entbehrenden Politik es nicht unterlassen mochte, den Tod des Königs Ludwigs des Großen von Ungarn (1382) und die wüsten Unruhen, welche dem Ableben dieses gewaltigen Mannes, namentlich aber (1386) der Ermordung Karls II. folgten, zur Durchsetzung seines Planes zu benutzen, welcher der Herstellung eines großen bosnischen Reiches zwischen Adria, Drau und Donau galt. Der Gewinn des Landes Chulm, die Ausbreitung seiner Macht über Dalmatien, die Behauptung der vollen Selbständigkeit Bosniens und die Allianz mit den gegen Sigismund von Böhmen empörten Kroaten und mit einer starken Partei unter den Magyaren selbst waren dabei an sich

ganz richtige Schritte. Aber in der Zeit des großen Entscheidungskampfes gegenüber den Osmanen konnte Tvartko unter solchen Umständen nur mit halber Kraft an der Seite der Serben auftreten.

Murad eröffnete den großen Krieg gegen die feindliche Coalition schon im J. 1388 mit einem Angriff auf Bulgarien. Ali-Pascha überschritt von Adrianopel und Aidos her mit 30000 Mann den Balkan, eroberte Schumen (Schumna) und dessen Umgegend, dann auch Ternovo, und belagerte den Czaren Schischman in Groß-Nikopolis; als Murad mit einem großen Heere zu ihm gestoßen war, mußte der Czar sich zur Nachgiebigkeit bequemen. Als er aber nach des Sultans Abmarsch den Kampf doch wieder aufnahm, eroberte Ali zuerst Drster, dann die übrigen Donaufestungen und nöthigte die Bulgaren abermals demüthig um Frieden zu bitten. So war noch im J. 1388 die Kraft der Bulgaren gebrochen; auch Strasimir von Widdin mußte jetzt den Osmanen huldigen.

Gegen die Serben, die bis dahin nur bei Pirot (zwischen Sofia und Nisch) mit den Türken sich gemessen hatten, führte Murad im J. 1389 sein großes Heer von Philippopolis aus über Ichtiman (früher Stoponion oder Schtiponje), Köstendil und Kratovo zum Hauptkampfe. Derselbe erfolgte am 15. Juni (am St. Veitstage) 1389 auf dem sogenannten Amselfelde (Kosovo-Polje) an den Ufern des Labflusses. So bedeutend die Folgen dieser gewaltigen Schlacht für die Südslawen gewesen sind, so unsicher ist doch über mehrere Hauptmomente dieses verhängnißvollen Tages die historische Ueberlieferung. Wir wissen, daß Lazar sich alle Mühe gegeben hatte, ein möglichst starkes Heer den Türken entgegenzustellen; und in der That war die serbische Armee durch den Zuzug starker bosnischer Heerhaufen (unter dem Woiwoden Vladko Hranitsch), kroatischer Schwärme unter dem Ban Ivan Horvat, und anderweitiger Hilfstruppen, wie sie namentlich der energische walachische Woiwode Johannes Myrtscha auf den Kampfplatz führte und wie sie aus den Ländern der Albanesen, der Bulgaren, und wie es scheint auch der Magyaren dem greisen Lazar zuströmten, viel stärker geworden, als die türkische; nur wird die Zahl von angeblich 200000 christlichen Streitern doch als stark übertrieben gelten müssen. Die Stimmung der letzteren war siegesgewiß und kampfesfreudig; nach serbischer Tradition soll zu deren Erhöhung unmittelbar vor dem Kampfe auch noch die Kunde eingetroffen sein von der vollständigen kirchlichen Aussöhnung (vgl. S. 483 und 495) mit dem Patriarchat von Constantinopel. Nichtsdestoweniger war die türkische Armee ihren tapfern Gegnern militärisch weit überlegen. Sultan Murad, dessen Nationaltruppen durch die Aufgebote der Emirate Ssaruchan, Menteschе, Aidin und Hamid, sowie durch die von Köstendil (S. 497) und einiger anderer Klientelstaaten verstärkt waren, stand den Christen an religiöser Begeisterung in nichts nach, übertraf sie aber bei weitem an ruhiger Vorsicht. Sein Hauptvortheil war, daß er einerseits seinen Kriegern den Vortheil einer kraftvollen einheitlichen Leitung bot, während das slawische Heer bei der Menge selbständiger Führer

nichts weniger als einheitlich geführt werden konnte, daß andrerseits — seit dem vollständigen Niedergange der einst durch ihre Intelligenz so unvergleichlich wirksamen Kriegskunst der Byzantiner — die neue Taktik der Osmanen für regelmäßige Schlachten damals unübertroffen, daß endlich die schwerfälligen, in Eisen gehüllten Schaaren der Südslawen der Gewandtheit des Angriffs und der Schnelligkeit der Bewegungen der leichten türkischen Truppen entschieden nicht gewachsen waren.

Auf dem Amselfelde also, — jenem länglichen Alluvialbecken von zehn Stunden Länge und vier Stunden Breite, welches im Süden von dem Schar mit dem Ljubotrn, im Osten von dem Gebirgszuge, der von der Tscherna-Gora zum Kopaonik streift, im Norden von einem Hügellande an den Ufern des Ibar begrenzt wird, — wurde an dem zur Sitniza strömenden Flüßchen Lab die große Schlacht geliefert. Auf slawischer Seite führte Lazar das Mitteltreffen, sein Neffe und Schwiegersohn Wuk Stefan Brankowitsch von Prischtina (des Branko Jekpal Sohn, S. 488) den rechten Flügel; die Bosniaken hielten den linken Flügel, die Magyaren, Bulgaren und ein Theil der Schkypetaren standen in Reserve. Murad dagegen bediente sich derselben Schlachtordnung, wie bei Konia. Er selbst stand mit den Janitscharen und 2000 Bogenschützen im Centrum; mit ihm leiteten der Großwessir Ali-Pascha und der alte Timurtasch das Mitteltreffen. Den rechten asiatischen Flügel führte Prinz Bajesid mit Ewrenosbeg, den linken europäischen Murads jüngerer Sohn Prinz Jakub mit Balabanbeg (S. 502). Lange wurde beiderseits mit großer Tapferkeit, aber ohne sichtlichen Erfolg gestritten. Als dann ein furchtbarer Vorstoß der serbischen Ritter den türkischen linken Flügel über den Haufen warf, war es die ungestüme Tapferkeit des Bajesid, welche die Slawen zum Stehen brachte und endlich unter mörderischem Kampfe den Sieg an die Feldzeichen der Türken fesselte. Freilich hatte der Islam diesen Erfolg furchtbar theuer bezahlt; auch Murad zählte zu den Todten, — aber die Kraft der Südslawen war gebrochen, und die Serben hatten den Untergang ihres trefflichen Lazar zu betrauern.[1])

Die Helden dieser Schlacht sind von ihren Völkern niemals vergessen worden. Das Andenken an den alten Lazar lebt fort in den Liedern der Serben, die zuletzt seine Asche in dem (später Ravanitza genannten) Kloster

1 Das Detail ist hier gerade ganz unsicher. Sehr geläufig ist die Angabe, daß weder Murad noch Lazar den Tod als Soldaten gefunden haben. Nach einer sehr verbreiteten Erzählung wurde Murad durch den serbischen Ritter Milosch Obilitsch von Trojanovgrad, einen Schwiegersohn Lazars, ermordet; nach einer Wendung der Sage schon im Morgengrauen vor der Schlacht, die dann Prinz Bajesid geleitet hätte, nach der geläufigeren Annahme erst nach der Schlacht. Zur Rache für diese Blutthat soll dann Bajesid den Lazar, der als Gefangener in seine Hand gefallen, mit vielen serbischen Rittern an Murads Leiche haben enthaupten lassen. — Auch die Stimmen fehlten natürlich nicht, welche als Sündenbock für die große Niederlage einen sogenannten Verräther ausfindig zu machen wußten; als solcher galt der Sage (unsicher auf welchen Schein hin) jener Wuk Brankowitsch.

Vrdnik in der syrmischen Fruschka=Gora geborgen haben. Die Osmanen dagegen haben auf dem Schlachtfelde zu Murads Ehren eine Kapelle und ein Mausoleum erbaut, dagegen seine Leiche nach Brussa geführt, wo sie in einer durch den Sultan erbauten Moschee beigesetzt worden ist. Mit ihm zugleich fand ein anderer Mann seines Hauses hier die letzte Ruhestätte. Es war sein jüngerer Sohn Jakub, den der neue Sultan Bajesid bei der Rückkehr von der Verfolgung der weichenden Slawen sofort hatte erdrosseln lassen. Zum ersten Male war somit, — unmittelbar nach einem großartigen Siege, — unter den abscheulichsten Umständen die niederträchtige Politik des Brudermordes in Scene gesetzt, die nunmehr viele Menschenalter hindurch den Ruhm und die Ehre so vieler glänzender Fürstengestalten aus Osmans Hause mit unschuldigem Blute besudeln sollte.

Der neue Herrscher der Osmanen, Sultan Bajesid I., war von dem Schlachtfelde zunächst nach Adrianopel zurückgekehrt. Dieser Umstand und der Tod des gefürchteten Murad täuschte wirklich die entfernteren Zeitgenossen so sehr, daß sie für einige Zeit an einen Erfolg für die christliche Welt zu glauben vermochten. Bald aber mußten Alle erkennen, daß die osmanische Macht noch gefährlicher als bisher geworden und in die Hand eines Gewalthabers gelegt war, dem mehrere der edlen Eigenschaften seines Vaters ganz entschieden abgingen. Mit der durchschlagenden Kraft und dem furchtbaren Nachdruck, welcher der Kriegführung Murads eigenthümlich gewesen war, verband Sultan Bajesid, dessen ungestümes Wesen die Zeitgenossen durch den Beinamen Ildirim („der Blitz") treffend bezeichneten, ein auffallend unruhiges Naturell, welches ihn zu unaufhörlichen Feldzügen und kriegerischen Heldenthaten drängte. Darüber hat er dann die anderen Aufgaben eines Herrschers in bedenklichem Grade vernachlässigt; nicht nur daß der noch keineswegs vollendete Ausbau der inneren Einrichtungen des doch immer erst im Werden befindlichen neuen Großreiches völlig ins Stocken gerieth, so war auch von der sorgfältigen Pflege der Verwaltung und der Justiz, wie sie seine Vorgänger sich zur Aufgabe gemacht hatten, nicht mehr die Rede. Die Osmanen ihrerseits hatten ferner zu beklagen, daß Bajesid zuerst unter ihren Beherrschern von der schlichten Einfachheit und Sittenstrenge abwich, welche die ersten Sultane aus der Zeit der Nomadenfürsten sich bewahrt hatten. Weder die Freigebigkeit Bajesids, noch sein Eifer für die Anlage neuer Moscheen, Schulen und frommer Stiftungen machte es in den Augen der Gläubigen verzeihlich, daß dieser Sultan ganz im Widerspruch zu den Geboten des Koran sich dem Weingenuß ergab. Noch schlimmer wirkte es, daß Bajesid, sobald er nicht als Feldherr zu Pferde saß oder seiner leidenschaftlichen Jagdlust huldigte, mehr und mehr einer weichlichen Schwelgerei und massiven Ausschweifungen (schmählicher Weise auch der Päderastie) sich ergab. Darüber kamen dem Sultan, der zu solcher Entartung nur zu sehr durch seinen tief

korrumpirten und mit der ganzen Leitung der Geschäfte betrauten Großweisir Ali-Pascha angetrieben wurde, allmählich die edleren Züge abhanden, die ihm (trotz seines Brudermordes) anfangs mehrfach nachgerühmt wurden. Der ursprünglich großmüthigen und gerechten Stimmungen sehr wohl zugängliche Bajesid ließ sich nicht nur im Kriege wiederholt zu schlimmen Grausamkeiten hinreißen; und die von ihm abhängigen Fürsten hatten nur zu bald über den souveränen Hochmuth und über die Neigung Bajesids zu klagen, sie muthwillig durch Plackereien, wie sie der „Launen Uebermuth" ihm eingab, heimzusuchen.

Schnell genug machte sich die gewaltige Kraft und das schreckliche militärische Uebergewicht der Osmanen unter diesem Sultan den sämmtlichen Fürsten und Völkern der Balkanhalbinsel fühlbar. Sobald Bajesid nur erst in Adrianopel die Zügel der Regierung fest ergriffen hatte, eilte er die Lage auszubeuten, wie sie durch die Schlacht auf dem Amselfelde sich gestaltet hatte. Im Winter 1389 auf 1390 durchzog der alte Timurtasch das serbische Land nach allen Richtungen. Lazars Sohn und Nachfolger Stefan Lazarewitsch (1389—1427), ein frommer und gelehrter, persönlich allerdings sehr tapferer, doch aber unkriegerischer Fürst, mußte einen sehr nachtheiligen Frieden schließen, der ihn nöthigte, aus den Silberminen des Landes einen sehr erheblichen Tribut nach Adrianopel zu schicken, alljährlich am Hoflager des Sultans zu erscheinen, und denselben auf allen Feldzügen durch Truppen zu unterstützen. Endlich mußte seine jugendlich schöne Schwester Olivera (die Mileva der serbischen Volkslieder) in Bajesids Harem übergehen, wo sie dann dessen Lieblingsfrau geworden ist.

Gleichzeitig begannen die Osmanen auf verschiedenen Punkten gegen Westen, Nordwesten und Norden auf Kosten ihrer Nachbarn sich weiter auszudehnen. In Seres hielt als Pascha der grimme alte Ewrenosbeg, stets zu Vorstößen gegen Albanien wie gegen den griechischen und fränkischen Süden bereit. Gegen die Bosniaken wurden die türkischen Posten und Colonisationen bis nach Skopje (nunmehr Üsküb) vorgeschoben. Hatte anfangs noch die Tapferkeit des Königs Tvartko sein Land zu schützen vermocht, so sank auch das dahin, als dieser Machthaber mitten unter seinen unheilvollen Kämpfen gegen Sigismund von Ungarn schwer erkrankte und am 23. März 1391 starb. Sein schwacher Nachfolger Stefan Dabischa sah sich durch erbitterte Gegner, die vielleicht selbst mit den Osmanen verhandelten, derart bedrängt daß er sich wieder unter die Oberhoheit der ungarischen Krone stellte. Damit aber und noch mehr durch die vollständige Niederwerfung des rumänischen Fürsten Myrtscha in der Walachei (S. 505) i. J. 1391, der damals im Einverständniß mit den Emirs von Aidin, Menteschе, Saruchan und Kastamuni als Feind der Osmanen auftrat, aber durch Bajesid völlig überwunden und in dieselbe Lage wie der serbische Stefan herabgedrückt wurde, kamen die Türken in unmittelbare Berührung mit den kriegerischen Magyaren: derart daß sich demnächst ein neuer Krieg von wahrhaft großartigen Dimensionen entzündete.

Ehe jedoch diese neue imposante Katastrophe sich vollzog, hatte der grimme Sultan einerseits seine ganze Brutalität gegen die Rhomäer entfaltet, anderseits aber den Todesstoß gegen das längst hinsiechende Reich der Bulgaren geführt. Gerade bei der eigenthümlichen Natur des neuen Sultans war die noch immer anspruchsvolle Schwäche des untersinkenden und zerbröckelnden Reiches der Paläologen gar sehr geeignet, jenen bald zu muthwilliger Verhöhnung, bald zu Handlungen roher Raubgier herauszufordern. Freilich hatte Bajesid nach seiner Thronbesteigung den Vertrag erneuert, den sein Vater seiner Zeit mit Johannes V. abgeschlossen. Bald aber zeigte er seine Böswilligkeit. Im Jahre 1390 wollte er die letzte griechische Besitzung in Asien, das reiche, blühende und waffenmächtige Philadelphia annektiren, welches bis dahin mit den Emirs von Aidin und Ssarukhan auf gutem Fuße gestanden hatte. Theils nun um die Paläologen zu verhöhnen, theils um den Bürgern der blokirten Stadt die vollständige Hoffnungslosigkeit der byzantinischen Zustände klar zu zeigen, nöthigte er den jungen Kaiser Manuel, ihn bei diesem Zuge mit einem griechischen Heerhaufen zu begleiten. Unter diesen Umständen unterwarf sich Philadelphia den Türken auf gute Bedingungen hin. Die Stadt wurde unter dem neuen türkischen Namen Alaschehr die Hauptstadt einer neuen Provinz, welche Bajesid aus den Emiraten Ssaruchan und Menteschе bildete und unter die Verwaltung seines Sohnes Ertogrul stellte. Mit derselben wurde auch das dem Emir von Aidin entrissene Ephesos verbunden. Manuel, der natürlich seine unwürdige Lage nur mit höchstem Widerwillen ertrug, eilte endlich aus des Sultans Umgebung zu entweichen, um einer neuen gefährlichen Bewegung in Constantinopel die Spitze abzubrechen. Der nach seines Vaters Andronikos Tode zurückgeschobene Johannes VII. nämlich, der schließlich Selymbria und Thessalonike als Abfindung erhalten, hatte es möglich gemacht, am 14. April 1390 mit Hilfe seiner Anhänger den alten Johannes V. wieder einmal zu stürzen, und führte nun seine Herrschaft fünf Monate lang, bis der nach Byzanz zurückkehrende Manuel im September desselben Jahres die Regierung des Vaters wiederherzustellen vermochte.

Noch deutlicher verrieth Bajesid sein Uebelwollen gegenüber den Paläologen, als er sie nöthigte, die nunmehr, freilich etwas sehr spät begonnenen neuen Festungswerke in Constantinopel — am Goldenen Thore und südlich davon bis zum Meere — die aus den weißen Marmorblöcken mehrerer verfallener alter Kirchen der Hauptstadt errichtet wurden, wieder abzubrechen. Tief bekümmert über diese Schmach ist Kaiser Johannes V. endlich am 16. Februar 1391 gestorben.

Kaiser Manuel, der jetzt die Zügel der Regierung ergriff und bei persönlicher Tapferkeit, guter Begabung und liebenswürdigem Charakter besserer Zeiten werth erschien, sah den Sultan sofort als offenen Feind sich gegenüber auftreten. Manuel hatte in dem Augenblicke, wo sein Vater starb, sich an Bajesids Hofe in Brussa befunden und war auf die Nachricht von

dem Todesfalle sofort nach dem Bosporus zurückgekehrt, ohne dem Sultan Zeit zu einem launenhaften oder pfiffigen Streiche seiner Politik zu lassen. Bajesid aber nahm in seiner Weise diese heimliche Abreise zum Vorwand für die Gewaltthaten, durch die er jetzt seiner ungnädigen Laune Ausdruck verlieh. Die Verheerung der ganzen Landschaft von Panion an der Propontis bis in die Campagna der griechischen Hauptstadt hinein und die momentane Besetzung von Thessalonike (25. Mai 1391) blieb in dem Kaiserschloß unvergessen, mochte immerhin Bajesid, der zur Zeit doch größeres Interesse an den Kämpfen mit den noch unabhängigen Emirs der Seldschuken und an der Ueberwältigung der fränkischen Kleinstaaten und der Südslawen nahm, auch bald genug sich entschließen, seine Truppen wieder zurückzuziehen und mit Manuel als einem Klientelfürsten seines Reiches Frieden zu schließen.

In ganz entsprechender Weise machte es ihm die Aufstellung der stets mobilen Colonnen des Ewrenosbeg zu Seres und der Besitz einer Flotte nur zu gut möglich, nach Belieben den fränkischen und griechischen Staaten des griechischen Südens, überall also den von ihm tief verachteten Christen, die Ueberlegenheit seiner Machtmittel und seiner Politik jeden Augenblick nachdrücklich fühlbar zu machen, — mochte immerhin die politische Physiognomie dieser bunten Staatenwelt seit der Mitte des 14. Jahrhunderts sich nicht unwesentlich verändert haben, wie wir in der Kürze demnächst zeigen werden. Für die politischen Zustände der griechischen Halbinsel, soweit nicht der Druck der Osmanen in Betracht gezogen wird, waren namentlich vier Episoden von Bedeutung geworden: der Machtaufschwung des Hauses Acciajuoli, die Austreibung der Spanier, das Eintreten der Navarresen in die griechisch-fränkische Geschichte und die Einwanderung der Albanesen in Griechenland.

In dem innerlich und äußerlich mehr und mehr zerfallenden französischen Fürstenthum Achaja hatte der (S. 475) früher erwähnte, seit 1348 als erblicher Großseneschall des Königreichs beider Sizilien bekannte Nicolò Acciajuoli allmählich immer größere Macht gewonnen; seit 1358 mit der wichtigen Stellung als Castellan von Korinth betraut, veranlaßte er einen erheblichen Theil seines florentinischen Geschlechts, ebenfalls in Griechenland sich anzusiedeln, wo das Franzosenthum überall fühlbar vor dem Vordringen der Italiener Terrain verlor. Politische Macht gewann nun namentlich einer seiner jüngeren Verwandten, der von ihm adoptirte (Rainerio oder) Nerio Acciajuoli, der die Ausbreitung des politischen und materiellen Uebergewichts seines Hauses in Morea erheblich förderte und für seine Person 1364 die Baronie Vostitsa, nach seines Adoptivvaters Tode (1365) dann auch 1367 Korinth gewann. Ein noch höherer Machtaufschwung ist jedoch den Acciajuolis erst zwanzig Jahre später, und zwar auf dem griechischen Festlande möglich geworden.

Im Peloponnesos nämlich kamen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zwei andere Machtelemente zur überwiegenden Geltung. In dem byzantinischen Despotat von Misithra, wo der treffliche (S. 485) Manuel Kantakuzenos bis 1380 ein tüchtiges Regiment führte, hatte dieser ver-

ständige Herrscher den Anstoß dazu gegeben, daß während der letzten 25 Jahre seiner Staatsleitung die toskischen Albanesen in großen Massen aus Thessalien nach seinen Besitzungen übersiedelten. Die Gegend bei Veligosti, das obere Alpheiosgebiet bis abwärts nach Karitena, und ein Theil der ostarkadischen Hochebene bei Nikli, wurden die ersten Sitze großer schkypetarischer Colonien im Peloponnesos. Auch Nerio von Korinth hat diese Einwanderungen eifrig begünstigt, die um so nützlicher erschienen, je nöthiger damals alle Welt tüchtige Bauern, Hirten, Arbeiter und Soldaten brauchte, wie die Albanesen sie stellten, und je ärger die alten griechischen Länder durch die unaufhörlichen Kriege und noch mehr durch die niederträchtige türkische Praxis des massenhaften Menschenraubes entvölkert waren. Die politische Gefahr, welche diese albanesische Ueberfluthung unter Umständen für die Griechen nach sich ziehen konnte, ist erst im 15. Jahrhundert deutlich zu Tage getreten, als dieselbe eine immer großartigere Ausdehnung angenommen und die ethnographische Physiognomie des Landes in großem Umfange verändert hatte. Vorläufig wurden diese Ansiedelungen auch noch von dem Fürsten Theodor I. Paläologos (1384—1407) begünstigt: von dem Sohne des Kaisers Johannes V., welcher (als 1383 auch Matthäos Kantakuzenos gestorben war, und dessen Sohn Demetrios auf Abfall von Constantinopel dachte) mit Waffengewalt i. J. 1384 Misithra wieder für die Paläologen gewonnen hat.

Der durch die wildeste feudale Anarchie politisch vollständig aufgelöste fränkische Theil des Peloponnesos erfuhr nach 1380 im Zusammenhange mit einer Veränderung in seiner politischen Stellung noch einmal eine neue Durchsetzung mit abendländischen Einwanderern. Als im J. 1364 auch der Sohn und Nachfolger der (S. 474) romanischen, 1346 verstorbenen Titularkaiserin Katharina von Valois-Tarent, Robert von Tarent, zu seinen Vätern versammelt war, kam es über das Anrecht auf Morea zunächst zu einem ganz unnützen Kriege zwischen Roberts Bruder, Philipp II. (III.) von Tarent, dem Erben der Titularkrone von Romanien, und seiner Wittwe, Maria von Bourbon, der ein Sohn aus früherer Ehe helfend zur Seite stand. Erst 1370 wurde dieser Streit durch eine finanzielle Abfindung an Roberts Wittwe zu Philipps Gunsten beendigt; nun aber starb der letztere selbst schon 1373 zu Neapel und vererbte den Kaisertitel, Tarent und Achaja auf seinen Neffen Jakob von Baux, den Sohn des Herzogs Franz von Andria, der jedoch nur erst Tarent an sich ziehen konnte. Die feudalen Barone nämlich von Achaja mochten den neuen Herrn nicht anerkennen, sondern stellten sich unter die Oberhoheit der Königin Johanna I. von Neapel. Als aber deren vierter Gemahl (1376), Herzog Otto von Braunschweig, mit ihrer und der Barone von Morea Zustimmung dieses Land 1377 den Johannitern überlassen, weiter aber am 21. April 1380 Pabst Urban VI. aus Motiven italienischer Politik den Bann gegen die Königin geschleudert hatte: da warb Jakob von Baux im J. 1380 in Navarra ein starkes Söldnerheer an, welches nun als „Navarresische Compagnie" unter den Kapitänen Bernhard

Varvassa und Peter von San Superan-Landirans im J. 1380 erobernd über Korfu in Griechenland eindrang. Nach harten aber zuletzt doch erfolglosen Kämpfen mit den Spaniern in dem Herzogthum Athen überschritten die Navarresen den Isthmus und haben unter dem Oberbefehl von Jakobs Bailli, Maiotto de' Coccarelli, im J. 1381 das französische Morea wirklich für ihren „Kaiser" zu erobern vermocht, zugleich aber auch überall sich in den Besitz der ihnen irgendwie zugänglichen Lehensgüter gesetzt; namentlich die Acciajuoli verloren ihre Besitzungen im Westen und Südwesten des Landes an die Navarresen, von denen damals auch das Schloß Zonclon an der Bucht von Pylos den Namen „Chasteaux Navarres" (jetzt Navarinon) erhalten hat. Als „Kaiser Jakob", der letzte angiovinische Titularkaiser von Romanien, schon am 7. Juli 1383 starb, fiel die Herrschaft über Morea thatsächlich in die Hände der neuen ritterlichen Eroberer; denn als der Bailli Coccarelli im J. 1386 starb, ernannte die Compagnie einmüthig den tapfern Kapitän Peter von San Superan zum Vikar des Fürstenthums, der mit Hilfe der Venetianer sich auch als selbständiger Fürst gegenüber allen Prätendenten behauptete, die nun auf Grund der verschiedensten Rechtsbeziehungen ihrer Vorfahren auf Morea Ansprüche erhoben. Parallel mit diesen Veränderungen auf dem Peloponnes hatte endlich auch auf Kephalenia, Zakynthos und Leukadia das mit den Acciajuoli verschwägerte Geschlecht der aus Benevent stammenden Tocco eine fürstliche Herrschaft gewonnen; hier tritt zuerst Leonardo I. auf (1357—1381). In den Gewässern dagegen des ägäischen Meeres wurde der letzte, durch seine Mutter mit dem Hause der Sanudo zusammenhängende Herzog Nicolò II. von Naxos im J. 1383 durch einen hochbegabten und hochstrebenden Verwandten, Francesco Crispo, aus dem Wege geräumt, der nun der Ahnherr einer neuen Dynastie von Inselfürsten geworden ist.

Unmittelbar viel bedeutsamer griff jedoch in die Politik dieses Zeitalters die Veränderung der Zustände Mittelgriechenlands ein, die durch Nerio Acciajuoli veranlaßt wurde. Dieser kühne und ehrgeizige Mann nämlich, der sich durch das Eindringen der Navarresen seit 1381 hinter das alte Sikyon zurückgedrängt sah, trug sich mit dem Plane, die allezeit wurzellose, neuerdings noch durch Parteiungen unter den spanischen Baronen des Landes und durch den Angriff der Navarresen erschütterte Herrschaft der Catalanen im Herzogthum Athen zu vernichten. Schon im J. 1374 hatte er ihnen die wichtige Grenzfestung Megara zu entreißen vermocht. Jetzt nun benutzte er eine Fehde mit der Gräfin Helene Fadrique von Salona und Zeitun (des Matthäos Kantakuzenos Tochter), um mit Hilfe sehr erheblicher Rüstungen (1385) nach Ueberwältigung der feindlichen Streitkräfte plötzlich sich gegen Athen zu wenden und mit Ausnahme der Akropolis das ganze Herzogthum den Catalanen zu entreißen. Als auch die alte Kekropia nach zweijähriger Blokade sich ergeben hatte, war die spanische Herrschaft in Griechenland wie durch den Sturm verweht; sie hat im Lande durchaus gar keine bleibende Spuren zurückgelassen.

Nerio verlegte dann seine Residenz nach Athen und griff in der Behandlung der Griechen mit großer Klugheit zurück zu der alten Politik des Hauses de la Roche, ja er duldete sogar mit einer damals völlig unerhörten Toleranz neben dem lateinischen einen griechischen Erzbischof in Athen, und war eifrig bemüht, mit Hilfe der Venetianer die neu gewonnenen Länder vor der greulichen Plage der türkischen Corsaren zu sichern, welche die Inseln und Küsten Griechenlands noch viel schlimmer heimsuchten, als die Reiterschaaren des Ewrenosbeg zu Seres das innere Land.

Nun war und blieb es aber ein schweres Unheil für die griechisch-fränkische Staatenwelt, daß ihre Häupter zu keiner Zeit aufhörten, einander zu befehden und stets bereit waren, die Osmanen in ihre Händel hineinzuziehen. Venedig, dessen kluge Staatsmänner stets auf gemeinsame Abwehr hinwiesen, vermied es seinerseits nicht, durch rücksichtslose Wahrnehmung seiner speziellen Interessen Anlaß zu neuen Verstimmungen zu geben. So war Alles dazu angethan, den unverschämten Anmaßungen Bajesids die Wege zu öffnen. Bereits hatte Peter von San-Superan, ein Mann, der in der auswärtigen Politik nichts weniger als intelligent sich bewährte, im J. 1389 sich fehdend gegen Nerio erhoben, als die Venetianer — andauernd bemüht, ihre Stellung auf den griechischen Küsten wie in der Adria immer stärker zu gestalten — durch den Ankauf der strategisch so werthvollen Städte Nauplia und Argos von der jungen verwittweten Baronin Maria Enghien-Cornaro in tiefe Verfeindung mit Nerio von Athen und Theodor von Misithra geriethen. Jener wurde allerdings schwer gedemüthigt, dieser aber, der 1389 Argos überrannt hatte, gab die Stadt erst 1394 an die Republik heraus. Unter solchen Umständen konnten Bajesids Reiter 1392 und 93 das Herzogthum Athen so greulich mißhandeln, daß für Nerio nichts übrig blieb, als dem Sultan tributär zu werden; das um so mehr, weil Fürst Peter von San-Superan, der von Misithra aus bedrängt wurde, damals mit Bajesid sich zu verbünden für gut befand. Und für Nerio wurde es nur eine schwache Hilfe, daß der junge König Ladislaus von Neapel (1386—1414) aus dem Hause Anjou-Durazzo-Gravina, der die alten Rechte der Angiovinen auf Griechenland wieder zur Geltung brachte, die alten feudalen Verbindungen zwischen Athen und Morea für aufgelöst erklärte, Nerio in allen seinen Besitzungen anerkannte und ihm 1394 den Titel als Herzog verlieh.

Mit dem Jahre 1393 wurde aber die Lage der Griechen und Franken dadurch noch viel gefährdeter, daß Bajesid damals einen erheblichen Theil Thessaliens seinem Reiche einverleibte. In diesem Lande hatte Symeon Urosch (S. 489) von Trikkala aus 1367 bis 1371 seine friedliche Regierung fortgesetzt, die den Späteren namentlich darum in Erinnerung blieb, weil während derselben der Mönch Nilos mit Zustimmung des Bischofs Bessarion von Stagoi (Aeginion) in dem Gebiete der höchst merkwürdigen, thurmartig aufsteigenden Steilkuppen und der Felsenhöhlen oberhalb des Marienklosters Dupianos (in der Berglandschaft des oberen Salamvrias, halbwegs zwischen

Metsovo und Tirkala, 22 Kilometer von dieser Stadt) vier Kirchen stiftete und damit den Grund legte zu der neuen Mönchsrepublik der 24 „Meteorenklöster", nach welchen der h. Athanasios (starb 1372) die Regel der Athosklöster gebracht hat. Symeons auf dem Athos erwachsener Sohn Johannes Urosch Dukas Paläologos, mit welchem die Familie Urosch nachher ausstarb, folgte ihm als König von Thessalien. Eine ungewöhnlich mild und edel angelegte Natur in blutig düsterer Zeit, vor deren Greueln er gern nach den „Meteoren" sich zurückzog, konnte er sein Land nicht schützen, als Bajesid i. J. 1393 dasselbe kurz und gut zu besetzen befahl und diese bequeme strategische Basis zu Angriffen auf Griechenland dem Ewrenosbeg als erbliches Lehen übergab. König Johannes dagegen trat als Mönch unter dem Namen „Bruder Joasaph" in die Meteorenklöster ein, welche er längere Zeit als Abt regierte, um endlich sein Leben als Bischof des benachbarten Phanarion i. J. 1410 zu beschließen.

Der Tod des Herzogs Nerio von Athen im November 1394 vermehrte die Elemente der Schwäche in Griechenland. Sein Bastard freilich Antonio, der Sohn der Griechin Maria Rendi, der Theben und Livadia erben sollte, vertrug sich einstweilen mit den Venetianern, denen die Obhut über die dem Dome der Panagia (dem alten Parthenon) geweihte Stadt übertragen war. Dagegen erhob sein vorläufig mit Megara und Sikyon abgefundener Schwiegersohn Carlo I. Tocco (1381—1429) erheblichen Hader gegen die übrigen Verwandten und die Venetianer, riß auch im Oktober 1395 Korinth an sich, welches er dann wieder an seinen Schwager Theodor von Misithra, also an die Rhomäer abgetreten hat. Ein Vorstoß des Ewrenosbeg zu Anfang d. J. 1395 nach Morea zu Gunsten der Navarresen hat freilich nicht verhindern können, daß Peter von S. Superan zu Ende desselben Jahres durch Theodor von Misithra nun doch zum Frieden genöthigt wurde. Aber der endliche Durchbruch politischer Einsicht bei den Machthabern in Griechenland, — die Ausgleichung zwischen Venedig, Misithra, Morea (dessen Peter von S. Superan von der Krone Neapel und von Venedig zu Anfang d. J. 1396 als erblicher Fürst unter Neapels Oberhoheit anerkannt wurde), wie auch Carlo Tocco, — und der im Februar 1396 entworfene Plan aller dieser Staaten, zur Abwehr der Osmanen den Isthmos durch Verschanzungen zu sperren, erweckte den tiefsten Unwillen Bajesids, der recht deutlich erkannte, daß jetzt von verschiedenen Seiten her ein großer Schlag gegen seine Uebermacht sich vorbereitete. Wie übermächtig er war, zeigte er daher gleich in diesem Jahre 1396. Einerseits ergriff er nur zu gern die Gelegenheit, auf den Ruf zweier griechischer Verräther, — des Bischofs Sabbas von Zeitun und des mit der Gräfin Helene zerfallenen Bischofs Seraphim von Salona, — einerseits den nördlichsten Theil des alten Herzogthums Athen, das s. g. Herzogthum Neopaträ in Südthessalien, und die Grafschaft Salona für sich in Besitz zu nehmen. Andererseits aber nöthigte er eine Masse christlicher Fürsten, den Kaiser Manuel, den Despotes Theodor von Misithra, und

die abhängigen slawischen Fürsten, in seinem Hoflager zu erscheinen, das er im Frühjahr 1396 nach Seres oder nach Karaferia (j. Werria) verlegt hatte. Hier, wo er in verschiedenen Streitfragen als Schiedsrichter auftrat, zeigte er sich so maßlos hochmüthig, zuletzt selbst so drohend, daß Manuel froh war, wieder nach Constantinopel abreisen zu können. Theodor, der den Verlust seiner Herrschaft zu fürchten hatte, zog es vor, heimlich nach dem Peloponnes zu entweichen. Vor der unmittelbaren Ahndung dieser Unbotmäßigkeit rettete ihn nur der Ausbruch des großen Krieges an der unteren Donau, den der Sultan mit den Magyaren und Franzosen zu bestehen hatte.

In ernsthafte Kämpfe mit den Magyaren waren die Osmanen zuerst i. J. 1392 gerathen, auf deren Vorposten (S. 508) sie jetzt auf der ganzen Linie von der bulgarischen Donau bis nach dem Sawethal stießen. Damals waren sie vor den Truppen des Königs Sigismund gewichen; aber ersichtlich war ein großer Krieg zwischen beiden stammverwandten Völkern unausbleiblich. Die Katastrophe rückte näher, als der Sultan i. J. 1393 den letzten großen Schlag gegen das bulgarische Reich von Ternovo führte. Die Veranlassung zu dem Vorstoß gegen den Czaren Schischman ist nicht näher bekannt; man denkt wohl nicht mit Unrecht an geheime, den Türken verrathene Verhandlungen zwischen den Höfen von Buda und Ternovo. Verborgen konnte die Gefahr der Lage dem Czaren nicht bleiben, als er sah, wie im Frühjahr 1393 Bajesid ein starkes Heer in Asien zusammenzog, über den Hellespont führte, mit den Truppen der Balkanhalbinsel verband und dann seinem Sohne Tschelebi übergab, während er selbst die Kämpfe mit den Seldschuken von Kastamuni fortsetzte.

Der Fall des bulgarischen Reiches war nicht mehr aufzuhalten. Die alte Kraft des Volkes, die den Rhomäern und selbst den starken fränkischen Rittern wiederholt so große Gefahren bereitet hatte, war seit Jahren mehr und mehr verzettelt, auch in Bulgarien das allgemeine Interesse auf religiöse Zwistigkeiten und Verfolgungen gerichtet, Alles in Parteien zerrissen, und der Czar Schischman durchaus nicht der Mann, um in der letzten Stunde durch den Moses-Stab die Quellen der alten Kraft und des nationalen Heldenmuthes wieder zu erschließen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte die Lehre der Bogomilen, zum Theil in arger Ausartung, und die auf dem Athos erwachsene phantastische Mystik der s. g. Hesychasten in Bulgarien überaus zahlreiche Anhänger gefunden, gegen die (so wie gegen die zahlreichen Juden) wieder der energische Mönch Theodosij und dessen gelehrte Schüler Euthymij und Dionys lebhaft stritten. Thatsächlich aber hatten ihre Anstrengungen im Ganzen ebensowenig Erfolge, wie die gegen die Häretiker gefaßten Beschlüsse der 1350 und 1355 abgehaltenen Synoden. Nicht einmal das neue Eindringen des Nestorianismus war zu verhindern. Und gegenüber der religiösen Gluth der Osmanen vermochte das innerlich so vielgetheilte Volk der Bulgaren sich nicht mehr zu einheitlichem Aufschwung zu erheben.

Als daher Prinz Tschelebi im Frühling 1393 den Balkan überschritt

33*

und vor der Hauptstadt Ternovo erschien, wo der seit Jahren als Patriarch waltende Euthymij den Widerstand leitete, war das Schicksal des alten Reiches binnen kurzer Zeit entschieden. Nach dreimonatlicher Belagerung gelang es den Türken, am 17. Juli 1393 von der Seite des heutigen Hissar her die Stadt mit Sturm zu nehmen, die nun mit der ganzen durch Bajesids Politik beliebten Härte gegen besiegte Christen behandelt wurde. Die Patriarchalkirche „Zur Himmelfahrt Christi" (S. 402) wurde in eine Moschee verwandelt; dasselbe Schicksal traf die berühmte Laura der vierzig Märtyrer, und die übrigen Kirchen, soweit man sie nicht zu Ställen oder Bädern benutzte. Das Schloß Trapedschiza wurde dem Erdboden gleichgemacht, die Paläste am Czarevez oder Schloßberg ebenfalls verwüstet. Das rücksichtslose Mißtrauen der Osmanen gegen den trotzigen Geist des Volkes, welches jetzt unmittelbar der Fremdherrschaft unterworfen werden sollte, veranlaßte den türkischen in der Stadt Ternovo zurückgelassenen Befehlshaber, eine bedeutende Zahl der namhaftesten Männer niedermetzeln zu lassen. Auf des Sultans Befehl mußten die angesehensten und reichsten bulgarischen Familien nach Kleinasien übersiedeln, der Patriarch Euthymij dagegen in das Exil nach einem der serbischen Bezirke Makedoniens auswandern. Der alte Schloßberg, jetzt das türkische Hissar, wurde mit Osmanen besetzt, die von hier aus die Bulgaren der Stadt im Zaume halten sollten, und auf dem nordwestlichen Hange eine Moschee aufführten. Das Schicksal des Czaren Schischman III. ist nicht sicher bekannt. Die bulgarische Sage läßt ihn in einem Gefecht mit den Osmanen tapfer kämpfend fallen. Nach türkischen Angaben hätte er sich in Nikopolis ergeben müssen und sei dann nach Philippopolis geführt worden; ob ihn dann Bajesid hinrichten oder in der Gefangenschaft altern ließ, bleibt dunkel. Sein Sohn Alexander nahm den Islam an und trat in die Dienste des Sultans über, während der jüngere Frudschin später an der Seite der Magyaren die Türken bekämpft hat.

Für die Byzantiner, deren zähes altes Reich nun auch den Untergang der seit Jahrhunderten ihm so gefährlichen bulgarischen Nation überlebte, war es ein Gewinn, daß damit die bulgarische Nationalkirche zu Falle kam; die seit dieser Zeit in Ternovo waltenden Metropoliten sind wieder dem Patriarchat in Constantinopel untergeben, und die Zeit bereitete sich vor, wo die Griechen hoffen durften, die bulgarische Bevölkerung, deren große Masse unter der Türkenherrschaft zu unkriegerischen, fleißigen Bauern, Gärtnern und Industriellen geworden ist, allmählich vollkommen zu gräcisiren. Nach der politischen Seite dagegen erregte die Einverleibung des bulgarischen Reiches in das türkische am Bosporus wie an der ungarischen Donau großen Schreck und Zorn; mochte immerhin ein Sieg, den der walachische Woiwode Myrtscha (der kurz vorher, schon vor 1390, anscheinend auch die Dobrutscha und Drster nach des Ivanko Tode an sich genommen hatte) im Herbst 1394 über die wider ihn vorgehenden Türken davontrug, recht deutlich zeigen, daß die Osmanen keineswegs unüberwindlich waren.



Byzantiniſches Miniature aus dem XV. Jahrhundert (ſ. Illuſtr.-Verz.):
Manuel Palaeologus, ſeine Gemahlin Helena und ihre Kinder (Paris, Louvre).



Vorläufig aber mußte Kaiser Manuel alle Hoffnungen, noch einmal bessere Tage zu sehen, auf den Sieg fremder Waffen über Sultan Bajesid setzen; einstweilen lähmte die türkische Praxis allen und jeden Aufschwung der Rhomäer. Denn Bajesid, der stets die Gefahr einer plötzlichen Kriegserklärung wie ein verderbendrohendes Gewitter unheimlich über dem Rest des griechischen Reiches schweben ließ, hielt sich bei seiner völlig rohen Verachtung alles Völkerrechtes für berechtigt, den Rayon von Constantinopel, soweit das ausführbar, in ähnlicher Weise in weitem Umfange zu blokiren, wie es die alten osmanischen Heerführer in den ersten Tagen des türkischen Reiches wiederholt mit den großen griechischen Städten des nordwestlichen Kleinasiens versucht hatten.

Kaiser Manuel, dem die (1393) Verheirathung mit Helene, des serbischen Fürsten Constantin von Köstendil (S. 488) Tochter, zwar eine treffliche Frau, aber keinerlei wirksame Machtverstärkung zuführte, hat namentlich seit 1394 die verschiedensten Mächte des Abendlandes um Hilfe und um Befreiung aus seiner unerträglichen Lage bestürmt. Am natürlichsten war die Verbindung mit Sigismund von Ungarn, der seit 1394 wegen der Einverleibung von Bulgarien mit Bajesid offen gebrochen hatte. Sigismund wurde in der That jetzt der Führer einer gewaltigen Kriegsmacht, welche zur Eindämmung der osmanischen Fluth im Abendlande sich sammelte.

So vielgetheilt damals die Interessen des germanischen wie des romanischen Abendlandes auch waren, — es genüge, an das seit 1378 in der römischen Kirche herrschende Schisma und an die Lage Frankreichs unter König Karl VI. zu erinnern: darüber täuschte man sich doch nicht mehr, daß die Macht der Osmanen eine für die wichtigsten Interessen auch der westlichen und nördlichen Länder unseres Erdtheils höchst gefährliche Ausdehnung gewonnen hatte, und der Gedanke, ihnen endlich im offenen Kampfe nach Art der alten Kreuzzugshelden zu begegnen, lebte bereits in weiten ritterlichen Kreisen. Unter diesen Umständen fand es König Sigismund, dessen durch wilde Parteiung und innere Kämpfe zerrüttetes ungarisches Reich allein (auch abgesehen von gespannten Verhältnissen mit Polen) die Kräfte nicht besaß, um die gefährlichen Gegner wirksam niederzuwerfen, nicht schwer, für einen großen Krieg gegen Bajesid zahlreiche Bundesgenossen zu gewinnen. Während er persönlich i. J. 1395 mit dem walachischen Fürsten Myrtscha sich verbündete und durch die Walachei vordringend, Klein-Nikopolis an der Donau eroberte (wahrscheinlich[1]) ein Außentheil von Groß-Nikopolis und auf dem rumänischen Ufer belegen), war seine Diplomatie mit Erfolg im Westen thätig. Der von ihm anerkannte Papst Bonifacio IX. (1389—1404) hatte schon seit dem Sommer 1394 auf seine Anregung hin in den südslawischen Gegenden westlich von Serbien, und weiter in den venetianischen Ländern, wie auch in Oesterreich, Tirol, Salzburg und Bayern

---

1) Vgl. über die geographische Streitfrage, die bei diesem Kriege in Betracht kommt, jetzt Kanitz, Donau-Bulgarien, 2. Auflage. Th. II. S. 57 ff.

das Kreuz predigen lassen. Sigismund seinerseits warb durch Briefe an sehr zahlreiche deutsche Fürsten, an den Großmeister der Johanniter Philibert von Naillac, und vor Allem (zu Anfang d. J. 1395) durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Erzbischof Kanischa von Gran stand, auch in Frankreich um Hilfe. Hier waren der kriegerische Marschall Boucicaut und der Connétable Graf von Eu, die schon vor der Schlacht auf dem Amselfelde den griechischen und den türkischen Orient aus eigner Anschauung kennen gelernt und die Gastfreundschaft des Königs von Ungarn genossen hatten, eifrige Fürsprecher Sigismunds. Da zur Zeit friedliche Verhältnisse zu England bestanden und der damals in Paris tonangebende Herzog Philipp von Burgund sich ebenfalls der Sache Sigismunds lebhaft annahm, so erhielt dieser eine freudige Zusage, und nun begannen sehr ernsthafte Rüstungen, in Folge deren einerseits zu Anfang April 1396 zu Dijon 10,000 Mann (darunter 6000 Streitbare, nämlich tausend Ritter und ebensoviele Knechte, das übrige Söldner) sich sammelten, unter ihnen so namhafte Männer, wie Boucicaut, Graf von Eu, Enguerrand de Coucy, um dann unter Führung des Grafen Johann von Nevers (Sohn des Herzogs von Burgund) auf Regensburg zu marschiren, andrerseits französische Schiffe zu den von Venedig ausgerüsteten Fahrzeugen stießen, um (zusammen 44 Segel) unter Thomas Mocenigo nach dem Bosporus auszulaufen. In Regensburg vereinigte sich die Hauptmasse der (meistens) süddeutschen Krieger, die an dem Kampfe theilnehmen wollten, mit den Franzosen. Mitte Juni 1396 kamen diese Schaaren in Buda an, wo auch die Truppen der Johanniter und tausend Engländer, wie auch böhmische und polnische Ritter, sich der ungarischen Armee anschlossen, die Sigismund aufgeboten hatte. Die Rüstung war so stattlich, die Kampfesfreudigkeit der fremden Ritter so ungestüm, daß Sigismund sich den stolzesten Hoffnungen hingab. Leider nur ging bei jenen mit der Siegesgewißheit die gefährliche Neigung parallel, das rauhe Kriegs- und Lagerleben durch sehr unzeitige Gelage und Orgien zu erheitern, die der Ordnung und Disciplin sehr nachtheilig waren.

Unter Sigismunds Leitung zog das große Heer durch den „eisernen Thorpaß" Siebenbürgens; in der Walachei stießen die Truppen Myrtschas zu dem König. Die Donau wurde oberhalb Widdin auf serbischem Boden überschritten. Damit begannen die ersten leichten Erfolge des abendländischen Heeres. Fürst Strasimir von Widdin ergab sich auf der Stelle und lieferte die türkische Besatzung in die Hände des Königs von Ungarn. Die Festung Rahowa dagegen wurde erst nach längerer Belagerung durch die Franzosen unter Boucicaut mit Sturm genommen. Am 12. September erschienen die christlichen Truppen vor Groß-Nikopolis auf dem rechten Ufer der Donau (da, wo noch heute die Stadt Nikopolis steht, nicht weit unterhalb der Aluta-Mündung), wo die starke Besatzung durch den tapfern Toghanbeg befehligt wurde. Bereits war die Stadt durch die Blokade der Abendländer in schwere Bedrängniß gerathen, als der König durch seine

Streifpatrouillen am 27. September mit Sicherheit erfuhr, daß Sultan Bajesid, — der auf die Nachricht von dem Anmarsch des magyarisch-französischen Heeres die Blokade Constantinopels großentheils eingestellt, in Eilmärschen über Adrianopel den Balkan erreicht und (wahrscheinlich) den Tschipkapaß überschritten hatte, — von Ternovo her mit ganzer Macht im Anmarsch begriffen war.

Jetzt, wo es Ernst wurde, machten sich sofort bei den abendländischen Kriegern noch andere Nachtheile, als nur die Neigung zu sehr unzeitigen Ausschweifungen bemerkbar. Nicht zu reden von der unverantwortlichen Niedermetzelung der Gefangenen, die die Franzosen aus Rahowa mitgebracht hatten, so zeigte es sich schon vor der entscheidenden Schlacht, in welcher das Ritterthum in Masse ohne Fußvolk mit den vorzüglich organisirten Elementen des osmanischen Heeres zusammentreffen sollte, daß der namentlich bei den französischen Rittern in bedenklichem Grade entwickelte ritterliche Hochmuth und Chauvinismus jeder höheren Disciplin und jeder taktischen Leitung Hohn sprach. Umsonst bemühte sich König Sigismund, der die Fechtweise der Osmanen kannte, die Franzosen zu einer sachgemäßen Führung des Kampfes zu bestimmen. Sein verständiger Vorschlag, die ersten Angriffe auf die leichten Truppen Bajesids den Walachen und den leichten Schaaren der Magyaren zu überlassen und den Kern des Heeres, (der etwa 90,000 Streitbaren, von denen gegen 60,000 beritten waren,) für den heißeren Kampf mit Janitscharen und Spahis unversehrt zu halten, wurde zwar von erfahrenen Männern wie von de Coucy und dem Admiral Johann de Vienne richtig gewürdigt, von den übrigen französischen Rittern dagegen mit Zorn und Hohn zurückgewiesen. Am liebsten hätte eben die ehrgeizige französische Ritterschaft den ganzen Kampf allein auf sich genommen.

Bald sollten sie zeigen, was sie gegenüber den viel besser disciplinirten, damals durch kein liederliches Lagerleben ruinirten Türken zu leisten vermochten. Der Sultan, der am Abend des 27. September etwa sieben Kilometer südlich von Nikopolis sein Lager bezogen hatte, zeigte sich in den Mittagsstunden des 28. September 1396 zum Kampfe bereit und führte sein Heer in anderer als sonst bei den Türken gebräuchlichen Weise zur Schlacht. Hinter einem Hügel (vielleicht der Wasserscheide zwischen Donau und Osem, südöstlich von Nikopolis, etwa bei Vubla[1]) hatte er die Masse von 40,000 Reitern so aufgestellt, daß die Gegner sie anfangs nicht sehen konnten. Die Christen konnten zuerst nur 8000 Mann unregelmäßiger Reiterei erkennen, welche die Arbeit von etwa 20 bis 30,000 Mann Janitscharen deckten, durch zugespitzte, schräg gegen den Feind gerichtete Pfähle sich einen Schutz in der Front zu verschaffen. Hinter den letzteren und vor des Sultans Hinterhalte hielten in mäßigem Abstande 30,000 Spahis.

---

1) Vgl. auch G. Köhler, Generalmajor z. D., „die Schlachten bei Nikopoli und Warna.“ S. 26.

Zur Gestaltung einer planmäßigen Schlachtordnung kam es dagegen bei den Christen nicht. Die Franzosen setzten in der That ihren thörichten Willen durch und eilten, als die Osmanen sich zeigten und ordneten, das erste Treffen einzunehmen, in ihrer Mitte der alte Admiral Johann de Vienne mit dem Panier der Madonna; zu ihnen hielten wahrscheinlich die englischen und die etwa anwesenden italienischen Ritter. Erst in ziemlich weitem Abstande von ihnen gruppirten sich dann von rechts nach links die Masse der Magyaren unter Stefan Lazkovich, die Deutschen und ein Theil der Magyaren, und endlich die Walachen.

Anfangs entsprach der Kampf, der etwa 3 Uhr Mittags entbrannte, den Erwartungen der Franzosen. Vor dem Ansturm der gepanzerten Reiter wich die unregelmäßige Reiterei der Osmanen schnell zurück. Nun schleuderten die Janitscharen eine Reihe furchtbarer Pfeilsalven gegen die Feinde; aber die tapfern Franzosen und Burgunder stiegen, wie das damals der französische Brauch war, größtentheils von den Pferden ab und stürzten sich nach Niederwerfung der Pfähle ungestüm auf die Janitscharen. Als diese nach mörderischem Kampfe in die Flucht geschlagen waren, gelang es den tapfern Franzosen auch noch, durch ungestümes Vordringen die durch die Niederlage der Janitscharen wahrscheinlich in Verwirrung gerathene türkische Reiterei des zweiten Treffens über den Haufen zu werfen und derselben derbe Schläge beizubringen. Soweit also ging Alles so gut, daß Sultan Bajesid bereits den Tag für verloren gab und an den Rückzug dachte. Da verwandelte das jeder Disciplin spottende Ungestüm der Sieger und der Mangel an allem taktischen Zusammenhang mit den übrigen Theilen des Heeres die Siegesfreude jäh in tödtliches Entsetzen.

Von der Hitze des Kampfes und der Freude an dem Erfolg hingerissen, hatten die französischen Reiter trotz aller Warnungen ihrer Führer es versäumt, zu besserer Verfolgung erst wieder zu Pferde zu steigen. In Unordnung auf den Höhen angelangt, wo sie endlich Bajesids noch völlig unversehrtes Reiterheer erblickten, verloren sie in furchtbarem Schrecken über diesen Anblick momentan alle Haltung und alle Besonnenheit, und als nun der Sultan rasch entschlossen seine mächtigen Reserven wider sie losließ, wurden die Sieger des Nachmittags bei dem Schimmer des aufsteigenden Mondes trotz des tapfersten Widerstandes großentheils niedergehauen oder zu Gefangenen gemacht, unter letzteren der Graf von Eu, Marschall Boucicaut und der Graf von Nevers.

Bei der Lage der Dinge erfuhr das übrige Heer Sigismunds viel zu spät die schlimme Wendung, um noch rechtzeitig rettend eingreifen zu können. Der Anblick aber der reiterlos umherlaufenden Pferde der Ritter, welche von ihren Knechten fliehend verlassen waren, wirkte so aufregend, daß ein großer Theil der Magyaren und der Walachen in wilder Flucht den Kampfplatz verließ und nach der Donau zurückwich. Wohl aber hielt König Sigismund selbst mit einem Theile der Magyaren, mit den Deutschen und andern Kreuz-

fahrern tapfer Stand und suchte noch einmal die Schlacht herzustellen. Es gelang ihm wirklich, den Rest der wieder gesammelten Janitscharen zu zersprengen. Als er nun aber auch den Kampf mit starken türkischen Reitermassen wagte, entschied der Anmarsch des serbischen Contingents (S. 508) unter Stefan Lazarewitsch das Gemetzel zu Gunsten der Türken, die auch die letzten Gegner theils tödteten oder gefangen nahmen, theils zur Flucht nach der Donau nöthigten, in deren Fluthen noch viele umkamen. Sigismund selbst, der Erzbischof von Gran, der Großmeister der Johanniter, und mehrere deutsche Fürsten retteten sich auf ein Schiff, welches sie auf der Donau nach dem schwarzen Meere, dann unter dem Schutze der (S. 518) dort kreuzenden venetianischen Kriegsschiffe nach Constantinopel brachte, den Großmeister in Rhodos absetzte und endlich mit den flüchtigen Fürsten am 2. Februar 1397 wieder die dalmatinischen Gewässer erreichte.

Die christliche Armee, die nach der niedrigsten Angabe 12,000 Todte verloren hatte, war vollständig zersprengt. Freilich hatten die Osmanen ihren Sieg furchtbar theuer bezahlt; es sollen ihrer mehr als 20,000 geblieben sein, und es war eine elende That, daß Bajesid die Ermordung der Gefangnen (s. oben) und namentlich seine schweren Verluste am folgenden Tage durch die kaltblütige Hinrichtung mehrerer Tausende der gefangenen Christen rächte. Die vornehmsten seiner Opfer, speziell den Grafen von Nevers und dessen Begleiter, ließ der Sultan nach Kleinasien abführen; erst ein Lösegeld von 200,000 Ducaten verschaffte ihnen im Juni 1397 die Freiheit wieder.

Der Eindruck der ebenso vernichtenden wie unerwarteten Niederlage bei Nikopolis auf die christlichen Völker war im höchsten Grade niederschlagend; indessen beschränkten sich die nächsten Folgen derselben doch nur auf die Balkanhalbinsel. Auch wenn der Sultan Bajesid nicht durch das Podagra geplagt gewesen wäre, so war er doch zu einsichtig, um angesichts der damals sehr schwierigen Lage in Asien und bei der noch sehr unvollkommenen Ausbildung seiner strategischen Basis an der unteren Donau schon jetzt den Krieg bis nach Buda zu tragen, mochte immerhin die innere Zerrüttung Ungarns zu solchem Rachezuge einladen. So beschränkte er sich, ehe er selbst nach Asien zurückkehrte, auf einen wilden Raubzug nach den Ländern zwischen Donau und Sawe, während andere Abtheilungen das östliche Bosnien verheerten, und der alte Ewrenosbeg bei dem Versuche, den Woiwoden Myrtscha für seinen Abfall zu strafen, in der Walachei ganz entschieden den kürzeren zog. Dagegen wurde nunmehr des bulgarischen Fürsten Strasimir Gebiet mit Widdin unmittelbar mit dem Reiche vereinigt und dafür gesorgt, daß auch nördlich vom Balkan (namentlich im östlichen Bulgarien) türkische Massen in ausgedehntem Umfange sich ansiedelten. Dagegen nahm die Auswanderung der christlichen Bulgaren zu, die vor dem Drucke der neuen harten und religiös fanatischen Herren theils nach der Walachei austraten, theils in die Hochthäler des Balkan sich zurückzogen. Andererseits begann die Zeit, wo zahlreiche Bulgaren (namentlich, wie es heißt, Bogomilen) den Islam annahmen; moha-

medanische Bulgaren (sogenannte Pomaken) gab es bis zu den Umgestaltungen der Gegenwart in Menge namentlich bei Lowatsch, überhaupt im mittleren Bulgarien zwischen den Flüssen Isker und Osem, und südlich vom Balkan in dem Despoto-Dagh (Rhodope). Nur daß zwischen moslemitischen und christlichen Bulgaren sich nicht so abscheuliche Verhältnisse ausgebildet haben, wie später in Bosnien.

Ganz besonders schwer aber empfanden die griechischen und fränkischen Staaten des Südens und die byzantinischen Ruinen am Bosporus die Wirkungen der Mordschlacht bei Nikopolis. Der Sultan kehrte nur allzubald zur Fortsetzung seiner bösartig feindseligen Politik gegen diesen Theil der Christenwelt zurück. Außer Theodor von Misithra sollten jetzt auch die Venetianer seinen Zorn spüren; hatten sie es doch in der That gewagt, mit ihrer aus Rhodos, Chios und Lesbos verstärkten Flotte unter Mocenigo (2. September) Pera von der türkischen Blokade zu befreien und nachher des Königs Sigismund Flucht zu decken. Nun aber suchte man sich in den Lagunen möglichst vorsichtig zu halten. Während die Genuesen, — obwohl sie zu Hause durch langwierige innere Unruhen, die 1396 zur Unterwerfung unter Frankreich führten, für längere Zeit von aller wirksamen Betheiligung an den levantinischen Dingen abgezogen waren, — aus alter dummer Eifersucht heraus im Januar 1397 die Zustimmung zu dem Plane versagten, unter Durchbrechung des Turiner Vertrages (S. 499) die Insel Tenedos neu zu befestigen, waren die Venetianer selbst thöricht genug, Theodors Antrag, ihnen Korinth zu verkaufen, Ende April 1397 abzulehnen: sie hofften damals noch immer, von Bajesid wirklichen Frieden zu erlangen. Bald mußten sie sich überzeugen, daß der ebenso rachsüchtige wie übermüthige Sieger von Nikopolis niemanden mehr zu schonen gewillt war, der ihm nicht durch überlegene Waffenkraft zu imponiren vermochte. Nur zu bald erschien der alte Ewrenosbeg mit starker Macht, um den ganzen Peloponnes rücksichtslos heimzusuchen. Noch waren die neuen Werke am Isthmus unhaltbar. So brachen denn 50,000 Türken in die Halbinsel ein. Ewrenos durchzog das Gebiet der Navarresen, deren Fürst jetzt tributär wurde, und drang plündernd bis Mothone vor. Sein Unterfeldherr Jakub-Pascha dagegen griff in erster Reihe das venetianische Argos an, welches in Folge der Uneinigkeit und theilweisen Feigheit der venetianischen Befehlshaber am 3. Juni 1397 kapitulirte, und trotzdem furchtbar ausgeraubt wurde; die Türken schleppten 14,000 Menschen als Sklaven mit fort. Theodor dagegen wurde am 21. Juni bei dem südarkadischen Leondari geschlagen und mußte tributär werden. Klüger wurden aber die Machthaber dieser Länder weder durch diese Schrecknisse, noch durch die fast alljährlich sich wiederholenden Raubzüge der Türken nach dem Peloponnes. Freilich verbündete sich Theodor nicht nur mit Venedig, sondern auch mit den Rhodisern, denen er i. J. 1400 (bis 1404) Korinth und andere Festungen überließ. Dagegen war Fürst Peter von Morea trotz seiner guten Beziehungen zu Pabst Bonifacio IX. ein so kurzsichtiger Thor,

daß er aus Eifersucht auf die Rhodiser sich gegen diese Ritter mit den Türken verbündete, und mit ihnen zusammen i. J. 1401 seine Nachbarn plünderte. Die weiteren Ereignisse im fränkisch-griechischen Süden, der Tod des Fürsten Peter von Achaja im November 1402 und die Verdrängung seiner Wittwe, der Genueserin Maria Zaccaria, durch ihren tückischen Neffen Centurione i. J. 1404, außerdem aber die Eroberung von Athen durch den mit den Türken verbündeten Antonio I. Acciajuoli (S. 514) im Mai 1402, der zu Ende d. J. 1403 den Venetianern auch die Akropolis entriß, führen bereits hinüber in die Zeit, wo eine furchtbare Katastrophe die ganze Zukunft der Osmanen noch einmal vollständig in Frage gestellt hatte.

Das härteste Schicksal drohte der Tag von Nikopolis schon damals den Paläologen am Bosporus zu bereiten. Gleich nach dieser Schlacht hatte Bajesid von Manuel die Uebergabe von Constantinopel gefordert, und als diese natürlich abgelehnt wurde, mit aller Macht den Druck seiner Blokade erneuert, dabei mit Besetzung der noch griechischen Orte nicht gezaudert. Ob der Gedanke, durch Eroberung der starken Stellung am Bosporus die Kraft seines Reiches für den zu erwartenden Mongolenkrieg zu stärken, diesem Sultan zugeschrieben werden darf, steht wohl dahin; genug, Bajesid wollte endlich die Trümmer aus dem Wege räumen, die der einheitlichen Gestaltung seines Reiches militärisch und politisch noch immer im Wege lagen. Noch aber schien der unmittelbare Angriff auf Byzanz ein zu schwieriges Werk. Daher galt es, die letzten Kräfte der Rhomäer von innen heraus zu ruiniren. Die Umstellung der großen Stadt auf der Landseite; die Ueberwachung des Bosporus durch die Anlage der Burg Güseldschehissar auf der asiatischen Seite, und des Hellespontes von der längst wieder türkisch gewordenen Stadt Kallipolis aus; die Abschneidung aller Zufuhr aus Asien endlich wirkten zwar sehr nachtheilig, aber doch immer nur langsam. Mochte immerhin die alte prachtvolle Stadt, die an vielen Stellen bereits in verfallenen Palästen, in Lücken nach auswärts verkaufter Säulen, Marmorplatten, Mosaiks, marmornen Zierathen jeder Art, die Spuren hereinbrechender Verarmung nicht mehr verkennen ließ, von vielen nothleidenden Einwohnern verlassen werden, — Pflicht und Ehrgefühl zwangen doch den Kaiser Manuel, auf seinem Posten auszuhalten. Gegen ihn spielte daher der Türke nunmehr wieder einmal den Prätendenten „Johannes VII." in Selymbria aus, um durch dessen Anerkennung die alten Anhänger seiner Linie gegen Manuel in Bewegung zu bringen. Der naive Prinz hatte dem Sultan versprechen müssen, für den Fall seiner Thronbesteigung den Osmanen die Stadt Constantinopel zu überlassen; vielleicht mochte er hoffen, später durch Ueberlassung eines Quartiers mit denselben politischen und geistlichen Rechten, wie sie die Genuesen besaßen, durchzukommen. Unter diesen Umständen beschickte Kaiser Manuel seit Ende d. J. 1397 die Curie, die italienischen Mächte, so wie England und Frankreich, durch Gesandte, die um Geld und Beistand werben sollten, und bat namentlich am französischen Hofe so dringend als möglich um Hilfe. Er erreichte es auch, daß der Marschall Boucicaut

und einige andere Ritter mit einer kleinen Streitmacht von 600 Serjeanten (Knappen), mit 600 Mann zu Fuß und 1000 Schützen, mit einer kleinen Flotte, durch venetianische, genuesische und rhodische Schiffe verstärkt, von Aiguesmortes her im Mai 1399 im Chrysokeras erschienen. Obwohl es nun dem tapfern und geschickten Franzosen recht wohl gelang, die türkischen Truppen aus der Nachbarschaft von Pera und Constantinopel zu vertreiben und mit Hilfe der Schiffe mehrere glückliche Streifzüge gegen die benachbarten Küsten des türkischen Asiens auszuführen, so erkannte Boucicaut doch bald, daß auf diese Weise Constantinopel nicht zu retten war. Er gab daher dem Kaiser den Rath, sich mit seinem, dem Sultan ohnehin bereits verdächtig gewordenen Neffen zu vergleichen und persönlich die Mächte des Abendlandes zu einer neuen und wirksamen Hilfesendung zu ermuntern. Das wurde auch glücklich ausgeführt. Unter des Marschalls Vermittelung und Gewähr begab sich Johannes VII. ohne des Sultans Wissen von Selymbria nach Constantinopel. Die beiden Paläologen söhnten sich so vollständig mit einander aus, daß Manuel es wagen konnte, seinem Neffen, den er als Mitregenten anerkannt hatte, für die Zeit seiner Abwesenheit die Regierung der Reste des Reiches anzuvertrauen. Der Marschall Boucicaut seinerseits ließ eine Abtheilung seiner Truppen unter Johann von Châteaumorant am Bosporus zurück; ebenso blieben vier genuesische und vier venetianische Kriegsschiffe zur Deckung von Pera und Constantinopel im Hafen. Dann schifften sich Manuel und der Marschall am 10. Dezember 1399 nach Europa ein; die Kaiserin und ihre Kinder wurden in Mothone unter Venedigs Schutz gestellt.

Auf seiner abendländischen Reise wurde Kaiser Manuel nun freilich in ganz Oberitalien und nachher namentlich in Paris, wo er am 3. Juni 1400 eintraf, dann (Ende d. J. 1400) auch in England, höchst glänzend und freundschaftlich aufgenommen, erhielt auch viele Zusagen und von Frankreich einen Jahrgehalt. Ernsthaftes aber wurde damals um so weniger ausgerichtet, weil endlich das Abendland die überall mit höchster Freude aufgenommene Botschaft von der vollständigen Zertrümmerung der osmanischen Macht durch die Mongolen erhielt.

Der junge Kaiser Johannes VII. hatte nach Manuels Abreise einen schweren Stand gegenüber dem wüthenden Sultan, der nun auch Selymbria besetzte und jetzt die Uebergabe der Hauptstadt drohend begehrte. Er war aber schlau genug, die einflußreichsten Vertrauten Bajesids, namentlich den Großwessir Ali, durch ausgiebige Bestechung zu seinen Gunsten zu stimmen, derart daß er thatsächlich durch die Zulassung eines Kadis und die Erbauung einer Moschee für die Moslemim in Constantinopel, wie auch durch Zahlung eines jährlichen Tributs von 10,000 Ducaten wenigstens die schlimmste Gefahr von der Residenz abwehrte. Bajesid freilich hörte darum nicht auf, die Stadt durch seine Blokade zu plagen und andere Gewaltthaten, wie noch 1401 die Besetzung von Thessalonike sich zu gestatten. Da führte aber sein Verhängniß endlich jenen entsetzlichen Barbaren nach Kleinasien, der die Rache

der durch den hochmüthigen Türken gemißhandelten Völker zu vollziehen berufen war.

Seit mehreren Jahrzehnten schon drangen aus den Ländern des inneren Orients nach der Levante und dem Abendlande immer grauenhaftere Nachrichten von den ebenso kolossalen wie schauerlichen Freveln, die ein gewaltiger Herrscher mongolischer Abkunft, ein Nachkomme Dschingischans (S. 406 ff.), ein unbezwinglicher Feldherr von genialer Begabung und zugleich unersättlicher Eroberer, im Sinne des Orients sehr bedeutender Staatsmann und ausgezeichneter Regent seines Volkes, aber auch ein Würger fast ohne jeden Schimmer menschlichen Erbarmens, zumal bei Aufständen gegen seine Gewaltherrschaft, und oft genug auch gegenüber tapfern und im ehrlichen Kampfe besiegten Feinden, in allen Landen von China bis zur osmanischen Grenze verübte. Timur von Kesch in Transoxanien (oder „der große Wolf" wie sein Volk ihn nannte), der sich (geb. 1335) etwa 1369 an Stelle des Emirs Husein von Chorasan und Transoxanien (aus dem Herrschergeschlecht der Dschagatai in Balkh) zum Beherrscher dieser Landschaft emporgeschwungen und Samarkand zu seiner prachtvollen Residenz gemacht hatte, verfolgte den riesenhaften Plan, alle Dynastien zu zertrümmern, die aus Dschingischans Reiche hervorgegangen waren, und das ganze kolossale Machtgebiet dieses mongolischen Heros wieder in seiner Hand zu vereinigen. So wurde sein ganzes weiteres Leben ein ununterbrochener Kriegszug; aber weithin ließ er auch nur verheerte und ausgemordete Länder, zerstörte Städte und Schädelpyramiden zurück. Einer der grausigsten Menschenvertilger, welchen die Geschichte kennt, zeigte er nur selten mildere Züge, allezeit jedoch eine leidenschaftliche Vorliebe für asiatische Geistesbildung und deren Träger, namentlich für Aerzte, Dichter, Musiker, Gelehrte, Sternkundige und Gesetzesverständige.

Nach Eroberung von Charesmien und Kandahar hatte Timur seit 1380 nach einander die verschiedenen Landschaften von Persien, dann auch die Länder am Südfuße des Kaukasus und weiter Armenien und Mesopotamien seiner Herrschaft unterworfen. Seit 1390 waren die damals unter dem Namen des Kaptschak bekannten weiten pontisch-kaspischen Steppenländer seinem Scepter gewonnen, jenseits der Wolga, des Don und des Dnjepr die Länder der russischen Völker verheert, dann aber seit 1394 die Küsten des indischen Oceans, des persischen Golfes, und die reichen Stromlandschaften des untern Tigris und Eufrat erobert, seit 1398 endlich der durch unerhörtes Blutvergießen berühmte Eroberungszug nach Hindostan, vor Allem gegen Delhi, angetreten worden. Hier am Ganges nun erhielt Timur die Botschaften aus dem westlichen Asien, die ihn bestimmten, den starken Sultan der Osmanen als seinen Gegner nicht mehr aus den Augen zu lassen.

Es war bei der Natur der beiden gewaltigen asiatischen Machthaber und ganz besonders bei der Unersättlichkeit Timurs an sich sehr wahrscheinlich, daß auf die Dauer ein Zusammenstoß zwischen ihnen nicht ausbleiben würde. Der Hinblick auf eine solche Wendung der politischen Verhältnisse

hatte offenbar den klugen Sohn Murads von Anfang an bestimmt, die asiatische Politik seines Vaters, nämlich die Auffaugung der noch ganz oder halb unabhängigen seldschukischen Emirate auf der Ost- und Südseite des osmanischen Reiches zu möglichster Verstärkung seiner Stellung, mit erhöhter Energie wieder aufzunehmen. Ernsthafte Schwierigkeiten hatten ihm allerdings nur der Emir von Sinope und Kastamuni, und Ali-Beg von Karamanien (S. 503) bereitet. Indessen hatte der Sultan schon 1391 Konia und die westliche Hälfte von Karamanien erobern können; und als Ali-Beg i. J. 1392 auf der Ebene von Aktschai eine Hauptschlacht, dann als Gefangener durch Timurtasch auch das Leben verloren hatte, fiel der Rest des großen Emirats in osmanische Hände. Nicht lange nachher erkannten auch die stammverwandten Bewohner des kleinasiatischen Nordostens, namentlich die Städte Kaissarije, Tokat und Siwas, deren kriegerischer Häuptling Kasi-Burhaneddin im Kampfe mit dem Fürsten von Diarbekir den Untergang gefunden hatte, Bajesids Hoheit an, welcher letztere 1393 auch den zähesten und schlauesten seiner seldschukischen Gegner, den Emir Kötürüm aus dem Hause des Issendiar von Kastamuni, und dessen Sohn gestürzt hatte. Es war nun nur natürlich, daß einerseits die Mitglieder der durch den osmanischen Eroberer „depossedirten" Emirfamilien von Kermian, Aidin, Menteschе Ssaruchan und Kastamuni an Timurs Hofe ihre Zuflucht suchten, wie daß andrerseits mehrere gegenüber dem furchtbaren Mongolen kompromittirte Fürsten, namentlich der Ilchan Achmed-Dschelair von Bagdad und Kara-Jussuf von Diarbekir, sich unter Bajesids Schutz stellten. Der Abfall nun der Christen von Georgien und Schirwan, und die Vertreibung des zwischen Türken und Mongolen schwankenden armenischen Fürsten Taharten von Ersendschan durch Bajesids Truppen veranlaßte Timur, der bereits wegen Ersendschan mit Bajesid scharfe Briefe gewechselt hatte, nach grausamer Verheerung von Georgien i. J. 1400 in die nordöstlichen Gegenden Kleinasiens einzubrechen. Die starke Festung Siwas fiel nach achtzehntägigem Kampfe in seine Hand; während die Moslemen nur zur Sklaverei verdammt wurden, ließ der Großchan die Christen und die Besatzung der Stadt niederhauen, mit ihnen aber auch Bajesids tapfern ältesten Sohn Ertoghrul, der in Siwas den Befehl geführt hatte: eine Blutthat, die den Sultan natürlich zur leidenschaftlichsten Rachsucht anstacheln mußte und zugleich durch ihre weittragenden Folgen dem Reiche der Rhomäer noch einen Todeskampf von funfzig Jahren möglich gemacht hat.

Während Bajesid sofort mit ungeheurer Energie zum Rachekriege rüstete, beeilte Timur sich durchaus nicht, seinem Todfeind zu begegnen. Vielmehr wandte sich der Großchan erst noch südostwärts, um gegen den Mamlukensultan Berkuk von Aegypten zu Felde zu ziehen. Die Schrecknisse, welche i. J. 1401 in Folge der Zerstörungswuth und des schiitischen Fanatismus des mongolischen Weltbezwingers und seiner wilden Schaaren über die blühendsten Städte Syriens kamen, wurden nur durch die unerhörten

Schreckensscenen überboten, welche das Auftreten der Mongolen nachher in dem nach hartem Kampfe überwundenen Bagdad bezeichnet haben.

Auf der Ebene von Karabagh hielt Timur die Winterquartiere von 1401 auf 1402, aus denen er gegen die Osmanen losbrechen wollte. Diesmal fehlte es nun nicht an Einwirkungen der Diplomatie des Abendlandes, die ihn unter allen Umständen in den Kampf mit Bajesid zu treiben bemüht war. Johannes VII. in Constantinopel und der genuesische Podestà in Galata hatten sich über Trapezunt durch Vermittelung von Mönchen, Missionären aus dem Dominikaner-Orden, mit Timur in Verbindung zu setzen gewußt und ihn zu dem Kampfe gegen Bajesid aufgemuntert, sich ferner bereit erklärt, den bisher an den türkischen Sultan gezahlten Tribut künftig an den Großkhan zu entrichten und die Mongolen bei dem Kriege gegen die Osmanen zu unterstützen. Durch dieselben Mönche trat König Karl VI. von Frankreich, der damals sowohl als Freund des Griechenkaisers Manuel, wie als Oberherr der Genuesen stark in die levantinischen Verhältnisse verflochten war, mit Timur in Beziehungen, die auf den Kampf gegen die Türken hinzielten. Timur verhielt sich auch gegen diese Angebote durchaus nicht ablehnend; die Unterhandlungen mit den Griechen und den Italienern kamen in vollen Gang, und Timur begehrte die Stellung von Kriegsschiffen, die die Verbindungen der Türken in ihrem eigenen Reiche durch Sperrung der Meerengen durchbrechen sollten. Dem entsprach auch der Befehl, welchen der etwa 1400 nach der Niederwerfung des Aufstandes der Georgier ebenfalls tributär gewordene Kaiser Manuel III. von Trapezunt[1]) erhielt, für Timur unverzüglich 20 Kriegsschiffe auszurüsten.

---

1) Die in ihren reichen Einzelheiten höchst interessante Spezialgeschichte des Reiches Trapezunt seit dem Tode des (S. 468) trefflichen Kaisers Alexios II. (1330) kann nur in kurzen Umrissen skizzirt werden. Der Tod dieses Herrschers leitete eine längere Zeit schlimmer Zerrüttung ein. Sein ältester Sohn Andronikos III. regierte nur wenig über achtzehn Monate. Da sein Nachfolger Manuel II. nur erst acht Jahre alt war, so brachen die leidenschaftlichsten Parteiungen unter den Großen des Reiches aus, die endlich (im Herbst 1332) zur Beseitigung des jungen Fürsten führten, an dessen Stelle sein Oheim Basilios die Herrschaft an sich riß, der nun eine natürliche Tochter des byzantinischen Kaisers Andronikos III., Irene, heirathete und sich gegenüber der mächtigen lokalen Miliz der „Scholarier" auf fränkische, iberische und byzantinische Gardetruppen stützte. Als dieser Kaiser im April 1340 plötzlich gestorben war und nun die Wittwe die Zügel der Regierung ergriff, trat ihr als einer Fremden ein starker Theil des Adels und der Garde, dazu die Scholarier, und ein erheblicher Bruchtheil der Massen entgegen. Diese Partei, die ihr Hauptquartier in dem berühmten großen Kloster des St. Eugenios nahm (die „Scholaranten"), erregte den Bürgerkrieg, in welchem ein anderer Theil des Adels, die sog. „Amytzantaranten", und die meisten Gardetruppen zu der Regentin hielten. Nun gelang es zwar, unter Zerstörung des Eugeniosklosters und seiner herrlichen Kirche die Empörer zu überwältigen; aber die leichtsinnige Art Irenens und der Groll des Volkes über die Verwüstung der Vorstädte und fremden Factoreien in Trapezunt zu Anfang d. J. 1341 durch die Turkomanen von Diarbekir machte es möglich, daß im Juli 1341 einer Tochter des zweiten Alexios, der bisher nur als Nonne bekannten Prinzessin Anna

Der Notenwechsel zwischen Timur und Bajesid, der den Winter 1401/2 belebte, hatte inzwischen die Erbitterung zwischen beiden großen Machthabern auf das Höchste gesteigert. Der entscheidende Feldzug aber wurde durch den Großkhan der Mongolen eröffnet, der mit Beginn des Frühjahres 1402 in das türkische Armenien einbrach und die Festungen Ersendschan und Kumach eroberte, dann aber gegen Siwas vorrückte und sich nun südwärts nach Kaisarije wandte, um die gut besetzten Gebirgspässe zu umgehen, und endlich nach der Ebene von Angora hinabstieg, um hier die Belagerung dieser von Jakub-Beg vertheidigten Stadt zu beginnen.

Inzwischen hatte Sultan Bajesid auch seinerseits mit höchster Anstrengung gerüstet und ein Heer von mindestens 90,000, ja vielleicht selbst 120,000 Mann zusammengebracht; auch diesmal folgten wieder starke Schaaren europäischer, namentlich serbischer Hilfstruppen seinen Feldzeichen. Glückverheißend aber war die Stimmung der Truppen nicht, mit welchen der Sultan zum Kampfe gegen den Weltbezwinger des Ostens auszog. Während Timur von seinen Kriegern vergöttert wurde; während die Disciplin und die Ausrüstung des auch an Zahl den Osmanen ganz ungeheuer überlegenen

(Anachutlu), bei ihrer Erhebung gegen die Regentin das Land fast ohne Kampf zufiel. Irene mußte das Reich verlassen; aber auch Anna, in deren Namen der Adel des Binnenlandes die Macht ausübte, fand schon im September 1342 einen gewaltsamen Tod, als die der Verbindung mit Constantinopel geneigte Partei des Adels und die Scholarier einen in Constantinopel lebenden zwanzigjährigen Sohn Michaels, des jüngeren (zur Zeit zu Oenäon als Gefangener lebenden) Bruders des Kaisers Alexios II., in offenem Aufstande als Johann III. auf den Thron setzte. Dieser überwarf sich jedoch sehr bald mit seinen bisherigen Anhängern so sehr, daß diese im Mai 1344 statt seiner seinen Vater Michael zum Kaiser machten, der nunmehr sowohl die Führer des binnenländischen (meist lazischen) Adels aus dem Wege räumte, wie auch die Uebermacht der Scholarier brach. Als aber zur Rache für blutige Gewaltthat, welche das Volk von Trapezunt 1343 gegen fränkische Kaufleute verübte, die Genuesen i. J. 1348 die Stadt Kerasunt verwüstet und durch drohende Flottenangriffe auf Trapezunt den kranken und altersschwachen Kaiser genöthigt hatten, ihnen das (S. 468) unter Alexios II. verlorene feste Quartier Leontokastron zurückzugeben, wurde Michael im September 1349 durch eine von Kantakuzenos in Constantinopel unterstützte Revolution der Scholarier gestürzt. Das Reich kam jetzt in die Hände des zwölfjährigen Alexios III., eines natürlichen Sohnes des Basilios. Unter dieser Regierung, die mit der Herstellung der Heiligthümer des St. Eugenios begann, erschütterten die Kämpfe der Parteien noch längere Zeit das kleine Reich; aber auch als der Kaiser stärkere Macht gewonnen hatte, sah sich Alexios, der sonst nicht ohne Thatkraft und diplomatisches Talent war, namentlich aber die Stadt Trapezunt mit zahlreichen stattlichen Kirchen, Klöstern und Armenhäusern ausgestattet hat, wiederholt in schwieriger Lage durch die Kämpfe theils mit den benachbarten Turkomanen, theils mit Genuesen. Mit Venedig wurde 1367 ein verständiger Handelsvertrag abgeschlossen. Noch aber konnte Alexios i. J. 1390 das Reich Trapezunt, den Küstensaum von Batum bis Kerasunt, als ein wohlhabendes und seit dem Verfall der alten seldschukischen Macht allseitig unabhängiges Land seinem tüchtigen Sohne Manuel III. hinterlassen, der nachher klug genug war, durch seine Schmiegsamkeit sein Land vor einer mongolischen Ueberfluthung zu bewahren, und während der letzten Jahre Timurs dessen Vasall gewesen ist.



Portraitfiguren von Kaiser Alexius III., seiner Gemahlin Theodora und seiner Mutter Irene.

Fresco-Gemälde im Muttergotteskloster (Kizlar Monastir) bei Trapezunt.

In der Mitte der Kaiser; die Inschrift besagt: Alexius, ein Gläubiger an den Herrn Christus, König und Kaiser des ganzen Anatoliens, der große Komnenos. Zu seiner Rechten das Modell einer Kirche in der Hand, laut der Inschrift: Irene des Kaisers Mutter; zu seiner Linken Theodora seine Gemahlin.



mongolischen Heeres vortrefflich war, so wurde die Kraft der türkischen Streitmacht diesmal in auffallender Weise durch weitverbreitete Unzufriedenheit mit des Sultans Maßregeln und durch einen bedenklichen Geist der Widerspenstigkeit in gefährlicher Weise geschwächt. Nur durch seine brausende Leidenschaft bestimmt, hatte Bajesid diesmal den Soldaten übermäßige Strapazen zugemuthet; dazu war weder für genügende Verpflegung gesorgt, noch auch die Soldzahlung regelmäßig; endlich fehlte den osmanischen Truppen der religiöse Enthusiasmus, da es in diesem Kriege nicht gegen christliche Gegner ging. Das schlimmste war, daß der Sultan wider den Rath seiner Feldherren es verschmähte, den Kampf in die Länge zu ziehen, sondern darauf brannte, trotz der gewaltigen Ueberlegenheit Timurs sofort in einer Hauptschlacht die Entscheidung zu suchen, die dann ganz anders ausfiel, als er gehofft hatte.

Sobald die Osmanen sich der Ebene von Angora näherten, hob Timur die Belagerung auf und bezog ein verschanztes Lager, nahm aber die Gelegenheit wahr, seinem Gegner durch Abschneidung des Wassers schwere Verlegenheiten zu bereiten und zugleich durch seine Agenten die Truppen aus den Ländern der durch Bajesid vertriebenen seldschukischen Emirs zum Abfall zu verleiten. So kam es denn schnell genug, am 20. Juli 1402, auf der Ebene Tschibükabad nordöstlich von Angora zu dem gewaltigen Kampfe. In das Vordertreffen stellte Bajesid, dessen Heer sich mit dem Rücken an eine schützende Anhöhe lehnte, mehrere tausend Schützen und einige Elefanten. Die Hauptmacht theilte sich in den rechten Flügel, wo neben den durch des Sultans ältesten Sohn Suleiman geführten asiatischen Reiterabtheilungen noch 10,000 serbische Panzerreiter unter des Sultans Schwager Stefan hielten. Im Centrum stand der Sultan selbst mit drei jüngeren Söhnen, Isa, Musa und Mustafa, an der Spitze der Janitscharen; der linke Flügel wurde durch europäische Truppen gebildet. Die Reserven wurden durch Bajesids jüngeren Sohn Mohammed (Tschelebi, S. 515) und mehrere der erfahrensten türkischen Feldherren befehligt. Timurs gewaltiges Heer zerfiel in zahlreiche Abtheilungen, welche durch Prinzen seines Hauses geführt wurden. Man unterschied zwei Haupttreffen; der rechte Flügel des ersten Treffens wurde noch durch turkomanische Hilfsvölker verstärkt, das Centrum bestand aus 80 Regimentern; dann kam der linke Flügel. An der Spitze der Reserven von 40 Regimentern stand Timur selbst.

Der Kampf begann am frühen Morgen. Anfangs schien das Gefecht zu Gunsten der Osmanen sich wenden zu sollen; die beiden Flügel stritten tapfer und glücklich, und namentlich die serbischen Panzerreiter mit ihren ausgezeichneten Schutzwaffen wurden den Mongolen sehr gefährlich. Als sie aber in der Hitze des Kampfes zu weit vorzudringen schienen, fürchtete Bajesid, sein Heer könnte durch die feindliche Uebermacht überflügelt werden. Statt also mit seinem Centrum ihren Bewegungen zu folgen, gebot er den Führern der Flügel den Rückzug auf die ursprüngliche Stellung. Dieser Rückzug

wurde der Anfang des Unheils. Die Mongolen, die das für Flucht nahmen, drangen ihnen mit solchem Ungestüm nach, daß die türkischen Truppen nicht mehr zum Stehen kamen: dieses um so weniger, weil in diesem Moment die seldschukischen Contingente, die ihre Fürsten in den feindlichen Reihen erblickten, zu Timur abschwenkten und dann sofort auf die Osmanen einzuhauen anfingen. Damit war die Schlacht rettungslos verloren. Die türkischen Truppen wurden überall auseinander gesprengt und in Masse niedergehauen. Nur wenige retteten sich in besserer Ordnung; namentlich Prinz Suleiman, dem die nach Brussa sich durchschlagenden Serben den Rückzug deckten, und Mohammed, der nach den östlichen Gebirgen flüchtete. Bajesid persönlich hielt mit 10,000 Janitscharen als Held bis zu Ende aus. Erst als die Nacht hereinbrach und nichts mehr zu retten war, ergriff auch er die Flucht; aber nur sein Sohn Isa entkam nach Karamanien. Der Sultan selbst, sein Sohn Musa, und mehrere Feldherren wurden auf der Flucht gefangen genommen, Prinz Mustafa (so scheint es) hatte den Tod gefunden.

Das türkische Heer war vernichtet, das Reich der Osmanen lag zertrümmert dem Großkhan zu Füßen. Zunächst vollendete sich das Schicksal des Sultans. Als der so entsetzlich gedemüthigte Bajesid dem Sieger zugeführt wurde, hat ihn Timur wider seine Gewohnheit zuerst großmüthig behandelt und nur in leichter Gefangenschaft gehalten. Als aber ein Versuch des Prinzen Mohammed, seinen Vater zu befreien, im letzten Augenblick noch entdeckt worden war, wurde der Sultan strenger bewacht und auf den Zügen Timurs in einer vergitterten Sänfte weitergeführt. Momente, die den stolzen, neuerdings noch durch die Gefangennahme seiner serbischen Gemahlin in Brussa tief betrübten Sultan derart bedrückten, daß er vor Kummer bereits am 8. März 1403 zu Akschehr in der Landschaft Hamid starb, als Timur im Begriffe stand, nach Samarkand zurückzukehren. Prinz Musa, der des Großkhans Statthalter in Brussa werden sollte, durfte des Vaters Leiche in dieser Stadt in einer von Bajesid neu erbauten Moschee beisetzen lassen.

Bis zu diesem Moment hatte der Großkhan den Sieg von Angora in seiner Weise sehr gemäßigt ausgebeutet. Es lag nicht in seinen Wünschen, die Gewässer zu überschreiten, die Asien von Europa scheiden; der Ruhm einer Eroberung von Constantinopel lockte ihn um so weniger, als die Rhomäer natürlich nach der furchtbaren Katastrophe von Angora erst recht eifrig ihren Tribut zahlten und die Allianz mit Timur noch fester zu schließen sich bemühten. Die Macht aber und Kraft der Osmanen schien vollständig gebrochen zu sein; so sehr daß die Genuesen in Galata flüchtige Türken auf ihren Schiffen über den Bosporus retteten. Ein türkisches Heer erschien nicht mehr irgendwo im Felde, und in Kleinasien sorgte Timur dafür, daß die alten Herrschaften der seldschukischen Emire wieder hergestellt wurden. Während er selbst mit seiner Hauptmacht bis zu Ende des Sommers 1402 bei Kutahia liegen blieb, zogen seine Söhne und Enkel mit kleineren Abtheilungen nach verschiedenen Theilen der Halbinsel, um überall das Land

schrecklich zu verheeren und die Osmanen zu unterwerfen. So wurde Brussa, von wo Prinz Suleiman jedoch noch zu rechter Zeit über das Meer nach Adrianopel sich retten konnte, überrannt; mit der Entführung der Schätze und des Harems Bajesids verband sich die grausamste Verwüstung der alten Residenz der türkischen Sultane; dasselbe Schicksal traf Nikäa und alles Land bis zum Rhyndakos. Eine andere Colonne suchte die Landschaften Aidin, Menteshe und Ssarukhan, eine dritte die Bezirke Hamid und Tekke mit allen altbewährten Schrecknissen der mongolischen oder tatarischen Kriegführung heim, bis endlich der Großkhan überall die Nachkommen der alten Emire von Karamanien, Kermian, Menteshe, Kastamuni, Aidin, Ssarukhan, und andere Häuptlinge des Ostens in ihre großentheils freilich arg verwüsteten Besitzungen wieder einsetzte. Auch Prinz Suleiman trat für Rumelien in Timurs Vasallenschaft ein. Somit schienen alle Stämme der türkischen Völkergruppe jetzt unter der Oberhoheit des Großkhans vereinigt, und die Osmanen in der That zu ziemlicher Machtlosigkeit herabgedrückt zu sein.

Die letzte größere Kriegsthat, die Timur selbst in Kleinasien ausführte, traf die ihm doch vorzugsweise verhaßten römischen Christen. Gegen Ende nämlich des J. 1402 wandte er sich mit einem Theile seines Heeres gegen das von den Rhodisern stark verschanzte Smyrna, an dessen starken Werken schon Bajesid vergeblich sich versucht hatte. Nach Abdämmung des Hafens, Untergrabung der Mauern und Anwendung von Sturmthürmen wurde die Stadt trotz des tapfersten Widerstandes der Ritter im December 1402 unter furchtbarem Blutvergießen mit Gewalt genommen und ausgemordet, dann aber vollständig zerstört. Nun endlich führte Timur im Frühling 1403 sein Heer aus dem verödeten Kleinasien nach Samarkand zurück. Da er aber schon am 19. Februar 1405 auf einem Feldzuge gegen die Chinesen starb und dann sein Reich bald auseinanderfiel, so verschwand dieser Faktor überraschend schnell wieder aus der Politik jenes Zeitalters.

Zweites Kapitel.

Die Eroberung von Constantinopel durch die Osmanen.

Die Zertrümmerung des osmanischen Reiches durch Timur war ein Vortheil von ganz unberechenbarem Werthe für das versinkende Reich der Rhomäer. Hätte bei ihnen noch der alte Geist der Komnenen oder des Hauses Laskaris oder auch nur des ersten Paläologen gelebt, und hätten die Mächte des Abendlandes noch nach Timurs Tode die Gunst der Umstände zu benutzen verstanden, so würde es aller Wahrscheinlichkeit nach möglich geworden sein, die damals noch keineswegs tief gewurzelte Stellung der Osmanen wenigstens in Europa für immer zu vernichten. Dieses um so eher, weil die Söhne Bajesids unter einander in wilden Kämpfen um den Rest des Erbes

ihrer Vorfahren stritten. Selten aber sind so günstige Gelegenheiten so verhängnißvoll versäumt worden. Man scheint in der europäischen Welt gerade unter den obwaltenden Umständen die Türkengefahr bereits für immer verschwunden gehalten zu haben; man hatte nirgends ein Gefühl für die rettende Kraft der Institutionen der alten großen Sultane. Die Mächte des Abendlandes, unter denen Frankreich zuerst durch innere Parteiungen tief zerrüttet, später durch unglückliche Kriege mit England vollständig gelähmt wurde, das deutsche Reich aber einer planmäßigen Kraftentwickelung nach Außen damals nicht fähig war, verloren die Levante für längere Zeit aus den Augen. Die Italiener waren ebenfalls durch andere Fragen in Anspruch genommen, und gar die kleinen christlichen Machthaber auf der Südhälfte der Balkanhalbinsel verfielen mehr denn je in die schlimme Gewohnheit armseliger lokaler Fehden und Kämpfe um die kleinlichsten Sonderinteressen. Die Rhomäer aber, die sich mit einem Male aus steter Todesgefahr befreit fanden, waren weder materiell noch moralisch im Stande, Timurs Werk fortzusetzen. Ihr Reich war von der Hauptstadt abgesehen auf wenige Trümmer und einige Inseln beschränkt, das Volk durch die vieljährige Noth der Zeit ermüdet, der einst reichste Staat der Welt verarmt, seine alte Waffenkraft ein Traum der Vergangenheit, die griechische Gesellschaft auf dem Hintergrunde des noch immer mit Eifer gepflegten und gehüteten Erbes der alten Kultur, Civilisation, Technik und litterarischen Bildung „greisenhaft“ geworden. Noch immer bewegte sich die gute Gesellschaft in theils würdevollen und feierlichen, theils graziös eleganten Formen. Die Frauen der guten Familien hielten mit Sorgfalt auf die Pflege einer reinen griechischen Sprache; feine Bildung war noch immer in Constantinopel vor anderen Hauptstädten der damaligen Welt wie in den Zeiten zu Hause, wo fremde Fürsten, die Geiseln nach dem Bosporus zu schicken hatten, gern ihre Töchter dahin gehen ließen, damit sie die griechische Ausbildung sich aneignen sollten. Geblieben waren leider aber auch die alten Fehler der Byzantiner; die Fiskalität der Verwaltung und die Corruption der Justiz, die kirchliche Streitsucht und die leidenschaftliche Betonung einer strammen Orthodoxie begleiteten das Reich bis zu seiner letzten Stunde. Aber von einem frischen Geist, von einem Reste alter Kraft, von irgend einer Aussicht auf einen neuen rettenden Aufschwung war weder bei dem Adel des Reiches, noch bei dem Volke etwas zu spüren. Von den alten großen Eigenschaften hatten die Führer der Rhomäer eigentlich nur die wahrhaft wunderbare Zähigkeit bewahrt, mit der sie an diesem Reiche festhielten, welches so viele Feinde der gefährlichsten Art überlebt hatte, und die Ausdauer, mit der sie — noch immer auf die Waffen ihrer alten Diplomatie, im Peloponnesos sogar auf stattliche Kriegshaufen gestützt — von den ihnen gebliebenen Resten aus immer von Neuem einen Theil der verlorenen Länder zurückzugewinnen suchten. Dieses wenigstens ist den letzten Paläologen noch einmal auf Kosten der Franken wie der Osmanen gelungen.

Kaiser Manuel hatte die Kunde von der Schlacht bei Angora (auf welche hin die Griechen in Constantinopel die daselbst angesiedelten Mohammedaner (S. 524) unter Zerstörung ihrer Moscheen mit Gewalt aus der Stadt vertrieben[1])) noch in Paris durch den Ritter Châteaumorant erhalten, von wo er am 14. November 1402 nach der Levante zurückkehrte. Noch hielt ihn der Stand der Dinge im Peloponnesos längere Zeit in dieser Halbinsel auf, so daß er erst nach Ablauf d. J. 1403 in Constantinopel wieder eintraf, wo er den von seinem Neffen mit Timur geschlossenen Vasallenvertrag natürlich sofort genehmigte. Johannes VII. trat demnächst von der Regierung zurück und wurde nach Lemnos geschickt; bald aber fand sich eine Möglichkeit, ihn billig abzufinden, und zwar im Zusammenhange mit den osmanischen Verhältnissen.

Obwohl über den Rüstungen gegen Timur einige griechische Städte wie Selymbria 1401 von Bajesid wieder geräumt waren, so befand sich doch Manuel, wie eine gerechte Beurtheilung der Verhältnisse nicht übersehen kann, weder diplomatisch noch materiell in der Lage, einen großen Krieg gegen die Söhne des Sultans zu versuchen, und ging deßhalb gern und nicht ohne Klugheit auf die Anerbietungen ein, die der türkische Prinz Suleiman bereits vor seiner Rückkehr in Constantinopel gemacht hatte. Dieser Sohn Bajesids nämlich hatte sich nach dem Zerfall der Macht seines Vaters in Rumelien festgesetzt und suchte nun in seiner schwierigen Lage, unter dem Drucke der mongolischen Suprematie und gegenüber den selbständigen Neigungen seiner jüngeren Brüder sich zu den Rhomäern und den Franken, namentlich den Venetianern auf möglichst guten Fuß zu stellen. Namentlich durch die Bemühungen des venetianischen Unterhändlers, des Dynasten Pietro Zeno auf Andros, kam es im Laufe d. J. 1403 zu einem Vertrage mit dem jungen Sultan von Adrianopel, der für die dabei zu einer „Liga" vereinigten Mächte — die Rhomäer, Venedig mit den venetianischen Inseln, Genua mit Chios, und die Rhodiser — gemeinsam abgeschlossen wurde. Den Kaufleuten aller dieser Staaten sollten sämmtliche Landungsplätze des türkischen Reiches offen stehen, und dabei keine höheren Abgaben auferlegt werden, dagegen ohne Zustimmung des griechischen Kaisers und der übrigen Vertragsmächte keine türkischen Kriegsschiffe den Hellespont passiren. Neben verschiedenen Conzessionen an Venedig und Genua sollte namentlich den Rhomäern Thessalonich mit seinem Gebiet und eine ansehnliche Landstrecke nördlich von Constantinopel wieder zurückgegeben werden, auch der an die Türken bisher gezahlte Tribut künftig wegfallen. Auch der serbische Fürst Stefan sollte seines Vaters Lazar ganzes Land tributfrei besitzen, und der Herzog von Naxos, sowie die Maonesen von Chios und Phokäa von Tribut befreit sein.

Gelang es nun nicht lange nachher dem Verbündeten der Türken,

---

1) Diese Ausgetriebenen setzten sich nachher unweit Constantinopel in dem Dorfe Kinikli dauernd an.

Antonio I. Acciajuoli (S. 523), am 31. März 1405 mit Venedig den Frieden zu gewinnen, der ihm, allerdings für Attika als Vasallen der Republik, auch Athen endlich sicher beließ, und 1407 die letzten Schwierigkeiten auszugleichen, so hatte Kaiser Manuel, der die Verabredungen mit Suleiman gern anerkannte, einstweilen den besten Gewinn. In der That übergaben die Türken seinem Strategen Demetrios Leontarios das hochwichtige Thessalonike mit einem Landstrich an der Küste von Thessalien und Makedonien (so daß dann Johannes VII. damit abgefunden werden konnte), und am schwarzen Meere und der Propontis die Küstenstädte von Panion bis nordwärts nach Mesembria, wie auch die Inseln Skyros, Skiathos und Skopelos. Suleimans jüngste Brüder Jussuf und Kasim, sowie seine Schwester Fatime, gingen als Geiseln nach Constantinopel, während Manuel seine Nichte, Theodors von Misithra Tochter, ihm zur Frau gab.

In solcher Weise in Europa gesichert, wurde es dem Sultan Suleiman nicht sehr schwer, den Aufstand zu bändigen, den um 1405 zwei Söhne der letzten bulgarischen Fürsten in Bulgarien angefacht hatten. Dagegen sah er nur mit tiefem Mißvergnügen, daß der bedeutendste seiner Brüder, Prinz Mohammed, in Kleinasien zu sehr starker Macht gelangte. Dieser war nach der Schlacht bei Angora ostwärts entkommen, hatte sich in den Besitz von Tokat und Amasia gesetzt, mit Glück allen Nachstellungen Timurs entzogen, und durch mehrere glückliche Kämpfe mit kleinen seldschukischen, mongolischen und turkomanischen Abtheilungen als Held und tüchtiger Führer bewährt, seit dem Abzuge der Mongolen nach dem inneren Orient begonnen, die osmanische Macht ebenso kraftvoll wie vorsichtig wiederherzustellen. Die Abneigung seines älteren Bruders Isa, der sich in Brussa festgesetzt hatte, auf friedliche Theilung der asiatischen Länder einzugehen, führte noch im J. 1403 zum Kriege, in welchem Mohammed von Boli her die durch Timurtasch vertheidigten Pässe des Tumanidsch erstürmte, und nachher seines Bruders Heer bei Ulubad (Lopadion) vollständig schlug. Timurtasch verlor hier das Leben, Isa entwich nach Constantinopel, Mohammed aber zog als Sieger in Brussa ein, wo nun endlich (S. 530) die Leiche Bajesids feierlich beigesetzt werden konnte, mit welcher sich Prinz Musa damals noch in Kiutahia bei Jakubeg, dem Emir von Kermian befand.

Nun aber rief Suleiman den Isa zu sich nach Adrianopel und setzte ihn in den Stand, jetzt als sein Vertreter in Asien wieder mit einer Streitmacht aufzutreten. Aber auch diesmal zog Isa, obwohl er allmählich die seldschukischen Emirs für sich gewonnen hatte, im J. 1404 überall den Kürzeren. Nach einer letzten Schlacht bei Brussa flüchtete Isa nach Karamanien, wo er endlich den Untergang gefunden hat. Und nun wurde es dem Sultan Mohammed nicht schwer, auch die Emirate Aidin, Ssaruchan, Mentesche und Kermian wieder an sein Reich zu bringen, welches der tüchtige und reichbegabte Herrscher mit fester Hand zusammenfaßte. Nun aber dauerte es nicht lange und Suleiman, der nicht geneigt war, sich mit

Mohammed einfach in das Reich westlich und östlich von den Seestraßen zu theilen, verband sich mit Dschuneid, dem Fürsten von Smyrna (Sohn eines früheren osmanischen Statthalters von Aidin), überschritt zu Ende d. J. 1404 den Hellespont, riß Brussa an sich und war i. J. 1405 zunächst so glücklich, mit Hilfe des Großwessirs Ali-Pascha alles Land bis nach Angora, dazu diese Stadt selbst und die Festung Selasel zu erobern: Vortheile, gegen welche Mohammed ein Bündniß mit Karamanien, und i. J. 1406 die kühne Diversion seines Bruders Musa ausspielte. Im Einverständniß mit Mohammed begab sich nämlich dieser Prinz auf Antrieb des walachischen Woiwoden Myrtscha zu Schiffe über das schwarze Meer nach der untern Donau, wo er Truppen genug erhielt, um den Krieg gegen Rumelien mit Erfolg zu versuchen. Da auch die Serben ihm Beistand boten und der ausschweifende Suleiman bei vielen seiner Offiziere sehr unbeliebt war, so machte Musa in der That so bedeutende Fortschritte, daß Suleiman sich aus seinem Genußleben in Asien emporraffen und in Eile nach Europa zurückkehren mußte. Nun aber wurde es durch einen Verrath der serbischen Truppen und verschiedener türkischer Heerführer möglich, daß Musa in einer entscheidenden Schlacht in der Nähe von Constantinopel, bei Kosmidion am Goldenen Horn, aufs Haupt geschlagen und zur Flucht nach der Walachei genöthigt wurde. Inzwischen ging freilich ganz Kleinasien wieder in Mohammeds Hände über, der nun seine Residenz nach Brussa verlegte.

Suleiman wußte von seinem Siege über Musa keinen andern Gebrauch zu machen, als sich in immer tollere Ausschweifungen zu stürzen, unter denen seine edlen Eigenschaften, seine Tapferkeit, seine Freude an wissenschaftlicher Bildung, seine milde und wohlthätige Sinnesweise, allmählich nicht mehr zur Geltung und zur Wirksamkeit kamen. Als daher Musa nach dreijährigen Rüstungen i. J. 1410 plötzlich vom Balkan her vor den Mauern von Adrianopel erschien, gingen die meisten Feldherren Suleimans zu ihm über. Auf der Flucht nach Constantinopel durch Musas Reiter verfolgt, wurde Suleiman dann, der griechischen Hauptstadt nicht mehr fern, in der Nähe des türkischen Dorfes Dugundschi am 5. Juni 1410 mit seinen Begleitern von wüthenden Bauern in Stücke gehauen.

Musa, nunmehr der neue Herr von Rumelien, war freilich viel ernster und sittenreiner als sein Bruder und ein begabter und thatkräftiger Regent, aber in Härte, Ungestüm und barbarischer Wildheit der echte Sohn Bajesids. Er begann damit, das Dorf, wo Suleiman den Tod gefunden hatte, niederbrennen und dessen sämmtliche Bewohner in den Flammen umkommen zu lassen. Die früher dem Sultan Mohammed gegebene Zusage, für den Fall der Besiegung Suleimans nur als Statthalter jenes Herrschers auftreten zu wollen, wurde natürlich nicht gehalten, dagegen bei rücksichtsloser, unter Umständen selbst blutiger Härte gegen zahlreiche Reichsbeamte sofort der Rachekrieg gegen alle politischen Gegner ringsum eröffnet. Der Abfall der serbischen Truppen von Musa in der Schlacht bei Kosmidion wurde durch

eine ebenso scheußliche wie umfassende Verheerung von Stefans Staaten gerächt. Als echter Sohn Bajesids war Musa vorzugsweise der Feind der Rhomäer, die noch dazu seinem Bruder Suleiman treue Hilfe wider ihn geleistet hatten. Daher entriß Musa nicht nur kurz und bündig dem Kaiser Johannes VII. die meisten durch Suleiman zurückgestellten makedonischen und thessalischen Plätze, wagte auch mehrere glückliche Vorstöße gegen die Franken in Mittelgriechenland, sondern wollte auch den Kaiser Manuel zwingen, ihm wieder tributär zu werden. Damit aber gewann die türkisch-griechische Geschichte noch einmal für mehrere Jahre einen reichbelebten, dramatischen Charakter.

Des seit mehreren Jahren verstorbenen Großwessirs Ali-Pascha Sohn Ibrahim nämlich, der als Gesandter Musas mit schroffen Forderungen nach Constantinopel geschickt wurde, verließ hier die Sache des ihm widerwärtig gewordenen Sultans, und veranlaßte den Kaiser Manuel zur Einwilligung in den Plan, zwischen ihm und Sultan Mohammed eine feste Allianz zum Kriege gegen Musa zu vermitteln. Mohammed ging auf der Stelle auf diese Vorschläge ein, machte den Ibrahim zu seinem Großwessir und stellte starke Rüstungen an; sein Heer sollte durch griechische Schiffe über den Sund geführt werden. So schnell jedoch, wie Manuel und Ibrahim gehofft hatten, war die Macht des Musa nicht zu brechen. Die Angriffe freilich, welche der Sultan von Adrianopel aus Wuth über Ibrahims Abfall gegen das neuerdings durch Manuel erheblich verstärkte und gut gerüstete Constantinopel richtete, scheiterten vollständig; ebenso zogen die Kriegsschiffe Musas gegenüber Manuels Galeeren ganz entschieden den Kürzeren. Als aber Mohammeds Heer über den Sund geführt war und mit einer griechischen Streitmacht vereinigt gegen Musas Armee ins Feld rückte, da fiel die lange schwankende Schlacht bei Jedschigis (noch 1410) so unglücklich für Asiaten und Griechen aus, daß Mohammed in Eile nach Asien zurückkehren mußte. Erhebliche Schwierigkeiten in Kleinasien, die Dschuneid von Smyrna und Jakubbeg von Angora dem Sultan bereiteten, ließen diesem erst 1412 wieder die Zeit, um den Krieg gegen Musa fortzusetzen. Abermals führten ihn griechische Schiffe über den Bosporus. Diesmal aber zog Mohammed es vor, anstatt die mit der Blokade der Stadt Constantinopel beschäftigten Truppen Musas anzugreifen, — durch das östliche und nördliche Rumelien unter steten Gefechten mit seinem Gegner über Philippopolis und Sofia nach Nisch zu marschiren. Und nun vereinigte sich der kühne Mann, (der hier ganz dem Rathe des Ewrenosbeg folgte) mit den seit 1410 gegen Musa fehdenden Serben und andern Südslawen, und mit einer ganzen Anzahl von türkischen Statthaltern der europäischen Provinzen des Reiches.

Der Versuch der Rhomäer, mit Wiederaufnahme einer von ihnen in ihrer alten glänzenden Zeit oft mit Erfolg angewandten diplomatischen Praxis, gegen Musa auch noch einen jugendlichen Sohn Suleimans von Thessalonike aus in den makedonischen Theilen des türkischen Reiches auftreten zu lassen,



Kirche der heiligen Apostel zu Thessalonike: Südöstliche Ansicht der Apsis.



war gescheitert. Desto glänzender gelang im J. 1413 Mohammeds und der Serben Stoß von Norden her. Die Abneigung gegen Musa hatte ihm allmählich so viele türkische Führer entfremdet, daß er zuletzt nur noch über 7000 Janitscharen verfügte. Trotzdem ging er mit gewohnter Energie seinen Gegnern von Ichtiman her entgegen, als diese im Sommer 1413 von Sofia aus südwärts vorrückten. Auf der nur sieben Kilometer breiten Ebene von Tschamorlu (in der Felsenlandschaft, durch welche der Isker sich den Weg von Samokov nach dem Becken von Sofia gebrochen hat) erfolgte am 10. Juli 1413 die entscheidende Schlacht, die trotz der verzweifelten Anstrengungen Musas für Mohammed gewonnen wurde. Auf der Flucht nach der Walachei wurde der erheblich verwundete Musa durch die Reiter seines Bruders eingeholt, nach dessen Lager geführt und hier mit einer Bogensehne erdrosselt; die Leiche erhielt ihre letzte Ruhestätte in Brussa. Mohammed für seine Person war redlich genug, um sowohl den serbischen Fürsten Stefan durch bedeutende Gebietsanweisungen für seine Hilfe zu belohnen, wie auch die Freundschaft mit den Rhomäern zu bewahren, die sofort Alles zurück erhielten, was Musa ihnen entrissen hatte.

Damit hatten die dynastischen Kämpfe unter den Osmanen selbst ihr Ende erreicht, und Sultan Mohammed, den das Volk als den Wiederhersteller des Reiches und der alten Kraft mit Recht feierte, konnte nun daran denken, dasselbe auch innerlich wieder zu befestigen. Weitaus der tüchtigste unter den Söhnen Bajesids, war Mohammed, so wenig es ihm an durchschlagender Kraft und Energie fehlte, ein gerechter, von religiösem Fanatismus freier, und für seine Zeit milder und menschenfreundlicher Mann; dabei einsichtig genug, um bei friedlichen Neigungen nicht in die allen Nachbarvölkern so tief verhaßte Eroberungspolitik seines Vaters einzulenken. Bei der verwickelten Natur der politischen Verhältnisse seines Reiches schloß dieses aber nicht aus, daß nicht auch er verschiedene Kriege zu führen gehabt hat.

Die Freundschaft Mohammeds ist für mehrere Jahre namentlich den Paläologen zu Gute gekommen, die damals noch einmal eine Zeit behaglicher Ruhe erlebt haben. Kaiser Manuel konnte es sogar versuchen, den Zusammenhang zwischen den zerstreuten Bruchstücken des Reiches zu stärken, und sich persönlich namentlich der Interessen der Peloponnesier anzunehmen. Im Jahre 1414 unternahm er eine längere Reise nach den verschiedenen Städten und Landschaften, die noch im Besitze seines Hauses waren. In Thessalonich, wo der Kaiser den Winter auf 1415 zubrachte, war Johannes VII. nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand gestorben[1]); statt seiner wurde jetzt ein junger Sohn Manuels, Andronikos, sein Statthalter. Im März 1415 erschien dann der Kaiser in dem Despotat Misithra, wo seit dem Ableben Theodors I. (im Sommer 1407) in Folge der Willkür und Fehdelust der

1) Nachweislich erscheint dieser Nebenkaiser noch in den Athos-Urkunden 1404 (damals besuchte seine Gemahlin den heiligen Berg) bis 1408. Bald darauf muß er gestorben sein.

einheimischen Archonten oder Barone große Mißstände eingerissen waren. Jetzt wo Kaiser Manuel die Herrschaft für seinen zweiten Sohn (Theodor II.) zu sichern sich bemühte, wurde nicht nur der seit 1406 mit den Griechen in stetem Hader liegende fränkische Nachbar Centurione (S. 523) zur Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit genöthigt, sondern auch die Macht der Regierung von Misithra erheblich gestärkt, der Uebermuth der griechischen Barone kräftig gezähmt, der alte Plan einer Verschanzung des korinthischen Isthmos (auf der Linie südlich von dem antiken Diolkos) rasch ausgeführt, und zu Gunsten der Bevölkerung das Steuerwesen dieser Provinz mit Gerechtigkeit, nach Manuels Ansicht auch ohne fiskalische Härte, neu organisirt. Die andern Uebel freilich, die den griechischen Peloponnes ruinirten, die militärische Schwäche, die Ueberfluthung mit schlechtem Geld, die harte und doch nur wenig genügende Justiz, die soziale Corruption der höheren, die schlimme moralische Verwilderung der niederen Klassen vermochte Manuel nicht mehr zu besiegen. Im März 1416 kehrte dann der Kaiser nach dem Bosporus zurück. Sein ältester Sohn dagegen, der junge Kronprinz Johannes (VIII.), erschien i. J. 1417 in Misithra, um gegen den Moreoten Centurione, der aus Abneigung gegen die Byzantiner damit umging, sein Gebiet an Genua abzutreten, den Krieg zu führen. Anfangs sehr glücklich, trieb er durch die Thorheit, mit welcher er seinen wilden Albanesen Verheerungen auch in dem venetianischen Messenien erlaubte, die Republik der Lagunen auf die Seite des Centurione, und mußte 1418 den Feldzug aufgeben. Noch fataler freilich war es den Griechen, daß die Venetianer 1419 die Gelegenheit wahrnahmen, auch die beste Stadt des Peloponnes, das den Paläologen stets abgeneigte Monembasia, in Besitz zu nehmen. Ein Schachzug, der ihre Stellung in den griechischen Gewässern erheblich verstärkte, und zugleich ihren Kauffahrern die Ausfuhr der edlen Weine dieser Küste, der Seidenzeuge des Eurotasthales, des Salzes und der Rosinen von Argolis noch mehr als bisher so gut wie ausschließlich in die Hände gab.

Die Venetianer waren gerade in dieser Zeit in einem besonders hohen und nachhaltigen Machtaufschwunge begriffen. Die Republik der Lagunen hatte zur Zeit die alte Rivalin am ligurischen Strande ganz erheblich überflügelt. Mehr aber, durch glückliche und kraftvolle Benutzung der Umstände war es gelungen, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts (1402—1406) eine ausgedehnte „Terra ferma" zu erwerben, das ganze nordöstliche Italien unter Venedigs Hoheit zu bringen. Damit parallel aber ging das Streben, jetzt einen sehr erheblichen Theil der Küsten der Balkanhalbinsel, wie er einst zu Dandolos Zeit (S. 378) der Republik hatte zufallen sollen, wirklich zu erobern. Das Schwergewicht fiel dabei immer auf die Küsten des adriatischen und des jonischen Meeres; aber auch der östliche Theil der griechischen Gewässer wurde, wie wir sahen, dabei durchaus nicht außer Acht gelassen. Den offenen Krieg mit den Türken suchte man bei diesem Verfahren durch große Geschmeidigkeit und diplomatische Gewandtheit möglichst lange zu vermeiden;

wie immer, so fielen die Handelsinteressen auch hier sehr entscheidend ins Gewicht. Das änderte sich aber, als Sultan Mohammed die Alleinherrschaft gewonnen hatte. Während die peloponnesischen Fürsten und das Haus Tocco dem neuen Herrn des osmanischen Reiches ihre Huldigung nicht versagten, traten die venetianischen, stets zu Kaperzügen geneigten Dynasten des ägäischen Meeres und das den Osmanen seit Alters feindliche Haus der 1338 durch Heirath in den Besitz der sogenannten Markgrafschaft Bodonitza (an den Thermopylen) gelangte Geschlecht der Giorgio ihnen schroff entgegen. Schnell genug entzündeten sich Kämpfe, und nun zerstörten die Osmanen mit einer starken zu Kallipolis ausgerüsteten Flotte zuerst 1414 die Stadt und Burg Bodonitza vollständig, zwangen 1415/16 durch Verwüstung von Attika den Herzog Antonio I., wieder tributär zu werden, richteten auf den Kykladen und auf Euböa schlimme Verheerungen an, und vergriffen sich auch an venetianischen Kauffahrern. Da mußte die Republik sich endlich zu direktem Kriege gegen die Osmanen entschließen. Die vollständige Vernichtung der türkischen Flotte des Admirals Tschalibeg in der mörderischen Schlacht bei Kallipolis am 29. Mai 1416 durch den venetianischen Flottenführer Pietro Loredano, (der nachher mit schrecklicher Barbarei die gefangenen christlichen Matrosen des Sultans, — Genuesen, Katalanen, Sizilianer, Provençalen, Kandioten, an den Raaen seiner Schiffe aufknüpfen ließ), nöthigte den Sultan, im August desselben Jahres den für die Venetianer durchaus vortheilhaften Frieden von Adrianopel zu bewilligen. Die Reibungen aber zwischen Osmanen und Venetianern wiederholten sich bald genug auf einer andern Stelle, nämlich in Albanien, wo jene seit 1414 festen Fuß gefaßt, auf Kosten des Hauses Thopia auch 1415 Kroja (nordöstlich von Durazzo) erobert hatten, und nunmehr die benachbarten, nach des Fürsten Georg Thopia (S. 503) Tode 1392 bis 1412 gewonnenen venetianischen Besitzungen, namentlich das wichtige Durazzo gefährlich bedrohten. Dieses war für Venedig um so lästiger, weil die Osmanen in klarer Erkenntniß der Brauchbarkeit der tapfern Schkypetaren sich zugleich lebhaft bemühten, diese Stämme — im Norden die römisch-katholischen Geghen, im Süden die Tosken — zur Annahme des Islam zu bestimmen. Es war nur natürlich, daß diese Kämpfe allmählich auch nach dem Osten wieder hinübergriffen, bis endlich am 5. December 1419 ein neuer Vertrag geschlossen wurde, der zwar Bodonitza preisgab, dagegen die Rechte Venedigs und des Herzogs von Naxos sicherstellte. Auch sonst erhielt die Machtstellung der Republik dadurch eine neue Verstärkung, daß der langwierige (1413 durch fünfjährigen Stillstand unterbrochene) Krieg, den Venedig seit 1411 mit Sigismund von Ungarn führte, 1421 zu Gunsten der seemächtigen Stadt sich wandte, die nun die seit Alters vielumstrittenen Inseln und Küsten Dalmatiens wieder gewann und nunmehr in zusammenhängender Linie das Küstenland der Adria von dem Niederlande des unteren Po bis zu dem Hafen von Durazzo unmittelbar beherrschte.

Hatte also Sultan Mohammed in seinen Kämpfen mit Venedig keinerlei

Erfolge davon getragen, so war er dagegen viel glücklicher in seinem Ringen gegen unbotmäßige Klientelfürsten und gegen anatolische Feinde seines Reiches. Der Trotz des alten walachischen Woiwoden Myrtscha, der drei Jahre lang keinen Tribut zahlte, wurde 1416 durch einen Feldzug gebrochen, in welchem die Rumänen trotz magyarischer Hilfe unterlagen. Myrtscha scheint damals die Besitzungen auf dem rechten Ufer der Donau verloren zu haben, und mußte es zulassen, daß der Sultan auf dem linken Ufer, der Stadt Ruschtschuk gegenüber, Jerköki (Tschurdschewo) besetzte und verschanzte. An diese Episode knüpften sich einige weitere Kämpfe und Raubzüge, die gegen die Magyaren gerichtet waren. Zunächst hatte in Bosnien seit des Königs Dabischa (S. 508) Tode, nicht lange nach der Schlacht bei Nikopolis, der Abfall des Königs Schura Tvartko II. (Bastard des alten Tvartko) von Ungarn und weiter die Feindschaft des Häuptlings Ostoja gegen Schura den Anstoß geboten, daß jener die Osmanen zu Hilfe rief. Als dann König Sigismund von Ungarn nach 1408 den Tvartko zur Unterwerfung zwang, hatten wieder im südlichen Bosnien Ostoja und der Ban Hervoja die Hilfe der Türken in Anspruch genommen, die nun unter Jsachbeg dort ein eigenes Sandschak gründeten und namentlich seit 1415 mit den aufständischen Bosniaken den Magyaren sehr gefährlich wurden. Als aber nach Abschluß des walachischen Krieges türkische Schaaren tiefer in Ungarn einzudringen suchten, erlitten sie derbe Schläge. Jsachbeg wurde 1418 durch den magyarischen Feldherrn Nikolaus Péterffy völlig überwunden und selbst getödtet. Achmedbeg aber, der an der Drau bis nach Radkersburg in Steiermark vordrang, wurde durch die Aufgebote der Alpenländer Krain, Kärnthen, Steiermark und Oesterreich mit seinen Schaaren fast gänzlich vernichtet.

Das Hauptgewicht indessen der Kämpfe des Sultans Mohammed fiel damals noch immer auf Kleinasien. Hier hatte noch während der letzten Fehden des Sultans mit Musa einerseits der Emir von Karamanien einen wilden Stoß gegen Brussa versucht und die ärgsten Gewaltthaten verübt (namentlich auch die Leiche Bajesids aus seinem Mausoleum in einer Moschee in der Vorstadt ergriffen und verbrannt), andererseits Dschuneid von Smyrna eine sehr drohende Stellung eingenommen. Als aber Mohammed die Hände frei hatte, um in Asien kraftvoll arbeiten zu können, erlag zunächst der letztere Gegner schnell genug. Nach mehreren erbitterten Kämpfen wurde 1415 unter Mitwirkung namentlich der levantinischen Genuesen auch Smyrna zur Ergebung genöthigt. Dafür wurde speziell die chiotische Maona glänzend belohnt, die gegen einen Tribut von jährlich 4000 Goldstücken neben anderen Privilegien das Recht erhielt, im ganzen osmanischen Reiche Handel zu treiben. Dschuneid wurde als Statthalter nach Nikopolis an der Donau versetzt, und sein altes Gebiet dem bulgarischen Renegaten Schismans Sohne (S. 516) Alexander überwiesen. Mit noch leichterer Mühe wurde der Emir von Karamanien überwunden und trotz wiederholter Unruhen schließlich doch sehr gnädig behandelt. Endlich aber ist es dem Sultan auch noch gelungen,

den Emir von Kastamuni eines großen Theiles seines Gebietes zu berauben; den Osten deckte ihm sein Sohn Murad als Statthalter von Amasia mit gutem Erfolge gegen die benachbarten turkomanischen Häuptlinge.

Weit gefährlicher als die Feindseligkeiten der Fürsten von Smyrna und Karamanien wurde aber in der Zeit nach der Seeschlacht bei Kallipolis der Aufstand einer neuen schwärmerischen Sekte in Asien, die ihre Nahrung aus der materiellen Nothlage und der moralischen Verwirrung des Volkes in den durch die mongolische Schreckenszeit und die mehrjährigen osmanischen Bruderkriege schwer heimgesuchten Landschaften zog. Der intellektuelle Führer der Bewegung war ein gelehrter Türke, Mehemed Bedreddin, früher Heeresrichter und des Musa erster Rathgeber, den Mohammed nach seinem Obsiegen als Kadi in Nikäa untergebracht hatte. Seine Pläne gegen die bestehende Herrschaft suchte er durch Anfachung einer religiös-sozialen Erschütterung zu fördern; seine neuen Theorien, die auf einer eigenthümlichen Verschmelzung christlicher und mohammedanischer Mystik, christlicher Schwärmerei mit islamitischem Fanatismus sich erbauten, wurden durch einen seiner Vertrauten, einen kühnen und begeisterten Schwärmer, Böreklüdsche Mustafa, zuerst in der Landschaft Aidin verbreitet. Mustafa trat zuerst auf dem Berge Stylarios (an der Südspitze des Golfes von Smyrna, der Insel Chios gegenüber) das Schwert in der Hand auf und predigte die verlockenden Lehren von der Gemeinschaft der Güter (nur die Frauen ausgenommen, denn die Unverletzlichkeit des Harems wurde aufrecht erhalten), von freiwilliger Armuth, und von der allgemeinen Eintracht zwischen Türken und Christen — Lehren, die nach der vielhundertjährigen Praxis des Islam mit den Waffen verbreitet und vertheidigt werden sollten. Mustafa, für dessen neue Lehre christliche Mönche, zahlreiche moslemitische Derwische, selbst jüdische Renegaten, mit Feuereifer Partei ergriffen, gewann unter dem verarmten Landvolke bald genug sehr zahlreiche Anhänger und vereinigte allmählich etwa 6000 Mann, welche dem Statthalter Alexander Schischman bei einem Angriffe auf die Schluchten des Stylarios eine geradezu vernichtende Niederlage beibrachten. Als auch ein anderes osmanisches Heer gegenüber den „Stylariern" den Untergang gefunden und die Gefahr bereits einen großen Umfang gewonnen hatte, mußte Prinz Murad mit starken asiatischen Schaaren, der rumelische Beglerbeg Bajesid-Pascha mit europäischen Truppen gegen Mustafa vorgehen. Der Vertilgungskampf schloß ab mit einem schrecklichen Gemetzel am Kap Karaburun, und mit der grausamen Hinrichtung des neuen Propheten zu Ephesos. Dann aber wurde auch jener Bedreddin, der inzwischen über Kastamuni nach der Walachei gezogen und von Silistria aus mit Heeresmacht in den Balkan eingedrungen war, durch Bajesid-Pascha bezwungen, gefangen genommen und (1418 oder 1419) zu Seres als Hochverräther aufgeknüpft.

Nicht ganz so gefährlich war ein zweiter Aufstand, der bald nachher die Ruhe der rumelischen Provinzen des türkischen Reiches erschütterte. Ein verwegener Abenteurer nämlich, der sich (es bleibt unsicher mit welchem

Rechte) für des Sultans Bajesid, wie angenommen wird (S. 530) bei Angora gefallenen Sohn Mustafa ausgab, hatte die Unterstützung zweier dem Reiche stets feindlicher Fürsten erlangt, nämlich des Emirs Isfendiar von Kastamuni und des walachischen Myrtscha, und suchte nun von Rumänien aus Anhang unter den türkischen Großen zu gewinnen. Hilfe und Bündniß bot ihm namentlich jener Dschuneid, der jetzt in Nikopolis gebot, und Sultan Mohammed sah sich genöthigt, mit starker Macht gegen die neuen Feinde aufzutreten, die von der Donau nach Thessalonike marschirten. Nun wurde das Heer der Empörer allerdings zersprengt; sie selbst aber flüchteten nach der großen griechischen Seestadt, und Kaiser Manuel vermochte den Sultan dahin zu bringen, daß in Sachen derselben ein Vertrag geschlossen wurde. Sie sollten gegen ein von Adrianopel aus zu zahlendes Jahrgeld für des Sultans Lebenszeit in strenger Haft gehalten werden, und wurden dann nach der Insel Lemnos abgeführt.

Damit war aber der Grund zu einer Spannung zwischen den Höfen von Adrianopel und Byzanz gelegt, die in weiterer Entwickelung nicht lange nachher den letzten guten Tagen der Paläologen ein Ende bereitet hat. Sultan Mohammed war begreiflicherweise nicht sehr erfreut darüber, daß die Rhomäer sich in dem Besitze einer politischen Persönlichkeit befanden, die sie nach Belieben loslassen konnten, um im Reiche der Osmanen unruhige Bewegungen hervorzurufen. Diese Verstimmung aber nährte sein nächster Vertrauter, Bajesid-Pascha (von Geburt ein albanesischer Sklave am Hofe des Sultans Bajesid), der kein besonderer Freund der Griechen und durch einen von ihm erkauften byzantinischen Diplomaten, den Großdolmetscher Theologos Korax von Philadelphia (der freilich beide Parteien betrog) über die intimsten Verhältnisse in Constantinopel und am Hofe, und über die keineswegs überall den Türken geneigte Stimmung mehrerer einflußreichen Männer nur zu gut unterrichtet war. Noch freilich wurde äußerlich das persönliche Verhältniß Manuels zu Mohammed durch diese Verstimmung nicht berührt, die bei längerem Leben des letzteren wohl auch wieder gewichen wäre; aber die Sache nahm eine unerfreuliche Wendung, als der treffliche Sultan in der Blüthe seiner Jahre (kaum 43 Jahre alt) im Frühling 1421 in Folge der großen Anstrengungen starb, denen er sich bei einer Eberjagd in der Nähe von Adrianopel ausgesetzt hatte.

Als nun sein ältester (damals noch nicht zwanzigjähriger) Sohn Murad II. die Zügel der Regierung ergriffen hatte, und unter dem Einflusse des alten Bajesid-Pascha sich bestimmt weigerte, die Verfügung seines Vaters auszuführen, auf Grund deren seine jüngeren Brüder Jussuf und Mohammed Manuels Vormundschaft anvertraut werden sollten, da gab der alte Kaiser Manuel dem durchaus unheilvollen Rathe seines Sohnes Johannes VIII. nach und setzte den in Lemnos gefangen gehaltenen Mustafa (wie auch den Fürsten Dschuneid) nicht allein in Freiheit, sondern erkannte ihn auch (gegen das Versprechen der Abtretung von Kallipolis und

aller Küstenstriche nordwärts bis zur Walachei, wie auf der Westseite zwischen Thessalonike und dem Athos) als rechtmäßigen Sultan in Europa an, der in aller Weise unterstützt werden sollte. Einige Zeit hindurch schien die hochgefährliche Politik des griechischen Hofes wirklich von Erfolg gekrönt werden zu sollen. Mustafa fand in den makedonischen Landen bei den Massen so bedeutenden Anhang, daß er es wagen konnte, dem von Brussa her gegen ihn anrückenden Bajesid-Pascha in der Nähe von Adrianopel sich zur Schlacht zu stellen. Der Abfall eines Theiles der türkischen Truppen von dem „Albanesen“ entschied die Schlacht zu Mustafas Gunsten, und nach der durch Dschuneid veranlaßten Hinrichtung des alten Wessirs ergaben sich Adrianopel und Kallipolis dem Prätendenten.

Damit aber begann auch die Lage der Byzantiner wider ihr Verhoffen sich höchst unbequem zu gestalten. Im Gefühl seiner Macht schlug Mustafa ihnen die Zurückgabe von Kallipolis ab, und des Kaisers Manuel Versuche, nun sofort mit Murad sich zu verständigen, scheiterten an der Unvereinbarkeit der gegenseitigen Forderungen. Unter diesen Umständen mußten die Rhomäer in höchst gedrückter Stimmung dem weiteren Verlaufe des türkischen, durch sie so unbesonnen entflammten Thronkrieges zusehen, der allerdings bald genug für Mustafa eine sehr schlimme Wendung nahm. Auf das Drängen Dschuneids, der mit Schrecken sah, daß Murad durch den Genuesen Giovanni Adorno, den damaligen Pächter der Maona in Phokäa, die zur Ueberfahrt nach Europa nöthigen Schiffe erhielt, hatte sich Mustafa aus dem Taumel der Wollust, dem er sich nach seinen Siegen in Adrianopel ergeben, aufgerafft, den Hellespont überschritten und sein Heer gegen die starke Stellung von Ulubad geführt, welche Murad mit schwacher Macht zu halten suchte. Während er nun aber auf der Ebene von Mikalitsch träge liegen blieb, fand Murad die Mittel durch einen alten Heerführer, Michalogli, einen Theil der Truppen seines Gegners zum Abfall zu bereden. Der Verlust eines größeren Gefechts bestimmte nun auch den treulosen Dschuneid, um den Preis der Statthalterschaft von Aidin die Sache Mustafas zu verlassen. Da ergriff der völlig haltlose Prätendent die Flucht und eilte, sich nach Europa zu retten, während sein glücklicher Gegner ohne weiteren Kampf die Ergebung des Heeres bei Ulubad annehmen konnte. Als nun aber der Sieger mit Hilfe der Genuesen den Hellespont von Lampsakos aus überschritten hatte, vermochte Mustafa gegenüber den Angriffen der Osmanen und der wohlbewaffneten fränkischen Truppen Adornos nicht einmal Kallipolis zu halten. Und nun konnte Murad ohne weitere Schwierigkeit als Herr des gesammten Reiches in Adrianopel einrücken; in die herrliche Stadt, die durch seines Vaters prachtvolle geistliche und weltliche Bauten neuerdings so sehr gewonnen hatte. Mustafa wurde auf der Flucht nach der Donau zu Kisilaghadsch-Jenidsche an der Tundscha gefangen genommen und auf Murads Befehl in Adrianopel öffentlich aufgeknüpft; zu Anfang d. J. 1422.

Nun gedachte Murad, die Freunde zu belohnen, die Gegner zu be-

strafen. Giovanni Adorno erhielt als Lohn für seine höchst werthvollen Dienste den Erlaß eines Tributrückstandes von 27,000 Goldstücken; dazu aber setzte ihn der Sultan auf Lebenszeit in den Genuß der Zolleinkünfte in Photäa, und schenkte ihm das Schloß Peritheorion (S. 477) an der rumelischen Küste westlich von Maroneia (der Insel Thasos gegenüber), wodurch den Genuesen eine neue, für ihren Handel sehr günstige Küstenstation zufiel. Dagegen sollte die volle Wucht des Zornes des jugendlichen Siegers jetzt die Rhomäer treffen. Die Versuche des Hofes am Bosporus, durch diplomatische Kunst den gefährlichen Stoß abzuwehren, mißlangen. Murad war wirklich entschlossen, das Werk seines Großvaters Bajesid zu vollenden. Als die türkischen Vorposten die Stadt zu blokiren und auf der Landseite mit ihren Angriffslinien zu umziehen anfingen, machte sich die ingrimmige Wuth und zornige Angst des Pöbels der großen Stadt in fürchterlicher Mißhandlung des als Verräther und Türkenfreund verabscheuten Korax (S. 542), der jetzt umsonst den Frieden herzustellen versucht hatte, Luft: aber die Folterung und die selbst für Byzanz unerhört grausame Art seiner Behandlung durch die empörte kretische Garde des Kaisers, der Tod des schlechten und unheilvollen Mannes und die Zerstörung seines Hauses durch das Volk hielten doch den Angriff der Osmanen nicht auf, die nun mit altgewohnter Wildheit die Campagna der Stadt auf das schändlichste verwüsteten. Allein die Mittel des Sultans reichten nicht aus, um die alte Weltstadt zu überwältigen, wie er auf Grund der Prophezeiungen des Schwagers seines Großvaters, des als Gelehrter und Weissager hochgefeierten, wild fanatischen Scheichs Mehemet-Seid-Buchari, der seine Abkunft auf den Propheten zurückführte, gehofft hatte. Die 40- bis 50,000 Krieger, die seit Anfang Juni 1422 vor Constantinopel sich sammelten (und zu denen der Fanatismus und die Hoffnung auf die Beute und die üblichen Schandthaten bei einer Erstürmung allmählich noch viele Tausende moslemitischen Gesindels sich gesellen ließ), konnten allerdings gegen die Riesenmauern auf der Westseite einen starken Wall aufführen. Aber die Versuche durch Minen oder durch sehr unbehilfliche Belagerungswerkzeuge (zum ersten Male auch durch sehr primitive Kanonen) den Rhomäern zu schaden, hatten nur sehr geringen Erfolg. Und als endlich im Vertrauen auf Bucharis Phrasen am Mittag des durch diesen bestimmten 24. August der junge Sultan unter dem wilden Geschrei der fünfhundert Derwische, welche dem Scheich folgten, einen großen Sturmangriff versuchte, wurden die Türken, die ihren Stoß hauptsächlich auf die Gegend am Thore des St. Romanos (j. Top-Kapu) richteten, in dessen Nähe die Mauern in das in die Stadt eintretende Thal des Baches Lykos sich senken, durch die verzweifelte Gegenwehr der Truppen und des Volkes von Constantinopel glänzend abgeschlagen und verloren durch Ausfall der Besatzung ihr gesammtes Sturmzeug.

Inzwischen wirkte eine neue Intrigue der Griechen weiter zur Rettung der Stadt. Kaiser Manuel war nämlich während der langen Belagerung mit einem Bruder des Sultans in Verbindung getreten, mit dem 13jährigen

Mustafa, welcher damals unter der Leitung des Emirs von Kermian in Hamid erzogen wurde, und in der Zeit dieser Kämpfe durch seine Umgebung sich hatte bestimmen lassen, mit Hilfe des Emirs von Kermian den Thronkrieg gegen Murad zu versuchen. Die Ankunft dieses Prinzen mit starker Macht in der Gegend von Brussa veranlaßte den Sultan, am 6. September 1422 die Belagerung von Constantinopel aufzuheben. Der unglückliche Mustafa freilich wurde noch vor Ablauf d. J. 1422 in Nikäa durch seinen Wessir Elias an Murad verrathen und auf dessen Befehl ohne Weiteres erdrosselt. Zu neuen Angriffen jedoch auf Constantinopel kam es damals nicht wieder. Dagegen schickte Murad ein starkes europäisches Heer westwärts, um womöglich Thessalonike den Griechen zu entreißen; namentlich die türkischen Emirs im südwestlichen Makedonien und in Thessalien wurden hier unter Führung des kraftvollen Turachan von Wodena beschäftigt. Als sich aber zeigte, daß die Venetianer bereit waren (wie bereits die Bürger ihrer Faktoreien am Bosporus es gethan) hier wo Demetrios Laskaris Leontarios die Sache der Byzantiner tapfer vertrat, helfend einzugreifen, wandte sich Turachan (1423) rasch südwärts. Es galt, im Peloponnes den Griechen, Franken und Venetianern einen schweren Schlag beizubringen. Im Mai 1423 überschritt er mit 25,000 Mann den Isthmus, durchbrach mit einem gewaltigen Rucke die Schanzenkette des „Hexamilion" (S. 538), die großentheils zerstört wurde, und verheerte dann vier Wochen lang die griechischen wie die venetianischen Besitzungen des inneren Landes. Als er mit einer Beute von 6000 Sklaven sich auf den Rückweg machte, trat ihm ein albanesisches Heer bei Tavia (im Nordwesten des heutigen Tripolitza) entgegen, wurde aber (5. Juni) vollständig zersprengt. 800 Gefangene ließ der blutige Feldherr enthaupten und aus ihren Köpfen nach Timurs ekelhaftem Vorbilde als Siegeszeichen kleine Pyramiden aufbauen.

Murad sah sich indessen daneben in Asien anderweitig beschäftigt und ging endlich auf die Friedensunterhandlungen ein, welche nach des Kaisers Manuel durch einen starken Schlaganfall herbeigeführtem thatsächlichen Rücktritt von den Geschäften (und Annahme des Mönchskleides als Bruder Matthäos) der junge Kaiser Johannes VIII. i. J. 1423 versuchte. Endlich wurde der Abschluß eines Friedens erzielt, durch welchen das „Reich der Rhomäer" dem Sultan wieder tributär, zur jährlichen Zahlung von 30,000 Ducaten für Morea verpflichtet, außerdem aber seiner meisten noch übrigen makedonischen und pontischen Besitzungen beraubt wurde. Die Schanzen am Isthmus sollten nicht wiederhergestellt werden. Die Unterzeichnung dieses jämmerlichen Vertrags (22. Februar 1424) war Manuels letzte Regierungshandlung; er ist nachher am 21. Juli 1425 als Mönch 77 Jahre alt gestorben, und im Pantokratorkloster begraben worden. Die Kaiserin-Wittwe Helena (S. 517) dagegen ist erst am 23. März 1450 als Nonne „Hypomone" gestorben.

Das byzantinische Wrack fiel seit dieser Zeit so gut wie ganz mit

Constantinopel und seiner Campagna zusammen. Das alte Reich war jetzt auf die Halbinsel vom Bosporus bis nach Selymbria und Derkon, auf Mesembria und Anchialos am schwarzen Meere, auf das Gebiet des Athos und der Stadt Thessalonike, auf einen Theil von Phthiotis mit Zeitun, auf mehrere Inseln des ägäischen Meeres und auf das „Despotat" Misithra (nun die Hauptprovinz der Paläologen) beschränkt, — Ruinen, von denen Thessalonike eben damals im Begriff stand, dem Kaiserhause für immer verloren zu gehen. Die Kaisergewalt also über diese Reste der alten Größe übte Johannes VIII. aus. Von den übrigen Söhnen des alten Manuel verschwindet Andronikos demnächst aus der Geschichte. Theodor (II.), bei dem sich seit 1418 auch der jüngste Bruder, Prinz Thomas, befand, verwaltete Misithra, während der bedeutendste von allen, Prinz Konstantin (geb. 7. Februar 1405) Anchialos und Mesembria erhalten hatte, Demetrios aber zunächst noch nicht ausgestattet war.

Es hing in der That damals lediglich von dem Willen der Osmanen ab, wie lange sie noch die Schattenherrschaft der Paläologen dulden wollten. Das Abendland aber hatte allen Grund zu bedauern, daß man über der Kirchenspaltung jener Zeit und über zahllosen Sonderfehden die Türken wieder zu voller Kraft hatte kommen lassen. Wie gewaltig aber diese war, das sollte sich schnell genug zeigen, nachdem der starke Murad II. überall die innere Ruhe hergestellt, nachdem die rücksichtslose Beseitigung aufständischer Brüder und Statthalter das Reich der vor vielen anderen Völkern des Orients vorzugsweise mit imponirender Herrscherkraft begabten Osmanen endlich für lange Jahre von der Gefahr befreit hatte, in ähnlicher Weise innerlich zerrissen und zersetzt zu werden, wie einst das der alten arabischen Khalifen.

Murads II. Persönlichkeit ist nicht nur von den Schriftstellern seines eigenen Volkes, sondern auch von den Byzantinern hoch gepriesen worden. Ein Theil dieses Lobes kann indessen von uns nur in sehr beschränktem Maße und sehr bedingt anerkannt werden. Man muß sich stets daran erinnern, daß die Kriege jener Zeit auch von den christlichen Völkern oft mit abscheulicher Grausamkeit geführt wurden; man muß die entsetzlichen Greuel bedenken, die Murads Nachfolger in die türkische Kriegspraxis eingeführt hat; man muß endlich an die sittliche Stumpfheit denken, mit welcher in den Ländern, wo die Polygamie besteht, die durch dynastische Kriege schwer heimgesuchten Völker den Brudermord anzusehen pflegen, um den Ruhm der Milde und Mäßigung, der Murad zugetheilt wird, zu verstehen. Sicher ist, daß dieser Sultan kein grausamer Wütherich war; sicher auch daß er ebensowenig wie sein Vater die wilde Eroberungsgier seines Großvaters Bajesid getheilt hat. Nun aber waren die Verhältnisse dieser neu aufstrebenden Macht auf drei Seiten, auf der Donaugrenze, auf der dalmatinisch-albanesischen Seite und gegenüber der fränkisch-griechischen Welt in der Art mit denen seiner Nachbarn verschlungen, daß es sehr leicht sich zeigte, jeden Augenblick in „gerechte" Kämpfe verwickelt zu werden, bei denen dann Murad, obwohl er in der That kein Mann war, der nur im Kriege sich wohl gefühlt hätte, durch seine Raschheit und seine

gewaltige Thatkraft als ein sehr gefährlicher Gegner auftrat. Den Abendländern ist er namentlich durch zwei Eigenschaften überlegen gewesen. Einmal nämlich war er ein Politiker in großem Styl und hatte in einer Weise, der damals nur Venedig sich gewachsen zeigte, eine klare Auffassung von der gesammten Zeitlage. Andrerseits aber zeigte sich dieser Herrscher, dessen Rechtsliebe sein Volk pries, auch im Verkehr von Staat zu Staat, auch in seinen Beziehungen zu den christlichen Mächten der Zeit als redlich und zuverlässig. Die Treue und Zuverlässigkeit, mit der er nicht nur seinen Stammes- und Glaubensgenossen, sondern auch den Christen die beschwornen Verträge hielt, stach sehr zu seinem Vortheile von dem Verfahren ab, welches verschiedene seiner Gegner sich wider ihn zu Schulden kommen ließen.

Die innere Geschichte seines Reiches tritt während seiner Regierung wenig in den Vordergrund. Wir bemerken nur, daß unter seiner kraftvollen Leitung die innere Ordnung überall sicher gestellt wurde, daß das Reich sich in entschiedenem Aufsteigen zeigte, und daß auch Murad, wie alle tüchtigen Sultane seines Stammes, nicht nur einen ausgesprochenen Sinn für öffentliche Wohlthätigkeit, sondern auch für die rege Pflege der Baukunst entfaltete. Neuer Schmuck der Hauptstädte Brussa und Adrianopel durch prachtvolle Bauten, namentlich Moscheen, die Anlage zahlreicher Schulen, Klöster, Hospitäler, Karawanserais, Speisehäuser für Arme, und die Pflege des Straßenwesens wird ihm ganz besonders nachgerühmt. Den Frieden im Innern aber sicherte er vollständig durch die endliche Niederwerfung jenes unruhigen Dschuneid, der nach seiner erneuten Festsetzung in Aidin viel zu selbstherrlich auftrat, als daß Murad ihn ohne schwere Bedenken hier zu neuer Kraft hätte emporwachsen lassen mögen. Schon i. J. 1425 kam es zum Kampf. Ein Sieg, welchen des todten Bajesid-Pascha Schwager Chalil-Jachschibeg bei Akhissar (Thyatira) über Dschuneids Truppen davontrug, warf denselben auf die feste Stellung von Hypsela zurück, am Strande gegenüber der Insel Samos. Hier hielt sich der kühne Abenteurer noch längere Zeit mit Glück gegen die 50,000 Mann, welche der anatolische Beglerbeg Hamsa wider ihn aufbot. Erst als der Genuese Percivalle Pallavicini, der neue Pächter der Alaunwerke von Phokäa, die Türken von der See aus durch drei Galeeren unterstützte, ergab sich Dschuneid auf Sicherheit seines Lebens an Chalil, wurde aber hernach doch durch Hamsa, der sich an Chalils Zusage nicht gebunden hielt, sammt seiner Familie ermordet. Wie Aidin und Smyrna, so wurden gleich nachher auch die Landschaften Mentesche und (1427) Kermian dem Reiche der Osmanen für immer einverleibt. Nur eine vorläufige Entscheidung dagegen und den gesicherten Wiedergewinn der Landschaft Hamid brachte i. J. 1426 der erste der Kriege, welche Murad gegen die Emirs von Karamanien zu führen hatte. Damals fand der Emir Mohammedbeg im Kampfe den Tod, und sein Sohn Ibrahim hielt zunächst mit Murad gute Freundschaft, die freilich ein Ende nahm, als die Verhältnisse in Europa für die Osmanen sich momentan schwierig gestalteten.

Das Schwergewicht allerdings der vielen Kämpfe, welche dieser Sultan zu bestehen hatte, fiel auf die rumelische Seite seines Reiches. Hier boten einerseits die Verhältnisse zu den stets unruhigen Walachen unter des 1419 verstorbenen Myrtscha Nachfolger Wlad Drakul oft den Anlaß zu kleinen Grenzfehden der Paschas. Anderseits galt es, Serbien fest an der Seite der osmanischen Politik zu halten, was bei der Erbitterung der christlichen, durch die Neigung der gewaltthätigen türkischen Paschas zu Uebergriffen wiederholt schwer gereizten Südslawen nicht ganz leicht war. Georg Brankowitsch (Sohn des alten vor 1412 verstorbenen Wuk Stefan und der Maria, Lazars Tochter) des i. J. 1427 gestorbenen Königs Stefan Nachfolger, ein schon bejahrter, schlauer und tapferer Fürst, stand bereits im Kampfe, weil das Jahr zuvor der rumelische Beglerbeg Sinanbeg Serbien bei einem walachischen Zuge heimgesucht und Krussovaz (Kruschevaz) annektirt hatte. Schwer bedrängt mußte Georg den Frieden durch Bestechung der türkischen Wessire theuer erkaufen. Die Osmanen behielten die von ihnen besetzten Plätze, darunter Galamboz (Gögerdschinlik) an der Donau, zwischen Semendria und Orsova. Georgs Tochter ging in Murads Harem über, und der „Kral" oder König selbst mußte sich zu dem jährlichen Tribut von 50,000 Ducaten bequemen. Auch Bosnien, wo seit 1426 nach dem Ableben aller seiner Gegner der alte Schura Twartko II. noch für 16 Jahre die Regierung wieder führte, konnte durch den wohlmeinenden, toleranten und volksbeliebten Herrscher nur schwer gegen die hier wie überall in Europa durch ihren Menschenraub ganz besonders unerträglichen Raubfahrten der Osmanen geschützt werden.

Krieg in großem Style dagegen wurde in jener Zeit zwischen Murad und der Republik Venedig geführt, die (wie sie schon 1422 an die Gewinnung von Morea gedacht hatte) durch die Vermittlung des Pietro Zeno dem todtkranken Prinzen Andronikos noch i. J. 1423 für 50,000 Ducaten die Stadt Thessalonike abgekauft hatte. Dieser glänzende Schachzug, zu dem noch die Eroberung von Platanea und Kasandreia trat, erbitterte aber den Sultan auf das äußerste, und brachte die Venetianer auf vielen Stellen in eine sehr schwierige Lage. Wäre es ihnen möglich gewesen, ihre kolossale Kraft lediglich gegen die Osmanen zu richten, so hätten sie denselben wohl mit Erfolg die Spitze bieten mögen. Nun aber bestanden, wie seit Alters mit Genua, so jetzt auch mit Ungarn gespannte Verhältnisse. Noch übler aber war es, daß seit dem 15. April 1423[1]) der geniale Doge Francesco

1) Venedigs Machtmittel waren i. J. 1423 nach einer statistischen Angabe aus dieser Zeit etwa so bestellt. Bei 190,000 Einwohnern der Lagunenstadt verfügte die Republik über ein Landgebiet von 2000 □Meilen Areal, und hatte (bei sechs Millionen Ducaten Staatsschulden) eine jährliche Einnahme von einer Million Ducaten. Der Gesammtumlauf des Handels wurde auf zehn Millionen berechnet, die vier Millionen abwarfen. Die Zahl der Handelsschiffe belief sich auf 3000, die Kriegsflotte zählte 45 eigentliche Kriegs-, und 300 andere Galeeren; alle Schiffe zusammen mit 19,000 Matrosen und 16,000 Schiffszimmerleuten.



Venetianische Galeere. Facsimile aus Breydenbachs Reisewerk von 1486.

Foscari seine verhängnißvolle Herrschaft angetreten hatte, die der Republik zu ihrem Unheil die Richtung auf das italienische Festland gab, und durch das Bestreben, das Haus Visconti in Milano aus seiner italienischen Machtstellung zu verdrängen, Venedig in langwierige Kämpfe trieb, die die Kraftentwicklung in der Levante bedenklich lähmten. Ohnehin war es schon an sich sehr schwer, zumal im Peloponnesos, in Albanien und auf der serbischen Westgrenze zahlreiche locale Interessenkonflikte die Verbindung mit den christlichen Elementen störten und hinderten, auf allen Punkten der langen Linie von (dem 1409 wiedergewonnenen) Zara bis zum ägäischen Meere der vom Centrum aus vordringenden Macht der Osmanen mit Erfolg Stand zu halten. Nur zur See wurde die Ueberlegenheit der Venetianer noch lange behauptet. Nun gelang es freilich, im April 1426 mit Murad einen Waffenstillstand abzuschließen, auf Grund dessen die Republik die Stadt Thessalonike behielt, dafür aber den jährlichen Tribut von 10,000 Ducaten und eine ähnliche Summe für die albanesischen Besitzungen zu zahlen hatte. Bald aber zeigte es sich, daß der Sultan nur die Zeit zu großartigen Rüstungen zu gewinnen suchte. Die diplomatischen Bemühungen der Venetianer den Sturm abzulenken, erwiesen sich als vergeblich, und so brach 1428 der neue Krieg aus, der diesmal zu Ungunsten der Republik ausschlug. Die üblichen Raubzüge der Osmanen gegen Euböa, die Vorstöße gegen Thessalonich, wo die Venetianer seit dem Sommer 1427 eine starke Flotte aufgestellt hatten, leiteten den Kampf ein. Die Versuche der Republik, bald durch ihre Gesandten den Sultan zu beschwichtigen, bald ihm Gegner in Asien zu erwecken, scheiterten. Hatten der Duca Paolo Loredano und der „Capitän" Andrea Donato 1429 alle Mühe, die hart blokirte Stadt Thessalonike zu halten, so scheiterte dagegen zu Anfang August ein Flottenangriff des Andrea Mocenigo auf Kallipolis. Weit schlimmer aber wirkte es, daß die Griechen in Thessalonike, namentlich die höheren Stände, an das schlaffe byzantinische Regiment gewöhnt, sich der straffen Herrschaft der Republik sehr feindselig zeigten. Wurde auch offener Widerstand durch die rücksichtslose Strenge der Venetianer verhindert, so nahm doch theils stumpfe Gleichgültigkeit theils umfassende Auswanderung überhand, und für den Kampf mit den Türken waren die venetianischen Befehlshaber beinahe nur auf ihre nicht sehr zahlreichen Truppen und ihre neuen Schanzen angewiesen. Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die gewaltige Uebermacht, mit welcher Murad persönlich vor der Stadt erschien, am 29. März 1430 von der Ostseite her den wichtigen Platz mit Sturm zu nehmen vermochte. Nur ein Theil der Venetianer entkam nach den Schiffen. Die herrliche Stadt des h. Demetrios aber, dieses vielhundertjährige Bollwerk des Griechenthums, hörte seit diesem schrecklichen Tage bis zur Gegenwart auf, eine griechische Stadt zu sein. Den ersten Greueln nämlich der Erstürmung folgte die allgemeine Plünderung und namentlich die allgemeine Versklavung der alten Einwohner. Murad selbst fand es nöthig, um die wichtige Stellung an dem Golfe nicht ganz veröden zu lassen, einen Theil

St. Georg in Thessalonike: Ansicht der östlichen Seite.



der Gefangenen seinen Soldaten abzukaufen; aber lange überstieg die Zahl solcher Griechen und der aus der Fremde zurückkehrenden die Höhe von tausend nicht viel, und nicht erheblich stärker war die Menge der zuerst nach der nunmehr Selanik genannten Stadt übergesiedelten, etwas später erst aus dem benachbarten Jenidsche (Janitza) am untern Vardar verstärkten Osmanen. Ihr moslemitisches, erst mehrere Jahrzehnte später durch eine starke jüdische Einwanderung durchsetztes Gepräge erhielt die neue Erwerbung des Sultans namentlich seit 1432, wo Murad, — der übrigens bemüht war, die merkantile Bedeutung von Selanik nicht sinken zu lassen, — bei endgiltiger Ordnung aller Verhältnisse den Christen nur vier ihrer alten Kirchen ließ, namentlich die des h. Demetrios (die sie aber 1480 — als Moschee Kassimiye — unter Bajesid II. verloren). Die vielen übrigen Kirchen und Klöster wurden theils abgebrochen, theils zu anderen Zwecken umgebaut; die wichtigsten wurden auch hier zu Moscheen umgewandelt, einige sofort, wie die jetzt Eski-Dschami genannte, andere erst bei wieder anwachsender Bevölkerung unter den auf Mohammed II. folgenden Sultanen, wie namentlich die Aja-Sofia, (S. 89), die St. Georgios-Rotunde, jetzt die Moschee Ortadji-Efendi, und die Apostelkirche. Aus der alten Citadelle, dem Heptapyrgion wurde das türkische Schloß Jedi-Kuleler-Kalessi.

Während ahnungsvolle Gemüther in Constantinopel aus dem über Thessalonike hereingebrochenen Unheil bereits das eigene Schicksal erkannten, eilten die Venetianer, welche der kurze Besitz dieser Stellung 700,000 Ducaten gekostet hatte, mit Murad Frieden zu schließen. Wohl hatte i. J. 1429 ihr Rettore Orsato Giustiniani das starke Lepanto in Aetolien (welches die Republik im Sommer 1407 dem mit dem Hause Tocco hadernden albanesischen Häuptling Paul Spatas abgekauft) tapfer genug gegen ein türkisches Heer vertheidigt. Aber die zur Zeit in Oberitalien schwebenden Kämpfe machten die Lage der Republik so schwierig, daß man froh war, am 4. September 1430 mit Murad II. zu dem Vertrage zu gelangen, durch welchen Thessalonich nunmehr in aller Form an die Türkei abgetreten, für Venedig in diesem Platze nur ein Handelskonsulat vorbehalten, und für die übrigen venetianischen Besitzungen in Griechenland ein Tribut stipulirt wurde; dagegen erlangte Venedig, daß ihm von Seiten des Sultans diese griechischen Besitzungen garantirt und das Herzogthum Naxos in den Frieden mit eingeschlossen wurde. Inzwischen hatte der Fall von Thessalonich noch einen andern Verlust griechischen, bisher von Italienern beherrschten Gebietes an die Türken nach sich gezogen. Wir sahen früher, wie (S. 502) die Osmanen schon unter Murad I. ihren Einfluß bis nach der südwestlichsten Ecke des Festlandes der Balkanhalbinsel ausgedehnt hatten, die durch unablässige Fehden zwischen albanesischen Häuptlingen und fränkischen Herren in Unruhe erhalten wurde. Nun war es aber dem klugen und kraftvollen Schwiegersohne des Herzogs Nerio I. von Athen, Carlo I. Tocco, Herzog von Leukadien (S. 514), dem Esau de' Buondelmonti (S. 502) bei seinem Tode i. J. 1403

seine Rechte auf Epirus vererbte, seit 1405 gelungen, in Aetolien und Akarnanien wirklich festen Fuß zu fassen, endlich aber i. J. 1418 mit Hilfe der erbitterten griechischen Einwohner die Albanesenherrschaft in Süd-Epirus gründlich zu erschüttern, Arta und Joannina zu erobern, und aus allen diesen Ländern die Albanesen in großem Umfange auszutreiben, welche letzteren nun in Massen nach Mittelgriechenland und nach dem Despotat Misithra auswanderten. Als aber dieser energische Fürst am 4. Juli 1429 starb, fiel seine Herrschaft auseinander. Seine illegitimen Söhne, an ihrer Spitze Prinz Memnone, die der Vater mit Akarnanien abgefunden hatte, wollten seinem Neffen Carlo II. (1429—1448), der außer den im Besitze des Hauses Tocco befindlichen ionischen Inseln (Korfu und Leukadien ausgenommen) Arta und Joannina erben sollte, die Nachfolge streitig machen und waren unsinnig genug, Murads Hilfe anzurufen. Sobald daher Thessalonike gefallen war, erhielt der Türke Sinanbeg den Befehl, mit einem Heere und mit Hilfe der vor Lepanto nicht mehr nöthigen Truppen den Memnone zu unterstützen. Das Ergebniß war, daß Carlo II. den Kürzeren zog, und auf dem Festlande nur Arta und einen Rest Aetoliens als Tributär des Sultans behaupten konnte. Die Hauptmasse von Epirus mit Joannina (9. Oktober 1430) fiel unmittelbar an das osmanische Reich.

Gegenüber diesen starken Schlägen und diesem unleugbaren Rückgange der fränkischen Machtstellung in der Levante vor dem Aufmarsch der Osmanen war zwar historisch und politisch sehr interessant, aber für die immer näher rückende Entscheidung der Schicksalsfrage, ob die Zukunft der Balkanhalbinsel durch das Kreuz oder den Turban bestimmt werden sollte, von nur geringem Gewicht der an sich ganz erhebliche Sieg, den die griechische Zähigkeit und ein letzter Hauch altbyzantinischen Staatsgefühls eben damals im Peloponnes über die Franken davontrug. Theodor II. von Misithra, der sich stets mit dem Gedanken trug, seine Herrschaft aufzugeben und (lebensmüde und melancholisch wie er war) Mönch zu werden, hatte 1427/8 seinem Bruder Thomas die Kastellanei Kalavryta abgetreten, ähnliches auch dem Konstantin zugesagt, dem begabtesten, frischesten und kühnsten dieser paläologischen Prinzen. Dieser letztere, bei jugendlicher Unbesonnenheit doch der hochsinnigste Mann seines Geschlechts, und durch die Vermählung mit Carlo's I. Tocco Schwester Maddalena in den Besitz von Glarentza und Chlemutzi in Elis gelangt (1. Mai 1428), und nachher durch Theodor wirklich sehr ansehnlich dotirt, führte seit dem Sommer 1428 zu sehr geringer Freude der Venetianer einen Krieg zur Eroberung des längst von dem Fürstenthum Achaja getrennten Fürstbisthums Paträ, welches sich damals in der Hand des Italieners Pandulf Malatesta befand. Während er gleichzeitig die Herstellung der Schanzen an dem Hexamilion in Angriff nehmen ließ; während ferner sein berühmter Freund, der Protovestiarius Georg Phrantzes (aus Monembasia) durch große diplomatische Gewandtheit am türkischen Hofe Murads Mißtrauen beschwichtigte und den Sultan abhielt, die auf Gewinnung tür-

kischer Hilfe gerichtete Bitte Malatestas zu erfüllen, ist es dem kühnen Paläologen wirklich gelungen, mitten während des großen Kampfes um Thessalonich am 5. Juni 1429 die Uebergabe der Stadt Paträ, und im Mai 1430 auch die ihrer Citadelle zu erzielen. Die Schwierigkeiten aber, mit welchen Venedig damals überall zu kämpfen hatte und die Abneigung der Republik gegen den genuesischen Fürsten Centurione von Morea machten es möglich, daß man in den Lagunen ruhig zusah, wie die Paläologen nun auch diesen letzten fränkischen Machthaber im Peloponnes stürzten. Dieser nämlich war während des Kampfes um Paträ durch den Prinzen Thomas angegriffen und in dem Schloß Chalandritza (in dem westlichen Ober-Achaja am rechten Peiros-Ufer) dermaßen bedrängt worden, daß ihm im September 1429 nichts weiter übrig blieb, als seine Tochter Katharina mit Thomas zu verloben und ihr sein Fürstenthum als Mitgift zu überlassen. Als die Hochzeit im Januar 1430 gefeiert worden war, behielt der alte Sünder nichts als seinen Titel und die Einkünfte der messenischen Baronie Arkadhia; schon 1432 ist er dann gestorben. Die beiden siegreichen Paläologen aber theilten ihr Gebiet jetzt in der Art, daß Thomas seinem Bruder Konstantin Kalavryta überließ und seinerseits seine Residenz nach Glarentza verlegte. Mit Ausnahme der venetianischen Besitzungen hatten die Rhomäer also im Peloponnes die Folgen des Jahres 1204 zu ihren Gunsten wieder vernichtet; aber freilich war es der letzte nennenswerthe Erfolg ihrer Waffen und ihrer Politik, den die Geschichte noch zu verzeichnen hatte.

Vorläufig wurde doch über das Schicksal der Balkanhalbinsel und des Restes der Rhomäer in den erbitterten Kämpfen auf der Nordseite des osmanischen Reiches entschieden: in Kämpfen, die ebensowohl der Abwehr der Türken von den Ländern der Magyaren, wie andererseits in großem Style den Versuchen galten, Constantinopel zu entsetzen. Der stets sehr unsichere Friedenszustand zwischen den verwandten Völkern der Osmanen und Magyaren schlug 1432 in offene Feindseligkeiten um, weil Murad (gleichviel mit welchem Rechte) überzeugt war, daß der ungarische Hof den Emir von Karamanien wider ihn aufwiegele. Daher richtete er jetzt mit Vorliebe seine Waffen gegen das blühende Siebenbürgen. Und als nun 1432 ein großer Recognoscirungszug des Alibeg (Ewrenos' Sohn) im Süden dieses Landes zu einer furchtbaren Niederlage der Türken geführt hatte, der auf der Stelle der Ausbruch eines neuen, durch Murad dann persönlich rasch zu Ende geführten karamanischen Krieges folgte, hörten die Kämpfe auf der nördlichen und nordwestlichen Reichsgrenze um so weniger auf, je unsicherer noch immer die Treue der zwischen Ungarn und der Türkei eingeklemmten christlichen Vasallen des Sultans war. Georg Brankowitsch von Serbien, der natürlich seine gedrückte Lage sehr hart empfand, hatte mit Hilfe der Magyaren, denen er 1427 gegen einige Städte in Ungarn das wichtige Belgrad (zuletzt die Residenz und Hauptfestung Stefans Lazarewitsch) mit seinem noch altrömischen Donauhafen überlassen, einen Versuch zur Wiedereroberung von Galambotz

unternommen. Im J. 1434 durch den rumelischen Beglerbeg Sinanbeg schwer geschlagen, erkaufte er nur durch neue Abtretungen und durch Ueberlassung auch seiner zweiten Tochter an den Harem des Sultans den Frieden; doch blieb ihm erlaubt, das 1430 neu angelegte Semendria oder Smederevo zu einem starken Bollwerk auszubauen. Nichtsdestoweniger blickte Murad sowohl auf ihn wie auf Drakul von der Walachei stets nur mit höchstem Mißtrauen, welches sich, durch die Einflüsterungen des fanatischen Christenfeindes Ischakbeg, der an der serbischen Grenze den Befehl führte, genährt, in einer Reihe sehr gehässiger Schritte namentlich gegenüber dem serbischen Kral bemerkbar machte.

Als nun nach Sigismunds von Ungarn Tode (9. Dezember 1437) gegenüber seinem Schwiegersohn und Nachfolger in Ungarn, Böhmen und Deutschland, Albrecht von Oesterreich, der Druck der Osmanen auf die transdanubischen Länder immer stärker wurde, blieb für Georg Brankowitsch nur die Flucht nach Ungarn übrig. Smederevo wurde auf des Ischakbeg Drängen im Sommer 1438 von den Osmanen nach einer dreimonatlichen Belagerung zur Uebergabe genöthigt, Serbien nach der Zertrümmerung eines zur Entschüttung zu spät eintreffenden magyarischen Heeres durch Ischakbeg, fast vollständig annektirt und die Bosniaken genöthigt, statt 20,000 nunmehr 25,000 Ducaten jährlich als Tribut zu zahlen. Da nahmen endlich die politischen Verhältnisse auf der Nordgrenze des osmanischen Reiches seit Albrechts Tode (27. Oktober 1439) eine neue Wendung. Die große Gefahr ihres Landes vor den Türken bestimmte eine starke Partei unter den ungarischen Großen, dem jungen Polenkönig Wladislaw III. die Krone ihres Landes anzubieten. Die an diese Wahl sich knüpfenden Hoffnungen in Ungarn, Serbien und Bosnien wurden freilich dadurch sehr stark getrübt, daß Albrechts Wittwe Elisabeth sich nicht scheute, ihren vier Monate nach ihres Gatten Tode geborenen Sohn Ladislaus Posthumus krönen zu lassen und mit Hilfe deutscher und böhmischer Truppen in dieser Zeit einen Bürgerkrieg zu eröffnen. Daß unter solchen Verhältnissen die türkische Fluth zum Stauen gebracht wurde, war das Verdienst eines großen Mannes, desselben der als der einflußreichste Parteigänger des jungen Polenkönigs auftrat, nämlich des Barons von Szolnok und Grafen von Temesvar, des heldenmüthigen (Jankul oder Sibinjanin Janko) Johannes Hunyad, der seiner Abkunft nach jetzt als ein siebenbürgischer Rumäne gilt. Während er noch mit aller Kraft die Magyaren zur Einigkeit und zum Festhalten an Wladislaw ermunterte, hatte bereits die Besatzung von Belgrad unter ihrem trefflichen florentinischen (oder ragusanischen) Commandanten Johannes Uranus die Ehre der magyarischen Waffen gerettet. Denn im J. 1440 lagen Murad und Ischakbeg sieben Monate lang vergeblich vor diesem südlichen Bollwerk des ungarischen Reiches und mußten endlich mit Verlust von 17,000 Mann und alles Sturmzeuges sieg- und ruhmlos abziehen.

Und nun, wo die Osmanen diese Scharte mit aller Macht auszuwetzen

suchten, und Jschakbeg schon im Frühling 1441 wieder von Smederevo aus seine scheußlichen Mord-, Brand- und Raubzüge jenseits der Sawe bis zur Drau zu erneuern begann, übernahm Hunyad, jetzt zum Herzog von Siebenbürgen ernannt, mit starker Macht und großen Vollmachten die Leitung des Krieges gegen die Türken, bei denen der ausgezeichnet begabte Feldherr schnell genug einen gefürchteten Namen sich erworben hat. Zuerst gelang es, in der Nähe von Belgrad den wüsten Jschakbeg aufs Haupt zu schlagen. Noch grimmiger wurde der Kampf in Siebenbürgen, wo der grimmige Türke Mesidbeg abscheuliche Verwüstungen anrichtete. Eine Niederlage, die Hunyad in der Nähe von Weißenburg erlitt und bei welcher die Türken den gefangenen Bischof dieser Stadt enthaupteten, rächte Hunyad bald genug, als es sich darum handelte, das schwer bedrängte Sibinburg (Hermannstadt) zu entschütten, durch die siegreiche, überaus mörderische Schlacht bei St. Emerich. Mesid selbst und sein Sohn wurden auf der Flucht eingeholt und in Stücke gehauen. Als nunmehr Sultan Murad den rumelischen Beglerbeg Kulle-Schahin-Pascha im Frühjahr 1442 mit 80,000 Mann rumelischer und anatolischer Krieger wieder über die Donau schickte, da brachte ihm Hunyad mit (angeblich nur) 15,000 Mann an der oberen walachischen Jalomiza bei Vasap einen furchtbaren Schlag bei. Mehr als 5000 Osmanen wurden gefangen, und eine ganze Anzahl ihrer besten Stabsoffiziere hatten den Tod gefunden. Es war dieses der Sieg, welcher der Welt des Westens bewies, daß Hunyad den Führern der so lange gefürchteten Türken vollständig gewachsen war, und nun weithin mit der alten Begeisterung den Wunsch und die Hoffnung erweckte, noch einmal eine Kreuzfahrt gegen die verhaßte Macht des Hauses Osman zu unternehmen.

Vor Allem in Ungarn selbst, wo endlich durch den unerwarteten Tod der Königin Elisabeth (24. Dezember 1442) die innere Einheit hergestellt wurde, gewann der Gedanke Gestalt, nunmehr angriffsweise gegen die Türken vorzugehen. Von Außen her erhielt dieser Drang starken Antrieb durch die römische Curie, die allerdings seit Alters noch immer den Beruf hatte, durch ihre Diplomatie und ihre geistlichen Mittel den gemeinsamen Kampf der christlichen Welt gegen den Islam zu organisiren. Neuerdings hatten in der That noch einmal sehr eifrige Versuche zur Ausgleichung des alten Haders zwischen der anatolischen und der päbstlichen Kirche stattgefunden. Johannes VIII. war ernsthafter als sein Vater, der eventuelle Unionsverhandlungen mehr nur als diplomatische Mittel gegenüber den Türken behandelt hatte, von dem Wunsche erfüllt, zu einer für die Rettung des griechischen Wracks vor der Zertrümmerung durch die Türken wirksamen Allianz mit der Welt des Westens auf dem Wege der kirchlichen Annäherung zu gelangen. Leider aber haben alle diese Dinge für die griechisch-türkische Schicksalstragödie nur den Werth einer interessanten diplomatischen Episode gehabt. Zunächst vollendeten die Anträge des Kaisers, mit welchem das damals tagende demokratische Concil zu Basel selbst zu verhandeln wünschte, den Bruch zwischen Pabst Eugen IV. (einem Vene-

tianer) und dieser Versammlung. Den Unterhandlungen der römischen Gesandten und der Zusage der Venetianer, welche die Ueberfahrt des Kaisers übernehmen wollten, gelang es, die Rhomäer auf die Seite des Pabstes zu ziehen, der im Sommer 1437 das Concil zu Basel für aufgelöst erklärte und ein neues als Unionsconcil nach Ferrara berief. Dasselbe ist in der That, obwohl zunächst noch nicht sehr zahlreich besucht, am 8. Januar 1438 eröffnet und nach einjähriger Arbeit nach Florenz verlegt worden. Kaiser Johannes, der nur mit Mühe dem Zorne Murads über diese Reise entging, trat, als der Pabst ihm zugesagt hatte, die Reisekosten und den Unterhalt seines Gefolges während des Aufenthaltes in Italien tragen zu wollen, zu Ende d. J. 1437 die Fahrt nach dem Abendlande wirklich an. Prinz Konstantin, den der Kaiser im Sommer 1437 nach Constantinopel berufen hatte, um einem ganz unsinnigen Kriege ein Ende zu machen, der 1436 im Peloponnes zwischen den Brüdern Konstantin und Thomas auf der einen, Theodor auf der andern Seite ausgebrochen war, übernahm am 24. November 1437 die Regentschaft und (mit Hilfe kretischer Söldner und unter dem Schutze venetianischer Kriegsschiffe) die Obhut über Constantinopel. Der Kaiser aber segelte mit sechs Galeeren (einer griechischen, drei päbstlichen und zwei venetianischen) zuerst nach dem Peloponnes, dann über Zonclon (Navarin) nach Venedig, wo er am 8. Februar 1438 eintraf, um 27 Tage später in Ferrara zu erscheinen. Der Empfang war überall glänzend; auch das Rhomäerthum trat noch einmal mit seiner alten feierlichen Würde auf. Im Gefolge des Kaisers befanden sich außer seinem Bruder Demetrios und einer Anzahl Mönche vom Athos mehrere der namhaftesten Kleriker seines Reiches und seiner Kirche, namentlich der Patriarch Joseph, der Großekklesiarch und geheime Patriarchalrath Sylvester Syropulos, der Geschichtsschreiber der nun eröffneten Unterhandlungen, dann der zäheste Gegner der Union, der Metropolit Markos Eugenikos von Ephesos; ferner der hochbegabte, seit 1437 als Erzbischof von Nikäa fungirende, der Union geneigte Trapezuntier Bessarion (geb. 1395), wie dessen großer Lehrer, der berühmteste griechische Gelehrte dieser Zeit, der Platoniker Gemistos Plethon, dieser als Mitglied des Reichssenats. Viel erreicht wurde auch diesmal nicht, trotz aller Anstrengungen und aller theologischen Debatten über die Momente, welche beide Kirchen von einander trennten. Es war wesentlich doch die Angst wegen der neuen Machtentfaltung der Türken an der Donau und Sawe und die Hoffnung auf kraftvolle Waffenhilfe von Seiten der Lateiner, was die Rhomäer (mit Ausnahme des Markos von Ephesos) zur Annahme des neuen, den alten Riß nur nothdürftig verschleiernden Henotikons bestimmte. Es war eine glänzende Scene, als am 6. Juli 1439 in der Kathedrale zu Florenz in Gegenwart des Kaisers Johannes und des Pabstes und einer hohen Geistlichkeit der verschiedensten Nationen der Vertrag in lateinischer und in griechischer Sprache durch den Cardinal Julian Cesarini (damals die rechte Hand Eugens) und Erzbischof Bessarion verlesen wurde. Wirklichen Gewinn aber hatten nur die

Florentiner, denen Johannes VIII. für ihre Kaufleute und ihre Waaren, namentlich die damals in der ganzen Levante vielbegehrten ausgezeichneten Produkte ihrer Wollenindustrie, zum Danke für ihre großartige Gastfreundschaft bei seiner Abreise im August 1439 die Rechte und Privilegien verlieh, die früher die (1406 von Florenz unterworfenen) Pisaner im Reiche der Rhomäer genossen hatten; dazu noch in Constantinopel selbst die früher den Pisanern gehörige Peterskirche und ein Gemeindehaus. Seit dieser Zeit entstand eine (nunmehr von der katalanischen getrennte) selbständige florentinische Colonie am Bosporus und eine (schon 1436 eröffnete) direkte und regelmäßige Schifffahrtsverbindung zwischen Florenz und Constantinopel. Auch Pabst Eugen IV. gewann durch die Vollendung der Union im Abendlande sehr bedeutend an Ansehen und ein entschiedenes Uebergewicht über die Herren in Basel. Dagegen brachte die Verbindung mit Rom den Rhomäern keinerlei nachhaltigen Vortheil. Außer großen Versprechungen konnte ihnen Eugen zunächst nur den Sold für 300 Armbrustschützen und zwei Kriegsschiffe auf ein Jahr anweisen. Bald aber wurde die neue Union nur die Quelle kläglicher Differenzen zwischen den Höfen am Goldenen Horn und an der Tiber. Kaiser Johannes nämlich sah sich außer Stande, seine kirchlichen Zusagen zu halten. Volk und Klerus der Rhomäer nämlich waren nicht gewillt dieselben zu ratificiren. Der alte Stolz und der alte Haß der Rhomäer gegenüber den Römern war unüberwindlich; je tiefer ihre materielle Macht sank, um so fanatischer klammerten sie sich, unter der Einwirkung der leidenschaftlichen Gluth der Mönche des Athos und der 300 Klöster in und bei Constantinopel, an alle Besonderheiten ihrer Dogmatik und ihres Rituals an, die ihnen als kostbarste Güter ihrer Nationalität erschienen. Als man in der Residenz erfahren hatte, daß zu Florenz der Sieg den Lateinern geblieben war und daß die Curie nun doch die Suprematie auch über den Osten ausüben sollte, wurde der im Februar 1440 heimkehrende Kaiser mit wilden Schmähungen empfangen. Der leidenschaftliche Zorn des Metropoliten Markos von Ephesos fand überall, in Constantinopel, in Rußland, in den asiatischen Metropolitansitzen, und in Alexandrien vollen Widerhall, und selbst die Prälaten, die mit Johannes in Florenz gewesen waren, bereuten nun laut ihre Zustimmung zu der Unionsformel. Nur Bessarion blieb seiner Sache treu, zog es aber vor, ohne dabei die Liebe zu seinen Landsleuten und die Arbeit für das griechische Volk aufzugeben, in Italien zu bleiben und in päbstliche Dienste überzutreten. Kaiser Johannes VIII. seinerseits hatte unter so heillosen Umständen nichts eifriger zu thun, als nun wenigstens mit allen Mitteln seiner Diplomatie das Mißtrauen des türkischen Hofes zu beschwichtigen. Hindern konnte er freilich auch nicht, daß Murad nun seinerseits im J. 1442 des Kaisers nichtsnutzigen Bruder Demetrios bei einer ganz frivolen Fehde gegen das Reich unterstützte. Dieser nämlich eröffnete, — als Johannes VIII., unzufrieden mit der Heirath, die Demetrios wider seinen bestimmten Wunsch geschlossen, ihm die geforderte Ausstattung versagte, — unter Benutzung der orthodoxen Verstimmung aus-

gedehnter Kreise des Volks mit Hilfe geworbener türkischer Nomaden Krieg gegen den Kaiser und erhob „als der erste unter Manuels im Purpur gebornen Söhnen" sogar Anspruch auf die Thronfolge. Seit dem 23. April 1442 verheerte der Unsinnige die Campagna von Constantinopel; erst als Prinz Konstantin, lange durch eine türkische Flotte auf Lemnos aufgehalten, und ein venetianisches Geschwader dem Kaiser zu Hilfe gekommen waren, gewann dieser das Uebergewicht. Demetrios wurde bei einem Streifzuge gefangen genommen; da löste sich sein Heer auf. Als es ihm dann gelang, nach Galata zu entkommen, wußte der hier regierende Podestà der Genuesen den Frieden zwischen den Paläologen zu vermitteln, (während nicht lange zuvor, nämlich 1433 und 1434 aus einem Streite über Zollbedrückungen ein offener Kampf zwischen Galata und Byzanz entbrannt war). Nur daß die zu Anfang d. J. 1443 verabredete Dotirung des Demetrios wieder aufgegeben wurde, als (s. unten) die Lage Murads, auf den der Prinz noch immer rechnete, sich demnächst sehr ungünstig gestaltete. Die übrigen jüngeren Paläologen dagegen ordneten 1443 ihre Verhältnisse in der Art, daß Theodor II., der Herrschaft müde, Selymbria übernahm (wo er 1448 gestorben ist) und dafür an Konstantin das Despotat Misithra (jetzt die Kantone Lakonien und Argolis, und die Nordküste bis Paträ umfassend) überließ. Die anderen Theile des Peloponnes beherrschte Thomas.

Von Seiten also der Rhomäer war in dem Kampfe gegen die Osmanen nichts zu erwarten. Desto energischer trat diesmal ein Theil des Abendlandes auf. Pabst Eugen IV. (der schon nach des Königs Sigismund Tode durch den Bischof Johannes von Signa in Kroatien das Kreuz, freilich ohne Erfolg predigen ließ) hatte bereits 1442, da er nun überall freier sich bewegen konnte, unter Hinweis auf die furchtbare Noth der durch die Osmanen bedrohten Theile der Christenheit in einem allgemeinen Rundschreiben Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte zur Entrichtung eines Zehnten für den Türkenkrieg aufgefordert. Durch Hunyads Siege und die Herstellung der inneren Einheit in Ungarn gefördert, konnte sein Cardinal-Legat Julian Cesarini den König Wladislaus und die magyarischen Magnaten, die auch der unglückliche serbische Georg Brankowitsch um Hilfe bestürmte, mit Erfolg zu kraftvoller angriffsweiser Fortsetzung des Krieges gegen die Türken bestimmen. Jenseits allerdings der ungarischen Grenzen war es schwer, die Lauheit der Machthaber, die alte Abneigung gegen die Rhomäer, und namentlich des habsburgischen Friedrich III. mißtrauische Eifersucht gegen den Polenkönig zu überwinden. Wirklich bedeutende Hilfe kam aus Polen und der Walachei, und dazu traten bei der Erregung des Volkes sehr erhebliche Schaaren kriegerischer Kreuzfahrer aus Deutschland und Frankreich; dazu auch 600 böhmische Kriegswagen unter dem Rottmeister Jenik von Metschkov.

Mit Anfang Juli 1443 wurde von Buda aus der Feldzug angetreten, Hunyad und Georg Brankowitsch voran, das Hauptheer (20,000 M.) unter Wladislaus und Cesarini in kurzer Entfernung hinter ihnen. Da die tür-

kischen Streitkräfte zur Zeit die Pässe des Balkan noch nicht erreicht hatten, so konnten die Krieger des Abendlandes ohne Schwierigkeit bei Semendria die Donau überschreiten und verheerend über Kruschewaz, Nisch und Pirot bis Sofia vordringen, welches rasch erstürmt und geplündert wurde. Die Bulgaren, die mit Freuden in den Polen slawische Krieger begrüßten, geriethen in große Bewegung; von ihnen, wie aus Serbien, Albanien und Bosnien zogen den Truppen Hunyads viele Streiter zu. Von Sofia weiter in der Richtung auf Philippopolis vorgehend, vermied das Heer die durch die alte „Trajanspforte" führende, Seitens der Türken durch Verrammelungen und unter Benutzung der Kälte des Spätjahres auch durch Verwandlung in eine Eisbahn ungangbar gemachte Straße und zog, durch Georg Brankowitsch geleitet, zuerst ostwärts über den Sattel zwischen dem Etropol-Balkan und der Ichtimaner Sredna-Gora nach Zlatiza, dann südwärts um womöglich durch das enge Topolnizathal die Ebene von Philippopel zu gewinnen. Hier aber durch die Janitscharen erfolgreich aufgehalten, mußte man den Rückmarsch antreten. Nun drängte Sultan Murad energisch nach; in Pirot erfuhren die Christen, daß er bereits die Ruinen des von ihnen als unhaltbar niedergebrannten Sofia erreicht hatte. Bald sollte es zu einem gewaltigen Kampfe kommen. Die Christen hatten den Berg Kunowiza erreicht zwischen (Ak- oder) Bela-Palanka und Nisch; hier (wo noch jetzt ein Blockhaus den altberühmten Namen trägt) tritt noch heute die Straße von Sofia nach Belgrad in einen wichtigen, tief eingeschnittenen, durch Dickicht sich windenden und lang gestreckten, daher schwierigen und im Falle eines Angriffs gefährlichen Paß. Auf dessen Ostseite holten nun die Osmanen unter Murads Schwager Mehemed Tschelebi am 24. December 1443 den durch Brankowitsch geführten Nachtrab ein. Es entspann sich eine mörderische Schlacht, die namentlich durch die stürmische Tapferkeit der polnischen Ritter mit einer großen Niederlage der Türken endigte; ihr Feldherr fiel selbst in die Gefangenschaft der Christen.

Der rauhe Winter bestimmte dann beide Parteien, den Kampf einzustellen. Die christliche Armee, deren Plan, auf der dem Siegesfelde nicht fernen Ebene von Dobritscha an der Morawa zu überwintern, durch Mangel an Zufuhr unausführbar wurde, marschirte nordwärts und erreichte im Februar 1444 wieder die ungarische Residenz. Inzwischen wurde die Lage des Sultans Murad II., der auch diesen Feldzug sieglos zu Ende hatte gehen sehen, sehr ungünstig. Die Verluste an Truppen, zu denen der mehrerer seiner besten Stabsoffiziere kam, konnten ihm nicht gleichgiltig sein. Dazu kam aber, daß einerseits der Emir Ibrahimbeg in Karamanien die Zeitlage benutzt, den Krieg gegen die Osmanen wieder begonnen und seine Raubzüge bis nach Angora, Kutahia und Bulawadyn ausgedehnt hatte, und daß andrerseits die Erfolge des christlichen Heeres im Abendlande den Kriegseifer und die Rüstungen neu belebten, sodaß für einen neuen Feldzug die Aussichten der Osmanen durchaus nicht glänzend waren. Außerdem aber sah der Sultan mit erheblicher Besorgniß, daß eben jetzt auf der Balkanhalbinsel selbst, nämlich unter den Alba-

nesen wider ihn ein neuer starker Gegner sich erhob, der kaum weniger gefährlich erschien als Hunyad. Die Schkypetaren hatten den Türken schon zehn Jahre früher Noth gemacht, wo seit 1434 ein Theil der katholischen Stämme dieses Volkes in Verbindung mit Stefan Tschernojewitsch (1419—1456), dem Ahnherrn des ersten Stammes der Fürsten der Montenegriner oder Tschernagorzen sich erhob; ihr Führer war damals (1434—1461) der durch ausgedehnte und zahlreiche Familienverbindungen höchst einflußreiche, namentlich in der Landschaft Cermenitza (bei dem alten Apollonia) gebietende Arianites Komnenos, Abkömmling eines in alter Zeit mit Kaiser Johannes Vatatzes verschwägerten Geschlechtes. Damals waren jedoch die Türken der Empörung wieder Meister geworden. Seit 1436 sah sich Arianites auf den Postenkrieg zurückgedrängt, und die Häuptlinge der christlichen Albanesenstämme (soweit sie nicht, wie später 1444 auch die serbischen Montenegriner, unter Venedigs Hoheit oder Protektorat sich gestellt hatten) sahen sich genöthigt, ihre Söhne an das Hoflager des Sultans als Geiseln zu schicken, wo viele derselben für den Islam und für den Dienst als türkische Offiziere gewonnen wurden. Aber gerade aus so leidigen Verhältnissen heraus erwuchs der gefeierte letzte siegreiche Vorkämpfer des christlichen Schkypetarenthums, nämlich der sogenannte Skanderbeg oder vielmehr Georg Kastriota, persönlich ein Mann halbslawischen Blutes. Sein Ahnherr, der Serbe Branilo, der Capitän des Alexander Gioritsch (S. 487) in Kanina, war in der Zeit Duschans und seines Sohnes in Epirus angesiedelt; seine Nachkommen hatten sich mit den großen albanesischen Familien, namentlich den Thopia verschwägert. Einer seiner Enkel, Johannes Kastriota, ein tapferer Gegner der Türken und durch die Venetianer im Besitze der Grafschaft Mat bestätigt, vermählt mit Voisava, Tochter des serbischen Herrn von Polog, stärkte zu Anfang des 15. Jahrhunderts seine Stellung durch Verheirathung von vier seiner (fünf) Töchter an mächtige Slawen und Schkypetaren; wie denn die eine die Frau des Stefan Tschernojewitsch, die andere des Arianites Schwägerin wurde. Nichtsdestoweniger war der Druck der unaufhörlich gegen die albanesischen Lande vordringenden Osmanen so stark, daß er sich seit 1410 entschließen mußte, drei seiner vier Söhne abwechselnd dem Sultan als Geiseln zu überlassen; diese sind dann im Islam zu türkischen Offizieren ausgebildet worden. Georg, der jüngste dieser Söhne (nach 1403 geboren), hatte ebenfalls seine Jugend am türkischen Hofe zugebracht, als Moslem den Namen „Iskender" angenommen und die Würde eines Begs erlangt (daher sein später den Türken geläufiger Name Skanderbeg). Ein schöner und redegewandter Mann, in ritterlichen Künsten wie in Sprachen wohl erfahren, hatte er die volle Gunst des Sultans Murad II. gewonnen; nur daß alle seine Kunst der Verschlagenheit ihn nicht immer seinen Stolz und seinen Groll über die Türkenherrschaft in seiner Heimath verbergen ließ. Als er nun i. J. 1443 den Osmanen gegen das magyarisch-polnische Heer zu Hilfe ziehen mußte, erfuhr er bald genug, daß einerseits unter den Einwirkungen der päbstlichen Agi-

tation der alte Arianites wieder die Fahne des Aufstandes gegen die Türken erhoben hatte, daß anderseits sein Vater gestorben war und seine Mutter Voisava in Gefahr schwebte, der Grafschaft Mat durch die Osmanen beraubt zu werden. Da faßte Skanderbeg seinen Entschluß. Nach einem ersten Unfall des türkischen Heeres zwang er den Dolch in der Hand dem bei der Armee anwesenden Staatssekretär des Sultans einen Ferman ab, durch den er mit der Statthalterschaft des wichtigen (S. 488) einst den Thopia gehörigen Kroja (nordöstlich von Durazzo) bekleidet wurde. Dann eilte er, mit seines Bruders Stanischa (und einer türkischen Dame) Sohne Hamsa (Branas) und mit dreihundert seiner Reiter in fliegender Hast die Heimath zu erreichen. Schon Ende November 1443 hatte er Kroja gewonnen; nun trat er sammt seinem Neffen zum Christenthum zurück, verkündete überall den heiligen Krieg gegen die Türken, riß aller Orten die Albanesen, die ihn längst als tapfern Heerführer bewunderten, zur Erhebung fort, verband sich mit Arianites, dessen Tochter Andronike er heirathete, und mit den Montenegrinern, und war im Stande, bis zum Ablauf des Winters 1444 mit 12,000 M. alles Land von der Vojussa bis zum Golfe von Arta den Türken zu entreißen. Nun wurden mit dem König von Ungarn Verbindungen angeknüpft, und im Sommer 1444 in dem venetianischen Alessio eine feste Kriegsallianz aller albanesischen und serbischen Häuptlinge auf der adriatischen Küste von der bosnischen Grenze bis nach Süd-Epirus geschlossen, die Venedig durch Waffensendungen unterstützte. Von den Verbündeten zum „Kapitän von Albanien" ernannt, eröffnete Georg Kastriota dann sofort den Angriffskrieg gegen die Osmanen durch glückliches Vorgehen gegen die Gebirgslandschaft Dibra (östlich von Durazzo) zwischen Illyrien und dem nordwestlichen Makedonien. Endlich aber benutzte auch Konstantin Paläologos von Misithra die Gunst der Zeit, um bis zum März 1444 die Schanzenlinie des Hexamilion erheblich erweitert und verstärkt wiederherzustellen.

Unter solchen Umständen gedachte Sultan Murad II., so schwer es seinem Stolze wurde, wenigstens mit dem König von Ungarn und Polen Frieden zu schließen, obwohl er einsah, daß ihn dieser Schachzug schwere Opfer kosten werde. Es gelang auch, zuerst Georg Brankowitsch, dann namentlich Hunyad für seine Wünsche zu gewinnen, und auf dieses Feldherrn Rath berief König Wladislaw wirklich trotz aller Einreden des Cardinallegaten Julian die Magnaten Ungarns für den Juni 1444 zu einem Reichstage nach Szegedin, wo auch das zur Fortsetzung des Krieges gerüstete Heer sich sammelte. Und hier kam man mit Murads Gesandten überein, den von dem Sultan gewünschten Frieden auf zehn Jahre zu schließen; und zwar unter den Bedingungen, daß Murad Bulgarien behalten, ganz Serbien dagegen mit Einschluß der von den Türken besetzten Festungen an Georg Brankowitsch zurückfallen, die Walachei unter Ungarns Schutzherrschaft stehen, jedoch den alten Tribut an Murad zahlen sollte. Die Kriegsgefangenen sollten ausgewechselt, für Mehemed Tschelebi ein Lösegeld von

70,000 Goldgülden gezahlt, die serbischen Festungen von den Türken binnen acht Tagen geräumt werden. Dieser Vertrag wurde vom König Wladislaus auf das Evangelium, von den osmanischen Botschaftern auf den Koran beschworen.

In Erinnerung an die zahlreichen Unfälle, welche gegen die aufstrebende Macht der Türken verbündete christliche und asiatische Machthaber seit Alters regelmäßig erlitten hatten, war durch diesen Abschluß des letzten Krieges jedenfalls viel gewonnen. Murad hatte eine sehr empfindliche Demüthigung davongetragen, und wenn der erhebliche materielle Gewinn von den Christen verständig benutzt wurde, wenn Ungarn sich konsolidirte, wenn Serbien sich wieder aufrichtete und innerlich neu organisirte, so war für eine Wiederaufnahme des Kampfes nach zehn Jahren, die für die Heilung der schrecklichen durch die Türken den christlichen Grenzländern geschlagenen Wunden kostbar werden konnten, aller Wahrscheinlichkeit nach nur Gutes zu hoffen. Leider aber haben die christlichen Mächte die Gunst der Lage kläglich verscherzt und ihre gute Sache durch schmachvolle Treubrüchigkeit hoffnungslos verdorben.

Sultan Murad hatte den Abschluß des Friedens von Szegedin nicht in Adrianopel abgewartet, sondern einen Theil seines Heeres nach Asien geführt, um unter arger Verheerung des (früher als moslemitisch stets geschonten) Landes die Karamanier zum Frieden zu zwingen. Dann aber entschloß er sich — obwohl er noch in der Fülle seiner Manneskraft stand — der Welthändel übersatt und tief gebeugt durch den Tod seines ältesten Sohnes Alaeddin, trotz der Einreden seines Großwessirs Chalil-Pascha der Herrschaft zu entsagen und dieselbe seinem zweiten Sohne Mohammed (geb. 1429) zu übertragen. Während dieser junge Fürst, von Chalil und den andern durch seinen Vater ihm zugeordneten Rathgebern unterstützt, zu Adrianopel die Zügel der Regierung ergriff, zog sich Murad nach Magnesia zurück — aber nur, um nach kurzer Frist durch den Wiederausbruch des magyarischen Krieges zur Wiederübernahme der Heeresleitung gezwungen zu werden.

In dieser Zeit, wo alle Nachrichten viel längere Zeit brauchten, um von Land zu Land zu gelangen, als in der Gegenwart, hatten während der Unterhandlungen zu Szegedin auf verschiedenen Punkten die Vorbereitungen zu weiterem Kampfe gegen die Osmanen noch immer fortgedauert. Mehr aber, die Freude über die Erfolge des letzten Feldzuges hatte die Mächte des Abendlandes, lediglich die Polen ausgenommen, derart begeistert, daß überall an guten Zusagen einer kräftigen Unterstützung bei Fortsetzung des Krieges kein Mangel war. Während aber die Erfüllung aller dieser Versprechungen gar sehr auf sich warten ließ, waren es der Pabst und der sanguinische Kardinallegat Julian, die nur zu eifrig auf die Erneuerung des Krieges gegen die Türken drangen. Der König von Ungarn und Hunyad sollten nur als Vortämpfer der Christenwelt gelten, die kein Recht hätten, lediglich in Betracht ihrer Sonderinteressen vom Kampfe abzustehen. Während

in Wirklichkeit nichts weiter erreicht wurde, als daß auf Antrieb des Pabstes die Venetianer (noch vor Abschluß des Szegediner Friedens) im Juni 1444 eine starke Flotte nach dem Hellespont schickten, um den Osmanen den Uebergang nach Europa zu sperren, und daß die Albanesen ihre Mitwirkung im Kriege versprachen; während Prinz Konstantin Paläologos in Misithra bereit stand, über den Isthmus vorzugehen, sein Bruder Johannes VIII. aber durch große Redensarten auf die Stimmung des Ungarnkönigs einzuwirken suchte: riß nun wirklich der Kardinallegat Julian auf einem Reichstage zu Buda die ungarischen Magnaten durch seine ungestüme Beredsamkeit zu dem unheilvollen Entschlusse hin, den beschworenen Frieden mit den Türken nun doch zu brechen und den Krieg möglichst schnell wiederaufzunehmen. Die auch in Rom vertretene schändliche Theorie von der Unverbindlichkeit der Verträge und der gelobten Treue gegenüber den sogenannten Ungläubigen, welcher Cesarini einen heillos beredten Ausdruck gab, beschwichtigte die Gewissensbedenken der meisten, und selbst Hunyad, dem für den Fall des Sieges der Besitz Bulgariens zugesagt wurde, ließ sich fortreißen; und doch hatte man materiell den Osmanen nur das vorzuwerfen, daß zwei serbische Festungen noch nicht von ihnen geräumt waren. Zu Anfang August 1444 war der unglückliche Beschluß zur Thatsache geworden, der Krieg wieder erklärt; und nun rückte tief im September das Heer von Szegedin wieder südwärts aus — diesmal aber entschieden schwächer, als im Vorjahre, denn bei der Kürze der Zeit und dem raschen Wechsel der Politik war theils der Zuzug freiwilliger Kreuzfahrer geringer, theils mehrere nach Abschluß des Friedens entlassene polnische und walachische Abtheilungen nicht wieder eingetroffen. Im Ganzen zählte man an guten Truppen nur erst 16,000 schwere Panzerreiter, eine noch geringere Zahl an Fußvolk, und den schlimmen Troß von 2000, zum Theil selbst mit unnützem Luxusgeräth beladenen Wagen. Am 20. September wurde die Donau bei Orsowa überschritten. Der Marsch ging theils aus Rücksicht auf die Wagen, theils der besseren und leichteren Verproviantirung wegen durch das Donauthal; man gedachte, erst an der Küste des schwarzen Meeres südwärts nach Kallipolis zu ziehen und der venetianisch-päbstlichen Flotte die Hand zu bieten. Da man kein schweres Geschütz zur Hand hatte, wurden die türkischen Donaufestungen nicht angegriffen, namentlich seit ein Versuch gegen Nikopolis, wo zugleich 4000 walachische Reiter zu den Ungarn stießen, mißglückt war. Allmählich aber nahm der Vormarsch durch Bulgarien, der endlich über Jenipazar auf Schumna sich richtete, einen sehr wüsten Charakter an. Die Truppen verübten große Unordnungen; selbst die bulgarischen Dörfer und ihre schismatischen Kirchen wurden ausgeraubt: die durch den König bewilligte Entschädigung vermochte den Groll des Volkes nicht leicht zu beschwichtigen. Noch gelang es, die sämmtlichen nur schwach besetzten festen Plätze der Osmanen in der Gebirgs- und Küstengegend von Varna, sowie nachher auch diese Stadt, zu gewinnen; die meisten ergaben sich ohne Kampf, dann erhielten die Besatzungen freien Abzug nach Adria-

nopel — nur zwei wurden unter großem Blutvergießen erstürmt. Unter solcher Arbeit erhielt man aber durch den bei der Flotte befindlichen Kardinal Franciscus Condolmieri, der früher selbst die Magyaren in den Wahn eingewiegt hatte, daß Murad gänzlich durch den karamanischen Krieg in Anspruch genommen sei, bei Pravadi (7. November) die bedenkliche Botschaft von dem Uebergange des alten Sultans mit starker Kriegsmacht nach Europa.

Die dringenden Aufforderungen, welche der junge Mohammed und dessen Weßire bei dem neuen Einbruch der Magyaren in das türkische Reich nach Magnesia richteten, hatten den alten Sultan bestimmt, noch einmal zu den Waffen zu greifen. Da in der That der Hellespont durch die christliche Flotte ihm gesperrt war, so fand er Gelegenheit, mit Hilfe genuesischer Kauffahrer den Bosporus bei Anadoli-Hissar zu überschreiten. Waren doch die Genuesen durch ihre Handelsinteressen damals nur zu innig mit Murad verbunden; noch 1437 erst hatte eine aus ligurischen Unternehmern bestehende Gesellschaft die Alaunminen von (Griechenland, Lesbos und) Kleinasien zusammen gepachtet, und noch immer zeigten sich namentlich die levantinischen Genuesen den türkischen Machthabern ebenso freundlich gesinnt, wie sonst nur noch die Anconitaner. Nach Ueberschreitung des Bosporus vereinigte sich Murad sofort mit den rumelischen Truppen, die inzwischen auf seinen Befehl Chalil-Pascha zusammengezogen hatte. Kaiser Johannes VIII., den der Sultan zur Stellung seiner Hilfstruppen aufforderte, gerieth natürlich in die tödtlichste Verlegenheit; auch diesmal mußte mit aller möglichen Schlauheit lavirt werden, um weder bei den Türken noch bei den Magyaren vorzeitig Anstoß zu geben. Viel übler für die magyarische Armee war es aber, daß der kühne Held Skanderbeg durch den serbischen König Georg Brankowitsch, der — entweder aus feindlichem Mißtrauen gegen die Albanesen, oder aus andern Rücksichten nicht bei Wladislaus sich befand — am Durchmarsch durch Serbien gehindert wurde und nun in der Stunde der Entscheidung fehlte.

Murads Ankunft in Adrianopel (Mitte Oktober) gab den Osmanen, die theils durch die Erhebung der Albanesen und den Anmarsch der Magyaren, theils durch das Auftreten einer religiösen, dem Islam feindlichen Bewegung in ihrer Mitte erheblich beunruhigt waren, endlich die alte Zuversicht zurück. Und nun wandte er sich nordwärts über Ternovo nach Nikopolis, um diese Stadt, die er noch belagert glaubte, zu entsetzen. Als er die Magyaren hier natürlich längst nicht mehr fand, folgte er ihrem Zuge ostwärts und marschirte über Schumna nach der Gegend von Varna, unter dessen Mauern die Armee des Königs am 9. November angekommen war und (unmittelbar westlich vor der Stadt) ein Lager aufgeschlagen hatte. So nahe war aber der Sultan den Magyaren schon gekommen, daß er am Abend desselben Tages in einer Entfernung von nur vier Kilometern sein Lager nehmen konnte.

Die Lage der Christen, die erst durch die türkischen Lagerfeuer von der gefährlichen Nähe der feindlichen Uebermacht Gewißheit erhielten, war im hohen Grade schwierig, da sie — von ihrer natürlichen Rückzugslinie

durch Murad abgeschnitten, hinter sich nur die Stadt Varna und das Meer hatten, die Flotte sich nicht zeigte, zu Lande aber nur der Marsch nach Norden nach der damals ganz unwirthlichen Dobrudscha übrig blieb. Trotzdem war der heldenmüthige Hunyad entschlossen, die Schlacht, zu welcher Murad drängte, im offenen Felde anzunehmen. Er fand auch am Morgen des 10. November 1444 noch volle Zeit, das christliche Heer in Schlachtordnung zu stellen, soweit es das für ihn wenig günstige Terrain erlaubte. Das Heer, jetzt etwa 25,000 Reiter stark, davon die meisten (mit Ausnahme der Walachen) nach deutscher Weise mit vollen Plattenrüstungen gepanzert und mit Speeren und mit langen, geraden, zweischneidigen Schwertern bewehrt, lehnte sich (in einer Frontausdehnung von 5000 Schritten aufgestellt) mit dem linken Flügel an das nördliche sumpfige Ufer des (südlich von Varna sich ausbreitenden) östlichen Dewna-Sees an; die Truppen des linken Flügels und des Centrums standen auf einem flachen, westlich von Varna (und östlich von Kaditöi) von Norden nach Süden zu diesem See streichenden Hügelrücken, 1000 Schritt vor ihrem Lager; der rechte Flügel war, 2000 Schritt westlich von Varna, an den Fuß eines höheren Bergzuges vorgeschoben. Zwischen dem rechten Flügel und der Stadtmauer von Varna war eine durch mehrere leichte Geschütze gedeckte Wagenburg gebildet. Die Vertheidigung der Stadt Varna blieb ihren christlichen Einwohnern überlassen. Der linke Flügel bestand aus Magyaren unter Hunyads Schwager Michael Zilagi; das Centrum führte der König mit seinen magyarischen und polnischen Haustruppen und seinen Söldnern; der rechte Flügel bestand aus Magyaren, Polen und aus Kreuzfahrern unter Cesarini. Die Walachen behielt Hunyad hinter der Mitte als Reserve.

Westlich, den Christen gegenüber, nur durch eine leichte Senkung des Terrains von ihnen getrennt, hatten inzwischen die Osmanen, 80,000 bis 100,000 Mann., auf einem parallelen Hügelzuge (nördlich von Jenidschetöi) ihr Heer zum Kampfe geordnet. Im ersten Treffen standen rechts die rumelischen Spahis der Lehensreiterei unter Daudpascha, links die asiatischen unter Karadscha, in kleine Schwadronen getheilt. Das zweite Treffen bildeten etwa 12,000 Janitscharen, in einem geschlossenen viereckigen Haufen; vor ihrer Fronte eine Anzahl von Kameelen, um die feindlichen Rosse zum Scheuen zu bringen. Im dritten Treffen hielten die besoldeten Spahis des Sultans.

Drei Stunden lang standen, nur durch das Losbrechen eines jähen Orkans gestört, die Heere einander ruhig gegenüber; die Christen konnten auf einem kleinen Hügel (Murad-Tepe) inmitten der türkischen Reihen auf einer Lanze den zerrissenen Friedensvertrag von Szegedin erblicken. Inzwischen aber hatte Murad die Massen seiner unregelmäßigen Truppen (Akindschi zu Roß und Azapen zu Fuß) auf die Höhe geschoben, welche den rechten Flügel Hunyads beherrschte. Gegen 9 Uhr früh eröffneten diese endlich ein Reitergefecht, schritten dann in die Tiefe, um die Christen ernstlicher anzugreifen. Die Gegenwehr der Magyaren war hier aber so glücklich, daß

die Akindschis völlig über den Haufen geworfen und wieder den Berg hinauf getrieben wurden. Aber über der Hitze des Kampfes beachteten die Führer der Magyaren nicht, daß der asiatische Beglerbeg Karadscha sich mit seinen Spahis in Bewegung gesetzt hatte und nun den fechtenden und verfolgenden Christen des rechten Flügels in die linke Flanke fiel. So wurde dieser vollständig gesprengt; nur 200 Reiter vermochten die Wagenburg zu halten.

Nun aber griffen König Wladislaus und Hunyad wuchtig in den Kampf ein. Durch die Truppen ihres Centrums wurden die asiatischen Spahis so kraftvoll angegriffen, daß sie binnen kurzer Zeit ihren Führer und 3000 Mann verloren. Weil aber inzwischen die rumelischen Spahis den linken christlichen Flügel schwer bedrängten, so bestimmte Hunyad den König, die alte Stellung im Centrum mit seinen Haustruppen wieder zu besetzen, und bat ihn, ohne seine Einwilligung den Platz zunächst nicht zu verlassen, weil sonst keine geschlossene Reserve mehr zur Hand war. Hunyad seinerseits eilte nun dem linken Flügel zu Hilfe, wo dann die Rumelioten schnell genug über den Haufen geritten wurden. So weit war die Schlacht für die Christen gewonnen; denn auf Seiten der Türken hielten nur die Janitscharen noch Stand, während osmanische Flüchtlinge bereits alle Wege nach Adrianopel und Kallipolis erfüllten.

Da ließ sich nun aber zu böser Stunde König Wladislaus (nur erst zwanzig Jahre alt, wie er war) durch die Kampflust und Eifersucht seiner polnischen Ritter auf Hunyads glänzende Erfolge fortreißen, die vorher getroffene Verabredung zu mißachten, und mit nur 500 seiner besten Ritter den tollkühnen Angriff auf das starke Fußvolk Murads zu versuchen. Der erste Stoß freilich glückte nun noch dieser tapfern Schaar; bald aber wurde der Widerstand stärker. Und ehe noch Hunyad die durch den wechselvollen Gang der vielstündigen Schlacht und die letzte Verfolgung aufgelöste Armee wieder einigermaßen zusammenziehen und wirksam in den Kampf mit den Janitscharen eingreifen konnte, war Wladislaus gefallen. Der Janitschare Chodscha-Chisr, ein geborener Peloponnesier (dem dieser Streich als Lohn reiche Ländereien und die Würde als Aga, später als Wessir eingebracht hat) hatte ihm bei dem Sturze seines Rosses den Kopf abgehauen, den Murad auf eine Stange stecken und überall zeigen ließ. Diese blutige Kunde hob überall den Muth der Türken und lähmte die Kraft der Christen, die nun überall wichen, endlich auch Hunyad mit fortrissen und vor den nachdringenden Osmanen auch die Wagenburg verloren. Die Nacht machte dann dem Kampfe ein Ende. Nur daß die Osmanen, die in ihrem Lager sich hielten, am Morgen des folgenden Tages fanden, daß sie (freilich mit unerhörten Verlusten) einen vollständigen Sieg erkauft hatten. Denn das christliche Heer war nach seiner Auflösung nicht mehr zu sammeln gewesen und hatte während der Nacht nach allen Seiten, in die nahen Berge und Wälder, und auf dem Wege nach der Donau sich fliehend zerstreut. Der unmittelbare Verlust an Todten (darunter aber viele tüchtige Führer und die Blüthe des jungen

polnischen und magyarischen Adels) und an Gefangenen hatte nach den höchsten Angaben 10 bis 12,000 Mann betragen, während die Osmanen mehr als das Doppelte gegenüber der besseren Bewaffnung der Abendländer eingebüßt haben sollen. Aber die zerstreuten Schaaren der Christen sind auf der sehr schwierigen Flucht durch Hunger, Elend und die Folgen ihrer Verwundungen in Menge umgekommen. Viele konnten erst über Serbien, ja selbst über Albanien (wo Skanderbeg sich ihrer freundlich annahm) und Ragusa die Heimath wieder erreichen. Der intellektuelle Urheber des unheilvollen Zuges, Kardinal Julian, der bis zuletzt tapfer mitgefochten hatte, war gleich anfangs auf der Flucht elend umgekommen. Hunyad, der eine geschlossene Schaar über die Donau brachte, wurde durch die persönliche Abneigung des Woiwoden Drakul einige Zeit in strenger Haft in der Walachei zurückgehalten und konnte sich erst nach längeren Unterhandlungen aus dieser Verstrickung wieder frei machen.

Murad seinerseits hatte drei Tage in seinem Lager sich ruhig gehalten. Erst jetzt über die Größe des Sieges ganz klar, ließ er nun den Daud-Pascha den Feinden bis zur Donau folgen; er selbst schickte den Kopf des Ungarnkönigs nach Brussa, wo die Einwohner nach Barbarenart diese drastische Siegesbotschaft festlich feierten. Auf dem Murad-Tepe wurde als Denkmal der großen Schlacht eine Säule mit Inschrift aufgestellt. Dann führte der Sultan sein Heer nach Adrianopel zurück.[1])

Der Sieg der Osmanen bei Varna, der weithin als die gerechte Strafe für den gegenüber Murad verübten Treubruch galt, hatte eine ungeheure Tragweite. Die furchtbare Enttäuschung nach hochgespannten Hoffnungen ließ in Europa eine tiefe Entmuthigung zurück. Seit dieser Zeit erlosch der Glaube an die Möglichkeit, die Osmanen aus Europa wieder zu vertreiben, und die Temperatur bereitete sich vor, unter der der nächste Sultan es wagen konnte, dem langen Todeskampfe des Reiches der Rhomäer ein Ende mit Schrecken zu machen. Zunächst übte der Sieg Murads (welcher letztere nach seinem gewaltigen Siege sogleich die Regierung wieder niedergelegt, seinen Ruhesitz in Magnesia wieder aufgesucht, aber schon zu Anfang des nächsten Jahres durch den Ausbruch einer gefährlichen Meuterei der nach höherem Solde begierigen Janitscharen zu Adrianopel sich genöthigt gesehen hatte, abermals an die Spitze des Reiches zu treten) auf die Staaten an der Peripherie des türkischen Reiches einen höchst niederschlagenden Einfluß aus. Kaiser Johannes VIII. eilte auf die Kunde von der großen Katastrophe der Christen den Sultan durch reiche Geschenke völlig zu versöhnen und mit byzantinischer Schmiegsamkeit das alte „freundschaftliche" Verhältniß herzustellen. Die Magyaren, bei denen nunmehr des Königs Albrecht (S. 554) minderjähriger,

---

1) Ueber den taktischen Verlauf der Schlacht s. wieder die schon S. 519 citirte Schrift des Generals Köhler.

bis dahin zu Wien an des deutschen Kaisers Friedrich III. Hofe erzogener Sohn Ladislaus auf dem Reichstage zu Pest (Pfingsten 1445) als neuer König anerkannt, und Hunyad zu Anfang d. J. 1446 zum Reichsverweser mit königlicher Machtvollkommenheit ernannt wurde, waren anfangs noch (1446) durch einen Krieg mit den Walachen beschäftigt, welcher zur Vernichtung Drakuls und zur Einsetzung des moldauischen Woiwoden Dan als Fürsten der Walachei führte. Der Einfluß des Papstes war in Folge des unheilvollen Friedensbruches und der Niederlage von Varna zur Zeit vollständig gelähmt, und die christliche Flotte im schwarzen Meere, von der ein Theil noch im Sommer 1445 in eine sehr schädliche Fehde mit den Genuesen von Kaffa gerathen war, hatte sich ebenfalls aufgelöst. Die Venetianer aber schlossen nun für sich und für das Herzogthum Naxos am 23. Februar 1446 mit Murad den Frieden, der ihnen gegen Zahlung des üblichen Tributes ihre griechischen Besitzungen wieder sicherstellte.

Dieser Rücktritt der Republik von der Gegnerschaft gegen die Türken erleichterte diesen den großen Schlag, den sie gegen den damals rüstigsten und kühnsten aller Paläologen zu führen gedachten. Der unermüdliche Konstantin von Misithra (S. 558) hatte sich 1444 sofort den gegen Murad verbündeten Magyaren, Venetianern und Römern angeschlossen, um auf Kosten der Florentiner von Athen und der Türken nördlich vom Isthmus das Griechenthum in ähnlicher Weise wieder aufzurichten, wie es ihm vor vierzehn Jahren in Morea gelungen war. Mit Athen, wo der alte Antonio II. Acciajuoli nach langer und für das (jetzt übrigens immer stärker durch Albanesen bevölkerte) Land höchst wohlthätiger Herrschaft i. J. 1435 gestorben, die Herrschaft auf einen der Enkel seines Oheims Donato, Nerio II. übergegangen und dieser sofort unter die türkische Hoheit getreten war, wurde der erste Versuch gemacht, und in der That der junge Herzog genöthigt, dem Despotes von Misithra Tribut zu zahlen und für Böotien die Huldigung zu leisten. Da erfolgte die Katastrophe bei Varna. Noch aber verlor Konstantin den Muth nicht; noch rechnete er neben andern Faktoren auf Skanderbegs Thätigkeit; mehr noch, er erhielt 300 Krieger aus Burgund zu Hilfe, verbündete sich mit dem Serbenkönig und vermählte seines Bruders Tochter Helene mit des serbischen Königs Sohne Lazar. Als er dann im Februar 1445 einen erheblichen Theil von Phokis und von dem ozolischen Lokris eroberte, wurden auch die Albanesen und Wlachen in Thessalien unruhig und ergriffen seine Partei. Unter diesen Umständen forderten Nerio II. und der in Thessalien schwer bedrohte Türke Turachan das Einschreiten des Sultans. Und während nun i. J. 1446 Skanderbeg sehr zur Unzeit in einen Conflict mit Venedig gerieth, der seine Hand gegenüber den Türken momentan lähmte, fiel die volle Wucht der Waffen Murads auf die Rhomäer. Obwohl Konstantin den Widerstand geschickt und energisch leitete, so konnte er doch nicht hindern, daß die 60,000 Mann, die Murad im Frühjahr 1446 in Makedonien und Thessalien gesammelt hatte, nach einander seinen Griechen die mittelgriechischen

Festungen Theben, Salona, Lidorikion und Galaxidion entrissen und unwiderstehlich gegen die gewaltigen Schanzen des Isthmus vordrangen. Auch dieses mächtige Bollwerk wurde nach dreitägiger Beschießung durch die Artillerie des persönlich den Kampf leitenden Sultans trotz der tapfern Gegenwehr der Fürsten Thomas und Konstantin am 4. December 1446 auf der Mitte der Linie durchbrochen, so daß nun die Massen der Vertheidiger leicht nach rechts und links zersprengt werden konnten. Die Paläologen, die auch Korinth nicht zu halten vermochten, flüchteten nach Misithra. Die Türken aber suchten in zwei Colonnen den Peloponnes heim, aus dem sie 60,000 Menschen als Beute fortschleppten. Turachan hatte das Innere schwer mitgenommen, Murad selbst die Nordküste bis nach Paträ, an dessen tapfer vertheidigter Citadelle seine Angriffe scheiterten. Der Hinblick auf die Schwierigkeiten mit Skanderbeg und mit Hunyad bestimmte dann den Sultan, den Paläologen den Frieden zu gewähren; sie mußten ihm nunmehr für ihr Land eine Kopfsteuer zahlen und im Frühling 1447 nach Murads Hoflager zu Theben Gesandte schicken, die ihm die Huldigung leisteten.

Allerdings waren damals die Schkypetaren und Skanderbeg, der 1444 die zweideutige Haltung des Serbenkönigs (S. 564) durch furchtbare Plünderung Serbiens gerächt und nachher zwei osmanischen Heeren schwere Verluste beigebracht hatte, seit 1446 durch die sehr unzeitige Fehde mit Venedig wegen der durch die Republik verletzten Interessen eines albanesischen Häuptlings längere Zeit in Anspruch genommen; trotzdem blieb Georg für Murads Heerführer stets ein furchtbarer Gegner. Seine Stellung wurde noch weit stärker, als er zu Ende d. J. 1448 mit Venedig Frieden und feste Allianz gegen die Türken geschlossen hatte und als „Capitain Albaniens" und regierender Herr der Grafschaft Mat förmlich in den Sold der Republik getreten war.

Glücklicher ist er damals jedenfalls gewesen als der ritterliche Held des Königreichs Ungarn. Hunyad nämlich, der nur durch kraftvolle Fortführung des Türkenkrieges sein Land sichern und seine bei Varna so schwer geschädigte Feldherrnehre herstellen konnte, rüstete, zu Anfang 1448 endlich auch der Schwierigkeiten mit Kaiser Friedrich III. ledig, mit Macht gegen den Sultan. Ein Heer von Magyaren mit erheblichem walachischen, und einigem deutschen und bosnischen Zuzuge, rückte (ungewiß ob 24,000 oder 47,000 Mann stark) Ende September 1448 in das in Folge der Politik seines Königs damals den Magyaren feindliche Serbien ein, und erreichte am 17. Oktober das Amselfeld, wo Murad bereits von Sofia her mit gewaltiger, bis auf 150,000 Mann berechneter Uebermacht eingetroffen war. Auf derselben Wahlstatt, wo einst (S. 506) König Lazar den Heldenkampf gegen Murad I. bestanden hatte, kam es sofort zu einem furchtbaren Zusammenstoß. Im Centrum hielt der Sultan hinter einem Walle mit den Janitscharen und der von den Osmanen damals nun schon wiederholt angewandten Artillerie, auf dem rechten Flügel die asiatischen, auf dem

linken die europäischen Truppen des Reiches. Beide Flügel deckten ihre Flanken durch leichte Reiterei; ebenso hütete ein Reiterhaufen das Lager, während unregelmäßige Truppen vor der Fronte schwärmten. Dieser Uebermacht gegenüber hatte Hunyad sein in 38 Regimenter gegliedertes Heer in möglichst langer Frontlinie gedehnt. Er selbst hielt die Mitte mit siebenbürgischen und ungarischen Abtheilungen; den linken Flügel nahm Dan mit den Walachen ein, den rechten die übrigen Truppen.

Nachdem schon am 17. Oktober einige hitzige Vorpostengefechte stattgefunden hatten, eröffnete Murad am 18. Oktober den großen Angriff mit seinem linken Flügel. Die mit besseren Schutzwaffen gerüsteten Christen brachten auch diesmal den Osmanen schwere Verluste bei, nur die große Ueberzahl rettete diesen Tag für die letzteren. Während die folgende Nacht durch einen Geschützkampf zwischen beiden Lagern belebt wurde, führte Murad am 19. Oktober 40,000 noch ganz frische Asiaten gegen Hunyad, und ließ diesen, als auch die anatolischen Truppen nichts rechtes ausrichteten, endlich durch Turachan im Rücken angreifen. In hohem Grade bedrängt, mußte Hunyad die Schlacht verloren geben, als mitten unter den schwierigsten Umständen die walachischen Truppen zu den Türken übergingen. Nur unter Aufopferung eines Theiles seiner Krieger, welche noch die Wagenburg hielten, konnte Hunyad mit dem Rest seines Heeres durch das feindselige Serbien hindurch die Donau wieder erreichen. 17,000 Mann hatte das magyarische Heer im Gefecht verloren. Damit hörten die Kämpfe zwischen Magyaren und Türken für längere Zeit auf. Hunyad, der noch an der Donau in die Hände des serbischen Königs gefallen und erst nach Abschluß eines (später freilich durch eine päbstliche Bulle für nichtig erklärten) höchst nachtheiligen Vertrages gegen Ende December 1448 nach Szegedin zurückgekehrt war, sah sich zunächst nicht in der Lage, den Krieg gegen Murad wieder aufnehmen zu können. Murad aber, der volle 40,000 Mann verloren hatte, mochte um so weniger gegen Ungarn vordringen, je schwieriger sich zur Zeit für die Türken die Lage in Albanien gestaltete.

Alles Ernstes gesonnen, mit den Schkypetaren zu Ende zu kommen, die neuerdings auch Sfetigrad (Sfetia) im Hochgebirge östlich von Kroja und nördlich von Achrida erobert hatten, überzog Murad im J. 1449 die Ostküste der Adria mit starker Macht. Zuerst wurde am 24. März Arta besetzt, und mit Ausnahme von drei Plätzen das ganze festländische Gebiet des Hauses Tocco (von den Türken Karl-Ili genannt) dem Leonardo III., dem Sohne des tapfern, noch 1414 als kriegerischer Feind des Sultans bewährten, 1448 aber verstorbenen Carlo II. entrissen, dann am 14. April 1449 der Hauptangriff gegen Sfetigrad gerichtet. Unter schweren Verlusten wurde dieser Platz mit Ende Juli allerdings erstürmt, auch die Versuche der Albanesen, nach des Sultans Abzuge im Laufe des Oktober die Janitscharen aus Sfetigrad wieder zu vertreiben, abgewehrt. Dagegen erregte die glänzende Vertheidigung von Kroja durch Skanderbegs Neffen Branas im Sommer

1450 in der durch Hunyads Niederlage schwer betroffenen Welt des Westens allgemeinen Jubel; Botschafter mit Glückwünschen, mit Geld und Getreidevorräthen erschienen aus Rom und Burgund, aus Ungarn und Neapel. Und ebenso glücklich hielt sich Skanderbeg in den Jahren 1451 und 1452 gegen die Türken, verstärkte auch noch seine Stellung durch eine Allianz mit dem König Alfons von Aragon-Neapel.

Der Schkypetarenkrieg war die fatalste Erbschaft, welche Murad II. seinem Sohne Mohammed II. hinterließ, als er endlich (nach der Vermählung des letzteren, zu Ende des J. 1450) am 5. Februar 1451 auf einer anmuthigen Insel der Maritza bei Adrianopel, wo er von seinen Sorgen ausruhte, an einem Schlagflusse starb. Der von Magnesia herbeieilende junge Sultan, der jetzt mit 22 Jahren die Zügel der Regierung zum dritten Male ergriff, ließ nach altem Brauch des Vaters Asche in Brussa beisetzen. Zugleich aber auch die Leiche seines einzigen Bruders, des Knaben Ahmed, den er — der auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen bereits zu düsterem Mißtrauen neigte — sofort hatte erdrosseln lassen. Mohammed war eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter den gewaltigen Herrschergestalten aus Osmans Stamme. Die christlichen Mächte, welche die Botschaft von Murads II. Tode jubelnd oder erleichtert aufathmend vernahmen, unterschätzten den neuen Sultan gewaltig; er galt ihnen wegen der zweimal wiederholten Rückkehr seines Vaters zur Regierung und wegen der ausgesucht friedlichen Haltung nach Außen, mit der er begann, als ein wenig befähigter, mindestens als ein ziemlich ungefährlicher junger Mensch. Die türkischen Staatsmänner vielleicht in seiner Nähe, nicht aber die auswärtigen Höfe konnten ahnen, daß der junge melancholische, verschlossene Herrscher der Osmanen ein geradezu genial veranlagter Mann war, daß in ihm aber auch neben wahrhaft großen Eigenschaften furchtbare und grauenhafte Züge ihrer Bethätigung harrten. So schlau war damals niemand jenseits der türkischen Grenzen, um zu erkennen, daß Mohammed II., der nichts übereilte, zunächst nur darauf bedacht war, sich im Innern möglichst fest zu setzen, und nach allen Seiten hin sich genügend über die Lage zu orientiren, ehe er auf dem Wege der Eroberung nach Art der kraftvollsten seiner Ahnen weiter schritt. Man war froh zu hören, daß die zinspflichtigen kleinen Staaten auf der Peripherie des türkischen Reiches ohne Weiteres die Bestätigung der alten Verträge erhalten hatten. Mehr aber, auch der zweideutige serbische König Georg, der noch 1448 erhebliche Mittel zur Verstärkung der Schanzen von Constantinopel gespendet hatte, erlangte leicht die Erneuerung eines Friedens- und Freundschaftsbündnisses, und selbst Held Hunyad ergriff gern die Gelegenheit, mit Mohammed einen sofort bewilligten Waffenstillstand auf drei Jahre zu schließen.

Nur zwei Punkte gab es in dieser Zeit einer selbst Frankreich und Rom beherrschenden Erschlaffung und Gleichgiltigkeit gegenüber der osmanischen Gefahr, wo man unbesonnen genug war, den jungen Löwen zur Entfaltung seiner furchtbaren Kraft geradezu herauszufordern, nämlich Constan-



Johannes VIII. Paläologos.

Kupfer Medaille, von dem Florentiner Künstler Vittore Pisano, 102 Millim. Durchmesser, im königl. Münzcabinet zu Berlin. Umschrift:

† ἸΩΆΝΝΗϹ · ΒΑϹΙΛΕῪϹ · ΚΑῚ · ἈΥΤΟΚΡΆΤΩΡ · ῬΩΜΆΙΩΝ ·
Ὁ · ΠΑΛΑΙΟΛΌΓΟϹ ·

„Johannes, König und Kaiser der Rhomäer, der Paläologe.“



Revers dieser Medaille. Der Kaiser zu Pferde, in felsiger Landschaft; vor einem am Wege stehenden Kreuze betend. Bei ihm ein berittener Page. Umschrift:

OPUS · PISANI · PICTORIS,

und unten:

ἜΡΓΟΝ · ΤΟΥ · ΠΙϹΑΝΟΥ · ΖΩΓΡΆΦΟΥ ·

Die Medaille rührt aus dem Jahre 1439, in welchem der Kaiser in Florenz war, her.

tinopel und Karamanien. In Constantinopel war seit kurzer Zeit der junge feurige Fürst mit dem Perlendiadem geschmückt, der endlich dem Schicksal die bergehoch gehäufte Schuld der Rhomäer bezahlen sollte. Am 3. Oktober 1448 war Kaiser Johannes VIII. gestorben. Da er selbst keine Kinder hinterließ, so war der älteste unter den überlebenden Brüdern, also Fürst Konstantin von Misithra, der natürliche Erbe. Aber es bedurfte aller Anstrengungen der alten Minister des verstorbenen Kaisers und des klugen Phrantzes, um die Ansprüche des trotz seiner Unfähigkeit höchst ehrgeizigen Prinzen Demetrios auf die Nachfolge abzuwehren. Obwohl die Kaiserin-Mutter, der Hof und die große Mehrheit der Bevölkerung der Residenz für Konstantin gestimmt waren, so versuchte es Demetrios nämlich doch mit Waffengewalt in die alte Hauptstadt einzudringen. Wie schon früher mehrmals, so entschied zuletzt der Sultan über den griechischen Thronstreit. An Murad brachte nämlich die Partei Konstantins im December 1448 die Streitfrage durch Phrantzes, der jenen für seinen fürstlichen Freund so günstig zu stimmen wußte, daß Konstantin am 6. Januar 1449 in dem Schloß zu Misithra das durch eine Deputation aus Constantinopel ihm überbrachte Diadem entgegennehmen konnte. Nach Vollziehung der Krönungsceremonie trat der neue Kaiser Konstantin XI., den die Griechen wegen der serbischen Abkunft seiner Mutter (S. 497) Dragasés nannten, auf katalanischen Schiffen die Reise nach dem Goldenen Horn an, und hielt am 12. März unter dem Jubel des Volkes in Constantinopel seinen Einzug, um sich dann sofort mit seinen Brüdern wegen des Peloponnes auseinanderzusetzen. Thomas erhielt zu seinen bisherigen Besitzungen noch die Präfektur Paträ, Demetrios dagegen die östliche Hälfte der Halbinsel mit Misithra und Korinth. Der Eid freilich, den die Brüder, die einander stets mit Abneigung betrachteten, vor ihrer Rückkehr nach dem Süden der Mutter, dem Kaiser und den Archonten der Residenz schwören mußten, einander nicht befehden zu wollen, wurde nicht lange gehalten. Der energische, aber auch treulose und grausame Thomas fand im J. 1451 Gelegenheit, sich auf der arkadischen Seite auf Kosten seines feigen, schlaffen und üppigen Bruders Demetrios erobernd auszubreiten. Da rief dieser klägliche Geselle den alten türkischen Statthalter von Thessalien, Turachan, zu Hilfe, der denn auch mit des neuen Sultans Zustimmung nach dem Peloponnes zog und den Frieden zu Gunsten seines Schützlings wiederherstellte, dabei zugleich die Reste der Schanzen am Hexamilion zerstörte.

Viel mehr Theilnahme als diese armseligen Fürsten des Peloponnesos hat bei der Nachwelt, wie schon bei den Zeitgenossen der Kaiser Konstantin XI. gefunden. Freilich haben die Sympathien, die das Abendland damals für ihn wie für das untergehende Griechenthum nährte, ihm praktisch wenig genützt. In der That aber lebte die volle Schroffheit des alten kirchlichen Gegensatzes zwischen Griechen und Lateinern nur noch bei den ersteren. Bei den letzteren dagegen war damals das sog. Zeitalter der Renaissance angebrochen, und der namentlich das hochgebildete Italien und viele seiner Höfe

beherrschende Enthusiasmus für die wieder entdeckte Antike und deren Geistesleben kam auch vielen jener Griechen zu Gute, die den Zusammenhang mit diesen Schätzen der hellenischen Vorwelt noch bewahrt hatten. Allerdings machte der Zustand der litterarischen Bewegung in der byzantinischen Welt namentlich während des vierzehnten Jahrhunderts keinen gerade erfreulichen Eindruck, trotz der noch immer ganz erheblichen Bildung der Prälaten und der Beamtenwelt und der litterarischen Neigungen mehrerer Kaiser, wie namentlich Kantakuzenos (S. 486) und Manuel Paläologos, welcher letzterer ebenfalls selbst als rhetorischer und theologischer Schriftsteller auftrat. Es überwog immer entschiedener die uralte Neigung zu theologischer Polemik, die mehr und mehr den Charakter kirchlicher Streitsucht angenommen hatte. Sobald es sich nicht um das verklärende Licht auf dem Berge Tabor handelte, waren die von nun an mehrfach hervortretenden Versuche der Kaiser, die anatolische Kirche der päbstlichen wieder näher zu bringen, der Anstoß zu einer überaus leidenschaftlichen gelehrten Kriegführung. Zur Gewinnung aber der dialektischen und rhetorischen Mittel bei solcher Polemik trat während der letzten Menschenalter des Reiches die scholastische Theologie mit der Philosophie, überhaupt mit der litterarischen Vorbildung in immer engere Verbindung, so daß jetzt kirchliche Gelehrsamkeit von der weltlichen kaum mehr getrennt erscheint. Mehr noch als früher traten die Männer der Litteratur in den Dienst des Hofes und seiner kirchlichen Politik. Nur daß diese Litteratur bei einer gewissen geistigen Leere und Trockenheit sich gern in das Gewand einer Rhetorik hüllte, die in seltsamer Weise in Bildern und geschnörkelten Metaphern schwelgt, dazu auch gern „einige Blumen aus den Studien des Alterthums einwirkt." Diese Studien aber, die Pflege der Grammatik, der Philologie (immer mit theologischer Farbe), auch die der wissenschaftlichen Medizin (die allmählich vor der Astrologie zu weichen beginnt) wurden unablässig fortgesetzt. In dieser Art der Thätigkeit und in der litterarischen Betriebsamkeit in Vers und Prosa, auch als fleißige Sammler, ließen sich die Rhomäer weder durch die chronische Türkengefahr, noch durch die verderblichen Revolutionen innerhalb der immer mehr zusammenschrumpfenden Grenzen ihres Reiches, noch durch die theologische Parteiung stören. Nur daß die geistige Kraft auch hier fühlbar erlahmte, der Styl immer mehr schwülstig und formlos wurde.

Nun aber fehlte es seit Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts doch auch nicht an Griechen von reicherer Begabung, die noch einmal zu der Philosophie der Alten, namentlich zu Platon und Aristoteles zurückkehrten, und bei dem Aufschwung Italiens, das bisher nur erst auf die römischen Klassiker angewiesen war und bei der neu erwachten Begeisterung für die Antike auch nach der Kenntniß der alten hellenischen Meister sich sehnte, die Vermittler wurden für die Italiener als die Dolmetscher der großen Dichter und Philosophen der hellenischen Vorwelt; und zwar so daß doch nicht nur ihre Belesenheit und ihre angeborene Bewegung in den griechischen Formen ihnen einen geachteten Namen verschaffte.

Zuerst hatte Manuel Chrysoloras, ein Mann edler Abkunft, den Kaiser Manuel wiederholt in Staatsgeschäften verwendete, i. J. 1397 in Florenz eine Stellung als öffentlicher Lehrer gewonnen, womit dann für ihn eine längere, höchst anregende Lehrthätigkeit im Abendlande begann, bis zu seinem Tode auf dem Concil zu Constanz, wo er 1415 starb. Dieser gab zuerst vielen der befähigtsten Italiener persönlich Mittheilungen über die Klassiker und führte seine Schüler in die grammatische Propädeutik ein. Damit war nun für nicht wenige feingebildete oder gelehrte Rhomäer der Weg gewiesen zur Uebersiedelung nach dem romanischen Westen, der nachher um so eifriger betreten worden ist, je hoffnungsloser sich allmählich gegenüber den Osmanen die Lage der Reste des Reiches, endlich der alten Hauptstadt selbst gestaltete. Einer der ersten dieser gelehrten Auswandrer war nachher Theodor Gaza (oder Gazes), der nach der Eroberung seiner Vaterstadt Thessalonike (1430) sich nach Oberitalien rettete, sich die Kenntniß des Lateinischen aneignete und seit 1440 in Ferrara mit großem Erfolg öffentlich als Lehrer auftrat. Unter den griechischen Gelehrten, die seitdem immer zahlreicher vor den Osmanen nach Italien ausgewichen sind und in diesem Lande eine eigenthümliche Nachblüthe griechischen wissenschaftlichen Lebens hervorriefen, hat Gaza als tüchtiger Grammatiker, als origineller und eleganter Uebersetzer und als streitbarer Philosoph eine bedeutende Stellung eingenommen, bis er endlich i. J. 1478 auf seinem kalabrischen Landgute gestorben ist. Dagegen ist in jener Zeit in Griechenland selbst ein sehr interessanter Gelehrter aufgetreten, der die alte Residenz Misithra zum Sitze einer philosophischen Bildungsschule gemacht hat. Der in den letzten fünfziger Jahren des 14. Jahrhunderts geborene, berühmte Freund des Kaisers Manuel, Georg Gemistos Plethon (übrigens kein geborener Peloponnesier), der auch die Reformen dieses Kaisers (S. 538) durch sehr merkwürdige, patriotisch gemeinte, zum Theil auf antiken Ideen beruhende, in ihrem Radikalismus aber meistens unausführbare Vorschläge zu unterstützen bemüht war, hat unter den Fürsten Theodor I. und II. als geistreicher Lehrer, eleganter Redner und gefeierter platonischer Philosoph viele begeisterte Schüler nach Misithra gezogen; unter ihnen auch Bessarion (S. 556), der nach seinem Eintritt in den Orden der Basilianermönche 1425 sich zu Plethon begab. Seine philosophische Richtung war jedoch keineswegs reiner Platonismus, vielmehr ist das Ideal dieses innerlich der anatolischen Kirche völlig entfremdeten Mannes „ein heidnischer Kult mit neuplatonisch-theosophischer Farbe", und sein System der Religionsphilosophie „ein Niederschlag neuplatonischer Theorien mit mystischer und theurgischer Färbung". Sein Auftreten hatte sehr merkwürdige Wirkungen. Während er (S. 556) bei seinem Aufenthalt in Florenz 1438 durch öffentliche Vorträge über den Platonismus dem Cosmus Medici die Anregung gab zur Stiftung seiner platonischen Akademie, so schuf ihm wieder seine philosophische Stellung den scharfen Gegensatz der Anhänger der realistisch-aristotelischen, scholastisch behandelten Philosophie, ganz besonders des

Kreters „Georg von Trapezunt", des bissigsten und streitsüchtigsten aller griechischen Flüchtlinge, der (bis zu seinem 1485 in Rom erfolgten Tode) weit über vierzig Jahre als Lehrer griechischer Wissenschaft in Italien sich umhergetrieben hat. Noch schroffer stand ihm natürlich die anatolische Orthodoxie gegenüber, die ihm auch bei seinem Tode (26. Juni 1452) in Misithra das Grab in geweihter Erde versagte, was er erst mehrere Jahre später in der Kirche San Francesco in Rimini unter der Hoheit seines fürstlichen Verehrers Sigismund Pandolfo Malatesta gefunden hat. Seine Schule, so scheint es, blieb noch über seinen Tod hinaus in Misithra für längere Jahre bestehen; einer seiner Anhänger, der ihm auch ein litterarisches Ehrengedächtniß gestiftet hat (Hieronymos Chariton oder) Georg Hermonymos von Sparta, beschloß später in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts sein Leben als Lehrer der griechischen Philologie in Paris. Auf dem spartiatischen Boden dagegen blühte noch gegen Mitte und Ende dieses Jahrhunderts die Familie Moschos, von deren Gliedern Johannes als Vertreter der Wissenschaft auch in Italien gelehrt hat, der begabte Dichter Demetrios aber seit der türkischen Ueberfluthung auch des Peloponnesos ebenfalls nach Italien ausgewandert ist.

Von den Schöpfungen anderer Wissenschaften hat sich aus den Zeiten des Niederganges des Reiches namentlich ein Werk lange erhalten, welches allerdings erst nach dem Obsiegen der Osmanen für die griechische, unter vieljährige Fremdherrschaft gezwungene Welt seine volle Bedeutung gewann, nämlich eine Bearbeitung des älteren byzantinischen Rechts. Es ist das Handbuch, welches Konstantin Harmenopulos, unter Kantakuzenos und Johannes V. Paläologos Oberrichter in Thessalonike, in der Mitte des 14. Jahrhunderts aus dem Procheiron des Kaisers Basilios I. (S. 155), aus den Basiliken, und aus Justinians Novellen hergestellt hat.

Gerade endlich im 15. Jahrhundert hat die griechische Historiographie noch einmal einen neuen Anlauf genommen, wofür sich jetzt allerdings eine Reihe wahrhaft tragischer Motive boten. Hatte früher der Aristoteliker Georg Pachymeres, ein Polyhistor im Sinne des 13. Jahrhunderts, mit theologischen Interessen, die byzantinische Geschichte (S. 445) des Akropolita von 1258 bis 1308 fortgesetzt, so sah seiner Zeit der kaiserliche Historiker Kantakuzenos (S. 486) neben sich nur einen ebenbürtigen Rivalen; es war sein leidenschaftlicher Gegner, der ganz im Sinne seiner orthodoxen dogmatischen Parteistellung schreibende Nikephoros Gregoras von Heraklea (geb. 1295), der zu hohen kirchlichen Würden emporgestiegen, bei seiner Opposition gegen Kaiser Kantakuzenos 1351 in das Kloster Chora verwiesen wurde, wo er bis zu des letzteren Sturze blieb, und der (noch über das J. 1359 hinaus lebend) ein namentlich für die Geschichte seiner Zeit wichtiges Werk über die Geschichte der Rhomäer von 1204 bis 1359 verfaßt hat. Seit seinem Verstummen verging eine lange Zeit, bis in der letzten Periode der Paläologen die Männer erwuchsen, die die Zeitgenossen und die Geschichtschreiber des Unterganges der uralten Monarchie der Konstantiner werden sollten. In

Monembasia war 1401 jener treue Freund und Minister des letzten Kaisers geboren, der mehrerwähnte Phrantzes, der nachmals in der melancholischen Stille nach dem vollständigen Ausgehen des Rhomäerthums als Mönch in dem Eliaskloster auf der Insel Korfu 1468 bis 1477 die Geschichte der Zeit von 1260 bis 1477 in vier Büchern geschrieben hat. Ein Athener war Laonikos Chalkokondylas (der Sohn eines unter den Acciajuoli in Attika hochangesehenen, nach 1435 zu den Paläologen übergetretenen griechischen Barons), der nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken nach Italien flüchtete, wo sein trefflicher Bruder Demetrios, ein Schüler des Theodor Gaza, schon 1450 in Perugia lebte, der mit großem Erfolge in Florenz und Milano gelehrt und an letzterem Orte 1511 sein Leben beschlossen hat. Laonikos, der noch 1490 am Leben war, ist für die Zeit von 1297 bis 1463 der Historiker der Rhomäer und Osmanen geworden und suchte als Schriftsteller dem alten Herodot nachzuahmen, — dieser jedenfalls kunstvoller, als der „barbarische Stylist“ Dukas. Wahrscheinlich ebenfalls dieser Zeit gehörte auch der Kuropalat Georg Kodinos an, der durch eine aus älteren Quellen entnommene (auch für die Topographie von Constantinopel wichtige) Schrift über das gesammte byzantinische Hof- und Reichswesen und dessen Hof- und Kirchenämter, für die Geschichte der Rhomäer wichtig ist.

Freilich hatte die griechische Historiographie damals nicht viel mehr als von dem Todeskampfe des Reiches zu erzählen. War doch selbst ein altes starkes Stück des griechischen Kirchenthums schon längst auf dem Wege schlauer Lokalpolitik zur Loslösung vom Reiche geschritten. Die Mönchswelt des Athos war von Trapezuntiern, Paläologen und Serben andauernd trotz der osmanischen Noth gehegt und gepflegt worden. Der Großkomnene Alexios III. (S. 528) hatte 1375 dort das Kloster St. Dionys, Manuel der Paläologe das Kloster Kastamonitu, Fürst Ugljescha (S. 487) schon 1363 Simopetra gegründet, König Lazar 1381 das neu entstandene Rhossikon dotirt, die Paläologen seit 1368 die Rechtsverhältnisse des Bischofs von Hierissos, des Protos der Klöster, und der Hegumenen noch einmal bestimmt geordnet, die Stadt Karyaes aber als Centralstelle der Verwaltung fixirt, was sie in diesem wunderbaren (ganz neuerdings, 1882, durch das Abbrennen des alten Klosters Vatopädion dem Abendlande wieder in Erinnerung gebrachten) Mönchsstaate bis heute auch geblieben ist. Aber die Mönche, die die Strömung der Zeit erkannten, hatten schon seit 1430 nach dem Fall von Thessalonich das Haus der Paläologen aufgegeben und sich mit raschem, von Erfolg gekröntem Entschlusse unter den Schutz des Sultans Murad II. gestellt, der ihnen auch Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Unabhängigkeit zusagte.

Auf eine sehr kleine Macht also beschränkt, machte doch der noch immer jugendlich unbesonnene Kaiser Konstantin XI. den verhängnißvollen Fehler, der in einem für die Rhomäer sehr ungünstigen Augenblicke die noch von Niemandem geahnte furchtbare Kraft des Sultans Mohammed II. auf das zu





Ansicht des Klosters Rossicon auf dem Berge Athos.

Verkleinertes Facsimile einer alten griechischen Zeichnung.

einem Stadtgebiet zusammengeschrumpfte „Reich“ am Chrysokeras zum tödtlichen Schlage lenkte. Der stets unzuverlässige Emir von Karamanien, Ibrahimbeg, hatte bei der Schlaffheit des türkischen Heerführers in Anatolien, des Isabeg, die Zeit nach Murads II. Ableben zu einem kühnen Angriff auf die osmanischen Provinzen und zu neuer Aufwiegelung der alten Emirate von Kermian, Aidin und Menteschе benutzt. Hier nun griff der junge Sultan so schnell und kraftvoll zu, daß die Hoffnung auf persische Hilfe, welche die Emirs von Karaman und von Kastamuni gegen ihn erbeten, sich bald als trügerisch erwies. Wohl konnte Mohammed II. schon jetzt in dem kriegerischen Usun-Hasan, dem damals in Iran gebietenden turkomanischen Herrscher, einen seiner künftigen Hauptfeinde erkennen. Die Karamanier aber mußten vor dem Anmarsch der Truppen des Sultans und seines für Anatolien neu ernannten Beglerbegs Ischak-Pascha schnell die Waffen strecken und einen schimpflichen Frieden schließen. Der Sitz des anatolischen Beglerbegs wurde damals von Angora nach Kutahia verlegt.

Ein falscher Schachzug des Kaisers Konstantin XI. nun während dieses Feldzuges hatte mit dazu gewirkt, daß der junge Sultan damals die Bahn der asiatischen Kämpfe nicht weiter verfolgte, sondern die Gelegenheit ergriff, um nicht nur seinem angebornen fanatischen Christenhasse Raum zu geben, sondern auch endlich zur Eroberung des prachtvollen Terrainabschnitts zu schreiten, dessen Besitz allein dem „Lagerstaate“ der Osmanen die rechte Sicherheit verleihen und die zwischen dem kilikischen Taurus und der bulgarischen Donau ausgebreiteten Stücke ihrer neuen Herrschaft wirksam zusammenfassen konnte. Gerade Mohammed war ein viel zu umsichtiger Staatsmann und viel zu wissenschaftlich gebildet, um nicht zu erkennen, daß die Osmanen, wie sie die Erben der Römer und Rhomäer in der Levante und auf der Balkanhalbinsel geworden waren, das System von Constantinopel auf die Dauer gar nicht entbehren konnten. Nun hatte er freilich nach Murads Ableben in feierlicher Form Frieden und Freundschaft mit den Rhomäern erneuert, dabei auch zum Unterhalte und zu sicherer Ueberwachung des osmanischen Prinzen Urchan (eines Enkels des Sultans Suleiman von Adrianopel S. 535, wie es gewöhnlich heißt) in Constantinopel, der leicht ein sehr unbequemer Prätendent unter den Osmanen hätte werden können, ein bestimmtes Jahrgeld ausgeworfen. Während eines Augenblicks aber, wo der karamanische Krieg für die Türken gefährliche Dimensionen annehmen zu sollen schien, kam der Kaiser, der Mohammeds Kraft in unheilvollster Weise unterschätzte, auf den unglücklichen Einfall, von dem letzteren die Verdoppelung dieser Pension zu fordern und dabei zugleich mit der eventuellen Loslassung des Prätendenten zu drohen. Der griechenfreundliche und für das Gold der Rhomäer sehr empfängliche Großwessir Chalil-Pascha erschrak über diese thörichte Politik, als des Kaisers Botschafter mit ihrem Auftrage im Sommer 1451 im Lager zu Akschehr in Anatolien erschienen. Der Sultan aber, glücklich über diesen höchst bequemen Anlaß zum schließlichen Bruche mit Constantinopel,

verbarg seinen Zorn hinter der Maske seiner Höflichkeit, verwies die Entscheidung auf eine spätere Zusammenkunft in Adrianopel, und eilte nun nach seiner Rückkehr nach Europa, die zur Zeit, wo auch die Venetianer für sich und für Naxos (10. September 1451) mit ihm ihre Verträge abgeschlossen hatten, so gut wie ganz isolirten Rhomäer zu erdrosseln.

Und nun entfaltete dieser Sultan zum Erstaunen der Zeitgenossen in ganzer Fülle die Eigenschaften, die ihn dreißig Jahre lang zum Schrecken der ganzen christlichen Welt gemacht haben. Mohammed II. war einerseits ein Freund der Wissenschaften und selbst im Sinne der Zeit und des Orients ein sehr gebildeter und belesener Mann, der (neben der damals allgemein beliebten Astrologie) unter anderem außer seiner Muttersprache über fünf Sprachen vollkommen verfügte, nämlich über Griechisch, Lateinisch, Arabisch, Persisch und Slawisch. Natürlich hat ihn das nicht gehindert, unter Umständen die schnödeste Treulosigkeit zu verüben und die schändlichsten Greuel zu veranlassen; die Hinrichtung kriegsgefangener Gegner durch Lebendigschinden, durch Zersägen oder durch Pfählung wurde durch ihn in umfassender Weise zur türkischen Praxis. Allerdings aber war Mohammed bedeutend mehr als nur ein blutiger Vertilger. Mit Erstaunen und Schrecken fanden die Griechen und das Abendland, wo man (wie es scheint) sehr zur Unzeit gehofft hat, daß Usun-Hasan ein zweiter Timur für die Osmanen werden sollte, — daß der Sultan neben jugendlicher Raschheit und Tapferkeit ein für sein Alter ganz ungewöhnlich scharfes und durchdringendes Urtheil über die politischen Verhältnisse entwickelte. Scharfsinnig, reich an Hilfsmitteln und unermüdlich, bei eiserner Energie des Willens ausdauernd und von nachhaltiger Kraft, übertraf er die meisten seiner Vorgänger und Zeitgenossen an militärischem Talent und an politischer Einsicht und Gewandtheit.

Die Rhomäer erkannten bald, daß es diesmal um ihre Existenz sich handelte. Die Conferenz in Adrianopel fand nicht statt; dafür zog der Sultan die Pension für Urchan vollständig zurück. Und nun hörte man in Constantinopel schon zu Ende d. J. 1451, daß Mohammed alle Anstalten traf, um nicht sehr fern von der griechischen Hauptstadt, gegenüber dem alten Kastell Bajesids (S. 523), an der schmalsten Stelle des Bosporus, wo die Gewässer des Sundes in einer Breite von nur dreiviertel engl. Meilen mit reißender Schnelligkeit strömen, ein neues Sperrfort zu erbauen, welches natürlich die große Stadt und ihren Verkehr auf der Nordseite höchst drückend blokiren sollte. Es war umsonst, daß Konstantin XI. es versuchte, den unter die Leitung des Großwessirs Chalil-Pascha und der Paschas Saridsche, Saganos und Schahabeddin gestellten und seit dem Frühjahr 1452 auf dem Platze Asomata, kaum sieben Kilometer von Constantinopel entfernt, rasch emporwachsenden Festungsbau durch diplomatische Vorstellungen aufzuhalten. Der junge Sultan wies dieselben in der schnödesten Weise zurück; die letzten Botschafter des Kaisers, die ihm im Juni 1452 mittheilten, daß dieser von nun ab die Thore seiner Residenz verschließen und sich mit allen

Kräften vertheidigen werde, behandelte Mohammed mit der seit seiner Zeit bis in das 17. Jahrhundert hinein auch gegen die Abgesandten des Abendlandes fortgesetzten Brutalität; die Rhomäer wurden kurz und bündig enthauptet, der Krieg aber Seitens der Osmanen offen ausgesprochen.

In diesem Sinne wurde endlich das neue Schloß, dessen Thürme 60 Fuß hoch aufstiegen, der „Bogaz-Kessen" (d. i. Abschneider des Sundes) der Türken (heute als Rumili-Hissar bekannt) gleich nach seiner Vollendung mit 400 Mann unter Firuzbeg besetzt und mit ehernen Kanonen vom schwersten Kaliber armirt, welche letztere dann zunächst der Erpressung schwerer Zölle von allen den Georgssund passirenden Schiffen den gehörigen Nachdruck geben sollten. Damit wurde auch grausamer Ernst gemacht. Als im November und Dezember 1452 noch einmal drei venetianische Schiffe vom Pontus her das Schloß passirten, mochte sich keiner ihrer Kapitäne den türkischen Forderungen fügen. Nur zwei dieser Schiffe entgingen der Vernichtung durch die Türken. Dem Kapitän Antonio Rizzo dagegen wurde sein Schiff zusammengeschossen, er selbst gepfählt und die meisten seiner Matrosen enthauptet. Nur daß dieses Auftreten der Türken weder in Venedig, noch in Genua in letzter Stunde noch die alte Energie wieder beleben konnte, wie sie einst Enrico Dandolo und Simon Vignosi in der Levante ruhmreich entfaltet hatten. Denn während Mohammed seit Vollendung des Rumili-Hissar den Byzantinern die unentbehrliche pontische Zufuhr vollständig abschneiden konnte; während der Sultan den magyarischen oder walachischen Stückgießer Orban in seine Dienste nahm, der ihm Geschütze von ganz ungeheurem Kaliber herstellen sollte; während Mohammed vom 28. August bis zum 1. September 1452 mit 50,000 Mann das Objekt des bevorstehenden Feldzuges, nämlich die Werke, welche Constantinopel auf der rumelischen Seite schützten, sorgfältig ausforschte, dann nach Adrianopel abzog, nachher aber mit dem 1. Oktober den alten Turachan und dessen Söhne mit starker Macht in den Peloponnes einbrechen ließ, der nun in einem mehrmonatlichen Herbst- und Winterfeldzuge, bei dem er selbst erhebliche Einbuße erlitt, die Halbinsel auf das schändlichste ausrauben mußte, um die Fürsten Thomas und Demetrios an jeder Unterstützung ihres Bruders zu hindern: mühte sich Kaiser Konstantin redlich aber vergeblich ab, um Mittel zur Abwehr des drohenden Sturmes zu gewinnen. Während des Frühlings und Sommers 1452 war so viel als möglich Getreide aus den Umlanden zur Verproviantirung nach Constantinopel gebracht worden, wo auch viele Landleute ihre Zuflucht suchten. Und während des Winters auf 1453 sind auch die Vertheidigungswerke der großen Stadt nach Kräften in guten Stand gesetzt worden. Geldmittel aber und Kriegsvolk, wie sie nur das Abendland gewähren konnte, waren nicht zu erlangen, obwohl der Kaiser in dieser Richtung Alles aufbot. Vergeblich bot er 1452 als Lohn für wirksame Hilfe dem Markgrafen Giovanni I. von Carretto die Stadt Salmydessos als Herzogthum, dem magyarischen Reichsverweser Hunyad die Stadt Mesembria, dem König Alfons von Aragon (S. 571) die Insel Lemnos.

Aber auch die Republiken Genua und Venedig (dieses damals unter des bei aller seiner Größe doch höchst unheilvollen Dogen Francesco Foscari Leitung noch immer in schwierigem Kriege mit Francesco Sforza von Milano, der erst im April 1454 glücklich zu Ende ging) hatten nur unfruchtbare Sympathien zu spenden, obgleich doch überaus wichtige Interessen auch für sie am Goldenen Horn auf dem Spiele standen, und obwohl Konstantin speziell den Venetianern alle möglichen merkantilen Concessionen machte. Die Unterhandlungen aber mit dem Pabst Nikolaus V. hatten zunächst nur den Erfolg, daß die Curie die Unionsfrage wieder in den Vordergrund schob. Persönlich der Sache geneigt und durch die Noth gedrängt, ließ der Kaiser wirklich, als im November 1452 der Kardinal Isidor, Bischof von Sabino, als päbstlicher Legat in Constantinopel eingetroffen war, am 12. December in Gegenwart des Hofes, des Senats und des höhern Klerus in der Sofienkirche die Liturgie nach den Grundsätzen der Union vollziehen; der Vereinigungsvertrag wurde mit dem Vorbehalt beschworen, daß er nach Aufhören der Türkengefahr einer Revision unterworfen werden sollte. Aber dadurch wurde der Unfriede unter den Griechen nur noch gesteigert; denn die Massen, durch die höchst zahlreichen unionsfeindlichen Mönche fanatisirt, und der energische Führer der schroffsten Gegner der Union, der gelehrte Gennadios im Pantokratorkloster, erhoben eine ebenso leidenschaftliche, wie lärmende Opposition, in deren Sinne der erste Minister, der „Großherzog" oder Großadmiral und Chef der Artillerie Lukas Notaras (früher Großdolmetscher) das schlimme Wort ausgab, er wünsche Constantinopel lieber unter dem Turban, als unter der päbstlichen Tiara zu sehen! Stimmungen, die natürlich den Anstrengungen des mit voller Hingebung um die Rettung des Reiches sich abmühenden Kaisers nicht gerade zu Gute kamen. Die militärische Hilfe aber, welche der Pabst nun endlich doch für die Rhomäer auf Isidors Drängen in Bewegung setzte, ist, wie sich zeigen wird, schließlich zu spät gekommen.

So sah sich Konstantin XI. noch immer auf die geringen griechischen und einige lateinische Streitkräfte angewiesen, welche Constantinopel ihm selbst darbot; hier fiel namentlich die venetianische Colonie unter ihrem tüchtigen Bailo Girolamo Minotto ins Gewicht, welcher letztere im Einverständniß mit dem Kaiser auch im December 1452 durchsetzte, daß fünf zufällig anwesende große venetianische Schiffe mit ihren Mannschaften zur Vertheidigung Constantinopels im Hafen zurückgehalten wurden. Dazu kamen noch die kriegerischen Mannschaften der übrigen fremden Colonien, namentlich der katalanischen, und ein erheblicher Theil der perotischen Genuesen. Den stärksten Zuzug endlich von Außen her führte dem Kaiser zu die genuesische Colonie der Maonesen auf Chios, die wirkliches Interesse an der Abwehr der Osmanen nahmen. Neben dem tapfern Capitän Maurizio Cattaneo, der noch nach Ausbruch der Belagerungskämpfe sich nach dem Chrysokeras durchschlug, spielte hier die bedeutendste Rolle der tapfere Giovanni Guglielmo Longo von der Sippschaft der Giustiniani, der früher eine Zeit lang Consul

in Chios, nachher kühner Freibeuter im ägäischen Meere, mit zwei großen Schiffen und 700 Kriegern (darunter Johannes Grant, ein trefflicher deutscher Artillerie- und Ingenieurofficier) am 26. Januar 1453 in Constantinopel eintraf, um dem Kaiser seine Hilfe anzubieten, die für den Fall des Sieges ihm durch Ueberlassung der Insel Lemnos gelohnt werden sollte. Dagegen spielten die Peroten eine sehr zweideutige Rolle; denn abgesehen von einer Partei unter ihnen, die — an ihrer Spitze der mächtige Francesco Draperio, der Pächter der Alaunminen bei Phokäa, — offen mit den Türken fraternisirte, so unterhandelten auch die übrigen heimlich mit Mohammed II. und suchten dessen Gunst nicht zu verscherzen, während doch wieder viele von ihnen während des großen Kampfes nachts über das goldne Horn fuhren, um Constantinopel vertheidigen zu helfen.

Als endlich gegen Ausgang des Winters 1453 Kaiser Konstantin seine Streitkräfte überschlug, hatte er immer nur wenig über 9000 Mann zu verfügen, unter denen etwa 3000 Lateiner waren; diese kleine Streitmacht sollte eine Mauerlinie von über fünf Stunden Ausdehnung hüten; allerdings so daß für den Schutz der Seeseiten ihr noch 26 Schiffe (darunter nur zehn kaiserliche) zur Seite standen. Bei der furchtbaren Uebermacht der Osmanen war der Kaiser ganz darauf angewiesen, die Ankunft der großen Streitkräfte abzuwarten, mit welchen nach Abschluß der winterlichen Rüstungen Mohammed II. endlich theils von Adrianopel aus ins Feld rückte, theils von anderer Seite her sein Angriffsobjekt allmählich umstellt hatte. Unter diesen Umständen konnte der ganze Krieg nur als ein riesenhafter Belagerungskampf verlaufen, noch mehr auf eine Stadt concentrirt, als einst der letzte Vernichtungskrieg der Römer gegen das phönikische Karthago. Während seit Anfang Februar 1453 die durch Orban gegossene Riesenkanone, die 300 Centner schwer war und steinerne Kugeln aus schwarzem Schiefer von zwölf Centnern Gewicht schleuderte, langsam nach der Campagna von Constantinopel geschleppt wurde, hatte Karadscha-Beg mit dem Vortrab von 10,000 Mann die noch zu dem Rest des griechischen Reiches gehörigen Städte und kleineren Plätze von Mesembria bis vor die Thore von Selymbria besetzt, dabei nur einmal einen Kampf zu bestehen gehabt. Gegen Ende März näherte er sich dem Vorterrain von Constantinopel, wo inzwischen der Kaiser unermüdlich an Steigerung der Wehrkraft arbeitete. War die größere südliche Hälfte der Werke auf der rumelischen Seite noch unter Johannes VIII. gut verstärkt worden, so ließ Constantin noch eine schwache Stelle von Egri-Kapu bis zum (Tekfur-Serai) Hebdomon (S. 18 ff.) durch den venetianischen Capitän Aloysio Diedo und dessen Mannschaft in der letzten Hälfte des März durch einen vorgelegten Graben von 104 Schritten Länge decken. Am 2. April aber wurde durch Bartolomeo Soligo der Chrysokeras durch die Kette gesperrt; dieselbe bestand aus dicken runden Holzblöcken, die mit starken Eisenstücken und eisernen Ketten verbunden waren. Das südliche Endstück dieser Sperrkette wurde am „schönen Thor“ (jetzt Bagtsche-Kapussi oder Gartenthor) innerhalb

der byzantinischen, das nördliche innerhalb der Mauern von Galata befestigt, so daß die Richtung der Sperrlinie ziemlich genau durch die 1845 über den Hafen gelegte moderne Brücke (die östlichste der drei jetzt vorhandenen) angedeutet wird. Längs der Kette wurden nachher die neun größten Schiffe (9. April) aufgestellt. Von den Zinnen ihrer Mauern herab gedachten die Rhomäer (neben einer ausgiebigen Anwendung des alten „griechischen Feuers") nicht nur durch Bogenschützen, sondern auch durch eine Anzahl von Kanonen mäßigen Kalibers, dazu durch ältere Kriegsmaschinen den Feind abzuwehren.

Als Mohammed II., der nur noch von Eroberung der herrlichen Stadt am Bosporos hören wollte und durch den Griechenfreund Chalil-Pascha in keiner Weise umgestimmt werden konnte, endlich am 5. April 1453 von Adrianopel her (wo er am 23. März aufbrach) in der Campagna angelangt war, verfügte er über eine gewaltige Macht. An Artillerie hatte er außer jenem Riesengeschütz zwei etwas kleinere Kolosse dieser Art und 14 Batterien zur Hand; als Minengräber dienten ihm Bergleute aus dem serbischen Novoberdo; die Zahl der Truppen (neben dem starken Troß und einer Masse fanatischer Imame, Mollahs und Derwische) betrug nach der niedrigsten (daher wohl glaubwürdigsten) Angabe 165,000 Mann, von denen mit den 15,000 Janitscharen wohl mehr denn 80,000 regelmäßige Krieger waren. Die Flotte, nach einer anscheinend zuverlässigen Angabe 145 Segel, nämlich zwölf große Galeeren, gegen 80 Zweidecker, etwa 25 kleinere Fahrzeuge, und eine Anzahl Briggs, führte, als der erste bekannte Kapudan-Pascha des türkischen Reiches der bulgarische Renegat Balta-Oglu-Suleiman-Beg.

Am 6. April führte der Sultan sein Heer bis auf eine Miglie Entfernung in die Nähe der feindlichen Stadt. Er selbst nahm sein Hauptquartier mit den drei Riesengeschützen auf dem Hügel Maltepe, inmitten des Janitscharenkorps, gegenüber den Thoren des heil. Romanos (jetzt Top-Kapussi), Charsias (Sulu-Kule) und Myriandros (Edirne-Kapussi). Rechts von dieser Stellung bis zur Propontis lagerten die anatolischen, links bis zum Chrysokeras die rumelischen Abtheilungen. Als Reserve war die Hälfte der Truppen im Rücken des Hauptquartiers, zur Beobachtung und Ueberwachung aber der Genuesen von Galata auf dem Platze, den das heutige (damals noch unbebaute) Pera einnimmt, ein Heerhaufe unter des Sultans Schwager Saganos-Pascha und unter Karadscha-Beg aufgestellt. An demselben Tage bezog der Kaiser Konstantin seinen Platz unter den Vertheidigern, dem Hauptquartier des Sultans gegenüber, am Thore des h. Romanos, mit 3000 Mann, darunter 500 Genuesen; ihm zur Seite stand der erfahrene Giovanni Giustiniani. Nordwärts bis zum Hafen deckten das Thor des Charsias, da wo der Lykos in die Stadt eintritt, der tüchtige (katholische) Schützenhauptmann Theodor von Karystos; das Adrianopler Thor (Edirne-Kapussi) die drei Brüder Brochiardi, den Abschnitt des Hebdomon der venetianische Bailo Girolamo Minotto mit den Kaufleuten seiner Colonie, den besonders gefährdeten Abschnitt nordwärts von dieser Gegend der deutsche Ingenieur Grant, die

Blachernen endlich und die Gegend, bis wo die Stadt im Nordwesten den Hafen berührte, der Cardinal Isidor mit Römern und Chioten. In entsprechender Weise war der Befehl an den südlich von des Kaisers Stellung nach dem Schloß Kyklobion oder Heptapyrgion (S. 19) sich hinziehenden Mauerabschnitten und Thorkastellen dem Venetianer Dolfin, (am Thor von Selymbria) dem katholischen Griechen Theophilos Paläologos, einem gelehrten Mathematiker, dem Genuesen Maurizio Cattaneo (diesem nach dem 20. April) und dem Venetianer Nicolo Mocenigo, weiter dem Venetianer Fabruzzi Cornaro, endlich (zwischen dem goldnen Thor und dem Kyklobion) dem Venetianer Caterino Contarini übertragen. Die weniger gefährdete und daher schwächer besetzte Seefronte der Propontis hüteten theils bewaffnete Mönche, theils Venetianer unter Jakob Contarini, während in und an dem Bukoleon katalanische Krieger unter dem spanischen Consul Pedro Juliano, in der Gegend des heutigen Serai (auf dem nordöstlichen Theile der Halbinsel, welche Konstantinopel trägt) der türkische Prinz Urchan (S. 579) mit seinem Gefolge die Vertheidigung übernommen hatte. Die Südseite endlich des Chrysokeras war theils den Mannschaften eines kretischen Schiffes, theils dem „Großherzog" Lukas Notaras (diesem mit 100 Reitern und 500 Schleuderern und Schützen), endlich zwei genuesischen Capitänen übergeben worden. Den Leuchtthurm am Eingang des Hafens schützte der venetianische Galeerencapitän Gabriele Trevisano mit 50 Mann. Im Innern endlich der Stadt waren bei der Apostelkirche mit 700 Mann (großentheils bewaffneten Mönchen) als Reserve Demetrios Kantakuzenos und dessen Schwiegersohn Nikephoros Paläologos aufgestellt. Alles war nach Kräften wohl geordnet; nur der doppelte Uebelstand war nicht zu überwinden, daß man einerseits die Truppen auf der sieben Kilometer langen Landseite, wo jeder Punkt von den Türken mit Uebermacht bedroht wurde, bei der Schwäche der Besatzung nur selten ablösen konnte, und daß andrerseits die fanatischen Massen in der Stadt selbst nach Beginn der Belagerungskämpfe nicht aufhörten, gegen die Henotiker, d. i. die Freunde der Union mit Rom zu toben und selbst Leichenbegängnisse unter Führung „henotischer" Priester nicht dulden wollten.

Endlich machte Mohammed II. Ernst. Am 7. April war er mit seinen Truppen näher gegen die Ringmauern der feindlichen Stadt vorgegangen; am 11. war die Aufstellung seiner Angriffsmaschinen alter Art und seiner Geschütze und die Anlage eines Walles gegenüber der ganzen Linie der westlichen Mauer vollendet; am 12. erschien auch die Flotte des Sultans im Bosporus und nahm ihre Stellung nördlich von Galata bei dem sogenannten Diplokionion, nach heutiger Topographie in der Bucht von Beschiktasch. Zunächst nun hatten die Angriffe der Türken gegenüber der ausgezeichneten Leitung der Vertheidigung durch den Kaiser und durch Giustiniani, der jetzt als Protostrator fungirte, durchaus nicht den erwarteten Erfolg. Anfangs zwar erregte der Donner der gegen das Thor des h. Romanos gerichteten (täglich siebenmal abgefeuerten) Riesenkanone Orbans und anderer großer Geschütze in

der Stadt großen Schrecken; aber bald sprang das Ungeheuer in Stücke entzwei. Und wenn auch die Belehrung über den wirksamen Gebrauch der Kanonen, die höchst unbesonnen ein abendländischer Gesandter dem Sultan ertheilte, ihre schlimmen Früchte trug, so fanden doch auch die Griechen das Mittel, ihre Mauern durch eine Bedeckung von weichem Mörtel aus Kalk und gestoßenen Ziegelsteinen gegen die Wirkung des Geschützfeuers zu sichern. Während also Mohammed durch seine Beschießung der Werke längere Zeit keinen Schritt vorwärts kam, wuchs der Muth der Griechen, als am 20. April vier christliche Schiffe (ein kaiserliches und drei genuesische unter Maurizio Cattaneo) auf der Höhe von Constantinopel, etwa vor Blanga-Bostan, mit Hilfe des Seefeuers der türkischen Flotte in glänzender Weise die Spitze zu bieten vermochte: eine Schlappe für die Osmanen, die der bis zur Sinnlosigkeit wüthende Sultan durch Absetzung und brutale Auspeitschung des Kapudan-Pascha rächte. Der Versuch indessen des Großwessirs Chalil-Pascha, noch jetzt Frieden für die Rhomäer zu erwirken, scheiterte. Mochten nun immerhin die Griechen und Lateiner durch die Rührigkeit, mit welcher sie die Lücken, welche die türkischen Geschütze in ihre Mauern und Thürme, namentlich auf der vorzugsweise wuchtig angegriffenen Gegend bei den Thoren des h. Romanos und des Charsias[1]) rissen, schnell genug durch Tonnen voller Steine und Erde wieder stopften, mit der sie neue Gräben zogen und Massen von Faschinen aufthürmten, wie auch durch die glückliche Abwehr (18. April) einer osmanischen Sturmkolonne den Türken imponiren: auch der fanatische Enthusiasmus der Belagerer erlahmte nicht; ja er wurde erhöht, als es einem ungestümen Fanatiker, dem Mollah Scheich Ak-Schemseddin-Efendi, der mit Tausenden von Derwischen ins Lager gekommen war, gelang, in der Vorstadt Kosmidion das Grab jenes Abu-Ejub-Ansari (S. 59) wieder zu entdecken, der 672 bei der ersten arabischen Belagerung Constantinopels hier gefallen und bestattet war.

Die Intelligenz aber des Sultans persönlich führte die Angreifer sofort um einen großen Schritt weiter. Er erkannte die dringende Nothwendigkeit, die Rhomäer auch von der Seeseite her hart zu bedrängen. Gegenüber aber der nautischen Gewandtheit und den stärkeren Schiffen der Griechen und Italiener war jeder Angriff auf die Sperrkette des Chrysokeras hoffnungslos. Es galt also — (ein Christ aus Pera scheint den Sultan auf den Gedanken gebracht zu haben) — nach einem neuerdings durch die Venetianer in Oberitalien gegebenen Beispiele einen erheblichen Theil seiner Flotte auf dem Landwege nach dem inneren, obern Theile des Chrysokeras zu bringen, wo sie zugleich unter dem Schutze der Landbatterien die Angriffe einer (von

1 Nach Mordtmann „Belagerung und Eroberung Constantinopels durch die Türken i. J. 1453“ S. 137 ist das Charsiasthor nicht mit Egri-Kapu identisch, sondern mehr südlich zu suchen, zwischen dem Adrianopler Thor (Polyandrion, Myriandron) und dem des h. Romanos (jetzt Kanonenthor), wo sich noch jetzt nach M.s Angabe bei dem „Wasserthurm“ (Sulu Kule) ein vermauertes Thor findet.

dem Sultan noch immer gefürchteten) christlichen Hilfsflotte nicht zu scheuen hätte. Mit Hilfe der dem Sultan zu Gebote stehenden Massen von Arbeitskräften wurde es möglich, die etwas über sieben Kilometer lange Strecke nördlich von Galata, — von der Bucht bei Beschiktasch bis zu der innern Spitze des Hafens, — den Thaleinschnitt von Dolma-Bagtsche bis zu den Begräbnißplätzen nördlich des heutigen Pera, und wieder westlich den nach dem jetzigen Kassimpascha sich senkenden Thaleinschnitt zwischen den heutigen Vorstädten St. Dimitri und Jenischehr, erstaunlich schnell rasiren, mit Brettern belegen und diese Rollbahn mit Oel, Fett und Talg einschmieren zu lassen. So konnten hier schon in der Nacht vom 21./22. April etwa 72 Schiffe auf Rollen und Walzen nach dem Chrysokeras gebracht werden. Dadurch wurde natürlich die Lage der Stadt Constantinopel erheblich schwieriger; und leider scheiterte der kühne Versuch des venetianischen Kapitäns Jakob Coco, mit einem kleinen Geschwader die türkische Flotte Nachts zu überfallen und durch Seefeuer zu zerstören, in der Nacht zum 28. April, weil die Türken (wie es bestimmt heißt) von Galata aus bereits über den Plan unterrichtet waren. Eine Anzahl dabei in seine Gefangenschaft gerathener Italiener ließ der niederträchtige Mohammed enthaupten, was diesmal Konstantin durch Hinrichtung von 260 gefangenen Türken erwiderte. Ein anderer Versuch des Giustiniani persönlich die türkische Flotte anzugreifen, mißlang am 4. Mai.

Nichtsdestoweniger hielten die Vertheidiger noch immer trotz aller bei solchen Belagerungen mit ihren Leiden und Nothständen sich einstellenden Schwierigkeiten rüstig Stand, zumal man erfahren hatte, daß endlich in Italien eine Flotte zum Entsatz gerüstet wurde. In der That hatten die Venetianer zehn große Kriegsschiffe ausgerüstet, die Jakob Loredano in Verbindung mit einigen Schiffen des Pabstes und des Königs Alfons von Neapel nach dem Bosporus führen sollte; wir sehen später, daß sie viel zu spät ausliefen. Inzwischen aber drängten die Osmanen immer stärker von der Landseite her gegen die Ringmauern vor. Mit dem 7. März begann die Zeit, wo sie in gewaltigen Massen furchtbare Sturmangriffe auf die Nordhälfte der Werke versuchten; noch immer aber war die Besatzung stark genug, die vielen Feinde mit schweren Verlusten zurückzuschleudern, während auch die türkischen Schiffe gegen die jetzt von Aloysio Diedo befehligten christlichen nichts auszurichten vermochten. Der namentlich seit dem 16. Mai gegen die Werke vor dem Hebdomon und den Blachernen gerichtete Minenkrieg wurde von Johannes Grant mit Hilfe des griechischen Feuers in höchst erfolgreicher Weise erwidert und unwirksam gemacht. Auch die Anlage einer (am 19. Mai vollendeten) auf schwimmenden Fässern ruhenden Brücke (an der Stelle der heutigen innersten Brücke) über den Hafen, vom jetzigen Hasköi nach Aiwan-Serai-Kapussi, der Nordspitze von Stambul, erschütterte die Standhaftigkeit des Kaisers nicht. Dagegen hatte doch die unaufhörliche Arbeit des türkischen Geschützfeuers ihre Wirkung gethan, so daß der Sultan es endlich für gerathen hielt, zum allgemeinen Sturmangriff zu schreiten. Ein letzter Versuch, den heldenmüthigen

Konstantin, der in echter Größe mit der Stadt unterzugehen beschlossen hatte, zu freiwilliger Uebergabe zu bestimmen, scheiterte, und so wurde denn am 24. Mai der 29. dieses Monats für die große weltgeschichtliche Entscheidung bestimmt und den türkischen Truppen eine dreitägige Plünderung versprochen; alle bewegliche Beute sollte den Soldaten zufallen, nur die Mauern und öffentlichen Gebäude behielt Mohammed sich selbst vor.

Als auch Chalil-Pascha, der noch am 27. Mai umsonst den Sultan umzustimmen versucht, den Kaiser heimlich über die Beschlüsse Mohammeds unterrichtet hatte, trafen auch die Rhomäer am 28. Mai ihre letzten Maßregeln. Und als sie sahen, daß die türkische Flotte von der Hafenkette bis nach Blanga-Bostan die Seeseite umstellte und dasselbe im Hafen geschah; daß ferner mit 4 Uhr Nachmittags die Beschießung aufhörte, da ermunterte der Kaiser noch einmal in ergreifender Rede alle Befehlshaber, nahm dann in der Sofienkirche das Abendmahl, — „die Sterbesakramente des alten Reiches der Konstantiner", — bat in seinem Palast jeden um Verzeihung, und rüstete sich dann, um als Held zu sterben, da er nur noch seine Ehre retten, nicht aber die Ruinen der alten Größe vor dem Untersinken in einer Fluth des Blutes und der Greuel mehr schützen konnte.

Um 2 Uhr in der Nacht zum Dienstag den 29. Mai 1453 begann ohne besondere Signale der letzte Todeskampf der Rhomäer. Während in der Stadt überall die Sturmglocken erklangen und in allen Kirchen die Frauen auf den Knieen lagen und ihre Verzweiflung in heißen Gebeten ausströmten, gelang es den Griechen und Lateinern, den ersten Stoß der Osmanen glücklich zu pariren; es waren nur Truppen von geringerem Werth gewesen. Aber auch der zweite Anprall, den jetzt die unregelmäßigen Truppen unter Pauken- und Trommelschall gegen das Romanosthor, wo der Kaiser selbst stand, versuchten, scheiterte unter starken Verlusten der Osmanen. Ebensowenig richteten die Flottensoldaten an den Ufermauern aus. Da endlich ließ Mohammed die Janitscharen vorgehen, unterstützt durch das furchtbare Feuer seiner größten Geschütze. Noch immer hielten die Vertheidiger rüstig Stand, obwohl der Kampf wiederholt gefährlich schwankte und endlich 70,000 Türken wider sie im Gefecht standen. Bereits hatten die Angreifer furchtbare Verluste erlitten: da wurde der tapfere Giustiniani durch einen Pfeilschuß schwer verwundet. Der Schmerz raubte ihm Besinnung und Geistesgegenwart, er eilte nach dem Hafen, sich auf seinem Schiffe verbinden zu lassen. Die Verwirrung der Vertheidiger über diese unheilvolle Episode, die Saganos-Pascha sofort bemerkte und benutzte, machte es endlich einem Haufen der Janitscharen möglich, sich auf den Mauern festzusetzen. Und während des wüthenden Kampfes der Vertheidiger mit ihnen drang eine türkische Compagnie durch eine kleine Pforte südlich (unmittelbar links) am Hebdomon, die sog. Kerkoporta oder Xylokerkos, die am 27. Mai zu einem Ausfalle geöffnet und jetzt zu allem Unglück unverschlossen gefunden worden war, auf die Mauern und ging in der Richtung nach dem Thor von Adrianopel vor. Bald erheblich durch andere, mit Hilfe von Leitern



Darstellung einer Scene aus der Einnahme von Constantinopel.

Miniature in einem im Auftrage Ludwigs XI. von Frankreich zu Brüssel geschriebenen Manuscript. (Paris, Bibl. d. Arsenals; 109 hist.)



ihnen zuströmende Kameraden verstärkt, konnten sie endlich dem Kaiser in den Rücken fallen. Nun war alles verloren. Während die türkischen Kanonen in der Gegend des Hauptkampfes am Romanos- und Charsiasthor eine riesige Bresche öffneten, durch die nun die Sieger unaufhaltsam in die Stadt drangen, suchte und fand Konstantin, der wie ein gewöhnlicher Krieger focht, kämpfend den Heldentod. Und nun würgten die stürmenden Türken noch längere Zeit die Besatzungstruppen nieder, bis sie endlich die numerische Schwäche ihrer Gegner erkannten und das Gemetzel einstellten, um sich zur Plünderung zu wenden. So vermochten dann noch ziemlich viele tapfere Vertheidiger glücklich theils nach den Schiffen, theils nach Galata zu entkommen. Giustiniani, der noch auf seinem Schiffe die unheilvolle Nachricht erhielt, erreichte zwar Chios, starb aber vor Gram. Kardinal Isidor, der rüstig gefochten hatte, entkam als Sklave verkleidet nach Galata; auch Diedo erreichte mit einer Anzahl der Schiffe das ägäische Meer. Dagegen war Prinz Urchan (S. 585) auf der Flucht einem türkischen Schiffskapitän verrathen und sofort getödtet worden. Der Protovestiarius Phrantzes fiel mit seiner Familie als Sklave in die Hände des Oberstallmeisters des Sultans, während Mohammed nachher dem Lukas Notaras für den Augenblick Sicherheit gewährte. Mehr als 60,000 Einwohner wurden zu Gefangenen gemacht. Ein besonders klägliches Loos traf die vielen Tausende jedes Geschlechts, Alters und Standes, die seit 6 und 7 Uhr früh, wo die ersten Unglücksbotschaften in die Stadt drangen, nach der Sofienkirche geflüchtet waren und noch immer auf Grund alter Prophezeiungen den Sieg der Christen im letzten Moment erhofften. Hier schlugen die Sieger mit Aexten die Pforten ein, schleppten zahllose in die Gefangenschaft, eröffneten die massenhafte Entehrung der Knaben und Jungfrauen, zerschlugen und besudelten die Heiligthümer, aßen und tranken, fütterten ihre Pferde, und begannen die Schönheit des herrlichen Bauwerkes zu zerstören, bis endlich der Sultan selbst ihrem Treiben ein Ende machte.

Um 8 Uhr Morgens etwa waren die Türken zuerst in die Stadt gedrungen; um zwölf Uhr erfuhr Mohammed II., daß der große Traum seines Ehrgeizes zur Wahrheit geworden, die herrliche Stadt vollständig in seinen Händen war, und zog nun in Begleitung seiner Minister und seines Hofes durch das Thor von Adrianopel in die Stadt ein — nunmehr das Stambul der Osmanen — und nahm seinen Weg zuerst nach der Sofienkirche. Hier mußte einer der Mollahs in seiner Begleitung auf die Kanzel steigen und das Glaubensbekenntniß der Moslims verkünden: der Sultan selbst sprang auf den Altar und verrichtete sein Gebet, — der Dom Justinians war für den Islam in Besitz genommen. Dann wurde die Leiche des Kaisers Konstantin aufgesucht und durch den gefangenen Notaras anerkannt. Der Rumpf durfte mit kaiserlichen Ehren bestattet werden; in der Nähe der Wefa-Moschee, von einem Stein ohne Aufschrift bedeckt, unter dem Schatten eines Weidenbaumes befindet sich das Grab des edlen Helden; eine einfache

Lampe, von der Regierung mit Oel versehen, wird noch jetzt jeden Abend über demselben angezündet. Den Kopf aber des Kaisers ließ der Sultan abschlagen und auf dem Augusteum bis zum Abend aufstellen, um jedermann von dem Ausleben des Reiches zu überzeugen. Dann mußte Notaras, den der Sultan gütig behandelte und mit der Verwaltung der Stadt zu betrauen beabsichtigte, die Namen der angesehensten Hof- und Staatsbeamten mittheilen, welche, soweit sie gefangen waren, der Sultan von seinen Soldaten loskaufte.

Hatte Mohammed II. anfangs in der Glorie seines großen Sieges sich gemäßigt gezeigt, so brach am folgenden Tage (30. Mai) die schauerliche Seite seiner Natur in grellster Weise durch. Noch hatte er auf dem Rückwege nach seinem Lager aus der noch immer der Plünderung unterliegenden Stadt den verödeten Kaiserpalast der Blachernen besucht und bei dem Anblick der Stimmung, die ihn beherrschte, mit den Worten des persischen Dichters, nun der in Lapidarstyl gehaltenen Grabrede des Reiches der Konstantiner, Ausdruck gegeben:

„Die Spinne verrichtet Thürsteherdienste in des Kaisers Hallen,
Die Eule stimmt das Feldgeschrei in Afrasiabs Palast an!"

Dann aber schritt er zur Feier des Siegesfestmahles, welches sich unter dem doppelten Rausche des Weines und der wilden Siegesfreude zu einer Orgie gestaltete. Vom Weine berauscht forderte der Sultan, Notaras sollte seinen schönen vierzehnjährigen Sohn zum Gastmahl schicken. Der Grieche, der die Bedeutung dieser Forderung verstand, wollte den Knaben freiwillig weder zum moslemitischen Pagen, noch zum Lustgenossen des neuen Herrn ausliefern. Da erwachte in Mohammed die schreckliche Tigernatur, die seiner Geschichte ihr grausiges Colorit verliehen hat. Der Widerspruch des bisher mit Wohlwollen behandelten Notaras führte zu dem Befehl, ihn, seinen ältesten Sohn und seinen Schwiegersohn zu enthaupten. Und nun wurde[1]) noch mehr des unschuldigen Blutes durch des Sultans Henker vergossen, und eine Menge der Tages zuvor losgekauften vornehmen Gefangenen enthauptet, darunter auch der Venetianer Minotto und der katalanische Consul Juliano mit ihren Söhnen, die Knaben aber wie die Mädchen für des Sultans Harem in Beschlag genommen, darunter auch des Phrantzes schöne Töchter. Der letztere seinerseits fand später sammt seiner Frau die Möglichkeit, nach dem Peloponnes zu entkommen; andere vermochten nach Austoben auch dieses wilden Sturmes sich endlich wieder freizukaufen.

Vielleicht ebenfalls endlich am 30. Mai (möglicherweise aber erst anfangs Juni) wurde den Genuesen von Galata, — deren Podestà Angelo Giovanni Lomellino schon am 29. Mai die Schlüssel seiner Stadt an den Sultan geschickt, und unter denen dann Saganos-Pascha die neue Herrschaft

1) Nach Mordtmann a. a. O. S. 104, wäre Mohammed dazu noch besonders durch einen Ausländer aufgereizt worden, dessen Tochter er in seinem Harem hatte.

Mohammeds proklamirt hatte, — der durch Saganos entworfene Ferman des Sultans ausgestellt, der die künftige Stellung dieser Stadt ordnen sollte. Die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums wurde den Genuesern gewährt; ihre Söhne sollten nicht zu Janitscharen ausgehoben werden, ihre Kirchen und ihr Kultus ungestört bleiben; aber neue Kirchen durften nicht gebaut, Glocken und Simantra nicht mehr gebraucht werden. Türkische Einwohner und Truppen hatten die Stadt nicht zu betreten; ihren Verkehr sollten die Genuesen von Galata ohne Zölle und Hemmniß betreiben dürfen, dagegen die Kaufleute aus der Stadt Genua den gesetzlichen Zoll entrichten; die Bürger der Colonie wurden ferner der Zahlung der Kopfsteuer (des Kharadsch) unterworfen, durften sich aber einen Aeltesten wählen, der über die Erhaltung von Recht, Brauch und Gesetz im kaufmännischen Verkehr zu wachen hatte. Dagegen mußten die Genuesen ihre Geschütze, Waffen und Munition ausliefern, und zulassen daß ihre Wallgräben ausgefüllt und ihre Mauern auf der Landseite durch mehrfache Schleifungen militärisch unhaltbar gemacht wurden.[1])

Das waren die Nachrichten, welche die christliche (S. 587) Hilfsflotte erhielt, als sie wirklich (von Venedig noch überdem mit den denkbar vorsichtigsten Instruktionen in Sachen des Verfahrens gegenüber den Türken ausgestattet) im ägäischen Meere erschien und gerade zwei Tage nach dem Falle von Constantinopel in dem Hafen von Negroponte vor Anker ging. Die Mächte des Abendlandes hatten jetzt zu erwarten, was es bedeute, daß das uralte Bollwerk der Civilisation des Westens nun auch gefallen, daß das Haus Osman am Bosporus in den Platz eingetreten war, den die christlichen Nachfolger des großen Konstantin seit einem Jahrtausend gegen eine endlose Reihe von Feinden behauptet hatten.

---

1) Vgl. W. Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. Bd. II. S. 309 ff.

Schluß.

Die Osmanen von der Eroberung Constantinopels bis zum Ausgang Suleimans II.

Erstes Kapitel.

Sultan Mohammed II.

Der furchtbare Sieger blieb zunächst noch nicht in der neuen Hauptstadt seines Reiches, dem er endlich, nachdem er die Reste der altrömischen Erbschaft im Osten an sich gerissen, sein natürliches Centrum, seinen starken Schlußstein gegeben hatte. Am 18. Juni 1453 kehrte er vorläufig nach Adrianopel zurück; in Stambul blieb vorerst als Besatzung eine Janitscharenabtheilung von 1500 Mann unter Suleiman-Beg, der die Aufgabe erhielt, die Festungswerke der Stadt wieder in haltbaren Stand setzen zu lassen. Ehe aber der Sultan den Bosporus verließ, hatte er den festen Grund gelegt zu den Zuständen, wie sie seitdem für mehrere Jahrhunderte hier immer bestimmter sich ausbilden sollten.

Mohammed war viel zu einsichtig, um Constantinopel als öde Ruine liegen zu lassen; dann aber mußte das Verhältniß zu den Griechen sofort endgültig geregelt werden, zumal die Unterwerfung der noch unabhängigen Glieder dieses Volkes die Aufgabe einer ziemlich nahen Zukunft blieb. Je größer die Zahl der christlichen Unterthanen der Osmanen wurde, um so weniger war an deren vollständige Knechtung, Verdrängung oder gar Ausrottung zu denken. Es galt, das Verhältniß zu ihnen bleibend festzustellen. Es war nun namentlich der glänzende Scharfsinn des Eroberers von Constantinopel, der hier ein Verfahren gefunden hat, welches für mehrere Menschenalter die Stellung der Osmanen in erstaunlicher Weise gesichert, aber freilich im weiteren Verlauf auch wieder die Zustände erzeugt hat, die in der modernen Zeit die Lage des türkischen Volkes und Reiches wenigstens in Europa nahezu hoffnungslos erscheinen lassen. Die orientalische Praxis in solchen Fällen, der auch die Osmanen folgten, kam dabei dem Sultan sehr wesentlich zu Statten. Es war nicht seine Absicht, die „Rajahvölker" des Reiches im Detail zu regieren. Sitten, Bräuche, Religion, Sprache, inneres Leben derselben konnten unberührt bleiben, von der bureaukratischen Verwaltung und

der in die sämmtlichen inneren Verhältnisse des Volkes eindringenden Art der modernen Staaten war keine Rede. Aber zwischen dem osmanischen Herrenvolke und den beherrschten Stämmen blieb eine unüberschreitbare Kluft gezogen; an den Vortheilen der Osmanen, an Staats- und Heeresdienst hatte kein anderer Theil, als wer sich entschloß sein Volk und vor Allem seine Religion für immer aufzugeben, „Renegat", — also „Türke" zu werden. Die beste Kraft sollte den christlichen Unterthanen durch den scheußlichen „Knabenzins", also durch die wohlregulirte Aushebung zu steter Ergänzung des Janitscharenkorps ausgesogen, im Uebrigen die Rajah nur im Großen durch die türkischen Statthalter regiert, vor Allem aber ergiebig besteuert werden. Im Uebrigen schien es ein Akt klügster Politik, das griechisch-gläubige Volk durch seinen Klerus zu regieren, diesen Klerus für die Interessen der neuen Herrschaft, das Volk wiederum durch die staatliche Anerkennung seiner Hierarchie zu gewinnen. In dieser Richtung ist der junge Sultan, der die tiefgewurzelte Abneigung der griechischen Orthodoxie gegen die Lateiner nur zu gut kannte, unverzüglich vorgegangen, nachdem mit dem vierten Tage nach Erstürmung von Constantinopel gegenüber den Truppen die Zügel wieder fester angezogen, die allgemeine Ordnung wiederhergestellt worden war.

Da der Sitz des Patriarchen zur Zeit unbesetzt war, so hatte es keinerlei Schwierigkeit, die schroff orthodoxe und unionsfeindliche Partei unter den Rhomäern zur Herrschaft in ihrer Kirche zu bringen. Als neuer Patriarch wurde in Mohammeds Sinne jener (S. 582) als eifriger Gegner Plethons sogut wie der päbstlichen Ansprüche wohlbekannte Mönch (Georg Kurtesios Scholarios) Gennadios (geb. um 1400) durch die wenigen in der Stadt noch anwesenden Prälaten und Laien höheren Standes ernannt. Dem neuen Haupte nun der griechischen Kirche ließ der Sultan nicht allein alle Ehren in derselben Art erweisen und das feierliche Ceremoniell genau einhalten, wie dieses während der Zeit der griechischen Kaiserherrschaft uralter Brauch gewesen war: er verlieh dem Patriarchen auch eine sehr bedeutsame Machtstellung. Verfolgung der Christen wurde streng untersagt; durch Ferman erhielt der neue Patriarch für sich, für seine Nachfolger, für die ihm unterstehenden Bischöfe die Fortdauer der alten Rechte, Einkünfte und Exemtionen zugesagt. Mehr aber, Gennadios, der seine Kirche wieder auf dem Fuße reorganisiren konnte, wie sie bis zur Zeit des florentiner Concils (S. 556) bestanden hatte, sollte eine ausgedehnte kirchliche und Civilgewalt über sein Volk ausüben. Er konnte, da die Türken sich in die inneren Verhältnisse der Kirche nicht einmischten, nach seinem Belieben Synoden zusammenberufen, über kirchliche Streitfragen die Entscheidung angeben, und unter Zuziehung eines eigenen, aus den vornehmsten Klerikern und einer Anzahl namhafter Laien der Hauptstadt gebildeten Kapitels, welches wöchentlich zweimal zusammentrat, über alle vor ihn gebrachten Streitigkeiten zwischen Griechen sein Urtheil fällen, demselben auch im Falle des Widerspruches der Betheiligten durch die Drohung mit der Exkommunikation einen wuchtigen Nachdruck geben.

Freilich hatte diese neue Stellung für die Griechen auch ihre starken Schattenseiten. Natürlich hatte der Wille des Sultans auf die jedesmalige Wiederbesetzung des erledigten Patriarchensitzes den stärksten Einfluß; die Wahl der unter dem Vorsitz des Metropoliten von Heraklea zusammentretenden Versammlung der hohen Kleriker in Stambul und der Bischöfe der Nachbarschaft hatte thatsächlich immer nur eine formelle Bedeutung. Und wie der Sultan dem neuen Patriarchen erst die offizielle Bestätigung und den goldenen Hirtenstab verlieh; wie ohne sein Berat auch kein neu gewählter Bischof sein Amt antreten durfte: so blieb es auch das Recht des neuen fremden Gewalthabers, jeden Patriarchen, Bischof, Mönch oder Weltpriester in seinem Reiche nach seinem Gutdünken abzusetzen, zu verbannen oder zum Tode zu verurtheilen. Es war hernach die Schuld der Rhomäer selbst, daß sie, als erst Gennadios zu Ende d. J. 1458 sein Amt niedergelegt und sich in ein Kloster bei Seres zurückgezogen hatte, wo er 1460 starb, über der um den höchsten kirchlichen Sitz entbrennenden Rivalität zwischen der byzantinischen und der später (s. unten) entwickelten trapezuntischen Partei dahin kamen, für die Ernennung ihrer Patriarchen dem Sultan tributpflichtig zu werden. Der fünfte Patriarch, der trapezuntischen Symeon, der seine Wahl einer Intrigue seiner Freunde gegen seinen Vorgänger verdankte, erkaufte seine Stellung durch ein „Geschenk" von tausend Ducaten an den Sultan; daraus wurde natürlich auf der Stelle eine bleibende Abgabe für jede neue Bestätigung eines Patriarchen, die bald genug auf 2000 Ducaten sich steigerte, und zu welcher — ebenfalls durch die Schuld der intriganten Griechen selbst — nachher noch ein ebenso hoher jährlicher Tribut kam. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war die jährliche Abgabe der Patriarchen an den Hof bis auf 4100 Ducaten gestiegen.

Dagegen rettete doch die Vereinigung unter der Oberhoheit des Patriarchen, der gleichsam die Stelle des politischen Oberhauptes vertrat, und die Erhaltung ihrer Kirche den Rhomäern nicht nur die Möglichkeit, auch unter den neuen Verhältnissen ihren Gottesdienst fortsetzen, sondern auch ihre Existenz als Nation behaupten zu können. Es liegt jedoch nicht mehr innerhalb der Aufgabe dieses Buches, die außerordentliche Bedeutung näher zu erörtern, welche trotz aller Schäden und Intriguen, die sich an die rhomäische Hierarchie knüpfen, die anatolische Kirche für die Zusammenhaltung und die Rettung der griechischen Nationalität bis zu der Erhebung des J. 1821 gehabt hat. Zunächst übten die versöhnlichen Schritte des Sultans Mohammed II. auf die Griechen eine für die Stärkung des osmanischen Reiches sehr nützliche Wirkung aus — und zwar schon weit früher, ehe der Modus vivendi zwischen der griechischen Hierarchie und dem türkischen Hofe seine vollständige Ausbildung erreicht, und durch die Ueberlassung der Bulgaren zur Gräcisirung neue Stärkung gewonnen hatte. Sehr eifrige Anhänger Mohammeds wurden nach dessen thatsächlicher Entscheidung zu Gunsten der anatolischen Orthodoxie die Mönche des Athos (S. 578), die zwar einen ganz erheblichen

Tribut zahlten, sonst aber sehr glimpflich behandelt worden sind. Es war auch ein Mönch vom Athos, der bekannte Kritobulos von Imbros, der (seit 1468) die ersten siebzehn Jahre Mohammeds seit 1451 in fünf Büchern mit wahrer Begeisterung beschrieb, unbekümmert um die thatsächliche Zertrümmerung der griechischen Welt — und dieses panegyrische Werk mit einer selbst damals ungewöhnlichen „Geschmeidigkeit" dem für solche Huldigungen gar sehr empfänglichen Sultan zur Durchsicht und Beurtheilung schickte.

Der Sitz des Patriarchen war natürlich nicht mehr an die für den Islam in Beschlag genommene Sofienkirche geknüpft, sondern wurde zunächst bei der Erhebung des Gennadios nach der noch viel älteren Apostelkirche, der Gründung des großen Konstantin, in der nordwestlichen Hälfte der großen Stadt verlegt. Aber bei der Verödung dieser Gegend verlegte man schon 1455 mit des Sultans Zustimmung diesen Sitz weiter nordwestlich nach der über dem Fanar in einer wesentlich von Christen besetzten Gegend belegenen Klosterkirche der Pammakariste (d. h. der allerseligsten Jungfrau). Als nachmals 1591 unter Murad III. diese Kirche zu einer Moschee umgewandelt wurde, siedelte der Patriarch nach dem nördlichen Theile des Fanars selbst über, wo nicht fern von dem Ufer des Chrysokeras ein altes Frauenkloster zum Patriarchion umgebaut wurde, in dessen Hofe sich nun die Kirche des h. Georg erhebt, die noch jetzt den alten, reich mit Elfenbeinornamenten ausgelegten Patriarchenthron vom J. 1085 zeigt.

Ganz unmittelbar hatte die große Gunst, welche Mohammed II. dem Patriarchen gewährte, nun auch die Folge, daß die Griechen, wie er es wünschte, bald in größerer Zahl wieder in dem neuen Stambul unter seiner Herrschaft sich sammelten. Ihre Zahl war natürlich zuletzt sehr gesunken. Die Kalamitäten und die Auswanderung vor der Belagerung hatten die Einwohnerzahl stark verringert; viele Tausende waren durch die Leiden des Kriegszustandes und unter den Gräueln der Erstürmung umgekommen, die massenhafte Versklavung endlich und die allgemeine Flucht nach dem Sturme hatten nur noch die ärmere Volksklasse übrig gelassen, mit der der Sultan sich nicht begnügen konnte. Es wurde daher den Griechen zugleich mit der Ernennung des neuen Patriarchen (1. Juni 1453) bekannt gemacht, daß die bisherigen Einwohner aller Stände, die ausgewandert waren oder aus Furcht sich noch verborgen hielten, völlig frei nach Stambul zurückkehren und dort wie früher nach den Sitten und der Religion ihrer Väter ruhig und ohne Anfechtung leben könnten. Auch der Gebrauch ihrer Kirchen wurde den Christen gewährt, soweit diese nicht für den Islam in Beschlag genommen worden sind; (was allerdings im Laufe der Zeit in sehr ausgedehntem Grade geschehen ist). Auch das Osterfest sollten die Griechen, die nun in der That ziemlich schnell in Menge sich wieder einstellten, in ihrem Bezirk ungehindert begehen dürfen. Das neue Griechenviertel aber in dem türkischen Stambul wurde der sogenannte Fanar, ein Stadttheil in der nordwestlichen Hälfte der Stadt am südlichen (oder richtiger westlichen) Ufer des Goldenen Hornes; nach der heutigen

Topographie von Stambul südlich von dem Quartier Balat, nordöstlich von dem Bezirk Edrene-Kapusi und nördlich von Jeni-Kapu. Die Zahl aber und die Bedeutung der hier an ihr Patriarchat sich lehnenden Griechen nahm auch unter der osmanischen Herrschaft um so schneller zu, weil sich sehr viele Griechen aller Stämme unter den massenhaften neuen Einwohnern befanden, die Mohammed nach jeder seiner vielen weiteren Eroberungen zur Uebersiedelung nach dem Bosporus genöthigt hat. Noch bis zum September 1453 hatten aus den Städten am schwarzen Meere 5000 türkische und christliche Familien nach Stambul ziehen müssen; viele Bewohner von Adrianopel mußten diesem Beispiel folgen. Weiter aber sind 1454 etwa 4000 gefangene Serbier in und bei der neuen Reichshauptstadt angesiedelt worden; dasselbe Schicksal traf nach der Eroberung des Peloponnes 2000 Familien dieser Halbinsel. Aus Amastris, aus Lesbos, aus Kaffa, Phokäa, Sinope und Trapezunt, aus Euböa, Thasos und Samothrake sind mit der immer weiteren Ausdehnung der Macht des Sultans Massen der alten Einwohner, namentlich die begüterten, zur Auswanderung nach der Residenz gezwungen worden. So entstand am Bosporus allmählich eine neue Einwohnerschaft, die ein aus Osmanen, Griechen, Albanesen, Slawen (Serben, Bulgaren, Bosniaken) aus jüdischen und lazischen Elementen bunt zusammengesetztes Völkergemisch darstellte, und in welchem zuletzt kein Hauptglied des neuen weitgedehnten Reiches unvertreten geblieben ist.

So bedeutend aber das Gewicht der griechischen Bevölkerung auch unter der neuen Einwohnerschaft Stambuls gewesen ist; so viel auch sonst die späteren Sultane der Osmanen aus der noch nach ihrem Ausgange auf die asiatischen Nachfolger in merkwürdiger Weise einwirkenden Erbschaft der byzantinischen Kaiser angenommen haben, (wie denn auch, obwohl keineswegs ohne Widerspruch, angenommen wird, daß der berühmte Halbmond des türkischen Banners von dem Halbmond des alten Bildes der Jo-Kuh auf dem Molo des alten Hafens der Stadt Byzantion hergenommen sei,) — es war ganz im Sinne des neuen Beherrschers, wenn Stambul mehr und mehr einen asiatischen Charakter gewann. Je stärker nachmals die Macht der osmanischen Sultane auch ostwärts sich ausgedehnt hat, um so größer wurde natürlich der Strom der Asiaten aller Art, die als Ansiedler wie des reichen kaufmännischen Verkehrs halber die zu neuer Größe aufblühende Weltstadt erfüllten. Erst seit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts hat dagegen auch die Welt des Abendlandes wieder in der Weise wie unter den Paläologen in durchschlagender Art zu diesem reichen Völkerbilde eine Reihe neuer und energischer Farben geliefert. Es war also nur natürlich, wenn der gewaltige Nachlaß der vielhundertjährigen römischen, griechischen, fränkischen, christlichen Herrschaft am Bosporus allmählich zersetzt, vernutzt, von der asiatischen Ueberfluthung überschwemmt worden ist. Die vielen von ihren alten Bewohnern verlassenen Klöster wurden theils von Derwischen besetzt, theils zu Werkstätten für Handwerker bestimmt, oder auch blos zu Wohnhäusern umgebaut. Die christlichen Kirchen, die nach und nach für den



Innere Ansicht der Sophienkirche zu Constantinopel.



Islam in Besitz genommen worden sind, wurden mit türkischen Minarets besetzt; aus dem Innern nahm man die Bilder, Statuen und Zeichen des christlichen Gottesdienstes heraus, übertünchte die Mosaikbilder mit Kalk, und brachte an den Orten, nach denen sich die Gläubigen bei der Verrichtung ihrer Gebete zu wenden hatten, Nischen an. Besonders schmerzlich haben die Griechen namentlich den Verlust der herrlichen Sofienkirche empfunden, die nunmehr die Hauptmoschee von Stambul werden sollte. Hier wurden im Innern vor Allem die prachtvollen Mosaikbilder auf Goldgrund, welche die Gewölbe schmückten, überall, wo menschliche Figuren dargestellt waren, mit weißem Kalk übertüncht; dagegen mußte der Mihrab, (die Nische, welche den moslemitischen Betern die Kiblah, der Richtung nach Mekka, anzeigt) wegen der andern Art der Christen, ihre Kirchen zu orientiren, zwischen dem Mittel- und südlichen Seitenfenster der Apsis angebracht werden. Rechts von dem Mihrab wurde an dem großen südöstlichen Pfeiler der Kirche die moslemitische Kanzel, der Minber, angebracht, wo nunmehr die Freitagspredigten des Islam gehalten wurden; zur Erinnerung an die Eroberung dieser Kirche mit den Waffen hielt der Prediger dabei das Schwert in der Hand, wurden auch zu beiden Seiten der Kanzel zwei Fahnen aufgehängt. Der Kanzel gegenüber wurde die Sultansloge angebracht, mit vergoldetem Gitter. Unter den späteren Sultanen ist natürlich noch viel verändert worden; namentlich geht auf die Zeit Murads IV. (1623—1640) die Entstehung der riesenhaften, zum Theil mit 9 Meter langen Buchstaben in Goldschrift ausgeführten Inschriften aus dem Koran zurück, welche (ein Werk des damals gefeierten türkischen Kalligraphen Bitschakdschizade-Mustafa-Tschelebi) auf grünem Grunde, auf ungeheuren runden Schildern an den Wänden und Pfeilern der Kirche die Namen Allahs, des Propheten und der ersten Khalifen, von Segenssprüchen begleitet enthalten. Im Scheitel der Riesenkuppel wurde der Koranvers angebracht, welchen Mohammed II. ausgerufen hatte, als er zuerst bei seinem Einzuge in Constantinopel in die Kirche eintritt: „Allah ist das Licht des Himmels und der Erde!" Weit mehr hat sich das Aeußere der Kirche verändert. Das erste Minaret ließ Mohammed II. selbst aufsetzen; unter Selim II. (1566—1574) wurde das zweite, unter dessen Nachfolger Murad III. noch zwei andere hinzugefügt, während unter demselben Sultan auch noch auf der Hauptkuppel ein gewaltiger, 30 Meter im Durchmesser haltender Halbmond von Erz aufgepflanzt worden ist. Erheblich entstellt wurde das Aeußere des großen Gotteshauses allmählich durch die Anlage großer Strebemassen, die man gegen die Umfassungsmauern aufthürmte; durch Wegräumung oder Umgestaltung ehemaliger Nebenräume, und durch die Hinzufügung von Medresses, wie auch von Turbes (oder türkischen Mausoleen). In solcher Art wurde aus dem alten (S. 86) Skenophylakion ein Magazin von Speisevorräthen für die daneben angelegte Armenküche; das alte Baptisterium wurde zuerst als Oelmagazin verwendet, später zum Mausoleum der Sultane Mustafa I. und Ibrahim (in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts) umgestaltet,

während für Selim II., Murad III. und Mohammed III. (1595—1603) und ihre Familien in der Nähe neue Turben errichtet wurden.

Während nun allmählich die beweglichen Reste der byzantinischen Zeit (soviel ihrer einst die Lateiner übrig gelassen) nach einander verschwanden; während die Standbilder von Erz zu Kanonen umgegossen, die Kupferbekleidungen der Obelisken zu Münzen verbraucht, die Sarkophage der Kaiser und Kaiserinnen in Fontänen, die Kirche der h. Irene zu einem Arsenal verwendet, der alte Hippodrom aber seiner zu osmanischen Neubauten verwendeter Steineinfassungen entkleidet und (als der neue türkische Atmeidan) als bequemer Raum benutzt wurde, wo die Pagen des Sultans ihre Rosse tummelten und sich im Werfen des Dscherid übten, hat Mohammed II. persönlich den Anstoß zu erheblichen glänzenden neuen Großbauten im Geschmack seines Volkes gegeben.

Auf der einen Seite wurden (vgl. S. 595) schon i. J. 1455 die Griechen veranlaßt, die Apostelkirche abzutreten; diese ließ der Sultan dann abbrechen und auf dem Boden nachher (1463—1469) durch den griechischen Baumeister Christodulos die prachtvolle Moschee erbauen, die des Sultans Namen trägt und als die Perle der heiligen Baukunst der Osmanen gilt. Die Moschee hat zwei schlanke Minarets und eine mächtig hohe Hauptkuppel, an die sich vier Halbkuppeln und eine Menge kleiner Nebenkuppeln anschließen. Das Innere, so urtheilen die Kenner der Monumente Stambuls, zeigt eine grandiose Einfachheit. Die große Zahl der in sechs Reihen über einander geordneten Fenster verbreitet eine ungemeine Helligkeit. Rechts von der Hauptpforte wurde in goldenen Buchstaben auf einer Marmortafel die Weissagung des Propheten aufgezeichnet: „Sie werden Konstantinopel erobern! Glücklich der Fürst, glücklich das Heer, die solches vollbringen werden!" Nach dem Gesetz und Brauch des Islam wurde diese Moschee (und mit ihr die andern durch den Eroberer und die späteren Sultane gegründeten) aber auch Mittelpunkte anderer großer wohlthätiger Anlagen. Hörsäle für Vorlesungen aus dem Koran, Bibliotheken, Studentenwohnungen, Schulen für Kinder, Armenküchen, Bäder, Hospitäler, Brunnen, Herbergen für Reisende gehörten zu dem System dieser Gotteshäuser. Noch eilf andere Moscheen hat der große Eroberer in Stambul ins Leben gerufen; besonders interessant ist unter diesen die den Moslims ganz besonders heilige Ejub-Moschee, die Mohammed über dem Grabe des alten Helden dieses Namens (S. 59) in elegantem Style prachtvoll aus weißem Marmor erbauen ließ; das Grab Ejubs wurde mit Ampeln, Kronen und Leuchtern aus edlem Metall kostbar geschmückt, die Moschee selbst aber dazu bestimmt, daß hier nunmehr die späteren Sultane jedesmal nach ihrer Thronbesteigung feierlich mit Osmans Schwert umgürtet werden sollten. Mit Einschluß der uralten Apostelkirche haben ihm zur Schöpfung seiner Moscheen die Griechen acht ihrer kirchlichen Bauten abtreten müssen, denen im Laufe der späteren Zeiten noch viele andere gefolgt sind. Unter den altberühmten und in der Geschichte der Rhomäer oft genannten

christlichen Monumentalbauten sind in solcher Weise unter andern die Kirche St. Theotokos (S. 201) in die Seïrek-Dschami in der Nähe des Handelshafens, die dem Erlöser geweihte Klosterkirche Chora in der Nähe des Adrianopler Thores in die Kahrije-Dschami, die alte Basilika (wohl die älteste der heiligen Bauten in Stambul) des heil. Johannes aus d. J. 463, die Kirche des (S. 121) Klosters Studion am Gestade der Propontis nordöstlich vom Kyklobion in die Emir-Achor-Dschamisi; (neben der Schöpfung der Mutter des Alexios I., der Pantepopte) ferner die oft erwähnte Stiftung des Kaisers Johannes I. Komnenos und seiner Gemahlin Irene, das Mausoleum des Kaisers Manuel Komnenos, das Kloster Pantokrator in die Kilisse-Dschami, die uralte Kirche des h. Sergius in die Kütschük-Aja-Sofia verwandelt worden. Wir werden später finden, wie sich unter Mohammeds II. Nachfolgern immer neue Prachtmoscheen an die ältern Bauten angereiht haben, von denen bei großer Aehnlichkeit der inneren Einrichtung jede durch eigenartige Schönheit sich auszeichnet, ihre eigenen Legenden und ihre speziellen Vorrechte besitzt.

Weit ausgedehnter aber sind Mohammeds II. Bauten zu weltlichen Zwecken gewesen. Abgesehen von der Herstellung der Stadtmauern, bei welcher auch 1468 das alte Kyklobion an der Südwestecke von Stambul zu dem türkischen Jedikulle, dem von einem furchtbar unheimlichen Nimbus des Blutgeruches und aller Gespenster der Hölle umgebenen „Schloß der Sieben Thürme" umgestaltet wurde — dem schauerlichen Staatsgefängniß, dem Schauplatz geheimnißvoller Hinrichtungen, und bis 1798 auch dem Kerker, in welchen die souveräne Brutalität der Osmanen die Gesandten der fremden Mächte warf, mit denen sie Krieg führten: so waren umfassende Hafenanlagen mit Schiffswerften und Arsenal, und die Markthallen des alten Besestan (Mittelpunkt des Bazars) sehr wesentlich sein Werk.

Mohammed II. gab aber auch den Anstoß zu der Anlage der neuen Schloßbauten, die bis auf die Mitte unseres Jahrhunderts herab, nämlich bis auf Abdul-Medschids Uebersiedelung nach Dolma-Bagtsche, der Schauplatz einer unermeßlichen Reihe theils historisch hoch interessanter, theils blutig schauerlicher, theils grotesk romantischer Ereignisse zu werden bestimmt waren, und für eine halbe Welt dieselbe Bedeutung gewonnen haben, wie einst die Paläste der Nachfolger des ersten Theodosius und der spätern Byzantiner bis zur Zeit des Manuel Komnenos. Seitdem nämlich der letztgenannte Kaiser die Residenz von den Ufern des Bosporus, aus der Südostecke der Halbinsel, welche Konstantinopel trägt, bleibend nach den Blachernen verlegt hatte, war das bunte Aggregat von Hallen, Höfen, Palästen, Kirchen, Gärten und Villen, welches als das Ergebniß der Arbeit vieler baulustiger Regenten endlich als das Kaiserschloß der Rhomäer dastand, immer mehr in Verfall gerathen und hatte endlich, etwa das Kastell Bukoleon ausgenommen, wesentlich als Steinbruch für neue Bauten, namentlich unter den Paläologen gedient. Die türkischen Eroberer fanden also hier nichts mehr von Bedeutung

vor, wohl aber gedachte Sultan Mohammed II. seine Residenz wieder nach der Ostseite von Stambul zu verlegen. Vorübergehend blieb Adrianopel noch der Sitz der Regierung; aber schon 1454 begann auf des Sultans Befehl der Bau des neuen Palastes in seiner neuen Hauptstadt. Zunächst hat Mohammed seinen Sitz in den Räumen genommen, die (später das „Alte oder Eski-Serai" genannt) heute nicht mehr vorhanden, auf dem Platze für ihn eingerichtet waren, der jetzt das Gebäude des türkischen Kriegsministeriums (das sogen. Serasfierat) trägt, südsüdwestlich von dem Bazar. Indessen begann schon unter Mohammed II. die Anlage der Bauten, die später in ihrer Vollendung und als Sitz der späteren Sultane unter dem Namen des „Neuen oder Jeni-Serai" bekannt sind, den diese erst seit Abdul-Medschids Tagen in unserer Zeit mit dem des „alten" vertauscht haben. Dieses neue Serai umfaßte im Gegensatz zu dem Kaiserschloß der Rhomäer den nordöstlichen Theil der in den Bosporus und die Propontis vorspringenden Landspitze der byzantischen Halbinsel: die Gegend, die früher (großentheils) das vorchristliche Byzantion und dessen Burg, später die Kirchen des h. Demetrios und der Hodegetria, wie auch die Paläste der Großwürdenträger des griechischen Reiches getragen hat. Nur ein sehr kleiner Theil des früher zu dem Schloß der griechischen Kaiser gehörigen Areals ist in die Ummauerung des neuen Serai hineingezogen worden, welches im Uebrigen in seiner Anlage große Aehnlichkeit mit dem griechischen hatte und ebenfalls aus einem Aggregat sehr verschiedenartiger Bauten und Gärten besteht: seiner Zeit zugleich Residenz, Festung und Heiligthum, auf dem schönsten und durch seine Lage begünstigtsten aller Hügel Stambuls. Den Hügel des Serai umschließt eine hohe zinnengekrönte Mauer mit starken Thürmen. Am Gestade war sie zugleich die Ringmauer der Stadt; die Umfassung auf der Landseite hat Mohammed II. errichtet, sie scheidet die Höhe des Serai von der, welche südwestlich davon die (nördlich von der Aja-Sofia belegene) prachtvolle Moschee Nuri-Osmanije krönt. Dieses ist der große äußere Gürtel des Seraihügels, während das eigentliche Serai auf der Höhe seinerseits wieder von inneren Mauern umschlossen wird. Drei Thore führen von der Landseite durch diese Außenmauer: Demirkapu (auf der nördlichen Hälfte der Westseite), Souk-Tschesme-Kapusi (südwestlich, gegenüber der Nuri-Osmanije) und das durch Mohammed II. 1478 erbaute Bab-i-Humajun oder „kaiserliche Thor" auf der Südseite, wo die Köpfe hingerichteter Paschas aufgesteckt wurden. Durch dieses Thor erreicht man den großen ersten Hof des Serai (den Janitscharenhof) mit der Münze und der alten Kirche der h. Irene, mit dem Hospitale und den Küchen des Schlosses, mit der öffentlichen Schatzkammer, mit verschiedenen Kasernen und Häusern hoher Hofbeamten, wie auch mit einer riesigen Platane, die später eine blutige Berühmtheit als der Punkt gewonnen hat, wo die meuterischen Janitscharen bei ihren schrecklichen Revolutionen sich zusammenrotteten. Hier sieht man noch heute zwei kleine Steinsäulen, auf denen schuldig befundene Wessirs enthauptet wurden. Die innere Mauer durchschreitet man



Palast Dolma=Bagtsche.

in der Regel durch das „mittlere Thor", Orta-Kapussi, welches in den zweiten Hof des Serai führt. Es ist mit Säulen geschmückt, auf jeder Seite von einem Thurm mit spitzem Dach flankirt, und wird durch zwei Pforten geschlossen, zwischen denen die Henkerstube oder Tschellád-Odasi lag. Hier wurden die in Ungnade gefallenen Wessirs und Paschas von den Henkern ergriffen und hingerichtet. Vor dem Thore mußten an dem Binek-taschi genannten Steine alle Würdenträger, sowie auch die fremden Gesandten absteigen, um dann zu Fuß durch den zweiten Hof zu schreiten, — die Gesandten oft demüthig warten, bis sie die Erlaubniß erhielten, den zweiten Hof zu betreten. Endlich gelangte man durch ein drittes Thor, Babi-Seádet („Thor der Glückseligkeit") in das Innerste, wo nun die für die Staatsgeschäfte bestimmten Räume, darunter später der berühmte, durch Suleiman den Großen erbaute, prachtvolle Ars-Odasi, der Thronsaal oder Saal des Diwans, das fürstliche Schatzhaus, und alle weiteren für die Hofhaltung und das Privatleben der Sultane bestimmten Räumlichkeiten, und die anmuthigen Gärten des Schloßbezirks sich befanden. Noch aber sei erwähnt, daß bei dem äußeren Seraithore Souk-Tschesme-Kapusi sich die sogenannte Hohe Pforte befindet (türkisch Bab-i-âli, vom Volke gewöhnlich Pascha-Kapusi genannt) der Sitz des Großwessirs. Ursprünglich schon den Persern der Achämenidenzeit eigenthümlich; seit der Zeit des Nomadenthums an das Zelt des Emirs, dann an dessen Residenz geknüpft, ist der Name der „Pforte" in Europa namentlich in dem diplomatischen Styl die geläufige Bezeichnung für die Türkei als politische Macht geworden, zumal seit dem späteren Zurücktreten der Sultane vor ihren Großwessirs.

Neben solchen Großbauten der Sultane hat dann auch die Stadt Stambul mehr und mehr ein orientalisches Aussehen angenommen; auch in der Art, daß die verschiedenen Stadtviertel in verschiedenen Farben erschienen. Die osmanischen Quartiere schimmerten gelb und rosa (außer den öffentlichen und heiligen Gebäuden, die schneeweiß leuchteten); die Häuser der Armenier waren hellgrau, das Griechenviertel dunkelgrau, das Judenquartier violett angestrichen. Ueberall dominirte zunächst bei den türkischen Bauten der arabisch-persische Mischstyl, ehe man die byzantinische Architektur nachzuahmen begann; dauernd aber die Freude der Türken an Blumen und an Gärten mit ihren anmuthigen Kiosken.

Nach der Eroberung von Constantinopel konnte Sultan Mohammed II. auf der Bahn der weiteren Machtausdehnung nicht mehr stehen bleiben. Sein unersättlicher persönlicher Ehrgeiz; die Nothwendigkeit, sein Heer zu beschäftigen; und die doppelte Aufgabe, einerseits das noch immer unfertige Reich auszurunden, die zwischen den Gliedern desselben zerstreuten noch unabhängigen griechischen, albanesischen und südslawischen Länder auf der weiten Linie von Venedigs Grenzen bis nach Trapezunt unter die natürliche Centralhauptstadt der Levante zu beugen, anderseits den stärkeren Mächten des Westens wie

des Ostens, die seine gebornen Gegner waren, also namentlich Venedig und Persien, kraftvoll die Spitze zu bieten, machte seine ganze weitere Regierung zu einer fast ununterbrochenen Laufbahn eines furchtbaren Kriegsfürsten, dessen ungeheure Stärke durch die Triumphe d. J. 1453, auch noch abgesehen von der staunenden Bewunderung seitens der moslemitischen Völker, mehr als verdoppelt erschien.

Der Eindruck zunächst des Unterganges des letzten griechischen Kaisers auf die christliche Welt war im höchsten Grade niederschlagend. Aber man ist auch damals in den Ländern des Westens, wo man von der furchtbaren, von Stambul her ihnen sich vorbereitenden Gefahr noch immer keine rechte Vorstellung hatte, im Ganzen über müßige Klagen und eine tiefe, aber schließlich ziellose Bewegung nicht hinausgekommen. Wohl ertönten von verschiedenen Seiten her die Stimmen, welche die Fürsten und Völker des Abendlandes um Hilfe für die vor der osmanischen Fluth versinkenden Griechen bald flehentlich, bald im Tone der politischen Erwägung, bald in Gestalt flammender Kreuzpredigten anriefen. Der (uns seiner Person nach unbekannte oder doch nicht sicher bekannte) griechische Dichter des „Threnos", nämlich eines stürmischen Trauerliedes über den Fall der alten Stadt Konstantins; Andronikos Kallistos von Thessalonike; die Kardinäle Bessarion und Isidor versuchten freilich die ganze Kraft ihrer Beredtsamkeit gegenüber Rom und den Italienern. Die Ritter von Rhodos forderten mit warmen Worten die christlichen Fürsten auf, nun endlich gegen die Osmanen zu den Waffen zu greifen. Rechten Anklang fanden diese Beschwörungen aber nur in Rom. Allein der Pabst Nicolaus V. war selbst ohne materielle Mittel; die politische Lage Italiens war so wenig wie die des übrigen Europa zu gemeinsamem Vorgehen geeignet. Die Kreuzzugsmahnungen und Bullen des Pabstes und die feurige Beredtsamkeit des berühmten Aeneas Sylvius, damals Bischof von Siena, blieben ohne die erwartete Wirkung. Frankreich war durch die Besorgnisse von England und durch die Spannung zwischen König Karl VII. und dem Herzog Philipp von Burgund gelähmt. Im deutschen Reiche kam man ebenfalls zu keinen einheitlichen oder auch nur irgendwie bestimmten Beschlüssen, und auch der auf den am 24. März 1455 verstorbenen Nicolaus folgende neue (spanische) Pabst Calixtus III., so viel Feuereifer er immerhin entfaltete, sah sich doch vorzugsweise auf die ungestüme Beredtsamkeit des berühmtesten und wirksamsten Kreuzpredigers dieser Zeit, des Minoriten Johann von Capistrano angewiesen, die nachher wenigstens den tapfern Magyaren zu Gute gekommen ist. Wie seit Alters, so blieb die Abwehr der wie ein fressendes Feuer um sich greifenden Macht der Osmanen den Magyaren und Albanesen überlassen. Venedig zählte unglücklicherweise zur Zeit nicht mit.

Trotz einer eindringlichen Rede des feurigen Dogen Francesco Foscari vermochte sich die Republik der Lagunen, deren Führer Ende Juni 1453 die ausführlichen Nachrichten über die Katastrophe von Constantinopel erhielten, nicht entschließen, die Ermordung ihres Bailo und die schweren materiellen

Verluste ihrer Colonie am Goldenen Horn sofort durch Eröffnung des Krieges gegen Mohammed II. zu rächen. Der noch immer fortbrennende, furchtbar kostspielige Krieg mit Francesco Sforza von Milano, der erst im April 1454 zu Venedigs Vortheil durch den Frieden von Lodi beendigt wurde, machte es den klugen Handelsfürsten unrathsam, in einer Zeit auch noch die Sicherheit ihrer Inseln im ägäischen Meer und die großen merkantilen Interessen in der Levante durch einen schweren Kampf mit den Türken zu gefährden, wo es schon seit längerer Zeit erhebliche Mühe kostete, den syrisch-ägyptischen Verkehr ohne beständig wiederkehrende Störungen zu behaupten. Venedig beschränkte sich also darauf, durch die (S. 591) nach dem ägäischen Meer geschickte Flotte seine Besitzungen und die christlichen Inseln zu decken, und trat durch seinen Agenten Bartolommeo Marcello in Adrianopel mit Mohammed II. in Unterhandlungen ein, die wirklich (unter Einschluß des Herzogs von Naxos als eines der Pforte nicht tributpflichtigen Fürsten) zum Abschluß des Vertrages vom 18. April 1454 führten. Derselbe war für die Venetianer noch immer erträglich: nach wie vor durften sie einen Bailo nach Stambul schicken, der als Vorstand seiner dort angesiedelten Landsleute die Civilgerichtsbarkeit wahrnehmen sollte; der Verkehr der Venetianer nach und in Stambul sollte ungestört bleiben, von allen zur Ausfuhr gekauften und für alle wirklich verkauften eingeführten Waaren ein Zoll von zwei Prozent entrichtet werden; muselmanische Sklaven endlich sollten niemals als Handelsartikel in den Händen eines Venetianers sein.

Mochte nun auch Vieles in den neuen Verhältnissen zwischen der Republik und der Pforte sich auf dem Pergament noch besser ausnehmen, als in der Praxis; mochten immerhin die Venetianer, wie früher durch die Intriguen und die Plackereien der Griechen, so jetzt durch die Anmaßung und die brutale Leidenschaft der Osmanen viel Unbequemlichkeit haben: einstweilen hatten sie doch erträgliche Verhältnisse zu dem Reiche der Osmanen gewonnen. Das freilich konnten auch sie sich nicht verhehlen, daß bei Mohammeds II. und seines Volkes noch immer ungezähmtem Eroberungstriebe auch für sie die Zeit eines großen Kampfes mit diesem Machthaber unvermeidlich werde kommen müssen, für den der Sultan auf seiner Seeseite schon jetzt rüstete, indem er mit Eifer die Ausbildung seiner Flotte förderte und den Hellespont (jetzt die Dardanellen) durch feste Schlösser mit schweren Geschützen sperrte. Jedenfalls hielt es die Signoria in der nächsten Zeit für geboten, sich an den allzeit schattenhaften Projekten anderer Mächte gegen die Osmanen nicht zu betheiligen.

Während nun nach dem Fall von Constantinopel einerseits die Zahl hochgebildeter Griechen erheblich sich mehrte, die nach Italien auswanderten und in diesem Lande durch Bessarion und andere Gönner vielfach gefördert, zu ihren dort schon angesiedelten Landsleuten gesellt, als namhafte Lehrer und Pfleger der Wissenschaft für die zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts die Träger einer eigenthümlichen italienisch-hellenischen Bildungs-

weise wurden (unter ihnen neben den früher, S. 576, genannten namentlich noch Männer wie Johannes Argyropulos aus Constantinopel, Andronikos Kallistos aus Thessalonike, Konstantin und Janos Laskaris hervorzuheben), sahen sich andererseits die sämmtlichen kleinen Staaten innerhalb der Machtsphäre des Sultans in sehr gedrückter Lage. Alle fühlten, daß sie über kurz oder lang verschlungen werden würden; so suchten sie sich einstweilen durch rasches Eingehen auf die neuen Forderungen Mohammeds zu sichern, der von ihren Gesandten, als sie ihm in Adrianopel die angstvollen Glückwünsche zu seiner glänzenden Eroberung darbrachten, überall namhafte Erhöhungen der bereits bestehenden Tribute begehrte. So mußte das Haus Gattilusio auf Lesbos nunmehr 3000, die Maona von Chios (statt 4000) jetzt 6000, das durch Aufnahme mehrerer vornehmer Flüchtlinge aus Constantinopel kompromittirte Ragusa (statt 1500) jetzt 3000 Ducaten jährlich bezahlen. Der Kaiser Johannes IV. von Trapezunt, der sich[1]) unbesonnen genug in der Zeit vor dem Falle von Constantinopel den Osmanen feindlich gezeigt hatte,

1) Der Großkomnene Manuel III. von Trapezunt (S. 528) hatte den Tod des Mongolenkhans Timur und die nach diesem Ereigniß eintretenden inneren Unruhen in dessen Reiche benutzt, um sich wieder ganz unabhängig zu machen. Als er dann 1417 starb, folgte ihm sein und der georgischen Prinzessin Eudokia Sohn Alexios IV., der sich demnächst durch den Machtaufschwung des alten turkomanischen Khans Kara-Jussuf (S. 526) von der Horde der schwarzen Schafe (der nach Timurs Tode siegreich die Mongolen vor sich her getrieben, Tavris zu seiner Hauptstadt gemacht, und die mit den Großkomnenen befreundeten Fürsten von Ersendschan (S. 526) vertrieben, die Turkomanen der Horde der weißen Schafe geschlagen hatte) genöthigt sah, diesem Machthaber tributär zu werden und ihm seine schöne Tochter als Gemahlin seines Sohnes zuzusenden. Als Kara-Jussuf i. J. 1420 plötzlich starb, löste sich seine Macht sofort auf und Trapezunt wurde wieder unabhängig. Nur daß dann Alexios IV. in Ueppigkeit und Müßiggang verfiel. Zuletzt fand er ein gewaltsames Ende. Sein und der Theodora Kantakuzena Sohn Johannes IV. (Kalojohannes), bereits des Vaters Mitregent, hatte bereits früher einmal die Liebschaft seiner Mutter mit dem Protovestiarius des Reiches durch Ermordung dieses Mannes gerächt, dabei aber seine Eltern in Haft gelegt. Damals zwangen Adel und Volk der Residenz den jungen Prinzen, die Eltern wieder freizugeben und nach Georgien zu fliehen, wo er eine Tochter des Königs zur Frau gewann, während in Trapezunt sein Bruder Alexander als Kronprinz designirt wurde. Zwanzig Jahre später (1446), — als bereits einmal i. J. 1442 der türkische Sultan Murad II. einen vergeblichen Angriff zur See auf die Stadt Trapezunt versucht hatte, — nach Alexanders Ableben, knüpfte Kalojohannes heimlich Verbindungen an mit der seinem Vater feindlichen Familie Kabasites und drang von Kaffa aus zu Wasser mit einem Heer geworbener Söldner in seines Vaters Reich ein, wo er zu Kordyle eine feste Stellung besetzte. Als aber ihm niemand zuzog, vielmehr Alexios IV. mit starker Kriegsmacht wider ihn ausrückte und bei Achantos lagerte: da wurde der alte Kaiser eines Nachts durch zwei Emissäre seines Sohnes in seinem Zelte ermordet. Nun freilich fiel das Reich dem Johannes IV. zu; aber er mußte wenigstens die Mörder bestrafen: (amtliche Lesart war, sie hätten den Greis nur gefangen nehmen, nicht tödten sollen;) der eine verlor die Hand, der andere die Augen. Natürlich war aber auch dieses Reich gegenüber der osmanischen Macht unhaltbar, sobald die Sultane nur ernsthaft zugreifen wollten; der Hof, der Adel, der Klerus und das Volk sind hier nicht besser und kräftiger als zu Constantinopel. Noch allerdings ist es dem Kaiser Johannes IV.

war durch die Angriffe des Statthalters von Amasia, Chitirbeg, in einer Zeit, wo die Pest in den trapezuntischen Landen schlimme Verheerungen anrichtete, schwer bedrängt worden. Jetzt entschloß er sich mit Mohammed II. seinen Frieden zu machen, der ihn, durch seinen Bruder David vermittelt, nun auch der Hoheit der Pforte unterwarf und ihn nöthigte, jährlich 3000 Ducaten Tribut nach Stambul zu entrichten. Die Paläologen endlich im Peloponnes, die schon jetzt ihren Sturz unmittelbar vor Augen glaubten, gewannen noch einmal durch ein Geschenk von 10,000 Ducaten und andere Demüthigungen eine Gnadenfrist, die seit dem Herbst 1453 der alte Phrantzes (S. 590) mit dem Fürsten Thomas theilte. Ja, sie mußten den Osmanen noch dankbar sein, weil ihnen der alte Turachan von Thessalien gegen die Albanesen, die damals im Peloponnes die Hälfte der Einwohnerzahl ausmachten und auf Grund harten Steuerdruckes im Sommer 1453 einen großen, auf Vertreibung der Griechen aus der Halbinsel berechneten Aufstand begonnen hatten, im December 1453 und noch nachdrücklicher im Sommer und Herbst 1454 höchst erfolgreiche Hilfe leistete.

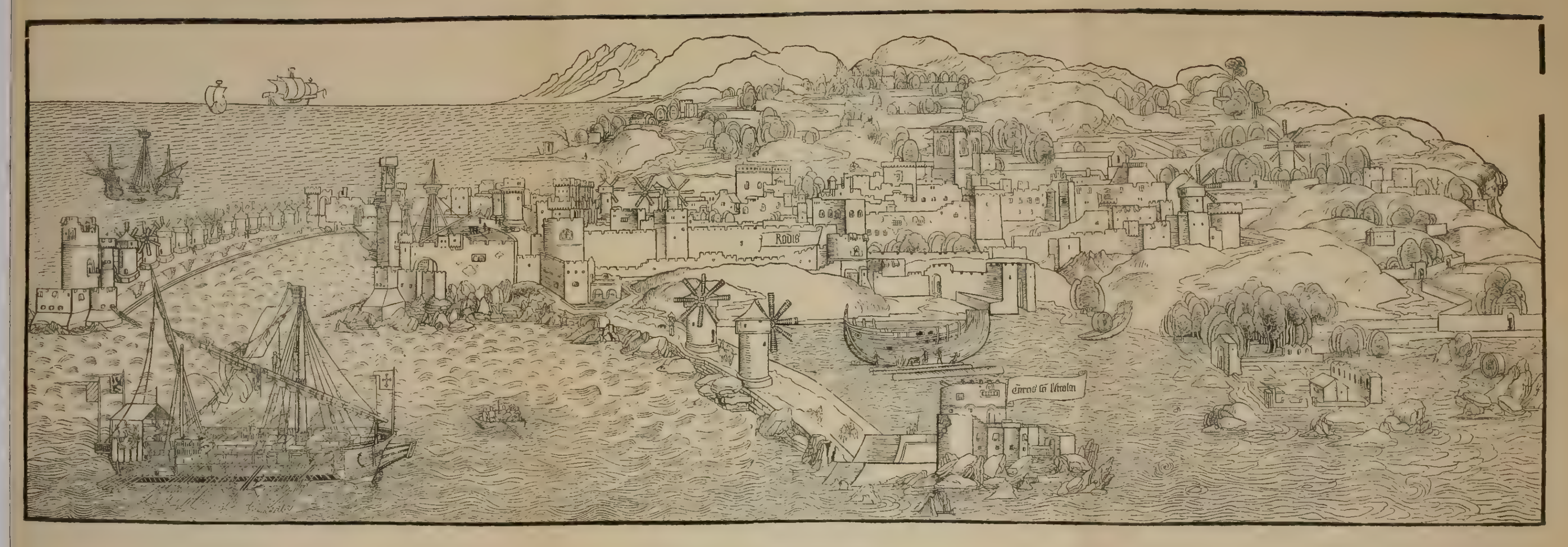
Die ersten großen Feldzüge richtete Sultan Mohammed nach dem Fall von Constantinopel gegen seine nördlichen Grenznachbarn. Als seinen ebenbürtigen Gegner, neben dem einen Skanderbeg, erkannte er mit richtigem Blick den alten Helden Hunyad. Mit diesem Staatsmanne war es schon während und wegen des Angriffes auf Constantinopel zum diplomatischen Bruch gekommen. Um nun die späteren Kämpfe gegen die Magyaren politisch und militärisch in möglichst gesicherter Lage führen zu können, sollte vor Allem Serbien vollständig unterjocht werden. Allerdings hatte gleich nach dem Untergange des letzten griechischen Kaisers der alte Georg Brankowitsch sich entschlossen, einen jährlichen Tribut von 12,000 Ducaten zu entrichten. Das hinderte aber den Sultan keinen Augenblick, sobald er überall die Arme frei hatte, den Bruch zu vollziehen. Schon im Frühjahr 1454 richtete er, gestützt auf die verwandtschaftlichen Beziehungen seiner Dynastie zu der früheren serbischen Königsfamilie Lazarewitsch, an Georg die Aufforderung, Serbien gegen eine mäßige territoriale Entschädigung ihm abzutreten, — wolle er das nicht, so sei der Krieg unvermeidlich. Unter solchen Umständen ergriff Georg unverzüglich die Flucht, um bei Hunyad die Hilfe zu suchen, die ihm auch nicht versagt wurde. Denn dieser alte Held, der (nachdem im J. 1453 kurz vor dem Falle Constantinopels der junge König Ladislaus selbst die Herrschaft in Ungarn angetreten hatte) zu Anfang des J. 1454 auf dem Reichstage zu Buda zum Generalkapitän des Reiches ernannt worden war, hatte bereits Angesichts der drohenden Zeitlage ein tüchtiges Heer gerüstet, mit welchem er nun, als die Nachricht kam, daß

gelungen, die gefährlichen Angriffe des moslemitischen Scheichs von Ertebil kräftig zurückzuschlagen; seine Politik dagegen gegenüber dem Sultan Mohammed II. leitete den Untergang seines Reiches und seines Hauses ein.



heiligen Lande.

iter rechts unter dem kleinen Meerbusen, zugleich Gotteshaus und Festungswerk, zinnengekrönt die Außen-
ha kirche tragen Wappenschilde und Heiligenfiguren an ihren Mauern. Die Zinnen der Ringmauer und der
vo lement, welches die rhodischen Werke von gleichzeitigen anderen Befestigungen in Europa unterscheidet. —
en d von vielen Thürmen und den charakteristischen Windmühlen überragt, die Stadt malerisch den Hügel
die gewaltigen viereckigen Thurm herabschaut. — Außerhalb der Ringmauer liegt unmittelbar an der See der
sp enden schmalen Landzunge steht der Galgen. — Die Castelle und Thürme, welche am Uferquai zahlreich
Ei yen der Corsaren bedrohten Landleuten bei Einfällen Schutz zu gewähren: die Raubzüge waren so häufig,
he andern abgehalten, ihre ständige Wohnung in den Castellen nehmen mußten.
des Grafen Solms und einigen anderen deutschen Edelleuten im Jahre 1482 und kehrte 1484 zurück; Erhard
der ein Werk ist in der Schöffer'schen Officin zu Mainz 1486 gedruckt.



Ansicht von Rhodos im Jahre 1482.

Verkleinertes Facsimile einer in Holzschnitt ausgeführten Skizze nach der Natur von Erhard Reuwich; in Breydenbach's Beschreibung seiner Reise nach dem heiligen Lande.

Der Holzschnitt entwirft ein Bild der Festung und Stadt Rhodos, wie sie sich kurze Zeit nach der abgewehrten Belagerung durch die Türken, 1480, dargestellt haben mag. Starke Mauern, feste Thürme und mächtige Bollwerke umgeben die Stadt. Vor den Augen des Beschauers liegt der große Hafen. Nach der Stadtseite wird er von den Festungswerken, nach der offenen See durch den jetzt Molo dei Molini genannten Damm begrenzt und durch einen anderen, im Vordergrunde in dem Nicolaithurm endenden Damm in zwei Theile getrennt. Die 13 Thürme mit Windmühlen, welche auf dem Außendamm stehen, mußten genuesische Meuterer zur Strafe erbauen. Am Ende dieses Dammes erhebt sich das Castell des Molo dei Molini oder auch St. Peter genannt; diesem gegenüber ragt der feste Naillacthurm; eine zwischen beiden gezogene Kette sperrt die Einfahrt zu dem inneren Hafen, welcher sich um den Naillacthurm nach rechts herumzieht; in ihm liegt ein Frachtschiff, dessen Ladung gelöscht zu werden scheint. — Eine Galleere, welche den Markuslöwen der Republik Venedig in ihrer Flagge zeigt, steuert auf den kleinen, vom Beschauer rechts gelegenen Hafen zu. Das denselben beherrschende, auf einer Felsplattform erbaute Schloß und der Thurm des heiligen Nikolaus war bei der Belagerung von 1480 der Hauptpunkt des Angriffes der Türken, sowie des Widerstandes der Ritter und Bürger; es war dieses Schloß erst 1464 unter Beisteuerung von 12000 Goldgulden seitens Philipps IV von Burgund erbaut worden. Im dem Hafen liegt ein im Bau begriffenes Schiff. — Der Naillacthurm ist mit der Festung durch ein vorspringendes Werk verbunden. In demselben ist, unmittelbar neben dem Thurm, das Thor der heiligen Katharina sichtbar, deren Kirche, weiter rechts unter dem kleinen Meerbusen, zugleich Gotteshaus und Festungswerk, zinnengekrönt die Außenmauer überragt; sowohl der Naillacthurm, wie auch die Katharinakirche tragen Wappenschilde und Heiligenfiguren an ihren Mauern. Die Zinnen der Ringmauer und der Katharinakirche sind stellenweise dreizackig: das einzige sarazenische Element, welches die rhodischen Werke von gleichzeitigen anderen Befestigungen in Europa unterscheidet. — Hinter der Ringmauer baut sich, theilweise von Palmen beschattet und von vielen Thürmen und den charakteristischen Windmühlen überragt, die Stadt malerisch den Hügel hinan, von dessen Spitze die Meisterburg der Johanniter mit ihrem gewaltigen viereckigen Thurm herabschaut. — Außerhalb der Ringmauer liegt unmittelbar an der See der alte Burghügel und an seinem Fuße an einer in das Meer hinausreichenden schmalen Landzunge steht der Galgen. — Die Castelle und Thürme, welche am Uferquai zahlreich sichtbar sind, wurden erbaut, um den von den unaufhörlichen Streifzügen der Corsaren bedrohten Landleuten bei Einfällen Schutz zu gewähren: die Raubzüge waren so häufig, daß zuletzt die Landleute, nur mit Mühe durch den Orden vom Auswandern abgehalten, ihre ständige Wohnung in den Castellen nehmen mußten.

Bernard von Breydenbach unternahm die Reise mit dem Grafen Solms und einigen anderen deutschen Edelleuten im Jahre 1482 und kehrte 1484 zurück: Erhard Reuwich aus Utrecht, der Zeichner unseres Bildes, begleitete ihn. Sein Werk ist in der Schöffer'schen Officin zu Mainz 1486 gedruckt.

Mohammed mit bedeutender Macht von Philippopel nach Sofia marschire, die Donau überschritt und bis Ternovo vorstieß, um dann wieder nach Ungarn zurückzugehen. Bald aber entbrannten hitzige Kämpfe. Der Sultan, der seine Hauptmacht bei Sofia stehen ließ und mit 20,000 Mann Kerntruppen zu Fuß Serbien verheerte, griff gleichzeitig die Festungen Semendria und Ostrovitza an. Die letztere, wo Georg seine Schätze geborgen hatte, sah sich nach hartem Kampfe zur Ergebung genöthigt; nach der schmachvollen Praxis aber, in der Mohammed sich später immer mehr gefiel, wurde den Serben die Kapitulation, die ihnen freien Abzug gewährte, nicht gehalten, sondern die Besatzung in die Sklaverei geschleppt. Andere Lorbeeren aber trugen die Türken hier nicht davon. Der Sultan selbst wich bei Hunyads Anmarsch von Semendria nach Sofia zurück, und ein bei Kruschewatz aufgestelltes Korps unter Firusbeg erlitt eine schwere Niederlage durch die Magyaren, die dann auch das bulgarische Widdin eroberten und zerstörten, nachher aber bei Belgrad eine starke Stellung bezogen. Leider aber erhielt Hunyad trotz aller Bemühungen aus dem Abendland keinerlei soldatischen Zuzug, der allein ihn hätte in den Stand setzen können, den Türken nunmehr angriffsweise entgegenzugehen. So kam es dahin, daß Mohammed früh im Jahre 1455 ungestört in Serbien seine Macht ausdehnen, namentlich die an Schätzen überreiche, stark verschanzte Minenstadt Novoberdo im Juni nach furchtbarer Beschießung erobern, dann aber die Unternehmungen der Flotte beobachten konnte, die er in eben diesem Frühjahr 1455 gegen verschiedene Inseln des ägäischen Meeres hatte auslaufen lassen. Die Ritter auf Rhodos, die stolz die Zahlung eines Tributes nach Stambul ablehnten, wehrten allerdings die Angriffe der Osmanen unter Hamsabeg glücklich ab, Schwieriger war die Lage der Maona von Chios, welcher der Sultan wegen der Theilnahme ihres tapfern Giustiniani an der Vertheidigung Constantinopels noch immer grollte. Die Flotte freilich, die auf der Fahrt nach Rhodos sie hatte zwingen wollen, für den Türkenfreund (S. 583) Draperio in Galata eine angebliche Schuld von 40,000 Ducaten zu zahlen, richtete nichts aus, ließ sich auch bei der Rückkehr von Rhodos durch eine Zahlung von wenigstens 20,000 Ducaten abfinden. Trotzdem ließ der Sultan noch im Herbst 1455 durch ein anderes Geschwader den Genuesen von Chios (1. November) die berühmten Alaunwerke zu Phokäa für immer entreißen; weitere Angriffe wandte die Maona für längere Zeit dadurch ab, daß sie sich zu der Erhöhung des jährlichen Tributes auf 10,000 Ducaten bequemte. In ähnlicher Weise wurde die Familie Gattilusio (S. 485) beraubt. Die Besitzungen, welche ein Seitenzweig derselben in dem thrakischen Aenos und auf Samothrake und Imbros erworben hatte, zogen die Osmanen zu Anfang des J. 1456 kurzweg für sich ein. Domenico Gattilusio dagegen, der seit 1449 auf Lesbos regierende Schwiegersohn jenes Giustiniani, mußte seit dem September 1455 den Tribut von 4000 Ducaten zahlen, dafür aber die in seinem Besitz befindliche Insel Thasos abtreten, und verlor das neuerdings ihm ebenfalls

unterstehende Lemnos im nächsten Frühjahr durch freiwilligen Abfall der griechischen Lemnier von den Lateinern zu den Türken.

Desto wilder sollten im J. 1456 die Kämpfe auf der Donaugrenze sich gestalten. Das nächste Ziel der Unternehmungen des Sultans war hier natürlich das starke Belgrad, damals wie früher das mächtige Bollwerk der Magyaren gegen die türkische Ueberfluthung, — die Stadt, gegen welche Mohammed während des Winters mit ähnlicher Umsicht und in analogem Maßstabe rüstete, wie vor drei Jahren gegen Constantinopel. Als endlich auf den rumelischen Ebenen ein Heer von 150,000 Kriegern versammelt war, dem eine (namentlich durch die neue Stückgießerei zu Kruschewatz mit gewaltigen Kanonen verstärkte) sehr zahlreiche Artillerie mit magyarischer, deutscher und italienischer Bedienung zugetheilt wurde, führte der Sultan im Juni 1456 die Truppen gegen Belgrad, schloß die Stadt auf der Landseite vollständig ein und schnitt ihr auch durch eine Flottille von 200 kleinen Schiffen die Wasserverbindungen auf der Donau und Sawe ab. In den ersten Tagen des Juli begann die eigentliche Belagerung. Schon hatte die furchtbare Beschießung durch 100 Kanonen vierzehn Tage gedauert, als endlich der alte Held Hunyad sich näherte, um hier die letzte Meisterthat seines langen Kriegerlebens zu vollenden. Allerdings verfügte er diesmal über ein ziemlich buntes Material von sehr verschiedenem militärischem Werthe. Die unaufhörlichen inneren Zwistigkeiten in Ungarn auf der einen, der tödtliche Schrecken vor den Osmanen auf der andern Seite hatten es dahin gebracht, daß Hunyad nur über ein verhältnißmäßig schwaches Heer aus seinem eigenen Lande gebieten konnte; die Masse dagegen seiner Streitkräfte bestand diesmal aus Kreuzfahrern niederen Standes, — aus Bauern, armen Bürgern, Geistlichen geringeren Ranges, Mönchen, Studenten, Abenteurern aller Art, deren Enthusiasmus Capistrano durch seine ungestümen Kreuzpredigten entzündet hatte, und die er nun, selbst von einem Gefolge streitbarer Mönche umgeben, dem Generalkapitän zuführte; nur daß die auf 60,000 Mann berechnete Masse regellos und ungenügend bewaffnet war und lediglich durch eine Anzahl deutscher Landsknechte und polnischer Krieger einigen Halt erhielt. Nichtsdestoweniger war das Feldherrngenie Hunyads, dem der feurige siebzigjährige Capistrano eifrig zur Hand ging, so gewaltig, daß selbst mit diesem Material diesmal Großes ausgerichtet wurde.

Zuerst gelang es dem Generalkapitän, mit Hilfe eines kleinen Geschwaders auf der Donau, dessen Vorgehen durch seine Reiterei am Ufer unterstützt wurde, am 14. Juli 1456 in fünfstündigem mörderischem Kampfe die türkische Flottille zu sprengen und zum Theil zu erobern, mit welcher Mohammed die Stadt Belgrad von der Wasserseite her blokirte. Dann warf er sich mit den brauchbarsten seiner Truppen in die belagerte Stadt, und hielt mehrere Tage lang mit höchster Anstrengung den wüthenden Angriffen Mohammeds so lange Stand, bis endlich die Außenwerke nicht mehr zu vertheidigen waren. Endlich kam die große Entscheidung. Während der Sultan erheb=

liche Verstärkungen heranzog, um endlich den großen Sturm auf die eigentliche Festung zu wagen, zog auch Capistrano mehrere Tausende der noch jenseits der Donau lagernden Kreuzfahrer in die Stadt. Und nun unternahm Mohammed persönlich am Abend des 21. Juni den furchtbaren Hauptangriff. Nach schweren Verlusten in vielstündigem Kampfe gelang es endlich gegen den Morgen des 22. Juni den Janitscharen, sich theils in den Gräben festzusetzen, theils an mehreren Stellen die Mauern zu ersteigen und in das Innere von Belgrad einzudringen. Aber bei der Ausbreitung und theilweisen Auflösung in den Gassen wurden diese Osmanen nun durch die Truppen Hunyads überall in mörderischen Einzelgefechten gefaßt, theils abgeschnitten und niedergehauen, theils wieder nach den Gräben zurückgeworfen, wo inzwischen Capistrano durch ein verzweifeltes Mittel die übrigen hier vordringenden Feinde aufgehalten hatte: nämlich durch Bewerfung der Türken mit gewaltigen Massen brennender, mit Schwefel und andern feuerfangenden Stoffen durchtränkter Reisigbündel. Nach so wüthender und erfolgreicher Abwehr der Feinde machten die begeisterten Christen einen gewaltigen Ausfall, warfen die Osmanen aus ihren Linien zurück bis auf ihr verschanztes Lager, wo die türkischen Truppen, die alle Geschütze verloren, trotz der wüthenden Tapferkeit des Sultans in einer bis zum Abend dauernden Schlacht vollständig besiegt, ihr in der Nacht sofort eröffneter Rückzug nur durch die rechtzeitige Ankunft von 6000 frischen Reitern gedeckt wurde. Schwerverwundet und rasend vor Zorn — der ihn noch später immer wieder übermannte, wenn er an Belgrad dachte — mußte Mohammed, den die Katastrophe 24,000 Mann gekostet hatte, sein aufgelöstes und tief verstimmtes Heer nach Sofia zurückführen.

Und dennoch blieb dieser gewaltige Sieg für die christliche Welt absolut nutzlos. Wohl wurden Hunyad und Capistrano enthusiastisch gepriesen; wohl gewann der Pabst Calixtus, der unablässig bemüht war, nach althergebrachter Weise eine Art kriegerischer „Union" gegen die Pforte ins Leben zu rufen, den Muth mit Hilfe seiner geringen Mittel eine Flotte mobil zu machen, die unter der Leitung des Lodovico Scarampi, Patriarchen von Aquileja, den Türken in der That mancherlei Schaden zugefügt, namentlich (1456) die Inseln Thasos, Samothrake und Lemnos vorübergehend gewonnen hat. Was aber nützten solche Nadelstiche, während der einzige Held, der bis dahin im großen Kriege den Janitscharen und Spahis siegreich Stand zu halten vermocht hatte, — während der alte Hunyad schon am 11. August, am 23. Oktober 1456 aber Capistrano starb, und nunmehr in Ungarn die Parteiung eine Höhe und Wildheit erreichte, die für den Augenblick jede Kraftäußerung nach Außen unmöglich machte. So blieb zur Zeit nur noch ein Gegner auf dem abendländischen Kampfplatze übrig, der den Osmanen wirklich gewachsen war, nämlich „der Athlet Christi", wie ihn Pabst Calixtus damals genannt hat, der Held der Albanesen, Skanderbeg. Auf dieser Seite nämlich scheiterten wirklich andauernd alle Versuche der Osmanen, ihren gewaltigen Gegner aus dem Sattel zu heben; auch dann als es ihnen gelungen war, mehrere albanesische Häuptlinge,

denen nach Art dieses Stammes die stramme Oberherrschaft des Kastriota lästig wurde, zum Abfall zu bestimmen. Der Häuptling Nikolaus I. Dukagin, der wirklich den Kampf gegen Skanderbeg eröffnete, fiel 1454 in einem Gefecht. Schlimmer war es, daß ein Neffe des alten Arianites, Musachi oder Moses Golem Komnenos wegen eines Besitzstreites um Dibra offen zu den Osmanen übertrat. Dagegen fand der Albanesenheld starke Hilfe von Seiten des Pabstes, und noch mehr durch König Alfons von Neapel, der es weder an Zufuhr von Proviant, noch an Hilfstruppen für den rüstigen Kämpfer fehlen ließ. Als nun zur Erwiderung eines Angriffs, den des alten Ewrenos Enkel Isäbeg i. J. 1455 versucht hatte, Kastriota mit Ende Juni dieses Jahres an der Spitze von 14,000 Mann einen großen Stoß gegen Berat versuchte, wurde er allerdings durch Isäbeg in der Nähe von Sfetia mit 45,000 Mann überfallen und dermaßen geschlagen, daß gegen 6000 seiner Leute als Leichen das Schlachtfeld bedeckten. Aber Kastriota blieb unüberwindlich. In seinen Gebirgsstellungen war er den Osmanen unerreichbar; eine ihrer Abtheilungen unter Sevali-Pascha wurde durch Skanderbegs Neffen, Musachi Thopia, der den Sieg mit dem Leben bezahlte, aufgerieben. Und als nun Musachi von Dibra, dem der Sultan für Skanderbegs Kopf den Lohn von 100,000 Ducaten und die tributfreie Herrschaft über Albanien versprach, den Kampf allein fortsetzte, wurde er Ende März 1456 in der untern Dibra so derb geschlagen, daß er es vorzog, mit Skanderbeg sich wieder zu vertragen. Als dann Isäbeg abermals ein gewaltiges Heer aufbot, mit welchem er alle Ebenen Albaniens im August 1457 überschwemmte: da hat der kühne Kastriota mit nur 12,000 Mann die blutigste und glänzendste seiner Siegesschlachten im Herbst desselben Jahres in der „Tomorniza" gewonnen. Der Enthusiasmus, den dieser Schlag in Italien erweckte, war so groß, daß der Pabst ihn dafür am 23. December 1457 zum „Generalkapitän der Curie" für den Türkenkrieg erhob. Als Vertreter in dieser Stellung (namentlich für Epirus) ernannte Kastriota seinerseits den Fürsten Leonardo III. Tocco. Die Größe des Helden entging auch dem Sultan Mohammed nicht; gern hätte er (wie er 1458 bei seinem griechischen Zuge kurzen Waffenstillstand schloß) nach dieser Seite sich dauernden Frieden geschaffen; das aber scheiterte an den Forderungen des Albanesenfürsten, der unter allen Umständen die zur militärischen Deckung seines Gebietes dringend nöthigen Festungen Berat im Süden und Sfetia auf der Ostseite Albaniens begehrte. So wurde, von Neapel durch Truppen, von Rom aus durch Geld gefördert, der Kampf kräftig fortgeführt, und die Siege, die Kastriota in der Dibra über Sinanbeg, bei Achrida über Hassan, über Jussunbeg und Karadschabeg bei Chieri davontrug, machten seinen Namen den Türken immer furchtbarer. Als aber 1461 mehrere der tüchtigsten Kriegsgefährten Skanderbegs, dazu auch sein Schwiegervater und kluger Rathgeber Arianites starben, und die Macht des Sultans in furchtbarster Weise sich über ganz Griechenland ausgebreitet hatte, entschloß sich Kastriota, im Mai 1461 auf einen zehnjährigen Waffen-

stillstand einzugehen, wobei der augenblickliche Besitzstand zu Grunde gelegt wurde. Die Hauptsache war, daß die gegenseitigen Plünderungszüge eingestellt wurden, und daß die Osmanen versprachen, auch Venedigs Gebiet in Albanien nicht zu verletzen.

Leider war dieser Theil des großen Kriegsschauplatzes auf der Peripherie des osmanischen Reiches auch der einzige, wo die Gegner Mohammeds nicht die Waffen vor dem blutigen Sultan strecken mußten. Denn überall sonst, wohin Mohammed seit 1456 zur Entschädigung für die Belgrader Katastrophe seine Waffen trug, hatte er in neuen Kämpfen kriegerischen Ruhm und den immer grausigeren Ruf eines dämonischen Zerstörers sich erworben. War es für ihn auf der einen Seite höchst wichtig, jedenfalls Serbien nicht aus der Hand zu verlieren, so gaben ihm auf der andern Seite demnächst die Paläologen des Peloponnes die Handhabe, um in diesem Theile der griechischen Welt in ganzer Furchtbarkeit aufzutreten. Serbien war bei der geringen Sympathie des Abendlandes für den zweideutigen Georg Brankowitsch seit Hunyads Tode so gut wie ohne Halt. Schon 1457 konnte des Sultans vertrauter Heerführer, der rumelische Beglerbeg Mahmud (dieser ursprünglich christlicher Abkunft, von väterlicher Seite griechischen, von mütterlicher serbischen Blutes, der als Knabe in den Dienst der Pforte gekommen und allmählich zu Macht und Reichthum gelangt war) mit erheblichen Streitkräften eine wirksame Erhebung der Serben niederhalten und verschiedene feste Plätze theils zerstören, theils schleifen. Als nun auch noch am 24. December 1457 der alte Brankowitsch starb, machte die schwere Zerrüttung in seiner Familie dem Sultan alles weitere nur allzuleicht. Georg hinterließ die Herrschaft seiner Wittwe Irene, die dieselbe im Verein mit seinen Söhnen, Gregor und Stefan, die unter Murad II. geblendet waren, und Lazar führen sollte. Bald aber trieb Eifersucht auf die höhere Begünstigung, welche Irene dem ältesten Sohne zukommen ließ, den Lazar dahin, die Mutter zu vergiften. Nun flüchtete Stefan zuerst nach Ungarn, später nach Italien, Gregor dagegen mit seiner Schwester, die früher eine der Frauen Murads II. gewesen war, zu Mohammed. Und als gleich nachher Lazar selbst (Ende Januar 1458) starb, und nun seine Wittwe Helene, des Thomas Paläologos Tochter, die selbst nur drei Töchter hatte, in ihrer politischen Hilflosigkeit einerseits ihre älteste Tochter Maria mit dem damaligen Thronerben von Bosnien, Stefan Thomaschewitsch vermählte, anderseits aber ihr Land als Lehen unter die Oberhoheit und den Schutz der römischen Curie stellte: da gerieth ein sehr erheblicher Theil der Serben als eifrige Anhänger der griechischen Kirche und erbitterte Gegner der Curie und des römisch-katholischen bosniakischen Fürsten in solche Wuth, daß nachher die Osmanen alles andere eher als entschlossene Gegenwehr zu erwarten hatten.

Ehe der Sultan selbst hier eingriff, hatte er bereits die Tigerkralle in den Peloponnes eingeschlagen. Schon 1456 war die letzte fränkische Macht auf dem griechischen Festlande, nämlich das Herzogthum Athen, von

ihm absorbirt worden. Nach dem Tode des Herzogs Nerio II. Acciajuoli (1451) hatte sich seine schöne Wittwe Chiara, Regentin für ihren unmündigen Sohn Francesco I., mit ungestümer Leidenschaft in einen jungen venetianischen Edelmann verliebt, der zu kaufmännischen Zwecken nach Athen gekommen war. Dieser junge Herr, Bartolommeo Contarini mit Namen, ein Sohn des Rettore der Republik in Nauplion, ließ es sich gern gefallen, daß ihm die Herzogin-Wittwe ihre Hand und ihren Thron anbot, und säumte nicht, i. J. 1452 die Ehe zu schließen, nachdem er zuvor in Venedig die Frau vergiftet hatte, mit der er bereits vermählt gewesen war. Als er nun aber nach Adrianopel sich begab, um bei Mohammed II. seine Anerkennung als Regent in Athen zu erwirken, traf er dort auf einen Gegner, auf Chiaras Neffen Franko (oder Francesco II.) Acciajuoli, der die Gunst des Sultans um so eher gewann, als dieser keinen venetianischen Dynasten in Athen dulden mochte. Von dem Sultan 1455 mit dem Herzogthum belehnt, eilte Franko nach Athen, um dann ohne viel Bedenken seine Tante nach Megara führen und dort erdrosseln zu lassen. Als Contarini über diese Blutthat bittere Klage bei Mohammed führte, ergriff dieser die Gelegenheit, durch Annektirung des Herzogthums Athen der Herrschaft der armseligen Epigonen der alten großen italienischen Conquistadoren ein verdientes Ende zu bereiten. Des alten, kürzlich verstorbenen Turachan von Wodena Sohn Omar erhielt im Juni 1456 den Befehl, mit thessalischen Truppen das Land für die Pforte einzuziehen. Nur die starke athenische Akropolis, wo sich Franko und ein Theil der Bürger tapfer vertheidigten, hielt noch lange Stand.

Mohammed II. selbst fand Omar noch vor dieser Burg, als er im Mai 1458 mit 80,000 Mann Reiterei und großen Massen zu Fuß in Griechenland erschien, um die Paläologen zu strafen, die unbesonnen genug unter dem Eindruck der Schlacht von Belgrad, der Erfolge Skanderbegs und der Hoffnungen auf die Curie es gewagt hatten, i. J. 1457 der Pforte ihren Tribut zu verweigern. Es galt, sie zu demüthigen und zugleich die in des Sultans Augen sehr bedentliche Macht der Albanesen in der Halbinsel zu brechen. Mohammed hat damals und später wahrhaft satanische Grausamkeiten nicht gescheut, um überall Schrecken, Entsetzen und Entmuthigung zu verbreiten.

Am 15. Mai 1458 überschritt das türkische Heer den Isthmus. Die starke Festung Akrokorinth wurde einstweilen nur blokirt. Mit der Hauptmacht aber ging Mohammed, während überall tausende griechischer und albanesischer Einwohner als Sklaven fortgeschleppt wurden, zuerst nach Arkadien, wo die Burg Tarsos (bei dem alten Pheneos) erobert; wo ferner (nach Eroberung auch des messenischen Aetos) die alte stolze fränkische Felsenfestung Akoba erstürmt, Rupela nach wüthendem Kampfe zur Ergebung gezwungen und eine Anzahl Albanesen, die vorher bei Tarsos gefochten hatten, wegen Wiederaufnahme des Kampfes getödtet wurden, indem man ihnen mit Schmiedehämmern die Arme und die Fußknöchel zerschmetterte. Als auch Muchli (bei

den Ruinen von Mantineia) gefallen war, wurde Akrokorinth durch die schweren Geschütze des Sultans, welche die Magazine zerstörten, am 6. August 1458 zur Uebergabe bestimmt. Dann erhielten die Paläologen Frieden. Thomas mußte die nördlichen Theile der Halbinsel mit Paträ, Kalavryta, Vostitsa und Muchli abtreten, die nun mit dem thessalischen Paschalik verbunden wurden. Demetrios erhielt den Befehl, seine Tochter in den Harem des Sultans abzuliefern.

Der Sultan persönlich (der inzwischen in demselben Jahre 1458 durch seine Flotte einen allerdings erfolglosen Angriff auf die Stadt Mytilene hatte versuchen lassen, weil Domenico Gattilusio sich durch Unterstützung der päbstlichen Flotte, s. oben, kompromittirt) war schon zu Ende August wieder nach Attika marschirt, wo er nunmehr die Fahne des Halbmondes auf den Propyläen und dem Donjeon der Acciajuoli wehen sah. Franko hatte im Juni 1458 kapitulirt, und durfte als Vasall der Pforte Theben mit Böotien behalten. Der Sultan aber, als hochgebildeter Mann über die antiken wie über des Herzogs Antonio I. neuere Bauten in und bei Athen entzückt, behandelte diese Stadt, die er in eximirter Weise unter den Kislar-Aga, den Chef der schwarzen Eunuchen des Serai stellte, mit großem Wohlwollen; sie behielt ihre freie municipale Verwaltung neben dem türkischen Commandanten, der jetzt auf der Burg in dem Palast der Acciajuoli seinen Sitz aufschlug. Die Steuern waren mäßig, und der Knabenzins für die Janitscharen konnte mit Geld abgelöst werden. Der Mariendom aber auf der Burg, der noch immer in unveränderter Schönheit erhaltene Parthenon, wurde zu großer Freude der Hellenen der anatolischen Kirche wieder zurückzugeben.

Von hier aus eilte Mohammed II. nach Serbien, wo nun die Vernichtung der letzten Reste der Selbständigkeit dieses Landes schnell sich vollzog. Bei seiner Ankunft vor Smederevo erlahmte jede Widerstandskraft; die Königin-Wittwe Helene kapitulirte und durfte mit ihren Töchtern das Land verlassen; sie ging zuerst nach Bosnien, später nach Italien, und hat endlich i. J. 1474 als Nonne in einem Kloster auf der Insel Leukadia ihr Leben beschlossen. Bis zu Ende d. J. 1458 war Serbien den Türken, diesmal für lange Jahrhunderte vollständig unterworfen; das altberühmte Kloster Mileschewa (S. 488) an der bosnischen Grenze war in Flammen aufgegangen, das Volk aber wurde überall geknechtet, das Land gründlich ruinirt. Wohl wurden manche, die des Sultans Vorgehen unterstützt hatten, durch Geld und Gut belohnt; aber an 200,000 Einwohner, an deren Stelle dann Osmanen traten, sind theils zu Sklaven gemacht, theils zur Auffüllung des Janitscharenkorps verwendet, theils nach der beliebten (auch den Byzantinern so wohl bekannten) Praxis solcher Gewaltherrschaften in andern Gegenden des Reiches neu angesiedelt worden. Die meisten irgend widerstandslustigen Elemente, namentlich des Adels, zogen sich zu den Tschernagorzen zurück. Das Volk Serbiens wurde wieder für viele Menschenalter eine auf Ackerbau

und Schweinezucht angewiesene, „geschichtslose" Rajah von Bauern und Hirten. Das Reich der alten Helden Duschan und Lazar war jetzt für die Osmanen die sichere Basis geworden zu weiterem Vordringen gegen die auf der westlichen und nordwestlichen Seite angrenzenden Völker der christlichen Welt.

Bald aber hatte Mohammed II. Veranlassung, seine ganze Aufmerksamkeit wieder auf den Peloponnes zu lenken. Während 1459 es den Türken ohne erhebliche Mühe gelang, die päbstlichen Truppen aus den nördlichen Sporaden (S. 609) des ägäischen Meeres wieder zu vertreiben, hatte der Fürst Thomas Paläologos in höchst thörichter Weise eine neue Fehde eröffnet. Im Hinblick auf die Schwierigkeiten, welche Skanderbeg damals noch immer der Pforte bereitete, und auf die eifrige, durch Bessarion genährte Thätigkeit des nach des Calixtus Tode (im August 1458) mit der Tiara geschmückten türkenfeindlichen Pabstes (Aeneas Sylvius) Pius II., wie auch auf die Venetianer, die seit Foscaris Sturze (25. Oktober 1457) die Levante wieder schärfer ins Auge faßten, war Fürst Thomas um so eher auf den Gedanken gerathen, seine alte Stellung zurückzuerobern, als noch 1458 ein rascher Wechsel unter den türkischen Statthaltern und manche Uneinigkeiten zwischen den höheren Offizieren des Sultans in Morea ihm bemerklich wurden. Mehrfach durch vornehme Griechen und Albanesen thöricht berathen, schlug er von seiner jetzigen Residenz Arkadhia aus im Januar 1459 los, ließ Paträ angreifen, eroberte selbst das starke Kalavryta, gerieth nun aber auf den unsinnigen Einfall, sich bei dieser Gelegenheit auf Kosten seines Bruders Demetrios zu bereichern. Als er aber große Theile Arkadiens wie auch die Maina erobert, mit Hilfe der Albanesen bei Leondari eine Schlacht gewonnen, damit aber auch in vielen Theilen des Landes den Albanesen die Wege geöffnet hatte, das griechische Element theils zu berauben, theils unter Gräueln aller Art auszurotten: da griff der türkische Statthalter zu, Hamsa Zenevisi, ein albanesischer Renegat, und brachte bei Leondari den Rhomäern und Albanesen im Sommer 1459 eine fühlbare Niederlage bei. Ungewarnt durch diesen Mißerfolg, setzte Thomas, als Hunger und Pest die Türken zur Rückkehr nach Korinth bestimmten, die Fehde fort und blokirte zu Anfang des J. 1460 abermals das Schloß von Paträ. Da beschloß Mohammed II., mit diesen Paläologen ein für allemal abzurechnen, sowohl den unruhigen Thomas, wie den armseligen Demetrios zu „depossediren," und in Morea in seiner Weise die Ruhe des Kirchhofes herzustellen.

Sein Schwager Saganos-Pascha wurde zum Statthalter von Thessalien und Morea ernannt und eröffnete im März 1460 den Krieg durch Zurückschleuderung des Thomas von Paträ. Die Unterhandlungen, welche dieser nunmehr von Kalamata aus mit dem Sultan versuchte, der zu Anfang Mai mit der Hauptmacht in Korinth erschien, wurden abgewiesen. Dann ließ Mohammed zuerst auf dem Marsche nach Misithra den Fürsten Demetrios zur Uebergabe auffordern. Hier war von Widerstand keine Rede. Der

Despotes dankte ab, wurde am 30. Mai 1460 nach Stambul abgeführt, gab es jetzt (S. 613) zu, daß seine Tochter in Mohammeds Harem übergehen sollte, und wurde Pensionär der Pforte. Nur die unüberwindliche Festung Monembasia (S. 538), die etwa seit 1430 von Venedig den Griechen zurückgegeben worden war, konnten die Türken damals nicht erobern; sie stellte sich vielmehr unter die Herrschaft des Thomas, der sie demnächst dem Pabst Pius II. abtrat. Um so furchtbarer wütheten die Osmanen in den von Thomas besetzten Gegenden des Peloponnes. Nach Erstürmung der Stadt und Ergebung der tapfer vertheidigten Burg Kastritza brach der Sultan, wüthend über den Tod vieler tapfrer Janitscharen, nach seiner Lieblingsgewohnheit die Kapitulation und ließ die albanesische Besatzung niederhauen; der Commandant aber wurde — ein beliebtes Prachtstück unter den Gräueln, die Mohammed zu verüben liebte, wenn die Leidenschaft ihn übermannte — durch eine Säge in zwei Theile zerschnitten. Als auch Gardiki bei Leondari genommen, in roher Wuth dort 6000 Menschen erschlagen, selbst die Thiere niedergestochen waren, ergriff Thomas von Kalamata aus die Flucht. Er wandte sich nach Navarin, rüstete hier ein Schiff, sammelte seine Familie und mehrere der angesehensten Männer des Landes, und stach am 28. Juli 1460 in See, als nach dem Fall der messenischen Festungen der Sultan vor der Hafenstadt an der pylischen Bucht erschien.

Während also Thomas dem schon am 11. Juli ausgetretenen Phrantzes zunächst nach Korfu folgte, setzten der Sultan und Saganos-Pascha ihre Kämpfe und ihre Schandthaten ruhig fort. Aus der Gegend von Arkadhia wurden 10,000 Griechen als neue Ansiedler nach Stambul abgeführt. Im Nordwesten eroberte Saganos-Pascha noch im Juli die berühmten fränkischen Plätze Chlemutzi und Saint-Omer in Elis; gegen das bestimmt gegebene Wort wurde zu St. Omer geplündert und das Volk in Stücke gehauen. Kalavryta übergab der albanesische Commandant Doxies ohne Gegenwehr; trotzdem wurde die Besatzung niedergehauen, Doxies aber wegen mehrfach verübter Treulosigkeiten auf des Sultans ausdrücklichen Befehl zu Paträ lebendig geschunden (dieses ebenfalls eine von diesem Sultan beliebte Praxis in seinen Kriegen). Erst als gegenüber solchen Niederträchtigkeiten der Widerstand des Volkes überall eine verzweifelte Energie annahm, stellte der Sultan das übermäßige Wüthen ein; trotzdem litt das Land nachher Jahrhunderte lang durch die zumeist aus jenen Zeiten stammende Verarmung und Entvölkerung. Echten Ruhm durch heroische Tapferkeit erwarben sich die Vertheidiger von Grebenos (zwischen Glarentza und Paträ) und namentlich der tapfere Commandant Graitzas Paläologos zu Salmenikon zwischen Paträ und Vostitsa. Der letztere hielt sieben Tage lang eine furchtbare Beschießung aus; als die Stadt nach Abschneidung des Wassers unhaltbar geworden, 6000 Einwohner zu Sklaven gemacht und 900 Knaben in das Janitscharenkorps eingetheilt waren, vertheidigte der tapfere Graitzas das Kastell, da er sich türkischer Vertragsbrüchigkeit nicht aussetzen wollte, noch

bis tief in das Jahr 1461, wo er dann endlich seine Leute unversehrt auf venetianisches Gebiet führen durfte.

Die letzten fürstlichen Paläologen verschwinden seit dieser Zeit aus der Geschichte. Demetrios, der zuerst zu Aenos lebte und jährlich die Pension von 20,000 Dukaten verzehrte, ist 1470 zu Adrianopel als „Mönch David" gestorben. Thomas ist auf päbstliche Einladung am 16. November 1460 von Korfu nach den päbstlichen Staaten übergesiedelt, und, mit einem Jahrgehalt von 6000 Goldstücken dotirt, am 12. Mai 1465 zu Rom gestorben. Von seinen Söhnen machte Manuel seinen Frieden mit Mohammed II., wurde in Stambul Pensionär der Pforte und gründete eine Familie, die später zum Islam übertrat. Andreas dagegen, den 1465 der Pabst als Titulardespoten von Morea anerkannte, der aber in Rom durch eine gemeine Heirath seine Stellung verdarb, vermachte bei seinem kinderlosen Tode am 7. April 1502 seine Ansprüche auf das griechische Reich an das fürstliche Paar Fernando den Katholischen und Isabella von Kastilien. Seine jüngere Schwester Zoë dagegen wurde in zweiter Ehe 1472 die Gemahlin des Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch von Rußland, der 1503 starb; sie nahm bei dieser Heirath den Namen Sofia an und vererbte ihre griechischen Ansprüche auf ihre Tochter Helene und deren Gemahl, den Jagellonen Alexander I. von Polen. Die Familie dagegen der Paläologen in Montferrat erlosch mit dem Marchese Johann Georg i. J. 1533.

Sultan Mohammed II. dagegen der im Herbst 1460 von den blutgetränkten Ruinenhaufen in Morea nach Mittelgriechenland zurückkehrte und eine in Athen entdeckte Verschwörung zu Gunsten des Herzogs Franko durch Hinrichtung dieses Acciajuoli und Einstellung seiner Söhne in das Corps der Janitscharen strafte, vollendete unter diesen Umständen die Entchristlichung Athens, indem er jetzt den Parthenon zu einer Moschee umgestalten und dabei die Bilder der Heiligen, wie auch die Siegesgemälde des alten Basilios II. mit Kalk übertünchen ließ. Wie er dann noch in demselben Jahre Leonardo III. Tocco nöthigte, seine letzten Schlösser auf dem griechischen Festlande außer Vonitsa abzutreten, so schritt er nun zur Vernichtung der letzten Reste freier Griechenstaaten, so weit sich nicht griechisches Gebiet unter venetianischer Hoheit oder unter dem Tocco befand. Leider zeigte sich auch hier, wie in Serbien, Athen und Morea, daß dieser kolossale Blutmensch die Rolle eines Rachegeistes zu spielen hatte gegenüber einem Pandämonium düsterer Familienverbrechen in christlichen Fürstenhäusern.

Sein erster Schlag traf die letzten Großkomnenen von Trapezunt, die in der That seinen Zorn mit Recht verdienten. Kaiser Johannes IV. (S. 606) hatte sich bei seiner letzten Demüthigung nicht zu beruhigen gedacht, sondern strebte dahin, durch die Allianz mit dem mächtigen Usun-Hassan, dem großen Khan der Turkomanen von der weißen Horde, der damals den innern Orient vom Oxus bis nach Armenien beherrschte und in Asien wie in Europa als der natürliche Gegner des allgemein mit Haß betrachteten Sultan von Stam-

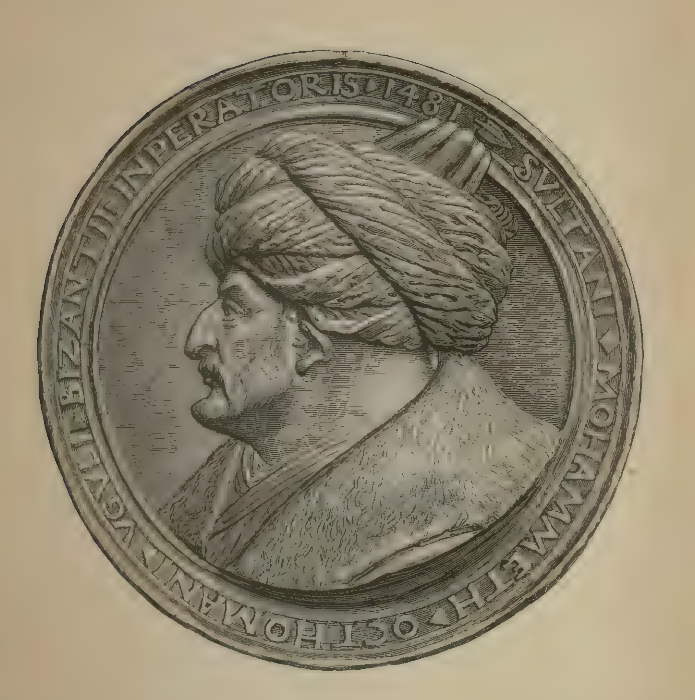
bul angesehen wurde, sich wieder frei zu machen. Mit diesem Machthaber schloß Johannes IV. sein Bündniß; allerdings mußte er als Preis seine Tochter Katharina — die Despina Katon der volksthümlichen Tradition — die gepriesenste Schönheit dieser Zeit, in den Harem des Großkhans übergehen lassen; jedoch erlaubte Hassan, daß sie mehrere christliche Damen und Priester mitbringen und in seinem Harem ihre Religion ungestört ausüben durfte. Die Ehe selbst wurde erst nach ihres Vaters Tode vollzogen; der Kaiser Johannes IV., der auch mit den Emirs von Sinope und Karamanien und mit den christlichen Fürsten Georgiens sich verbündete, starb schon 1458. An seine Stelle trat dann sein Bruder David, der zu diesem Zwecke seinen Neffen Alexios verdrängte; aber er war ein feiger und unfähiger Mann, der nicht das Zeug hatte, um den Weg seines Bruders kraftvoll weiter zu gehen. Es wurde jedoch nach Kräften weiter gegen Mohammed unterhandelt; ja, es fehlt nicht an Spuren, die darauf hindeuten, daß auch zwischen der asiatischen Coalition und dem Abendlande, nämlich der Curie und dem Herzog Philipp von Burgund, Verbindungen angeknüpft worden sind.

Sultan Mohammed II. hatte diese Intriguen wohl beachtet, und war auch schon 1459 durch einen diplomatischen Conflikt mit Usun-Hassan auf die neue Gefahr hinreichend aufmerksam gemacht. Entschlossen mit Macht loszuschlagen, hat er nach der Einstampfung des Peloponneses mit Skanderbeg (S. 610) Frieden geschlossen, und sammelte bis zum Frühling 1461 bei Brussa ein gewaltiges Heer, während im Chrysokeras 150 Kriegsschiffe segelfertig lagen. Und nun wurde ohne Schwierigkeit zunächst die (seit der Zeit vor 1398) in genuesischen Händen befindliche Stadt Amastris einfach weggenommen (wenn dieses nicht etwa schon 1459 geschehen war), dann der Emir Ismael von Sinope genöthigt, sein namentlich an werthvollen Kupferminen reiches Gebiet abzutreten und sich durch die Statthalterschaft von Philippopel entschädigen zu lassen, und nun zunächst die Armee Usun-Hassans ins Auge gefaßt. Als dieser sah, daß ein turkomanisches Heer durch die Janitscharen leicht auseinander getrieben wurde, fürchtete er, mit seiner Reiterei den an Zahl wie an Disciplin ihm überlegenen Osmanen zur Zeit nicht Stand halten zu können, und schloß unter Preisgebung der Großkomnenen sofort seinen Frieden. Unter diesen Umständen verlor der schlecht vorbereitete Kaiser David, der sich seit 32 Tagen durch die türkische Flotte in Trapezunt blokirt sah und nicht den Heldengeist des Konstantin Dragases besaß, den Muth. Bei der Ankunft der türkischen Vortruppen vor seiner Residenz im Herbst 1461 ließ er sich übereilt, durch seinen zweideutigen Protovestiarius Georg schlecht berathen, in Unterhandlungen ein und nahm dann ohne Weiteres die harten Bedingungen des Sultans an. Uebergabe von Trapezunt und Annahme derselben Pension wie der Paläologe Demetrios waren die Bedingungen, unter denen er sich entschloß, sich mit seiner Familie nach Stambul einschiffen zu lassen. Der Sultan, der während des Winters in seiner neuen Eroberung verweilte, behandelte dann die Trapezuntier ebenso durchgreifend

wie niederträchtig. Nur ein Drittel der christlichen Einwohner, lediglich Leute der unteren Klassen durften in der Vorstadt St. Philipp bei Trapezunt zurückbleiben. Die reicheren Griechen dagegen und vor allem der grundbesitzende Adel, unter dem später außer anderen die Familie Hypsilanti namhaft geworden ist, mußten nach Stambul übersiedeln. Ihre Güter auf dem Lande und ihre Paläste in Trapezunt wurden (sobald nicht ein Mitglied der Familie Renegat wurde) an türkische Offiziere verliehen. Die übrigen Einwohner wurden theils zu Sklaven für den Sultan, theils für die Armee ausgesondert. Die Knaben aus guten Familien wurden in die Pagerie des Serai und in die Schulen des Staates, 800 unter die Janitscharen, Haufen dienstfähiger Männer unter die Soldaten als Sklaven vertheilt. Dann wurde die alte Hauptstadt, die trotzdem noch heute weit mehr als Stambul den architektonischen Charakter der byzantinischen Zeit bewahrt hat, von einer moslemitischen Colonie besetzt; viele Jahre lang durfte kein Christ die zwei schmalen Brücken über die mächtigen Schluchten von Guzgundéré und Isselepol passiren, welche die kolossalen Gräben des Tafelfelsens von Trapezunt bilden. Die Citadelle wurde mit Janitscharen besetzt und der alte Palast der Kaiser die Residenz eines Paschas. Kaiser David durfte seinen Sturz nicht lange überleben. Einige Jahre wurde ihm erlaubt zu Mavronoros bei Seres zu leben, was ihm als Entschädigung angewiesen war. Als aber der Sultan auf den Verdacht gerieth, daß David durch seine schöne Nichte Katharina neue Verbindungen mit dem neuerdings sehr erfolgreich sich ausbreitenden Usun-Hassan angeknüpft habe, der jetzt ganz Persien besaß, wurde David nach Stambul gebracht, wo er durch Todesdrohungen zur Annahme des Islam gezwungen werden sollte. Hier aber zeigte er dieselbe Würde, wie einst in seiner letzten Stunde der Großherzog Notaras. Mit gewohnter Rohheit ließ daher der Sultan ihn, seinen Neffen und seine sieben Söhne ermorden, sogar den zum Islam gezwungenen Georg, damit dieser niemals mit Hilfe der Turkomanen in Trapezunt gefährlich werden sollte. Nur mit Mühe vermochte die Kaiserin-Wittwe Helene (eine Kantakuzena) die unbeerdigt hingeworfenen Leichen mit Hilfe einiger Diener zu begraben.

Gleich nach dem Falle von Trapezunt machte Mohammed endlich auch der Herrschaft des Hauses Gattilusio ein Ende. In Mytilene hatte der Prinz Nicolò noch i. J. 1458 seinen Bruder Domenico ermordet und die so schändlich erworbene Herrschaft durch blutiges Wüthen gegen die Freunde des Ermordeten sich gesichert. Jetzt aber erlag er schnell den Türken, als Mohammed II. im Sommer 1462 eine starke Flotte gegen Lesbos in See stechen ließ. Nach tapferer Gegenwehr mußte der Mörder am 19. September 1462 Mytilene übergeben, und wurde nach Stambul geführt, wo er zwar durch Annahme des Islam sich zu retten suchte, aber doch auf des Sultans Befehl mit einer Bogensehne erdrosselt wurde. Lesbos sah sich ebenso behandelt, wie Trapezunt. Einer furchtbaren Verheerung der Insel folgte die Aussonderung von 800 edlen Jünglingen und Mädchen als Beute für den Sultan; die wohlhabendsten







Medaille mit dem Bildniß Mohameds II. Kupfer, 120 Millim. Durchmesser. (Königl. Münzcabinet, Berlin.)

Umschrift: SVLTANI · MOHAMMETH · OCTHOMANI · VGVLI · BIZANTII · INPERATORIS · 1481. Auf dem Revers der Kaiser zu Pferd mit der Umschrift: MOHAMETH · ASIE · ET GRETIE · INPERATORIS · YMAGO · EQVESTRIS · IN EXERCITVS. Darunter: OPVS CONSTANTII. Mohamed II. berief italienische Künstler nach Constantinopel; Constantius, der Verfertiger dieser Medaille, ist sonst unbekannt. Ugul = Sohn.

Einwohner mußten nach Stambul übersiedeln, die mittleren Besitzer wurden zu Zinsknechten der Janitscharen herabgesetzt, nur das Proletariat blieb unbelästigt.

Damit also war die Griechenwelt so gut wie vollständig unter die Herrschaft des türkischen Sultans gezwungen. Nun wurde der Eroberungskrieg gegen die noch unabhängigen Reste der Südslawen wieder aufgenommen. Hier kam wesentlich Bosnien in Betracht, wo auch abgesehen von den stets wiederholten Raubzügen und Sklavenjagden, wie sie die Osmanen bei jedem Kriege in den Nachbarländern sich erlaubten, sehr klägliche Zustände herrschten. Nach des alten Schura Tvartko II. Ableben im J. 1443 hatten die angesehensten Männer des Landes des alten Ostoja (S. 540) Sohn Stefan Thomasch zum König erwählt, der sich einerseits durch Anlehnung an die Magyaren zu stärken suchte, andererseits durch die Verheirathung mit Katharina, der Tochter des Woiwoden Stefan Kossatsch in dem alten Gebiet Zachlum (welcher letztere kurz zuvor, 1440/1, sich so gut wie selbständig gestellt, die Verbindung mit Rom und dem deutschen Kaiser Friedrich III. gesucht und von diesem den Herzogstitel erlangt hatte).[1] Zum größten Schaden aber seines Landes ließ dieser Herrscher, obwohl er selbst als Patarener aufgewachsen war, nicht nur sich bestimmen, zum päbstlichen Katholicismus überzutreten, sondern gestattete auch sich und seiner klerikalen katholischen Umgebung die härteste Verfolgung seiner früheren Glaubensgenossen. Sein Auftreten hatte zunächst die Folge, daß 1446 etwa 40,000 der letzteren nach der Herzegowina auswanderten; aber der steigende Druck trieb diese Religionspartei, der sich immer neue Unzufriedene zugesellten, auch zu erbitterten Aufständen. Nach dem Falle von Constantinopel glaubte dieser armselige Herrscher nur durch Tributzahlung nach Stambul sich halten zu können. Unentschlossen wie er war, soll er einmal (wie ihm später seine Gegner vorwarfen) die Gelegenheit unbenutzt haben entschlüpfen lassen, den Sultan Mohammed II. gefangen zu nehmen, als dieser verkleidet das bosnische Land rekognoscirt habe. Endlich wurde der alte Fürst durch seine nächsten Verwandten beseitigt. Sein Stiefbruder Radivoj, Banus von Jaitza, und sein eigener Sohn Stefan Thomaschewitsch (S. 611) erhoben sich wider ihn und erwürgten ihn 1459 im Lager vor der Festung Bilaj. Damit aber, daß die Asche dieses unfähigen Menschen in den Königsgräbern zu St. Johann in Suttiska beigesetzt wurde, hatte das Land nichts gewonnen. Zunächst nahm die offene Spaltung nur noch mehr überhand, da über der Theilung des Raubes Radivoj und Thomaschewitsch mit einander zerfielen, und die Wittwe des ermordeten Königs ihrerseits Rache zu nehmen strebte. Noch aber hielt sich Thomaschewitsch; die Gunst der Magyaren, die er durch seine feige oder wie man wissen wollte selbst verrätherische Haltung bei dem Fall von Smederevo (S. 613) schwer verletzt hatte, gewann er durch Ueberlassung einiger

---

1) Seit jener Zeit wurde das Gebiet südlich von Bosnien, östlich von der Narenta, Herzegowina oder Hersek, nach seinem Schutzpatron S. Sawa, dessen Ueberreste im Kloster zu Mileschewa ruhten, auch Herzogthum St. Sawa genannt.

seiner Grenzfestungen; in Rom aber schätzte man ihn hoch, weil er die Verfolgung der Patarener mit solcher Energie betrieb, daß wirklich Tausende dieser bedrückten Leute sich entschlossen, den römischen Glauben anzunehmen und sich katholisch taufen zu lassen, um nur Hab und Gut zu retten. Es dauerte aber nicht lange, so griff der Sultan, namentlich durch die Königin-Wittwe Katharina bestimmt, in diese Zustände ein; der Beglerbeg Isa erhielt noch vor Ablauf d. J. 1461 den Befehl, in Bosnien einzubrechen. Die Folge war natürlich die übliche Verheerung des Landes, ohne daß jedoch die Osmanen, die selbst auf Ragusa Angriffe versuchten, schon jetzt in diesem Gebiete sich festsetzten. Die Zeit, noch einmal kräftig zu rüsten, erhielt aber Thomaschewitsch dadurch, daß i. J. 1462 der Sultan selbst an der untern Donau sich stark beschäftigt sah.

In der Walachei dominirte seit 1456 der Woiwode (Wladislaus IV.) oder Wlad Drakul, der sich den Ruf erworben hat, als grausiger Wütherich und Menschenschlächter selbst Timur und die alten assyrischen Blutmenschen intensiv noch weit überboten zu haben. Raffinirter Henker aus Leidenschaft und kaltblütiger Blutmensch, hat dieser Mann seine Herrschaft durch die Ermordung von 20,000 Menschen jedes Alters und Geschlechts, wobei er sich in jeder Art der Grausamkeit gefiel, gesichert; seine Vorliebe für die Hinrichtung seiner Opfer durch Pfählung hat ihm den Beinamen des „Pfahlwoiwoden" in der Blutgeschichte dieser Zeit eingebracht. Anfangs durch die Pforte bei seinem Emporkommen gegen einen Nebenbuhler begünstigt, sann Wlad nach einigen Jahren auf Abfall von der Pforte. Und als 1461 ein Versuch des Sultans, durch List seiner Person sich zu bemächtigen, gescheitert war, überschritt Wlad die Donau und verübte in Bulgarien an Türken und Bulgaren, nachher namentlich an den fortgeschleppten Gefangenen unerhörte Gräuelthaten. Unter diesen Umständen hatte Mohammed für d. J. 1462 ein großes Heer ausrüsten lassen, dem auch von den Mündungen der Donau her eine kleine Flotte auf dem Strome zur Seite gehen sollte. Im Frühling 1462 überschritten dann die Osmanen die Donau und drangen, da die Walachen auch von der Ostseite her durch den Woiwoden der Moldau, Stefan, angegriffen wurden, ohne große Hindernisse, nur einmal durch einen nächtlichen Angriff aufgehalten, in der Richtung auf Tirgowischt vor. Aber selbst der mordgewohnte Sultan erbleichte, als er auf diesem Rachezuge die Stelle berührte, wo auf vielen tausenden von Pfählen die Leichen zahlloser Gefangener (in ihrer Mitte Hamsa-Pascha von Widdin) hingen, die Wlad nach seinem Einbruch in Bulgarien in dieser schauderhaften Weise hatte ermorden lassen. Ernsthaften Widerstand vermochte der walachische Henker natürlich nicht zu leisten. Er mußte endlich nach den Karpathen ausweichen, während der Sultan, der namentlich an Viehherden ungeheure Beute gemacht hatte, mit einem großen Theile des Heeres im Spätherbst nach Adrianopel zurückkehrte, und dem Alibeg es überließ, Wlads Bruder Radul als neuen, zu einem Tribut von 12,000 Dukaten verpflichteten Woiwoden der Walachei einzusetzen. Wlad fiel endlich fliehend zu Kronstadt in

die Hände der ihm ebenfalls bitter feindlichen Magyaren, die ihn in Buda festhielten, wo er bis 1477 blieb. Nach seines Bruders Tode gelangte Wlad noch einmal in der Walachei zur Macht, bis ihn nach zwei Jahren einer seiner Diener wegen seiner Grausamkeit tödtete.

Sultan Mohammed hatte nur deshalb die Walachei wieder verlassen, um nunmehr mit voller Energie gegen die Bosniaken zu rüsten; denn er wußte bereits, daß König Thomaschewitsch sich alle Mühe gab, um namentlich von Rom aus und von Ungarn, wo seit dem 22. Januar 1458 Hunyads hochbegabter jugendlicher Sohn Mathias Corvinus die Stefanskrone trug, Hilfe zu gewinnen, und keck genug der Pforte den Tribut gekündigt hatte. Schon im Frühjahr 1463 rückten 150,000 Krieger von Adrianopel her über Skopje gegen Bosnien aus. Der Großwessir Mahmud-Pascha führte den Vortrab. Zur Zeit noch ohne fremde Hilfe und bei der Stimmung der Patarener (die wie letzthin die griechischen Serben den Islam dem römischen Druck vorzogen) auf schwache Streitkräfte beschränkt, wurde Thomaschewitsch rasch über den Haufen geworfen. Der Verrath des Commandanten der starken Festung Bobovatz öffnete den Türken nach nur dreitägiger Beschießung (Ende Mai) den Eintritt in das Land. Während dann der König mit seinen Schätzen über die Hauptfestung Jaitza am Verbatsch nach dem Schloß Kljutsch an der Sawe flüchtete, ging jener Platz unter leichten Bedingungen an den Sultan über. Diesem Beispiele folgten schnell genug viele andere Städte des Landes. Mahmud-Pascha dagegen, der gegen Kljutsch ausgeschickt wurde, sah sich durch die ungewöhnliche Trockniß dieses Sommers in der Lage, die sonst durch Sümpfe geschützte Festung nachdrücklich angreifen zu können. Schon nach vier Tagen kapitulirte der König, dem Mahmud-Pascha neben einigen andern Vortheilen Sicherheit seines Lebens zusagte. Dagegen mußte Thomaschewitsch alle noch unbezwungenen Orte selbst zur Ergebung an die Türken auffordern. Und nun kamen auch über dieses Land alle die Gräuel der Vernichtung, durch welche die harte Staatskunst des Sultans die Kraft der besiegten Völker zu brechen liebte. Noch hatte er selbst auch die Herzegowina bekämpft und hier den Herzog Stefan zu hohem Tribut gezwungen; auch gegen die Tschernagorzen im Süden, und ebenso gegen Kroatien und Steyermark im Norden wurden Vorstöße und Raubzüge unternommen, dann aber mehr als volle 100,000 Einwohner aus Bosnien als Sklaven fortgeschleppt und theils in Stambul, theils in Asien angesiedelt, 30,000 junge Leute aber zur Auffüllung des Janitscharenkorps bestimmt. Sechs feste Plätze wurden mit Besatzungen versehen, die übrigen Städte ihrer Mauern beraubt, die meisten Kirchen in Moscheen verwandelt. Nur die Franciskanermönche sollten noch im Lande geduldet werden. Als endlich der Sultan das Land wieder verließ, ließ er sich durch den Scheih Ali-Bestami für berechtigt erklären, den Vertrag zu kassiren, den sein Großwessir mit Thomaschewitsch geschlossen hatte; jetzt wurde von den fanatischen Moslemen die alte römische Lehre gepredigt, daß man den „Ungläubigen" keine Treue zu halten brauche.

Der König wurde grausam hingerichtet, die königliche Familie ausgerottet (nur die alte Königin Katharina und des Königs Wittwe Maria sind nach Italien entkommen, wo jene 1478 in Rom starb) und viele namhafte Männer des Landes ebenfalls aus dem Wege geräumt.

Noch aber hatten die Türken mit stärkeren Gegnern einen Kampf zu bestehen, ehe sie sich in Bosnien ganz sicher fühlen konnten. Im höchsten Schrecken über den raschen Untergang der bosnischen Streitmacht eilte der Ungarnkönig Mathias, der bisher mit dem Habsburger Friedrich III. in Fehde gelegen hatte, mit diesem am 19. Juli 1463 Frieden zu schließen, um nun mit voller Kraft gegen die Osmanen schlagen zu können. Noch vor Ende des Septembers überschritt er die Sawe und drang mit starker Heeresmacht in Bosnien ein, wo er, da die Armee des Sultans das Land verlassen hatte, schnell vorwärts kam. Schon am 1. Oktober fiel mit Hilfe der erbitterten Einwohner das wichtige Jaitza wieder in seine Hand; aber erst am 16. December ergab sich auch das tapfer vertheidigte Kastell. Nun aber fielen ohne Weiteres mehr als 60 Städte den Magyaren zu, so daß die Osmanen sich auf das Gebiet von Serajewo zurückgeworfen sahen. Natürlich eilte Sultan Mohammed, obwohl damals bereits der neue große Krieg mit Venedig und Skanderbeg, die jetzt unter des Pabstes Antrieb als die natürlichen Verbündeten der Magyaren erschienen, ausgebrochen war, mit starker Macht die neue wichtige Erwerbung zu retten. Im Frühjahr 1464 führte er 30,000 Mann Kerntruppen mit allem möglichen Sturmzeug nach Bosnien und warf sich nun voller Grimm auf Jaitza, wo ihm eine überaus tapfere Gegenwehr von Seiten der magyarischen Besatzung und der Einwohner bereitet wurde. Die Wirkung seiner großen Geschütze, seiner Minen, seiner Sturmangriffe war freilich furchtbar; aber diesmal erreichte er in einem dreißigtägigen Kampfe doch nichts; denn als König Mathias zur Entschüttung von Jaitza anrückte, da versagte den Osmanen die Kraft. Ehe noch der magyarische Vortrab unter Emerich Zapolya in Sicht gekommen war, mußte sich Mohammed entschließen, unter Zurücklassung seines Gepäckes und seiner Artillerie einen raschen Rückzug anzutreten. Als die Magyaren mit stärkerer Macht im September in Bosnien standen, gelang es noch, das wegen seiner reichen Silbergruben berühmte Bergschloß Serbernik zu erobern. Aber die Belagerung von Zwornik rückte nicht vor, und die Botschaft von der Ankunft des Mahmud-Pascha mit starker Macht bestimmte die Magyaren zu Ende November 1464 zu einem wenig glänzenden Rückzuge nach Syrmien.

Nichtsdestoweniger hatte damit der große Krieg in dem verödeten Lande ein Ende, denn sowohl König Matthias wie der Sultan waren für lange Zeit auf andern Seiten ausreichend beschäftigt. Die Pforte ihrerseits stand bereits in einem Kriege großen Styles, der endlich mit der Republik Venedig ausgebrochen war. Es ist nur natürlich, daß zwischen beiden großen Mächten der Kampf endlich entbrannte. Hatte die Republik 1451 auch Aegina, 1453 aus der Hinterlassenschaft der Rhomäer auch die Inseln

Skyros, Skiathos und Skopelos an sich gezogen, so war die Türkei seit der Eroberung von Athen, Morea, Bosnien allmählich auf der ganzen Linie von Dalmatien bis zum Sund von Euböa überall unmittelbar in die nächste Nachbarschaft der Republik gekommen, die der Pforte aller Orten die werthvollsten Küsten und die gangbarsten Häfen sperrte. Namentlich im Peloponnesos, wo 1462 die Stadt Monembasia (S. 615) schließlich sich unter Venedigs Hoheit stellte, war bei der Wolfsnatur Mohammeds und seiner Statthalter der Ausbruch des Krieges nur noch eine Frage der Zeit, mochte immer die Signoria in den Lagunen es versuchen, bei aller Sorgsamkeit für die Verstärkung der Vertheidigungsmittel die Stunde des Kampfes durch diplomatische Gewandtheit möglichst lange hinauszuschieben.

Es war ein geringfügiger Streit wegen der Verweigerung der Auslieferung eines christlichen albanesischen Sklaven, der dem türkischen Commandanten von Athen entlaufen war und (12. August 1462) in Modon Aufnahme gefunden hatte, was die Furie eines furchtbaren siebzehnjährigen Krieges entfesselte. Schon im November 1462 plünderte Omar-Pascha, Turachans Sohn, mit 6000 Mann die Umgegend von Lepanto. Viel schlimmer war es, daß im Frühjahr 1463 der peloponnesische Statthalter Isa, Sohn des Ewrenosbeg, den Frieden ganz offen brach, sich auf Argolis warf, und am 3. April mit Hilfe eines verrätherischen griechischen Priesters Argos überrumpelte, dessen meiste griechische Einwohner dann nach Stambul übergesiedelt wurden. Da entschloß sich die Signoria, bestimmt durch die feurige Beredtsamkeit des tapfern und energischen Vettore Capello, den Krieg im großen Style zu führen. Das Bündniß mit Ungarn verstand sich von selbst. Aber auch der tapferste und glücklichste aller Gegner der Türken, Georg Kastriota, wurde durch Zuwendung namhafter Subsidien und durch den Rath des Pabstes Pius II. seit August 1463 bestimmt, den Frieden mit der Pforte (S. 610) schon jetzt wieder zu brechen. Ebenso konnte die Republik auf die Kämpfe rechnen, in die zur Zeit der Sultan in Bosnien und nun auch in Karamanien verwickelt war. So fanden die Venetianer, die jetzt entschieden darauf ausgingen, ganz Morea für sich zu gewinnen, die Zeit in Nauplion und Monembasia kräftig zu rüsten, Verbindungen mit den albanesischen Häuptlingen in Morea anzuknüpfen, und starke Heerhaufen zu werben, die nach diesem Lande geschickt wurden, während man die Flotte bei Nauplion unter Luigi Loredano bis auf 59 Segel brachte.

Der Kampf, den der General Bertoldo von Este im Juli 1463 von Nauplion aus mit einer Feldarmee von 11,000 M. eröffnete, verlief zuerst sehr glücklich. Ueberall im Peloponnes erhoben sich Griechen und Albanesen, namentlich in Lakonien und in den Gebirgen des nördlichen Arkadien; die Türken wurden überall in ihren Festungen blokirt, bald fiel Vostitsa, im August auch Argos wieder in die Hand der Venetianer. Die Angriffe dagegen auf Korinth scheiterten; dafür stellte Bertoldo mit großer Schnelligkeit die Schanzen des Hexamilion wieder her. Zu allem Unglück aber wurde dieser

tapfere General, als er am 20. Oktober das türkische Heer, welches Omar-Pascha zur Entschüttung Korinths heranführte, vollständig schlug, selbst tödtlich verwundet. Und als nun bei dem frühzeitigen Eintritt ungewöhnlich strenger Kälte die Peloponnesier zu Anfang des November nach Hause gingen, und der General da Calzina die Venetianer nach Nauplion zurückführte: da drang ihnen der Beglerbeg Mahmud-Pascha mit 80,000 Türken nach. Dieser freilich erlitt vor Nauplion geradezu entsetzliche Verluste; als er sich dann aber zu Leondari festsetzte und nun seine Colonnen die insurgirten Kantone der Halbinsel systematisch wieder unterwarfen, — der Sultan aber 500 nach Stambul geschickte Gefangene in seiner bestialischen Wuth zersägen ließ — da wich das entmuthigte Volk auf die Hochgebirge Lakoniens zurück und verlor die Zuversicht auf Venedig. Seit dieser Zeit wurde die Lage der Venetianer allmählich immer schwieriger. Allerdings erfochten die verschiedenen Heerführer, die sie nach einander nach dem Peloponnes schickten, noch manche achtbare Erfolge, und ihre Flottenführer versuchten manche erfolgreiche Angriffe auf die türkischen Besitzungen im ägäischen Meere. Aber gegen die Uebermacht der Pforte war um so schwieriger aufzukommen, als das Abendland, selbst Italien, die Republik völlig im Stiche ließ. Auch der Venetianer Pietro Barbo, als Pabst Paul II., der der Nachfolger des am 14. August 1464 verstorbenen Pius II. wurde, war außer Stande, die alten italienischen Gegner seiner Vaterstadt für diese in Waffen zu bringen. Genua und Florenz hofften eher, jetzt die merkantile Erbschaft Venedigs in der Levante an sich ziehen zu können.

Das beste blieb noch immer von den Kämpfen der Albanesen und Karamanier zu hoffen. Skanderbeg war plündernd in Makedonien eingebrochen; am 14. August 1464 hatte er den Scheremetbeg bei Achrida aufs Haupt geschlagen. Auch die Angriffe des Renegaten Balabanbeg, der ihm als Feldherr wohl gewachsen war und mehrere der besten Offiziere Georgs gefangen nahm (unter denen er nach seines Sultans Muster den Moses von Dibra, S. 610, lebendig schinden ließ) wurde trotz seiner 18,000 M. dreimal geschlagen; zum vierten Male so entschieden, daß Georg Ruhe vor ihm hatte, bis 1466 der Sultan selbst mit 200,000 M. gegen Albanien vorging und Kroja blokirte. Gegen solche Uebermacht vermied Georg den Kampf und hielt sich zurück, bis der Sultan wieder abmarschirt war und nur den Balaban mit 80,000 Mann vor Kroja zurückgelassen hatte. Diese aber griff er mit nur 13,400 Kriegern so glücklich an, daß der blutige Renegat selbst den Untergang fand, und die entsetzten Osmanen den Rückzug antreten mußten.

In Kleinasien dagegen war der seit 1452 durch die Energie Mohammeds gezähmte Emir Ibrahimbeg von Karamanien (S. 579) freilich ruhig geblieben, obwohl er von Rom aus wiederholte Aufforderungen zur Theilnahme an den Kämpfen des Abendlandes gegen die Pforte erhalten hatte. Als aber dieser 1463 starb, griff Mohammed in den Thronkrieg ein, der schon vor des alten Emirs Tode zwischen dessen Söhnen ausgebrochen war. Die Gunst

nämlich, welche Ibrahim seinem jüngsten Lieblingssohne Ischak zuwandte, war Anlaß geworden, daß die sechs älteren Brüder (Söhne von Mohammeds II. Schwester) sich empörten, den Vater aus seiner Residenz Konia vertrieben, und nach seinem Ausgange dann selbst unter einander haderten. Pir-Achmed, der älteste, hielt sich zu Konia und hatte die besten Theile des Reiches an sich gezogen; gegen ihn suchten nun seine fünf leiblichen Brüder Schutz in Stambul. Aber auch Ischak, der sich in dem rauhen Kilikien behauptete, bemühte sich, da sich Usun-Hassans Beistand als unwirksam erwies, um des großen Osmanen Einmischung. Als nun aber dieser letztere die Abtretung alles Landes forderte, welches schon einmal (1391) Bajesid I. inne gehabt hatte, kam es zum Kriege zwischen Ischak und dem osmanischen Statthalter Hamsabeg von Antalje (Attaleia). Ein entscheidender Sieg der Osmanen bestimmte auch den Pir-Achmed, mehrere wichtige Plätze seines Gebiets an Mohammed zu überlassen. Nun aber blieb begreiflicherweise seit dieser Wendung eine tiefe Erbitterung zurück bei den Karamaniern; dieses Verhältniß und ihre Beziehungen zu Rom und zu Venedig wurden dann auch Anlaß, daß Mohammed II. im Jahre 1466 zugleich mit Mahmud-Pascha den asiatischen Krieg im großen Style in Angriff nahm. Diesmal wurde die Kraft der Karamanier gründlich gebrochen. Während der Sultan selbst ohne Widerstand Konia erreichte und besetzte, wurde Ischak bei der alten Hauptstadt Laranda in einer Hauptschlacht überwunden und mußte bei Usun-Hassan seine Zuflucht suchen. Auch hier wurde das Land in schonungslosester Weise entvölkert; selbst Mahmud verlor seine Stellung als Großwessir, weil er die brutalen Befehle seines Herrn nicht in vollem Umfange hatte ausführen mögen. (Diese Ungnade wurde dem Großwessir durch eine seitdem öfter wiederholte Ceremonie angekündigt. Der Sultan ließ nämlich über Mahmuds Kopfe dessen Zelt zusammenbrechen und einstürzen. „Jäh und niederschmetternd", hieß es, „wie des Schicksals Schlag, der unversehens das Dach über dem Kopfe zusammenbricht, ist des Sultans Ungnade.") Volle Sicherheit gewann aber der Sultan noch immer nicht auf dieser Seite; denn die Söhne Ibrahimbegs hörten nicht auf, gestützt auf den großen Machthaber des inneren Orients die mit der neuen Lage der Dinge höchst unzufriedenen Einwohner bei jeder Gelegenheit aufzuwiegeln.

Nichtsdestoweniger gerieth Venedig unter solchen Umständen in arge Verlegenheit. Noch einmal hatte in demselben Jahre 1466 der kühne Vettore Capello als Generalkapitän der Republik mit großer Kühnheit die Inseln Imbros, Thasos und Samothrake erobert; auch Athen wurde gewonnen, die Türken niedergehauen, doch bald wieder aufgegeben, weil die Akropolis sich als unüberwindlich zeigte. Inzwischen aber hatte Omar-Pascha im August dieses Jahres den Proveditore Jakob Barbarigo, der Paträ angriff, besiegt, gefangen genommen und pfählen lassen. Capello selbst starb vor Jammer im J. 1467 auf der Insel Euböa, die bereits von den Osmanen bedroht wurde.

Die Lage sollte bald noch viel ungünstiger für die Republik sich gestalten. Das Schlimmste war, daß die Kraft der tapfern Albanesen an der Adria zu versagen anfing. Die neue Ueberfluthung ihres Landes durch die Türken, die i. J. 1467 bis gegen Durazzo vordrangen, veranlaßte schon jetzt die Auswanderung vieler namhafter Geschlechter nach den befreundeten Ländern des Königs von Neapel und Sicilien, wo sie mit großer Freude aufgenommen und zunächst in Sicilien in Menge bleibend angesiedelt worden sind. Bald aber kam die Zeit, wo ihrer immer größere Schaaren dahin übertraten. Held Kastriota hatte noch einmal den Sieg über die Moslemen davongetragen, aber doch die Anlegung der türkischen Burg Elbassan nicht hindern können. Und nun ist er endlich am 17. Januar 1468 zu Alessio gestorben; hier in der Kirche des h. Nikolaos fand der letzte glückliche Vertheidiger der albanesischen Unabhängigkeit seine letzte Ruhestätte.

Damit fiel den Venetianern die schwere Aufgabe zu, nun auch Albanien zu decken, und dieses ging über ihre Kräfte. Nach Skanderbegs Ausgang überschwemmten die Osmanen den größten Theil von Albanien, plünderten bis Scodra, Alessio, Durazzo, und schleppten 8000 Gefangene fort. Nur Kroja hielt mit Hilfe venetianischer Krieger tapfer stand, und in der Tschernagora vertheidigte sich das Geschlecht der Tschernojewitsch ebenfalls mit Erfolg gegen die Türken. Nun aber war es des Sultans Absicht, unter allen Umständen der Republik die zweite ihrer stärksten Stellungen in den griechischen Gewässern, nämlich die Insel Euböa für immer zu entreißen. Seit Anfang d. J. 1470 hatte er, vor Allem durch die Wegnahme, Ausplünderung und Ausmordung der rumelischen Seestadt Aenos i. J. 1468 durch den neuen venetianischen Generalkapitän Nicolò da Canale zur Wuth gereizt, nach seiner alten Gewohnheit großartige Rüstungen eingeleitet. Die namentlich mit griechischen und jüdischen Seeleuten bemannte türkische Flotte war schon 1469 auf eine erstaunliche Höhe gebracht worden. Dann aber wurde auch ein für griechisch-italienische Verhältnisse ganz ungeheures Heer mobil gemacht. Die Republik, die wohl erkannte, wohin der Sultan zielte, hatte nach Kräften zu helfen gesucht; aber selbst ihre Geldmittel wurden allmählich knapp. Dazu drangen bereits türkische Streifschaaren durch Kroatien nach der Gegend von Triest vor, und die in Kypros, Rhodos und Chios, bei des Sultans asiatischen Gegnern, wie in Burgund erbetene Hilfe war noch nirgends zur Hand, als der Schlag auf Euböa schon gefallen. Mit Anfang Juni 1470 setzten sich — jetzt unbeirrt durch die gleichzeitige Nothwendigkeit, einen Aufstand zu dämpfen, den des Emirs Ischak Bruder Kasimbeg in Karamanien angeregt hatte — die Flotte, 300 Schiffe, darunter 108 große Galeeren, mit 70,000 Mann Landungstruppen unter Mahmud-Pascha von den Dardanellen und das große, bis auf 120,000 Mann berechnete Landheer unter des Sultans persönlicher Führung von Rumelien aus in Bewegung. Der venetianische Admiral Canale mit nur 35 Kriegsschiffen konnte die osmanische Flotte, die am 15. Juni Euböa erreichte, nicht hindern in den Sund zwischen der Insel

und der böotischen Küste einzulaufen, und zog sich nach Kap Martello an der äußersten Südspitze von Euböa zurück. Bald erschien auch der Sultan auf der böotischen Küste und schlug eine Schiffbrücke nach Euböa. Der Hauptkampf drehte sich um die Stadt Negroponte (Chalkis), die vortrefflich verschanzt und verproviantirt war, und deren starke Besatzung durch den Bailo Paolo Erizzo und die Generale Luigi Calbo und Giovanni Badoaro ausgezeichnet geleitet wurde. Diese tüchtigen Männer stellten denn auch allen Angriffen der Osmanen einen unerschütterlichen Widerstand entgegen; namentlich die erfolglosen Sturmangriffe des Sultans am 25. und am 30. Juni, und weiter am 5. und am 8. Juli führten zu wahrhaft entsetzlichen Verlusten der Osmanen. Schon hatte der Sultan die Hoffnung verloren, in dieser Weise sein Ziel zu erreichen; namentlich die Annäherung der Flotte unter Canale, die aus Kreta Zuzug erhalten hatte und von den Türken in ihrer Stärke überschätzt wurde, machte ihn höchst bedenklich. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß ein ungestümer Angriff dieser Flotte auf die türkische Schiffbrücke, deren Zerstörung, und damit die Zerschneidung der Verbindung der auf Euböa fechtenden Türken mit ihren Reserven, ihrer nächsten Zufuhr und ihren Vorräthen auf dem Festland, wenigstens diesmal die belagerte Stadt noch gerettet haben würde. Freilich wäre dabei der Untergang des venetianischen Geschwaders selbst so gut wie gewiß gewesen, und Canale, kein Held antiken Schlages, zog es vor, noch auf Verstärkungen zu warten und rührte sich nicht. Unter diesen Umständen ließ sich der Sultan durch Mahmud-Pascha bestimmen, noch einen allgemeinen Gewaltangriff zu versuchen. Es fehlte nicht an Verräthern in Chalkis, und so waren die Osmanen über die schwächste Stelle der Werke unterrichtet. Nichtsdestoweniger kostete die Eroberung der Stadt die Osmanen einen furchtbar hohen Preis. Als sie am 11. Juli den Angriff eröffneten, sah sich die erschöpfte Besatzung durch Massen der italienischen Civileinwohner, Männer, Greise und sehr zahlreich bewaffnete Frauen und Mädchen verstärkt. Nur unter Strömen Blutes kamen die Osmanen vorwärts; auch als sie endlich in die Stadt gedrungen waren, dauerte die wüthende Gegenwehr in den mit Ketten gesperrten Gassen noch volle fünf Stunden. Erst am Morgen des 12. Juli triumphirte der Halbmond über 6000 christlichen Leichen, unter denen auch (so nach den besten Nachrichten) die der drei venetianischen Heerführer sich befanden. Nur die Citadelle hielt sich noch einige Tage; als sie sich endlich ergab, brach der Sultan nach seiner Gewohnheit den Vertrag und ließ die Besatzung niederhauen. Auch sonst rächte er seine fürchterlichen Verluste — Chalkis hatte er mit 50,000 Mann gefallener Türken bezahlt — durch seine nunmehr altgewohnte Infamie. Schindung und Pfählung der etwa sonst noch lebend in seine Hand gefallenen italienischen Soldaten und die systematische Ausrottung der italienischen Einwohnerschaft auf der ganzen Insel Euböa verstand sich bei ihm von selbst. Am 14. Juli mußten auch die venetianischen Stationen auf der südthessalischen Küste, Pteleon und Gardiki, sich ergeben. Dann wurden überall die

Griechen von Euböa in Masse als Sklaven nach Stambul geschleppt. Mohammed seinerseits, der nach den bisherigen Opfern hier nicht weitergehen mochte, kehrte in den ersten Tagen des August nach seiner Residenz zurück, und ließ in Euböa eine starke Besatzung stehen.

In Venedig war natürlich der Schrecken, der Zorn und die Besorgniß groß; aber bald ermannte man sich. Schon am 30. August wurde der tapfere Pietro Mocenigo zum Generalkapitän ernannt, an Stelle des Canale, der seine unentschlossene Haltung laut Urtheil vom 7. November mit ewiger Verbannung aus dem Gebiet der Republik zu büßen hatte. Der Krieg aber mußte fortgesetzt werden, obwohl er die Republik jährlich zu einem Aufwande von 1,200,000 Ducaten nöthigte; denn der Sultan wollte nur unter solchen Bedingungen Frieden schließen, die die Signoria als schimpflich erachtete. Unter diesen Umständen betrieb die Republik mit dem höchsten Eifer die Allianz mit Usun-Hassan, der jetzt in der That als eifriger Gegner der Osmanen in den Kriegslärm eintrat.

Der persische Machthaber, ein Enkel Karajuluks (welcher letztere einst durch Timurs Freundschaft die Größe seines Hauses begründet hatte,) seit 1451 mit Ausnahme jenes früheren Zusammentreffens mit Mohammed (S. 617) beständig durch das Glück begünstigt, hatte längst bereut, daß er einst Sinope und Trapezunt den Türken preisgegeben. Durch seine Gemahlin Katharina (S. 617), die das Schicksal ihrer Familie zu rächen hatte, durch die Familie des karamanischen Fürstenhauses, und vom Abendlande her aufgestachelt, hoffte er jetzt die Rolle Timurs gegenüber den Osmanen wiederholen zu können, und eröffnete 1471 einen sehr schroffen Notenwechsel mit Mohammed. Er warf dem Sultan die Ermordung des trapezuntischen Fürstengeschlechts mit bitteren Worten vor und forderte für sich die Abtretung von Trapezunt und Kappadokien. Als ihm Mohammed nicht minder schroff antwortete, stellte Usun-Hassan das Ultimatum: „Abtretung von Trapezunt und Kappadokien, oder Krieg!" Mit asiatischer Symbolik ließ er zugleich dem Sultan einen Sack voller Hirsekörner mit der Bemerkung überreichen, daß die Zahl seiner Truppen mindestens ebenso groß sein müsse, wie die dieser Körner, wenn er es mit ihm aufnehmen wolle. Ganz passend ließ Mohammed angesichts des persischen Botschafters die Hirse einer Anzahl Hühner vorwerfen, die sie schnell verzehrten. „Sage deinem Herrn," fügte er dann als Kriegserklärung hinzu, „daß, so wie diese Hühner schnell den Sack Hirse aufgefressen haben, auf gleiche Weise meine Janitscharen mit Euren Leuten verfahren werden, die wohl gewohnt sind, Ziegen zu hüten, nicht aber Krieg zu führen!" Ganz so schnell machte sich die Sache nun doch nicht. Auf der Stelle brach Usun-Hassan, noch vor Ablauf d. J. 1471, in das türkische Reich ein, von Pir-Achmed und Kasimbeg begleitet. Die osmanischen Truppen wurden nach Konia zurückgeworfen, dann aber Tokat erobert und unter fürchterlichen Greueln zerstört. Ein Heer von 10,000 Turkomanen mit den karamanischen Prinzen sollte in Karamanien weiter operiren.

Während nun Mohammed i. J. 1472 stark rüstete, führte Mocenigo die venetianische Flotte nach Asien, eroberte Smyrna, griff Attaleia an, und operirte dann in der Nähe des neuen Kriegsschauplatzes an der kilikischen Küste. Inzwischen verzögerte sich der große asiatische Entscheidungskampf noch längere Zeit. Wohl glückte es des Sultans Sohne Mustafa, am 18. August 1472 am See Koralis die Turkomanen und Karamanen zu schlagen; die gefangenen turkomanischen Heerführer ließ Mohammed dann hinrichten, die karamanischen Prinzen retteten sich nach Kilikien und traten mit Mocenigo in Verbindung. Da ein inzwischen von Mohammed den Venetianern nahe gelegter Friedensschluß daran scheiterte, daß jener Kroja, diese Euböa zurückforderten, so wurde weiter durch Giosafatte Barbaro die Allianz mit Usun-Hassan enger geschlossen, für diesen auch eine Sendung schwerer Geschütze nach der Levante befördert. Aber wider Verhoffen sollte der persische Großkhan nun endlich doch unterliegen. Während Mocenigo an der kilikischen Küste gute Erfolge erfocht, drang endlich Mohammed mit 100,000 Mann von Skutari aus im März 1473 ostwärts nach den Ebenen von Siwas vor. Ein erstes großes Zusammentreffen am Eufrat fiel zu Ungunsten der Osmanen aus; hier nämlich wurde der rumelische Beglerbeg Chaß-Murad-Pascha, ein griechischer Renegat von vornehmer Abkunft, mit der ganzen Reiterabtheilung, die er führte, in einem Hinterhalt niedergehauen. Nun aber erzwang Mohammed mit seiner Hauptmacht, namentlich durch seine Artillerie, der die Gegner nichts Aehnliches entgegenzustellen hatten, den Uebergang über den Strom. Und sieben Tage später kam es am 26. Juli 1473 bei Terdschan (vielleicht in der Nähe von Baiburt) zur Hauptschlacht, wo 200,000 Osmanen gegen 150,000 Turkomanen fochten. Des Sultans Sohn Mustafa führte den asiatischen rechten, der ältere, Prinz Bajesid, den europäischen Reiterflügel. Im Centrum hielt Mohammed selbst mit der gesammten Artillerie und mit 70,000 Janitscharen. In der Vorhut stand der Pascha Ibrahim mit 30,000 Mann leichten europäischen Fußvolks. Den Osmanen gegenüber hatte Usun-Hassan seinen linken Flügel seinem jüngeren Sohne Oghurlu-Mohammed, den rechten dem älteren, Seinel, anvertraut; er selbst leitete die Schlacht von einer Anhöhe hinter seiner Armee. Der Kampf war furchtbar blutig. Der Angriff der osmanischen Vorhut, die durch 40,000 Reiter von den Flügeln unterstützt wurde, scheiterte an der tapfern Gegenwehr und an den Pfeilsalven der Turkomanen. Auch der neue Angriff, den des Sultans Söhne mit je 30,000 Reitern auf die feindlichen Flügel richteten, wollte nicht zum Ziele führen. Erst dann neigte sich die Wagschale auf des Sultans Seite, als dieser persönlich mit den Janitscharen und mit 20 überaus wirksamen Geschützen ins Gefecht eintrat. Zuerst wich der rechte Flügel der Turkomanen, wo Prinz Seinel den Tod fand; dann durchbrach der junge Bajesid auch den linken feindlichen Flügel, und nur die schrecklichen Verluste, die auch die Osmanen erlitten hatten, machten dem Usun-Hassan es möglich, mit seinem aufgelösten Heere den Weg nach Tavris zu gewinnen. Auf den Rath des Mahmud-Pascha verzichtete der Sultan darauf, den Turkomanen in den unbekannten innern

Orient zu folgen, und wandte sich zur vollständigen Unterwerfung von Karamanien, die sein Sohn Mustafa dann auch unter erbitterten Kämpfen bis an die Küste von Kilikien fortsetzte; auch der karamanische Prinz Pir-Achmed fand bei der Eroberung der Burg Minan den Tod. Freilich starb auch Mustafa nachher in Folge der schweren Strapazen; er wurde als Statthalter in Karamanien durch seinen 16jährigen Bruder Dschem ersetzt. Mohammeds unheimliche Doppelnatur trat bei diesem Kriege, der endlich die Suprematie der Osmanen in Vorderasien bis auf unsere Tage gesichert hat, wieder recht deutlich ans Licht. Hatte er einerseits nach der Schlacht bei Terdschan in beliebter Gewohnheit wieder viele Gefangene hinrichten lassen, so wurde der große Sieg andererseits durch einen großartigen Gnadenakt, nämlich durch Freilassung von 40,000 Sklaven gefeiert.

Mit dem wachsenden Erfolg steigerte sich aber auch des Sultans furchtbare Härte und rohe Rücksichtslosigkeit. Allgemeines Bedauern unter den Türken erregte es, als er den ausgezeichneten Großwessir Mahmud, der nicht nur ein großer Heerführer, sondern auch ein Freund der Wissenschaften und nützlicher Schöpfungen des Friedens war, aus später erwachtem Mißtrauen wegen seiner Abmahnung, den Krieg gegen Usun-Hassan fortzusetzen, nach der Rückkehr nach Stambul zum zweiten Male absetzte und dann hinrichten ließ.

Da Usun-Hassan sich von seiner Niederlage nicht wieder zu erholen vermochte, vielmehr 1478 starb, und nachher sein Reich sich auflöste, so drückte nunmehr des Sultans Macht immer wuchtiger auf seine Gegner in Albanien, an der Adria und an der Donaugrenze. Seit 1474 war hier überall der Krieg im vollen Gange. Venedig hatte jetzt Scodra und Kroja übernommen und mit seinen Truppen besetzt, auch mit den Tschernagorzen sich eng verbündet. Noch gelang es dem tapfern Antonio Loredano, 1474 den Angriff des Beglerbegs Suleiman-Pascha, eines bosnischen Renegaten, auf Scodra (Skutari) abzuschlagen, aber 1476 drangen die Türken wieder gegen Kroja vor. Und 1477 gestaltete sich alles noch düsterer. Während im Mai dieses Jahres ein osmanisches Heer Lepanto und Leukadia bedrängte, griff Achmedbeg Kroja mit aller Macht an, und am 15. Juni 1478 mußte endlich auch diese starke Festung übergeben werden, die nun als Akhissar eines der stärksten Bollwerke der Pforte in Albanien wurde. Auch Schabljak, Alessio, Drivasto fielen in die Hand der Türken; nur Antivari und Scodra (dieses unter Antonio da Lezze) hielten sich noch trotz neuer langer Belagerungen.

Nun aber drückte noch andere, nähere Noth auf die Republik. Die Osmanen in Serbien und Bosnien hatten namentlich seit 1469 die Ablenkung der magyarischen Politik und ihrer Streitkräfte auf böhmische, schlesische und österreichische Händel nur zu gut benutzt, um Slawonien, Kroatien, Krain, Kärnthen und Steyermark unaufhörlich durch ihre niederträchtigen Raub-, Mord- und Brandzüge heimzusuchen, bis endlich König Mathias Corvinus wieder die Zeit gewann, diesen Horden entgegenzutreten. Im J. 1475 gelang

es vor allem, den neuen seit vier Jahren angelegten türkischen Waffenplatz Sabatsch an der Sawe, einige Kilometer oberhalb Belgrad, wo der Sultan 5000 Mann als Besatzung unterhielt, nach einer Belagerung von dreißig Tagen zu erstürmen, i. J. 1476 aber ein gegen Temesvar vordringendes türkisches Reiterheer fast vollständig zu vernichten. Auch das kam der Gegenwehr gegen die Osmanen zu statten, daß i. J. 1474 der kühne und stolze Woiwode der Moldau, Stefan der Große (1458—1504), endlich der Pforte die seit 1456 auch über sein Land ausgedehnte Vasallenschaft aufkündigte und seine Selbständigkeit tapfer genug an der Seite des Königs von Ungarn vertheidigte. Er hatte das Glück, durch überaus gewandte Taktik ein weit überlegenes türkisches Heer, welches in die Moldau eindrang, in eine Waldlandschaft an dem Flusse Birlat zu locken, wo er nun mit nur 40,000 Mann der ungeheuren Uebermacht am 4. Januar 1475 bei Racova eine schwere Niederlage beigebracht hat. Und als der Sultan selbst rachgierig diese Schmach der türkischen Waffen sühnen wollte, gewann er der Taktik Stefans, der überall das offene Land wüste legte und sich in die Wälder zurückzog, nichts als (1476) einen unfruchtbaren Sieg (bei Resboieni oder Vallea-Alba) ab, wurde aber endlich durch Mangel und Pest zum Rückzuge genöthigt.

Nichtsdestoweniger stießen die Osmanen auf der nordwestlichen Grenze so wenig auf irgend planmäßigen Widerstand, daß ihre wilden Haufen im Sommer des J. 1477 durch Krain und Kärnthen in die venetianische Terra ferma eindringen konnten. Und hier am Isonzo, im Gebiet des Tagliamento, bis zum Piave hin, wurden nun bis vor die Thore von Udine die grausamsten Verwüstungen angerichtet. Mit Entsetzen sahen die Venetianer, die momentan gar keine Mittel hatten, um hier durchgreifend zu wehren, ihr schönes Landgebiet meilenweit in Flammen stehen. Der Widerstand, den die wenigen Truppen der Republik bei Fogliano, Görz und Gradiska versuchten, war schnell über den Haufen gerannt worden. Nur mit höchster Anstrengung der letzten Kräfte vermochte man der Horden, die endlich nach Krain und Istrien abzogen, sich einigermaßen zu erwehren. Und auch die verstärkte Verschanzung des Lagers bei Gradiska, wo 600 venetianische Reiter, ebensoviel milanesische und 100 ferraresische Krieger aufgestellt wurden, nützte nichts, als die Türken im Spätherbst 1478 von Bosnien, 30,000 Mann stark, abermals in den österreichischen Alpenländern, dann in Friaul und Oberitalien, raubend auftraten.

Da nun auch die Lage der Stadt Scodra immer schwieriger, die Stimmung der Albanesen immer müder und hoffnungsloser, die Gefahr der venetianischen Inseln in den griechischen Gewässern immer bedrohlicher, die Hauptstadt selbst in den Lagunen durch die von den türkischen Banditen nach Oberitalien geschleppte Pest schlimm heimgesucht wurde: so entschloß sich die Signoria endlich, einen nichts weniger als rühmlichen Frieden zu schließen. Der des Griechischen wie des Türkischen kundige Staatssekretär Giovanni Dario, einer der tüchtigsten Diplomaten der Republik, führte die Unter-

handlungen mit Mohammed auf Grund unbeschränkter Vollmachten. Am 25. Januar 1479 wurde zu Stambul der Vertrag abgeschlossen, durch welchen die Republik Kroja und Scodra nebst Chimara abtrat (in Albanien nur Durazzo und Antivari behauptete), ferner die albanesischen Häuptlinge[1]) und das Haus Tocco den Türken preisgab (während der Herzog von Naxos auch diesmal wieder in den Frieden mit aufgenommen wurde,) in Morea auch die jetzt als Maniaten in den Vordergrund tretenden griechischen und gräcoslawischen Völker des Taygetos aufgeben mußte, auf Euböa und Lemnos dauernd verzichtete, weiter aber 100,000 Ducaten für eine alte Schuld, und jährlich 10,000 Ducaten als feste Zollabgabe für ihre im osmanischen Reiche verkehrenden Kaufleute zu zahlen verpflichtet wurde. Dagegen rettete sie durch ihren Friedensschluß, der am 15. Mai 1479 durch den türkischen, übrigens in seiner hochmüthigen Anmaßung und stolzen Rücksichtslosigkeit die damalige Pforte vortrefflich repräsentirenden Gesandten Luftu-Beg in Venedig ratifizirt wurde, wenigstens ihren Levantehandel und gewann noch einmal eine Stellung in Stambul, wo sie wieder einen mit der Civilgerichtsbarkeit über dort verweilende Venetianer betrauten Bailo anstellen durfte.

Abgesehen davon, daß sich seit 1473 für die Venetianer auch die nahe Aussicht geöffnet hat, seiner Zeit durch den Gewinn der Insel Kypros den Verlust von Euböa wieder zu ersetzen, so konnten sie jetzt auch hoffen sich in der Levante auf Kosten der Genuesen zu entschädigen. Hatte schon früher zwischen 1454 und 1463 der Sultan den damals ihm friedlich gegenüberstehenden venetianischen Kaufleuten den Alaunpacht in Phokäa, den Pacht der Kupferminen, der Seifenmanufaktur, der Münzstätten und verschiedener Zollrevenüen in seinem Reiche überlassen, — freilich um nachher während des langen Krieges, der auch zahlreiche Bankerotte in Stambul und Adrianopel, Gallipoli, Phokäa

1) Eine Menge Albanesen waren schon früher, in Folge der Verbindung des alten Skanderbeg mit den Königen Alfons und Ferrante (Fernando) von Neapel und Sizilien, theils als Soldaten in den italienischen Fehden dieser Fürsten, theils als Ansiedler nach deren Ländern dauernd übergetreten. Die Auswanderung (S. 626) nach dem neuen Asyl nahm seit 1479 gewaltig zu, zumal manche der Häuptlinge, die Venedig aufgab, bei ihrer Abneigung den Islam anzunehmen, sich steten Plackereien der Türken ausgesetzt sahen. Skanderbegs Sohn, Johann Kastriota, zog sich ebenfalls nach Neapel zurück, wo er Soleto und das Herzogthum S. Pietro in Galatina erhielt und durch seine Heirath mit der serbischen Prinzessin Irene, ebenso wie sein Vetter Branas Kastriota, Stifter eines neapolitanischen Adelsgeschlechtes wurde. Auch außer den flüchtigen albanesischen Häuptlingen und ihrem Gefolge fanden zahlreiche albanesische Flüchtlinge auf dem Boden Unteritaliens gastfreundliche Aufnahme und hatten sich hier längere Zeit nützlicher Privilegien zu erfreuen. Zahlreiche Dörfer in Calabrien, in der Capitanata, in der Basilicata und in der Terra d'Otranto haben bis heute die alte Eigenart in Sitte und Sprache bewahrt. (In Sizilien unter anderem war die erste Niederlassung Contessa, von Georg Reres 1450 auf den Ruinen des Araberschlosses Kalat Nawrü gegründet. Später folgten 1481 Palazzo Adriano, 1488 Piana dei Greci 1490 Mezzojuso.)

und Brussa zur Folge hatte, möglichst viele dieser Geschäftsleute festnehmen und ihre Habe wegnehmen zu lassen, — so war während des letzten Krieges ein Schlag geführt worden, der den genuesischen Handel im schwarzen Meere tödtlich traf. Die genuesischen Handelscolonien am nördlichen Gestade der pontischen Gewässer, namentlich Kaffa auf der Krim, waren seit 1453 in einer sehr schwierigen Lage gewesen; schon 1454 hatte Mohammed Neigung gezeigt, mit Hilfe des Khans der benachbarten Tataren, Hadschi-Gerai, der letztgenannten Stadt sich zu bemächtigen. Nun hatte allerdings die Staatsregierung von Genua die pontischen Colonien an die reiche St. Georgenbank (uffizio di S. Giorgio) unter dem 15. November 1453 vollständig abgetreten. Es war dann zunächst gelungen, i. J. 1455 durch das Zugeständniß eines jährlichen Tributes von 3000 Ducaten wenigstens den Frieden mit Mohammed zu retten. Aber freilich wurde auch für die Mittel, für die geschäftliche und die politische Gewandtheit dieser Compagnie die neue Last allmählich zu schwer. Die Genuesen in Kaffa hatten i. J. 1474 durch ungerechtes Verfahren gegen einen angesehenen Tataren in ihrer Nachbarschaft, zu dem sie auch den Khan Mengli-Gerai gewannen, die tatarischen Großen so sehr beleidigt, daß diese sofort den Sultan einluden, der Stellung der Italiener in ihren Ländern mit Gewalt ein Ende zu machen. Mohammed eilte nun auch, unter dem Großwessir Kedük-Achmet-Pascha, Mahmuds Nachfolger, eine Flotte nach der Krim zu schicken, die am 31. Mai vor Kaffa erschien und die Stadt am 6. Juni zur Uebergabe nöthigte. Auch hier zeigte sich die rohe Vernichtungswuth fühlbar, die der Sultan Mohammed den meisten seiner Untergebenen eingeflößt hatte. Alle fremden Kaufleute wurden ausgeraubt und als Sklaven fortgeschleppt; viele Tausende der Kinder der Einwohner wurden als Sklaven des Sultans für Harem, Pagerie und Janitscharenkorps ausgesondert, den Eltern die Hälfte ihres Vermögens entrissen, endlich die lateinische Bevölkerung (12. Juli) nach Stambul übergesiedelt. Der mitgefangene Chan Mengli-Gerai wurde Vasall des Sultans. Die Osmanen eroberten dann noch die gesammte Südküste der Krim, zerstörten das genuesische Soldaja, eroberten auch Anapa und Matrega, und ruinirten Tana. Doch hielten sich auch noch später Genuesen theils in Asow (wie der Platz Tana später genannt wurde), theils in noch größerer Menge in der tatarischen Hauptstadt Bagtschiserai, wo sie der Khan durch Privilegien unterstützte und ihnen freie Religionsübung erlaubte.

Venedig, welches die Ausbeutung des pontischen Handels jetzt an Stelle der Genuesen in die Hand zu nehmen gedachte, welches ferner seinen Wohlstand wiederherstellen wollte, und dem Abendlande wegen der Gleichgiltigkeit grollte, mit der man die heldenmüthige Republik so gut wie isolirt der türkischen Uebermacht hatte unterliegen lassen, hielt sich jetzt ganz auf der Linie guter Freundschaft mit Mohammed, und sah mehreren höchst bedenklichen Unternehmungen des Sultans kaltblütig zu, als dieser seine Waffen gegen das Haus Tocco, gegen Chios und gegen Rhodos richtete. Ganz besonders ver-

haßt als eifriger Gegner des Türkenthums war dem Sultan der Herzog Leonardo III. Tocco von Leukadia. Den Anstoß zum Angriff gegen diesen gab die Unterlassung einer stipulirten Tributzahlung; und da der Herzog auf seinen Inseln persönlich unbeliebt, sein Herzogthum aber eine gute Basis zu künftigen Angriffen auf Italien war, so schickte Mohammed im Sommer 1479 den Kedük-Achmed-Pascha, der jetzt als Statthalter in Vallona regierte, mit 29 Schiffen gegen den Tocco aus. Zuerst wurde Vonitsa in Akarnanien besetzt. Leukadia und Kephallenia wurden leicht gewonnen, Zante aber (von wo 500 dort noch stehende venetianische Reiter mit mehreren Tausenden der Einwohner nach den venetianischen Besitzungen auf Morea abzogen) erst nach hartem Widerstande des tapfern Kapitäns Pietro del Broglio. Leonardo flüchtete mit seiner Familie nach Neapel, dann nach Rom, wo ihm die Curie ein Jahrgehalt gewährte. Tausende dagegen der Einwohner mußten nach Stambul und nach den Prinzeninseln in der Propontis übersiedeln.

Sonst versagte sich aber jetzt dem Sultan das Glück der Waffen. Wohl hatte er auf der bosnischen Seite mit Hilfe der Zwistigkeiten, die in der Familie des 1468 verstorbenen Herzogs von St. Sawa ausgebrochen waren, auch die Herzegowina annektirt. Wohl hatten die Türken im August 1479 in einer Stärke von 30,000 Mann die Sawe überschritten und das südliche Ungarn verheert; aber König Matthias hatte ihnen das tüchtig heimgezahlt. Und nun traf die Osmanen noch schwereres Unheil. Ein Heer nämlich von 43,000 Mann, welches im Oktober von Semendria her in Siebenbürgen einbrach, stieß auf eine starke Macht magyarischer, rumänischer, sächsischer und szeklerischer Truppen unter dem siebenbürgischen Woiwoden Stefan Bathory und dem riesenstarken Grafen von Temesvar, Paul Kinizsy, und wurde am 13. Oktober in der Nähe von Weißenburg bei Szasz-Varos (Broos) zu einer Schlacht genöthigt, in welcher nach der tödtlichen Verwundung des tapfern Bathory der gewaltige Kinizsy die Moslims so vollständig als möglich schlug. Mit 8000 Todten hatten die Ungarn den Sieg bezahlt, bei welchem 30,000 Türken vertilgt worden waren. Freilich wurde nur das Reich der Stefanskrone durch diese Mordschlacht für längere Zeit gesichert; die slawischen und deutschen Länder der südöstlichen Alpen standen leider den türkischen Raubzügen noch immer offen.

Mohammed selbst war demnächst auch nicht glücklicher als seine Feldherrn. Nach seinen großen Erfolgen gegen Turkomanen und Venetianer gedachte er, die verhaßten Johanniter aus der Insel Rhodos zu vertreiben. Während d. J. 1479 wurde daher bei Stambul und Gallipoli eine Flotte von 160 Schiffen unter Mesih-Pascha gerüstet, die ein bei Skutari sich ansammelndes Heer von 100,000 Mann von der karischen Küste nach der feindlichen Insel übersetzen sollte. Als Vorübung galt ein Raubzug gegen Chios, von dessen Wiederholung nachher die Maona, welcher der Mastixhandel und der an ihre Insel geknüpfte unverwüstlich reiche Handelsverkehr erstaunliche







Zwei Darstellungen von Kämpfen um den St. Nicolaithurm, eines der Hauptbollwerke von Rhodos, während der Belagerung durch die Türken im Jahre 1480.

Facsimiles von Holzschnitten in Caorsini Obsidionis Rhodiae Urbis Descriptio. Ulm 1496.

Summen einbrachte (der Mastix allein noch während des 16. Jahrhunderts jährlich 30,000 Ducaten), durch 10,000 Goldstücke sich loskaufte. Als nun aber die türkische Streitmacht im Mai 1480 vor Rhodos erschien, fand sie die wohlverschanzte und auf drei Jahre mit Proviant versehene Hauptstadt unter dem ausgezeichneten Großmeister Pierre d'Aubusson von 7000 vorzüglichen Kriegern vertheidigt; alle Nichtkombattanten waren in das Innere nach dem Kastell St. Peter gebracht worden. Am 23. Mai begann die Belagerung, welche die Türken wieder mit Hilfe einer furchtbaren Artillerie von der Höhe von St. Stefan im Rücken der Stadt betrieben. Aber trotz der schrecklichen Wirkung dieser Waffe war die Entschlossenheit der Ritter nicht zu beugen. Trotz der Zerstörung des starken Thurmes von St. Nikolaus scheiterte der erste Sturm, weil die Ritter sofort hinter der Bresche einen tiefen Graben und hohen Wall gezogen hatten. Ein zweiter Angriff am 19. Juni mittelst einer Schiffbrücke, die die Türken von dem Hafendamme nach der Bresche zogen, mißlang noch gründlicher; das Einbrechen der Brücke ruinirte ihnen 2500 Krieger. Nun aber beschossen sie 35 Tage hindurch die zugänglichste Seite der Stadt in der Gegend des Judenquartiers. Der furchtbare Angriff, den sie dann am 28. Juli unternahmen, schien wirklich gelingen zu sollen. Schon hatten die Türken die Wälle erstiegen, als der Großmeister persönlich noch einmal unter Entfaltung des großen Ordensbanners mit dem Bilde des Heilandes die letzte Kraft aufbot. Nach zweistündigem Ringen wurden endlich die Truppen des Sultans geworfen, 3000 türkische Leichen deckten den Kampfplatz. Da verlor Mesih-Pascha den Muth, gab die Belagerung auf und führte das Heer nach Asien, die Flotte nach Stambul zurück.

Parallel mit diesen Heldenkämpfen hatten furchtbare Schreckensscenen auf der Südostküste Italiens stattgefunden. Unersättlich wie Mohammed in seiner Eroberungsgier und in seiner Neigung christliches Blut zu vergießen war, schien es ihm offenbar nach Gewinnung der meisten ionischen Inseln ein lockendes Unternehmen, auch Italien, den Sitz des Pabstthums, mit seinen blutigen Schaaren zu überschwemmen. Die gegenseitige Verfeindung aber unter den dortigen Staaten kam ihm dabei trefflich zu Hilfe. Die Bemühungen des Königs Ferrante von Neapel, die Suprematie über die Halbinsel zu gewinnen, erregten das stärkste Mißtrauen der ihm auch sonst verfeindeten Venetianer. So sehr gerade die Florentiner während des langen türkischen Krieges gegen die Republik der Lagunen beeifert gewesen waren, auf Kosten Venedigs ihren unter Mohammed wie bisher unter den Paläologen eifrig betriebenen levantinischen Handelsverkehr zu fördern und zugleich den Haß des Sultans gegen Venedig zu steigern und jede Ausgleichung zwischen den kämpfenden Mächten zu verhindern: jetzt unterstützte Venedig doch die alten Gegner gegen die Neapolitaner; und wie es scheint, hat die Signoria wirklich in Stambul durch Erinnerung an den alten Zusammenhang eines Theiles von Unteritalien mit dem griechischen Reiche die Diversion gegen

Neapel mit veranlassen helfen, die durch den neuen italienischen Feldzug der Osmanen herbeigeführt wurde.

In der That führte Kedük-Achmed-Pascha 70 Schiffe mit 100,000 M., darunter viele Albanesen und Walachen, im Frühling 1480 nach Apulien. Am 26. Juli wurde Otranto erobert, und sofort die üblichen Schandthaten, die jetzt jedes Auftreten der Osmanen begleiteten, begangen. Neben ausgiebigen Greueln gegen das Volk wurden der Commandant, Graf Francesco Largo und der Erzbischof auf die grausamste Weise in zwei Theile zersägt. Dann raubten die Türken das umliegende Land aus, versuchten sich gegen Tarent, Lecce und Brindisi, schmolzen die Glocken der offenen Orte zu Kanonen um, schleppten 8000 Einwohner nach Albanien fort. Allmählich aber machte sich bei diesen Schaaren bitterer Mangel an Proviant fühlbar; und endlich gelang es dem König Ferrante, starke Truppenmassen aufzubringen und die Türken in der Art zurückzudrängen, daß sie im Oktober nur 8000 Mann und 500 Reiter in Otranto stehen ließen, das übrige Heer aber nach Albanien zurückführten. Nun aber verbreiteten sich schreckhafte Gerüchte über große Rüstungen, mit denen der Sultan selbst Italien bedrohe. König Ferrante, der mit 50,000 Mann vor Otranto lag, und die Curie bemühten sich, überall Beistand zu gewinnen. Offen lehnten das die Venetianer ab; sie hatten auch es möglich gemacht, daß der Sultan in den noch von dem Frieden d. J. 1479 her schwebenden Differenzen, namentlich über die Grenzen in Morea, ihren Wünschen sich fügte, weil im Herbst 1480 das (aus Griechen und Slawen im Taygetos erwachsene Mischvolk der) Maniaken, die jetzt zuerst in der Geschichte auftreten, sich gegen die Türken empört und Neigung verrathen hatten, den König Ferrante von Neapel als ihren Herrn zu proklamiren. Und als mit neapolitanischer Hilfe und mit katalonischen Söldnern des Leonardo Tocco Bruder Antonio zu Anfang des J. 1481 Zante und Kephallenia wieder eroberte, setzten sich die Venetianer darüber mit der Pforte in Verbindung und nahmen mit deren Zulassung im April 1481 Zante für sich in Besitz.

Alle Besorgnisse jedoch des Abendlandes und die der Johanniter auf Rhodos, die in der That sehr ernsthaft durch des Sultans Grimm bedroht waren, nahmen ein jähes Ende, als die überall aufathmende Welt die große Botschaft vernahm, daß der furchtbare Mohammed auf dem neuen Feldzuge gegen Rhodos in Asien im Lager zu Gebise am 3. Mai 1481, nur erst 52 Jahre alt, plötzlich gestorben war. Für Otranto hatte das die Folge, daß die dort stehende Besatzung endlich am 10. September 1481 den Platz räumte. Nur daß dabei des Königs ältester Sohn, Don Alfonso, Herzog von Calabrien, auch seinerseits die Treue brach und einen Theil der abziehenden Türken zu seinen Gefangenen machte.

Zweites Kapitel.

Das osmanische Reich bis zum Tode Suleimans II.

Das Reich der Osmanen hatte durch die unaufhörlichen Feldzüge Mohammeds des Eroberers für längere Zeit seine Ausrundung gefunden. Noch lange nicht bis zu der Ausdehnung gelangt wie sie das Reich der Rhomäer vor dem Auftreten der Araber gehabt hatte, waren doch etwa die Grenzen wieder gewonnen, welche in jener Zeit bestanden, als die Centralgewalt in Constantinopel unter Basilios II. wieder ihre volle Kraft ausübte, also die ganze Ländermasse von der Sawe und der Adria bis zum mittleren Eufrat. Auf der Nordseite aber gebot der Willen des Sultans bereits am Nordrande des schwarzen Meeres und in den Donauländern zwischen den Karpathen und der Dobrudscha. Der noch ausstehende Rest unserer Darstellung wird zu zeigen haben, wie während des sechszehnten Jahrhunderts das Haus Osman auch das Khalifat an sich gerissen und seine Macht über die noch fehlenden semitischen und afrikanischen Länder ausgebreitet hat, die in den glänzendsten Tagen des alten Heraklius zu dem Erbe der Byzantiner gehört hatten.

Schon jetzt aber, wo mit dem vollen Eintritt in die Grenzen und zum Theil auch in die Politik des Basilios II. und des Manuel Komnenos bei den Osmanen der wildeste Fanatismus des Islam gegenüber den abendländischen Christenstaaten sich verband, war diese neue Herrenmacht der in sich tausendfach gespaltenen christlichen Welt des Abendlandes und des europäischen Nordostens im höchsten Grade gefährlich; weit gefährlicher als einst die Fluth der Hunnen und Mongolen, weil sie erstaunlich wohlgeordnet war und kraftvoll geführt wurde. Für die Osmanen lag nach dieser Seite ein neues großes Verdienst ihres schrecklichen Helden Mohammed des Eroberers, der in der That nicht bloß ein Menschenvernichter und Städtezerstörer, sondern auch für sein Volk ein ausgezeichneter Regent, ein sehr bedeutender Organisator und Gesetzgeber gewesen war. Mohammed II., dessen innere Thätigkeit und Zeitalter überhaupt für die Osmanen den Uebergang aus den noch vielfach primitiven Zuständen der früheren Zeit zu den ausgebildeten Ordnungen des 16. Jahrhunderts vermittelte, hatte in der That keinen Zweig der inneren Staatsverwaltung außer Acht gelassen, und in gleicher Weise auf die Gesetzgebung und die Ordnung des Dienstes in den Provinzen und an der Pforte, wie auf das Heerwesen sein Augenmerk gerichtet.

So tüchtig von Grund aus der osmanische Stamm war, so gute Eigenschaften er besaß, so sehr er namentlich für das Kriegswesen und, wie nur je Römer und Engländer in den Zeiten ihrer Vollkraft, für die Ausübung der Herrschaft über unterworfene Völker begabt war: trotz der allmählichen Aufsaugung der Seldschuken und anderer nahe verwandter Glieder der türkischen Völkergruppe in Asien war er doch durch seine Kopfzahl niemals ge-

rade bedeutend. Außer seinen bereits bezeichneten Eigenschaften und außer der imposanten Kraft und geistigen Bedeutung seiner Sultane bis zum Ableben des zweiten Suleiman, wurde für mehrere Menschenalter die furchtbare Ueberlegenheit der Osmanen über die Nachbarvölker durch ihre allmählich ausgebildete kräftige Organisation ermöglicht. Vor den übrigen Staaten des Orients, vor den Rhomäern, ja selbst vor manchen abendländischen Staaten jenes Zeitalters, wie Ungarn und Deutschland, hatte das Reich der Osmanen die festbegründete Dynastie voraus. War einst das alte Reich der Khalifen sehr wesentlich durch unablässige Aufstände der Statthalter und Prinzen zerrüttet worden; bei den Osmanen hat die entsetzliche Rücksichtslosigkeit der Herrscher und das durch sie festgestellte System dieser Gefahr endlich zu begegnen gewußt. Vornehmlich durch die schauderhafte, uns bereits (S. 507) in Bajesids I. ersten Stunden begegnende Praxis des Brudermordes, welche Mohammed II. in seiner schauerlichen Härte sogar zu einem Grundsatz des osmanischen Staatsrechts zu machen sich nicht gescheut hat. Abgesehen von der eiskalten Staatsraison, so erklärt sich dieser unheimliche Zug auch aus den schlimmen Folgen, welche seit unvordenklichen Zeiten die Gewohnheit der Polygamie an allen Höfen des Orients nach sich gezogen hat. Mit seltenen Ausnahmen nämlich spaltete da die Rivalität der verschiedenen Frauen, welche dem Gebieter Söhne geboren, das fürstliche Haus in eine Reihe einander in der Regel feindlich gegenüberstehender Familiengruppen, so daß der Haß zwischen Brüdern nur zu geläufig war. Die Erinnerung aber an die gefahrvollen Bruderkriege, die nach Bajesids I. Untergang das Reich mit dem Ruin bedrohten, wirkte entscheidend mit, um auch das Volk solche Frevel, wie sie so viele Sultane als Sicherheitsmaßregeln an ihren Brüdern verübt haben, ruhig mit ansehen zu lassen.

An der Spitze des Reiches steht nun mit ganzer despotischer Vollgewalt der Padischah, der Großherr (der Großtürke, wie ihn unsere deutschen Vorfahren gewöhnlich genannt haben); der Sultan, wie die Herrscher der Osmanen seit 1473, nach Usun-Hassans Ueberwältigung sich selbst nannten, nachdem sie bis dahin noch den alten Titel „Emir" geführt hatten.[1]) Wie sich das bei solcher Staatsordnung überall von selbst versteht, kam natürlich für die Kraftentfaltung des Reiches nach Außen und für den Werth der inneren Regierung weitaus das meiste auf die Persönlichkeit des jedesmaligen Sultans an, und von dem Charakter des Sultans (die Zeit des Verfalls seit Selim II. hier nicht zu berühren) hing es allemal ab, wie weit die neben ihm ausgebildeten Machtelemente im Serai, in der Armee, in der Beamtung auch auf ihn Einfluß zu üben vermochten, oder ob er allein das bestimmende Element bleiben konnte. Sonst aber fehlte es doch nicht an Momenten, durch welche auch dieser alttürkische Despotismus fühlbar beschränkt wurde; sie lagen auf Seite des Herkommens, der öffentlichen Mei-

1) Mordtmann, Eroberung von Constantinopel. S. 145.

nung und der Religion. Nicht davon zu reden, daß auch der Harem seine sehr bestimmten Ordnungen, Rechte und Observanzen ausgebildet hat, so ist es beispielsweise zu allen Zeiten die unausbleibliche Pflicht der Sultane gewesen, bei Ausbruch einer der vielen Feuersbrünste, die Stambul verheert haben, auf dem Schauplatz der Gefahr zu erscheinen, wenn der Schreckensruf „Janghen var“ durch die Gassen tobte. Befand sich in solchen Momenten der Sultan gerade im Harem, so brachte ihm eine vom Kopf bis zu den Füßen purpurroth gekleidete Odaliske die Botschaft von der Noth der Residenz. Hauptsächlich aber forderte die öffentliche Meinung, wie in der alten Glanzzeit der persischen Achämeniden, von jedem neuen Sultan irgend eine glänzende Unternehmung; dazu sollte er der Schöpfer immer neuer reich dotirter Moscheen, glänzender Prachtbauten, frommer und milder Stiftungen, der freigebige Freund und Schutz der armen und bedrängten Moslemen sein. Ganz entschieden aber war er an die Gebote der Religion und des Korans gebunden. Hatten die Kriegszüge und Eroberungen der osmanischen Emirs namentlich durch die damit verbundene Ausbreitung des Islam ihre Rechtfertigung bei den Gläubigen gefunden, so entwickelte sich neben der Macht der Herrscher allmählich der starke Einfluß des Standes der Ulemas, der sich dem Dienste der Gerechtigkeit, des Gesetzes und der Religion widmete. Ihre zwar einseitige und beschränkte, aber doch durch langjährige Studien erworbene und ihnen ausschließend eigene Bildung, ihre würdige und durch eine auszeichnende Tracht hervorgehobene Erscheinung, die Unverletzlichkeit, die aus ihrem Beruf entsprang und durch das Herkommen geheiligt wurde, gaben ihnen stets eine natürliche Autorität. In weiterem Sinne gehörte auch der Priesterstand zu den Ulemas: die Imame oder Vorbeter in den Moscheen, die Scheichs oder Prediger, und die Derwische. Endlich aber wurden aus den Ulemas die Stellen der „Professoren“ und der Richter besetzt, so zwar daß jene nur eine Stufe zu diesen, und diese zu den höchsten Würden des Gesetzes, nämlich zu denen der Heeresrichter und der Muftis bildeten. Zugleich Gottes- und Rechtsgelehrte, hatten die Muftis nach dem „göttlichen Recht“ (Scher'i = Scherif), nach dem System des Imam Hanefi, über schwierige Fragen Entscheidungen (Fetwas) abzugeben, nach denen denn der Kadi zu urtheilen hatte. Von solchen Muftis erhielt unter andern Mohammed II. die Fetwas, deren eines (S. 622) ihm die Ermordung des letzten Königs in Bosnien erlaubte, deren anderes die Praxis des Brudermordes ihm sanctionirte. Aus den Muftis ging endlich seit dem großen Suleiman der Mufti von Stambul, Reichsmufti oder Scheich-ul-Islam hervor, welcher die Staatshandlungen nach dem heiligen Recht kontrolirte und legalisirte, und (zugleich als Haupt der Ulemas) den Staat in geistlicher Beziehung als Imam vertreten sollte, die Verwaltung des größten Theiles der geistlichen Güter leitete, und die letzte Entscheidung über die wichtigsten und schwierigsten Fragen, oft auch des Staats und seiner auswärtigen Politik erhielt. Denn der osmanische Staat, dessen Glieder und verschiedene Völker moham-

medanischen Glaubens durch die Religion so fest als möglich zusammengehalten wurden, war eben in weit höherem Grade ein moslemitischer Staat, als je einer des Abendlandes ein christlicher gewesen ist. Auf den Koran und seine Auslegungen wurden alle Einrichtungen zurückgeführt, nach ihm alle Verhältnisse geregelt. Der Organismus des Staates sollte eine Verwirklichung des göttlichen Willens darstellen, und die Pflichten, welche der Islam seinen Bekennern auferlegte, namentlich Gebete, Almosen, Fasten, Pilgerfahrt, Krieg gegen die sogenannten Ungläubigen, waren zugleich Bürgerpflichten.

Die politische Verfassung des Reiches, die auf energische Concentration aller Gewalt abzielte, beruhte auf einem einfachen Mechanismus der Unterordnung und Verwaltung, dem Mohammed II. durch verschiedene Bestimmungen über die Abstufungen der Reichswürden und Beamtungen, sowie ihrer Einnahmen noch festere Grundlagen verschaffte: vieles im Detail der bürgerlichen und fiskalischen Einrichtung wurde aus der griechischen Erbschaft übernommen, dagegen die heruntergekommene Beamtung der eroberten Länder durch Osmanen ersetzt, die zu jener Zeit vor ihren Vorgängern noch durch größere Schlichtheit und Redlichkeit sich auszeichneten.

Der Formalismus aber im Großen war zunächst den Erinnerungen an die alte nomadische Zeit nachgebildet. Auf dem „Diwan", auf dessen Ehrensitzen die Großen des Reiches Platz nahmen, führte Mohammed längere Zeit den Vorsitz, bis er gegen Ende seiner Regierung die Leitung dieser Aufgabe dem Großwessir anvertraute. Den vier Säulen entsprechend, welche das Zelt des Emirs stützten, nannte der osmanische Brauch nunmehr vier „Reichssäulen" als Hauptträger des Staatsgebäudes, die Wessirs, die Kadiaskers, die Defterdars und die Nischandschis. Unter den Wessirs ist natürlich die Hauptperson der Großwessir (Wesiri-aasam), der in weltlicher Beziehung als unbeschränkter Bevollmächtigter und vollgewaltiger Stellvertreter des Sultans, oberster Vorsteher aller Zweige der Staatsverwaltung galt, als Amtsinsignien (ebenfalls eine Erinnerung an die alte Zeit des Nomadenlebens und für dieses Reitervolk so sehr charakteristisch) fünf Roßschweife führte und den Gehalt von 200,000 Aspern (60 Asper = drei R.-Mark) bezog. Die zweite „Säule des Reiches" stellten dar die Kadiaskers oder Heeresrichter, zur Entscheidung der betreffenden Rechtshändel; hatte es, wie wie früher fanden, lange nur einen solchen Großbeamten gegeben, so ernannte Mohammed II. während seiner letzten Jahre zwei, einen für Asien, den andern für Europa, welche alle Land- und Stadtrichter einzusetzen hatten. Die Defterdars oder Buchführer der Register der Rechnungskammer (die dritte Säule des Reiches) waren die höchsten Finanz- und Steuerbeamten; anfangs zwei, je einer für Asien und Europa, wurde ihre Zahl durch Mohammed II. auf vier erhöht. Die Nischandschi endlich (die vierte Säule), die Beamten des Staatssekretariats, denen später der Staatskanzler oder Reis-Effendi vorgesetzt wurde, hatten die Befehle des Sultans

auszufertigen und den Dienst bei Verhandlungen mit fremden Staaten zu versehen.

Wie in der Zeit der Konstantiner und Byzantiner knüpfte sich auch an den türkischen Hof und Beamtenstaat eine allmählich reich entwickelte Ceremonialordnung, und nach der Art des Orients, der in Farben zu schwelgen liebt, erkannte man Amt und Stand der verschiedenen aus der Masse des Volkes heraustretenden Osmanen an der Form des Turbans, dem Schnitt der Aermel, der Güte des Pelzwerks, der Farbe des Futters, den Zierrathen des Sattels, dem Vollbart oder dem Knebelbart. Der Mufti war weiß gekleidet, die Wessirs hellgrün, die Kammerherren scharlachroth. Die Beamten der Hohen Pforte trugen gelbe Stiefel, die „inneren Agas" (die Beamten des äußeren und inneren Hofhaltes) hellrothe, die großen Ulemas violette Gewänder und blaue Stiefel, die Mollahs (die Richter in den größern Städten) hellblaue Gewänder. Dunkelgrün war die Farbe des Oberstallmeisters und des Trägers der heiligen Fahne.[1])

Die Organisation der türkischen Provinzen dagegen hing eng zusammen mit der Einrichtung des Heerwesens. Es war das nur natürlich; denn der Krieg, der sogenannte heilige Krieg gegen die Ungläubigen, war Jahrhunderte hindurch nicht nur das wesentlichste Element der osmanischen Reichsgeschichte, sondern auch das eigentliche, mit Sitte und Religion vollkommen übereinstimmende Grundprincip des osmanischen Lebens. Dies bis zu dem Grade, daß das moslemitische Staatsprincip den gesammten Erdkreis in Dar-ul-Islam (Haus des Islam) und Dar-ul-Harb (Haus des Krieges) theilte.[2]) Jenes bezeichnete die von den Osmanen oder von solchen christlichen Völkern, die durch Unterwerfung und Tributzahlung in den Schutz des Islam aufgenommen waren, bewohnten Länder; dieses die sämmtlichen nicht-moslemitischen Länder, die zu unterwerfen der Koran gebot. In Folge dieser Anschauungsweise war einerseits der ganze Staat, so weit die Mohammedaner in Betracht kamen, kriegsmäßig organisirt, andererseits das Heerwesen in einem vorzüglich guten Stande. Die ganze Gestaltung der Provinzialverhältnisse, die sonst nach vielen Seiten an die der römischen „Provinzen" in der Zeit der alten Republik erinnert, hatte ihren Ausgang von dem militärischen Bedürfniß genommen; die Stellung der türkischen Statthalter hatte sowohl mit den Satrapen der Perser, wie mit den Prokonsuln der Römer vielfache Analogieen. An der Spitze aller Provinzen des Reiches

1) Nur hier sei auch im Vorübergehen des Hofstaates, des Harems und seiner Vorsteher gedacht, wo denn an der Spitze der Kapu-Aga stand, der Oberst-hofmeister (ein weißer Eunuch) mit einer großen Zahl von „Pfortenknaben"; der zweite dieser „innern Agas" des Hofes, der Oberstkämmerer mit sehr zahlreichen Unterbeamten, führte die Aufsicht über das Tafelwesen, über die Garderobe und über die Gärten; vorzugsweise mächtig endlich war der Kislar-Aga, der Chef der schwarzen Eunuchen, der die Ordnung im Hause der Frauen (auch der Mutter und der Schwestern) des Sultans zu handhaben hatte.

2) Vgl. G. Rosen, Geschichte der Türkei. Bd. I. S. 2.

standen für Asien und Europa je ein Beglerbeg (durch zwei Roßschweife ausgezeichnet), wie uns deren bisher schon so viele begegnet sind. Unter diesen standen nun die verschiedenen (durch einen Roßschweif geschmückten) Statthalter, die Sandschaksbegs (oder Paschas, wie man sie bei uns gewöhnlich nennt, obwohl erst später verschiedene kleinere Provinzen zu größern „Paschaliks" zusammengefaßt wurden, während Pascha zunächst mehr noch als Ehrentitel der hohen osmanischen Würdenträger auftritt). Diese standen vor Allem an der Spitze der Militärmacht ihrer Provinzen; dazu aber waren sie die höchsten Justiz- und Verwaltungsbeamten ihrer Provinz, hatten die Polizei zu handhaben, über die öffentliche Sicherheit zu wachen, und dafür zu sorgen, daß die Steuern richtig und regelmäßig eingeliefert wurden. Zur Zeit der höchsten Ausdehnung des Reiches unter Suleiman II. umfaßte es 250 Sandschaks in 21 größern Statthalterschaften. Die Hauptsache bei dieser Gliederung war für die Pforte die doppelte Absicht, das Reich nach innen und außen militärisch gut verwahrt, dazu aber die alten Eroberer zu stets neuen Eroberungen fertig zu halten. Mit dieser Gliederung nämlich war das seit Osmans Zeit immer bestimmter ausgebildete, eigenthümlich türkische Lehenssystem innig verbunden. Jedes Land nämlich, welches die Emirs neu eroberten, wurde sofort nach Fahnen und Säbeln in eine Menge Lehen vertheilt; und zwar in größere, Siamet, und kleinere, Timar, diese mit einem jährlichen Ertrage bis zu 20,000 Aspern. Damit wurde über das ganze Reich eine Art kriegerischer Aristokratie, ein Stock wohlsituirter osmanischer Einwohner ausgebreitet, die jeden Augenblick das stehende Heer der Pforte erheblich verstärken konnten. Von einem Einkommen von 3000 Aspern mußte ein solcher Lehensträger der Pforte schon einen Reiter, von je 5000 Aspern mehr immer einen andern Reiter schlagfertig halten. Man rechnete, daß aus einem Siamet etwa 15, aus einem Timar mindestens zwei Reiter gestellt werden konnten. In der Blüthezeit des Reiches war es möglich, auf solche Weise aus Rumelien und Morea 80,000, aus Anatolien 50,000 solcher Lehensreiter oder Spahis aufzubringen; um eine Streitmacht dieser Art schnell zu sammeln, bedurfte es nur eines Befehls an die Beglerbegs, welche denselben an die Sandschaksbegs und durch diese weiter an die Lehensinhaber beförderten. Ein für die Sultane gefährlicher Erbadel konnte sich aber aus diesem System deshalb nicht entwickeln, weil die Güter nicht in der Weise erblich waren, wie im Abendlande. Die Söhne nämlich auch der größern „Timarli" erhielten grundsätzlich immer nur ein kleineres Timar von höchstens 5000 Aspern Ertrag, und sollten sich erst wieder durch Verdienst und Auszeichnung im Kriege zu ansehnlicheren Besitzungen emporarbeiten.

Neben dieser massenhaften wehrhaften Aristokratie des Reiches und neben den aus den minder besitzenden Massen sich ergänzenden, enormen Schaaren der unregelmäßigen Truppen zu Roß, den nur auf Beute angewiesenen Akindschis, und den von ihren Gemeinden mäßig besoldeten Azapen, die als

Fußsoldaten, als Schanzgräber und als Ruderer auf den Schiffen dienten, war nun das Reich bis zur Entstehung einer wirklich brauchbaren, regelmäßigen Infanterie im Abendlande allen Nachbarn noch durch sein unter Mohammed II. zu gewaltiger Stärke entwickeltes stehendes Heer überlegen, an welches sich das übrige wehrhafte Volk anlehnte. Hier kamen ganz vorzugsweise die schon so oft erwähnten Janitscharen in Betracht. Wir haben gesehen, welche Massen junger Christen der grimmige Mohammed II. durch seine Siege diesem Corps zugeführt hat. Noch furchtbarer aber war das schon seit längerer Zeit ausgebildete System, durch welches mit der planmäßigen Ergänzung der Janitscharen aus den Söhnen der christlichen Rajahvölker noch andere Zwecke zu Gunsten der Pforte verfolgt wurden.

Mag immerhin unleugbar unter den tüchtigen Herrschern der älteren Periode des türkischen Reiches die Lage der nicht-moslemitischen Unterthanen nach manchen Seiten ganz erträglich gewesen sein: prinzipiell war das osmanische System weniger auf die Regierung, als auf die Beherrschung, und noch mehr auf die Ausbeutung der glaubensfremden Völker innerhalb seiner eisernen Umrahmung gerichtet. Weitaus die furchtbarste, in ihren Wirkungen niederträchtigste Einrichtung in dieser Beziehung war die des mehrerwähnten Knabenzinses, die in ihrer regelmäßigen Durchführung (einige privilegirte Orte ausgenommen) in der That die dauernde Aussaugung und Entkräftung der Rajahvölker, die Verwerthung der besten physischen und geistigen Kräfte der christlichen Unterthanen der Pforte zu alleinigem Vortheil des Islam und der herrschenden Rasse bedeutete. Von fünf zu fünf Jahren nämlich erschienen in den christlichen Provinzen regelmäßig kleine Abtheilungen türkischer Krieger, jede unter ihrem Hauptmann, jede mit einem besonderen Ferman, welche den Menschenzehnten zu erheben hatten. Dann wurden die Einwohner der verschiedenen Gemeinden mit ihren Söhnen versammelt. Die türkischen Offiziere hatten nun die Aufgabe, alle immer seit der letzten Aushebung herangewachsenen jungen Leute (durchschnittlich den jedesmal fünften Theil), die vor den anderen schön und stark, die vorzugsweise intelligent oder sonst begabt waren, von dem siebenten bis zu den mannbaren Jahren als Sklaven des Sultans auszuheben und nach Stambul abzuführen. Alle diese Knaben gingen ihren Familien, ihren Völkern, ihrer Religion für immer verloren, und dienten zugleich zur beständigen Auffüllung des Osmanenthums mit frischen Kräften; wie denn auch nur durch diese schauderhafte Aussaugung der Rajahvölker die Osmanen auf die Dauer die schrecklichen Menschenverluste haben überstehen können, die ihnen, wie wir sahen, die unaufhörlichen Kämpfe Mohammeds II. verursachen mußten.

Nun wurden aber keineswegs alle Rajahkinder (zu denen die siegreichen Feldherren des Islam in Mohammeds Weise auch polnische, tschechische, russische, italienische, deutsche in Menge mitbrachten) zu Soldaten gemacht. Unleugbar unter der Hand der türkischen Aufseher ebenso einfach und streng erzogen, wie durch die besten Mittel der islamitischen Gesellschaft ausgebildet, sind

die geistig begabteren, nachdem sie alle zu Moslims gemacht und überall mit Enthusiasmus für den Islam und den Sultan erfüllt waren, das Material geworden, aus welchem die Pforte von Geschlecht zu Geschlecht überaus viele ihrer besten Staatsbeamten sich gebildet hat. Die große Masse dagegen, die nur zu Soldaten sich eigneten, wurden theils (in geringerer Menge) unter die besoldeten Spahis aufgenommen, nämlich unter die berittene Leibwache der Sultane, theils (natürlich die weitaus größere Mehrheit) dem Fußvolk der Janitscharen zugetheilt, wo sie nun in Friedenszeiten bei strengster Disciplin, bestimmter Unterordnung der jüngeren unter die älteren und höchst frugaler Lebensweise, mit gemeinschaftlicher Wirthschaft in klosterähnlichen Kasernen fast mönchsartig gehalten wurden; derart daß lange (nicht vor Suleiman II.) auch die rechtlich anerkannte Ehe ihnen nicht gestattet war. In Stambul lagen ihre Kasernen an dem Platze Etmeidan (Fleischmarkt) im Thale des Lykos zwischen den Stadtvierteln Atik-Ali-Pascha und Akserai, bei der Moschee Orta-Dschami, in der westlichen Hälfte der Stadt. Im Kriege sind sie dann lange die furchtbaren, ungestümen Kernschaaren der türkischen Heere gewesen, voller fanatischer Gluth für den Islam, und in ihrem Ehrgeiz dadurch gefördert, daß nur Talent und Verdienst sie von Stufe zu Stufe förderte. Dabei lebte unter ihnen, wie unter ihren Kameraden zu Roß die entschiedene Abneigung, geborene Türken unter sich zu dulden; nur daß die Spahis der Pforte, denen alle höchsten militärischen Stellen offen standen, und aus denen auch der Janitscharenaga in der Regel genommen wurde, den Vortheil hatten, daß ihre Söhne zu Timarli gemacht wurden.

Die volle Lebenskraft und Lebenslust zeigte nun das durch den Islam, der alle alten und neuen Elemente der „Osmanen" (mit Einschluß sehr zahlreicher freiwilliger Renegaten, auch aus den Völkern des Abendlandes) zu einer starken einheitlichen Masse zusammenschmolz (unter welcher auf die Dauer nur die bosniatischen Ritter und die Albanesen nach späterer Annahme des Islam eine gewisse Sonderstellung behaupteten) zusammengehaltene Volk der Sultane von Stambul im Kriege, der bei der Natur der Einrichtungen dieses Reiches jeden Augenblick mit Vorliebe gesucht wurde. Die Reiterschaaren der Pforte waren vortrefflich beritten, mit feurigen, ausdauernden Rossen, die auf Bergen und steinigem Grunde ebenso gut zu brauchen waren, wie in der Ebene. Die Timarli, die als reiche Lehenskrieger ohne Sold ins Feld rückten, führten Köcher und Bogen, dazu noch Dolche, Säbel und Lanzen, oft auch die gefürchteten Eisenkeulen oder Streitkolben; besonders geübt aber waren sie, wie nur je die Parther der alten Welt, als Schützen zu Roß. Die anatolischen Reiter trugen vorzugsweise Bogen und Wurfspieße, die rumeliotischen häufiger Lanze und Schild. Die besoldeten Spahis unterschied man dadurch, daß sie an ihren langen Lanzen kleine Fähnlein führten, sonst war neben dem Streitkolben ihre beliebte Waffe der krumme Säbel, der „Scimitar". Bei der Reiterei überhaupt waren Sturmhauben und Panzerhemden selten; für gewöhnlich galten ihr Turban und Schild

als ausreichende Schutzwaffen. Die Janitscharen, die täglich vier Aspern Sold erhielten (eine Löhnung, die jedoch mit den Dienstjahren sich steigerte) zogen in lang herabhängenden Gewändern auf; ihre weißen Filzhüte fielen durch den lang herunterfallenden Zipfel (S. 472) und den wallenden Busch von Reiherfedern auf. Als Waffen führten sie den Scimitar im Gurt, den Handschar (einen gekrümmten Dolch) und den Bogen, später die Hakenbüchse; allmählich wurde es üblich, den Kriegern des ersten Gliedes Brustharnische und Partisanen zu geben. Die Azapen waren mit Bogen, die Akindschi ähnlich wie die Spahis (doch ohne deren reichen Schmuck) gerüstet. Wenn endlich die Sultane auch Söldner und fremde Truppen nicht verschmäht haben, so waren sie neben ihrer trefflichen regelmäßigen Infanterie allen übrigen Machthabern jener Zeit lange dadurch überlegen, daß sie vorzugsweise früh und vollständig den Dienst der Pioniere einrichteten, namentlich aber, wie wir bereits wiederholt fanden, eine ebenso zahlreiche, als wirksame Artillerie sich geschaffen haben. Nicht minder wichtig war die ausgezeichnete Ordnung des Lagers im Kriege. In den für sie guten Zeiten hielten die Osmanen nicht nur auf äußere Sauberkeit (die auch für die Mannschaften durch die religiöse Pflicht mancherlei Waschungen befördert wurde) und auf strenge praktische Einrichtung; auch nach der sittlichen Seite übertrafen sie damals alle Gegner. Zänkereien und Flüche wurden nicht geduldet; ihre Religion verbot ihnen zum großen Vortheil für die nüchterne Haltung der Mannschaften den Gebrauch des Weines; Spiel und fahrende Dirnen waren ebenfalls aus dem Lager verbannt. Für gute Verpflegung aber, für regelmäßige Zufuhren, Magazinwesen und Alles, was sonst noch zum Feldlager gehörte, wußten die alten Sultane trefflich zu sorgen. Aehnlich wie bei den alten Spartiaten nahm anderseits für die Osmanen, die sich eben als geborene Kriegsleute ansahen, in jenen Zeiten das Leben im Kriegslager einen heitern und farbenreicheren Charakter an. Trug auch hier das Janitscharenkorps seinen wesentlich einfachen Charakter, derart daß für zehn dieser Krieger ein Packpferd gehalten, für je 25 ein gemeinsames Zelt gestellt wurde, so hatte dafür auch der geringste Spahi sein eigenes Zelt. Die geborenen Türken aber zogen gern in möglichst prachtvoller Kleidung in den Krieg; so daß die in seidene Waffenröcke gekleidete Reiterei ihre Turbane mit Federn, ihre Waffen mit Edelsteinen, die Anführer, die Agas, Sattel und Zeug ihrer goldgezäumten Rosse ebenfalls mit edlen Steinen schmückten und ihre Zelte mit türkischem und persischem Schmuck ausstatteten.

Nun ging aber doch das Leben der Osmanen und die Thätigkeit der Sultane nicht ausschließlich in Kämpfen auf; mochte immerhin diese Seite menschlicher Arbeit bei ihnen viel stärker ins Gewicht fallen, als einst bei den doch auch fast unablässig in Kriege verwickelten Rhomäern. Für das innere Leben muß in der That hervorgehoben werden, daß die Dynastie Osmans, die erst nach Suleimans II. Tode so auffallend in Verfall gerathen ist, mehrfach Bedeutendes geleistet hat, was auch für die Rajahvölker

Vortheile genug brachte. Nur kurz daran zu erinnern, daß ja die meisten dieser Sultane eifrige Freunde und Förderer der Wissenschaften nach orientalischem Geschmack gewesen sind, und daß sie fast alle als große Bauherren auftraten, durch ihr Beispiel auch die Großen ihres Reiches zur Nacheiferung reizten, daß sie selten es unterlassen haben, die früher mehrerwähnten Schöpfungen zu pflegen und zu erweitern, welche die achtungswerthen Forderungen der Ethik des Islam ihnen zur Pflicht machten: so hatten sie doch auch in der Regel ein sehr gutes Verständniß für die Quellen des öffentlichen Wohlstandes, und waren sehr bereit, Verkehr, Handel und Gewerbe zu fördern. Wie die älteren Generationen der Osmanen auch sonst manche Analogie bieten mit den Römern der älteren Kaiserzeit, so hatten sie lange ein sehr bestimmtes Bewußtsein von der erstaunlichen Wichtigkeit des Straßenwesens für die Zusammenhaltung und Regierbarkeit des Reiches, für die schnelle Bewegung ihrer Truppen, und namentlich auch für den Verkehr. Sie haben daher demselben auch lange Zeit sehr eifrig ihre Aufmerksamkeit mit gutem Erfolg zugewendet; nur daß auch die Sultane die Praxis der späteren Byzantiner zu sehr befolgten und ihr belebendes Interesse überwiegend den Hauptorten und den Hauptlinien des Verkehrs zuwandten. Aber der hoch intelligente Murad II., der unter anderm in Europa namentlich auf dem Wege von Constantinopel bis nach Sofia die Brücken in vortrefflichem Stande erhielt und alle namhaften Orte an dieser Straße außer andern Bauten auch mit Karavanserais und Bazars ausstattete, — so ganz besonders Sofia mit einem durch griechische Meister aus prächtigen Quadern und Backsteinen in wechselnden Lagen aufgeführten, durch kühne Spitzbogengallerien charakteristischen Besestan, — stand keineswegs allein, sondern hat unter seinen Nachfolgern, die großen Wessire mit eingerechnet, viele und glückliche Nachahmer gehabt. Namentlich in Brückenbauten wurde bis tief in das 17. Jahrhundert hinein viel und erstaunliches geleistet. Die Künstler allerdings, welche das ausführten, waren keine Osmanen, sondern theils griechische, theils bulgarische Meister, welche dauernd an den guten alten technischen Ueberlieferungen festhielten; als Arbeiter wurden regelmäßig die vielen christlichen Kriegsgefangenen benutzt. An allen militärisch wichtigen oder irgend gefährlichen Stellen wurde die Sicherheit des Straßenverkehrs durch Wachtthürme oder Palanken geschützt. Die Karavanserais an den Heerstraßen waren große, aus Quadern oder Ziegeln erbaute Häuser, längs deren vier Wänden sich unter einem engen, von Säulen getragenen Dache eine Art von Terrasse hinzog, die für den Aufenthalt der Reisenden bestimmt war; nur daß nach des Orients leidigem Brauche die letzteren sich alles zum Leben Nöthige selbst mitbringen mußten. Viel angenehmer waren die in den Städten durch die Sultane, wie durch Wessirs und andere fromme Moslemen gestifteten, oft sehr reichlich dotirten Kurschurmli-Hans, oft großartig angelegt, wo die einkehrenden Fremden jedes Glaubens drei Tage unentgeltlich für sich und ihre Thiere Zehrung erhielten.

Historisch am bedeutungsvollsten bleibt indessen für die innere Verwaltung das Verhältniß des Sultans, überhaupt aber der herrschenden osmani- Rasse, zu den Rajahvölkern des Reiches. Im Großen ist namentlich unter Mohammed II. der Grund gelegt worden zu Zuständen im Guten, wie im Schlimmen, die nach dieser Seite bis in unser Zeitalter fortbestanden haben; nur so daß die Vortheile, welche damals die herrschende Rasse sich gesichert hatte, allmählich sehr entschieden sich in empfindliche Nachtheile für sie umgewandelt haben, und daß unter den großen wie unter den schwächeren Sultanen bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts die Lage der Rajah in sehr eigenthümlicher Weise wiederholt bald zum Schlechteren, bald zum Besseren sich verändert hat.

Im Allgemeinen freilich fiel den Rajahvölkern des Reiches, bei denen vorzugsweise an die Balkanhalbinsel zu denken ist, ein hartes Loos. Griechen, Bulgaren, Serben, Bosniaken und Albanesen waren zunächst zu einem vollständig „geschichtslosen“ Dasein heruntergedrückt. Die alte Selbständigkeit aller dieser stolzen Völker mit einer langen, zum Theil großartigen Geschichte war, so schien es, für immer vernichtet; principiell verdankten sie ihr physisches Fortbestehen nur der Gnade der Sieger, hatten sie für das neue Reich keine andere Bedeutung, als die daß die Blüthe ihrer Jugend zur Auffüllung und steten Ergänzung der osmanischen, der islamitischen Kraft ihnen entrissen wurde, daß ihre Steuern in den Schatz des Sultans strömten. Sklaven des Sultans in noch ganz anderem Sinne, als die Osmanen und die Janitscharen, war ihnen jede Aussicht für immer abgeschnitten, jemals etwas anderes zu werden, als lediglich dienende Glieder des Reiches. Eine Ausgleichung, wie sie sich während des Kaiserthums zwischen den römischen Italikern und den Völkern der Provinzen schrittweise vollzogen hat, stand hier principiell niemals zu erwarten. Die Scheidewand zwischen den Osmanen und der Rajah ist im Laufe der Jahrhunderte so hoch aufgethürmt worden, daß in unseren Tagen die Versuche, sie endlich zu durchbrechen, gerade bei der früheren Rajah der bestimmtesten Abneigung begegnen. Ein Wechsel konnte hier nie anders eintreten, als entweder auf dem Wege gewaltsamer Befreiung — oder durch Uebertritt Einzelner oder größerer Massen zum Islam, also durch Zerreißung aller alten religiösen und volksthümlichen Verbindungen. Und bei der Natur des „heiligen Krieges“ war es gerade in diesem Reiche ganz unmöglich, daß auch nur innerhalb der Armee eine Art Annäherung hätte stattfinden können. Das wurde auch dadurch nicht geändert, daß die Pforte allmählich es verstanden hat, die Geschmeidigkeit und geschäftliche Gewandtheit namentlich eines Theiles der Griechen zu verwerthen; daß besonders griechische Fanarioten als fiscalische Agenten und Steuerpächter, seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert auch als Dolmetscher, Sekretäre, politische Agenten im auswärtigen Dienst, als Aerzte und Geheimschreiber im Serai und an den Sitzen der Paschas, im 18. und 19. Jahrhundert auch als Statthalter in Rumänien verwendet worden sind. Auch dadurch nicht, daß griechische Ma-

trosen für die Flotte des Sultans, daß griechische Armatolen oder Lokalmilizen in Agrapha und in den Gebirgslandschaften Rumeliens zwischen dem Haliakmon, dem Lakmon, und dem Velukhi als eine Art Gensdarmerie für die Ueberwachung der Straßenzüge benutzt, daß endlich manche Reste christlicher Albanesen auch im Kriege verwendet worden sind.

Im Großen angesehen, so blieb doch der Zustand ein dauernder, der eine Verjährung der Eroberung niemals aufkommen und die Sehnsucht nach einer Abschüttelung der zu jeder Zeit als Fremdherrschaft empfundenen türkischen Suprematie niemals erlöschen ließ. Dabei waren, anders als in der alten Zeit Osmans und Urchans, die materiellen Lasten nicht gering. Trotz der lange aufrecht erhaltenen Ueberlegenheit der türkischen Waffen war doch die Sicherheit, welche die Pforte ihren Unterthanen gewährte, nicht so vollständig, daß nicht bei jedem Kriege mit fremden Seemächten deren Kaper und Kriegsschiffe die Küsten des Reiches schwer genug hätten heimsuchen können, wo dann das grausame Loos der Kriegführung jener Zeit Moslims und Christen unter des Sultans Hoheit gleich hart traf. Aber davon abgesehen, so hatte die Rajah (neben dem Knabenzins) der Pforte zunächst der Kharadsch, die Kopfsteuer zu entrichten, durch welche nach den Grundsätzen des Islams die sogenannten ungläubigen Unterthanen des Großherrn sich von Jahr zu Jahr das Recht erkaufen mußten, überhaupt zu existiren. Diese Abgabe (ein Silberducaten für die verheiratheten, ein halber für die unverheiratheten) fiel auf die männlichen Einwohner der Rajahländer; nur so daß thatsächlich Greise, Knaben unter zehn (oder doch sieben) Jahren, die Geistlichen, endlich die Blinden, die Lahmen und die Krüppel davon frei blieben. (Die sogenannten Teskern, bestempelte Quittungen, die aus Stambul gesendet wurden, dienten zugleich denen, die sie empfingen, als Beweise anerkannter Unterthänigkeit, als Sicherheitskarten und als Reisepässe.) Diese und andere Steuern waren so einträglich, daß die Finanzkünstler der Pforte es gar nicht wünschten, daß größere Massen zum Islam übertraten, damit nicht die Abgaben verringert würden. Die sonstigen Lasten bestanden einerseits namentlich in dem sogenannten Zehnten; in jener unheilvollen Art der Besteuerung, welche noch heute in vielen Theilen der Levante auf der ackerbautreibenden Bevölkerung wie ein Alp lastet. Der Zehnte (den übrigens auch die türkischen Einwohner, die keine Lehensgüter hatten, zahlten) vom Ertrage aller Güter, der in Naturalien aller Art von der Ernte genommen wurde, galt anfangs als eine humane Steuer, weil er in der Zeit der Eroberung, wo die unterjochten Provinzen durch endlose Kriege ruinirt und baare Geldmittel selten waren, eingeführt wurde. Aber während die türkische Regierung thatsächlich je nach Umständen auch wohl den achten, den fünften, ja selbst den dritten Theil des Ertrages forderte, und weil das grundverderbliche System aufkam, diese Naturalabgaben durch Mittelsmänner, durch Steuerpächter zu erheben, sind damit Uebelstände der allerschlimmsten Art groß gezogen worden, die bis auf diesen Tag der Landwirthschaft den größten Abbruch thun. In anderer Weise

endlich wirkte finanziell die unmittelbare Herrschaft der Osmanen als Volk über die Rajah. Die türkische Regierung vertheilte nach dem Grundsatze, daß der Großherr der wahre Eigenthümer von allem eroberten Grund und Boden sei, nach der Eroberung neuer Länder theils die wirklich herrenlos gewordenen Grundstücke, theils aber auch andere in der Art, daß ein Theil als Domänen in ihrer Hand blieb, ein anderer als Vakufs zur Dotirung neuer Moscheen bestimmt, das meiste aber (wie wir sahen) als Siamets und Timars vergeben wurde. Wo nun diese Güter nicht durch Sklaven oder durch die neuen Lehensbesitzer persönlich bebaut wurden, und auf den Gütern selbständiger großer türkischer Grundherrn arbeiteten nunmehr die christlichen Bauern zuweilen als angesiedelte Tagelöhner, weit häufiger aber als Pächter der Türken, derart daß sie den Grundherrn einen hohen Pachtzins, oft ein Drittel des Ertrages zu zahlen, daneben aber noch mancherlei lästige Frohnden zu leisten hatten.

Dazu trat nun aber der weitere böse Uebelstand, der seit unvordenklichen Zeiten allemal mit orientalischem Regiment verbunden gewesen ist, nämlich die regellose Willkür der Machthaber und der sonst einflußreichen Glieder der herrschenden Nation. Es kam ganz darauf an, ob ein Sultan so rechtsliebend und so energisch war, um solche Uebergriffe im Zaum zu halten oder nicht, wie nach dieser Seite sich das Loos der Rajah gestaltete. Launenhafte Gewaltthaten der Grundherren, noch schlimmere der Sandschaksbegs und der Paschas, Entführung christlicher Mädchen (Frauen wurden in dieser Richtung verschont) und schöner Knaben in die Harems der Großen, das sind die Dinge, wie sie die Rajah ebenso schlimm erfahren hat, als einst die Unterthanen der persischen Satrapen. An den großen Heerstraßen zumal war es nichts Ungewöhnliches, daß der Frohndienst der Bauern bei Geleitung hoher Würdenträger, oder die Requisition der Pferde für die Couriere und Adjutanten zu den schlimmsten Mißbräuchen Anlaß gab. Dabei vergriffen sich türkische Reisende gern an den Weibern der Rajah, und in Bulgarien und Serbien raubten wohl selbst türkische Offiziere Kinder, um sie in Stambul als Sklaven aus transdanubischen Ländern zu verkaufen.

Gegenüber solchen Uebelständen standen wieder manche Vortheile, welche die Lage doch erträglich machten. Hatte sich die Rajah erst in die neuen Verhältnisse gefunden, so erkannte sie doch, daß es auf unmittelbare religiöse Bedrückung im Ganzen nicht abgesehen war. Von religiösen Verfolgungen um des Glaubens willen war nicht die Rede; ja, die christliche Rajah lebte wahrscheinlich unter der Herrschaft des Sultans kirchlich ungestörter, als die Anhänger einer christlichen, in der Minderheit befindlichen Confession unter dem Drucke der gegnerischen Majorität in vielen Theilen des Abendlandes in den Zeiten großer kirchlicher Kämpfe und Gegensätze. Am härtesten wurde der eine schlimme (erst 1774 durch den Frieden von Kutschuk-Kainardsche beseitigte) Uebelstand empfunden, daß die Christen das Recht nicht hatten, neue Kirchen zu

erbauen; sie durften (und auch das nur unter den lästigsten Beschränkungen) lediglich die altvorhandenen erneuern und repariren.

Nach dieser Seite war die Lage der Juden viel bequemer, die seit Mohammeds II. letzten Zeiten in großer Menge nach der Türkei übersiedelten. Seitdem nämlich auf der Pyrenäischen Halbinsel die Vertreibung der Juden begann, sind die spanischen Juden in ungemein großer Zahl nach dem osmanischen Reiche ausgewandert, wo sie nachmals eine ganz erhebliche Rolle gespielt haben. 40,000 dieser Emigranten ließen sich in Stambul nieder, 20,000 in Salonichi, wo nachmals ihre Zahl noch weit höher gestiegen ist; viele andere in den übrigen Seestädten des Reiches. Auch in dem Binnenlande erhielten die älteren bestehenden jüdischen Gemeinden Zuwachs, so in Adrianopel, in Philippopel, in Skopje; eine der bedeutendsten Binnengemeinden entstand unter anderen in Sofia, die ihre werthvollen Waarenlager in dem Besestan und in dem Einkehrhaus neben der großen Tuchniederlage der ragusanischen Factorei aufstellte.

Diese Juden wurden dann auch die wichtigsten Konkurrenten der griechischen Kaufleute und Bankiers, welche letztere in den großen Handelsplätzen des Reiches allmählich doch die Gunst der neuen Lage zu benutzen wußten, und namentlich in Stambul große Vermögen zu gewinnen verstanden, als erst nach dem vollständigen Aufhören der erdrückenden genuesischen und venetianischen Uebermacht der alte Handelsgeist wieder erwacht war.

Sonst aber wurde die osmanische Art der Fremdherrschaft (wie überhaupt jede orientalische) namentlich dadurch erträglich, daß (von der besseren Lage mancher privilegirter Orte abgesehen) der Druck, den sie ausübte, kein planmäßiger war; daß die schändliche Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie namentlich das östliche Europa kennt, unterworfene Kulturvölker ihrer Sprache und Nationalität mit allen möglichen Mitteln zu berauben, den Türken fremd war, daß ihnen auch die Neigung abging, überall in das Detail des inneren Lebens ihrer Rajahvölker sich einzumischen. Sobald nur erst die Rajah wie die Türken sich daran gewöhnt hatten, friedlich „zusammen zu wohnen", sobald sie nur erst in die neue Lage sich einigermaßen eingelebt hatten, wurde es je nach dem jedesmaligen Charakter der Herren wie der Unterthanen für letztere an vielen Stellen recht wohl möglich, auch die nunmehr bestehenden Zustände für sich nutzbar zu gestalten. Dieses gelang namentlich den Griechen, besonders wieder in Stambul, die, ohnehin vielfach durch die Stellung der anatolischen Hierarchie und der Patriarchen im Reiche gehalten und gestützt, mit der Zeit dazu gelangt sind, sich zu der Pforte und deren Beamten auf ganz leidlichen Fuß zu stellen und aus solchen Beziehungen viele Vortheile herauszuziehen: nur daß sie bei der unsicheren Natur dieser Verhältnisse und bei dem Charakter der Türken und ihrer Despotie doch stets Gefahr liefen, durch eine jähe elementare Explosion sultanischen Zornes zerschmettert zu werden.

Unter den Rajahvölkern haben in solcher Weise die Griechen allmählich doch ein viel erträglicheres Loos sich zu schaffen vermocht, als die Südslawen. Aus der Reihe der Unterthanen sind bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts die Albanesen größtentheils ausgeschieden, indem eine übergroße Mehrheit derselben bis dahin zum Islam übertrat, und zwar in der Art, daß die katholischen Geghen der sunnitischen, die anatolischen Tosken der schiitischen Gruppe der Mohammedaner sich anschlossen. Erheblich früher hatte der Adel der Bosniaken diesen Schritt gethan. Diese stolzen Geschlechter mochten es nicht ertragen, zur Rajah herabgesetzt zu werden; dieses und die Vortheile, die ihnen der Uebertritt zum Islam bot, bestimmte sie, sich von der Masse ihres weit überwiegend treu an der Kirche hängenden Stammes zu trennen. (Es scheint, daß namentlich die Patarener in Masse mit dem Uebertritt den Anfang gemacht haben.) So wurden die bosniakischen Magnaten in ihren Schlössern erblich, freilich auch ihren christlichen Landsleuten als Grundherren wie als Renegaten gleich sehr, in Wahrheit noch mehr als die osmanischen Timarli verhaßt, — und behielten, so lange sie unter einander zusammenhielten, auch bei der Pforte einen starken Einfluß, derart daß ihnen zuweilen sogar eingeborne Paschas bewilligt worden sind. In der Herzegowina war die Lage der Rajah minder ungünstig, als in Bosnien, wo unter den neuen Formen der alte religiöse Hader sich fortsetzte, die Zustände überhaupt vorzugsweise einen gewaltsamen Charakter dauernd trugen. Da sich in jenem Lande einige christliche Häuptlinge mit einer bewaffneten Bevölkerung, ähnlich wie in Albanien zu behaupten vermochten, so erlangten dieselben von Zeit zu Zeit durch „Berate" der Pforte gesetzliche Anerkennung, und mußten die türkischen Statthalter auf sie Rücksichten nehmen.[1] Am härtesten vielleicht war das Loos der Rajah in Serbien.[2] Hier, wo noch während vieler Menschenalter bei den unaufhörlichen Kriegen der Osmanen mit den Magyaren und mit Deutschland die gewaltigen Heere der Sultane regelmäßig nach der Donau und Sawe ihren Durchzug nahmen, konnte sich keinerlei Selbständigkeit erhalten. Die Landschaften zumal an der Morawa, Kolubara und Donau litten schwer unter diesen Verhältnissen. Das Volk war vollständig entwaffnet, so daß bei Aufständen die Leute nur mit langen Stäben sich rüsten konnten. Pferde mochten sie nicht halten, weil sie ihnen von den Osmanen unbedenklich weggenommen wurden. Die Frohnden waren hart und lästig. Dem Statthalter mußten die serbischen Bauern aus jedem Dorfe hundert Tage des Jahres frohnden. Aber man zog wohl auch serbische Landleute von der Donau nach Stambul, um die Heuernte auf den Wiesen des Sultans einzubringen. Nur wenige Theile des Landes, wo dann noch (außer der uralten bäuerlichen Gemeindeverfassung) christliche Knesen sich erhalten hatten, wie die Kraina, wie Stariwla, wie Klintsch, waren unberührt von der Vertheilung der Güter

---

1) Vgl. Leopold Ranke, Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert. S. 20. 2) Vgl. Ranke a. a. O.

unter Spahis; überall aber sahen die Türken, auch der gemeine Mann, sich als die Herren der Rajah an. Wie den Krieg, so behielt sich hier der Osmane auch die Gewerbe vor, die damit zusammenhingen, so namentlich das Schmiedehandwerk. Andere dagegen überließen sie mit Verachtung der Rajah: kein Türke wäre etwa Kürschner geworden. Prächtige Waffen, reiche Kleidung, große Häuser nahm die herrschende Rasse ausschließlich für sich in Anspruch: ihr blieb auch die grüne Farbe vorbehalten. Zuletzt wohnten die Türken



Zu einem Feste ziehende Türken.

Facsimile einer nach der Natur gezeichneten Skizze von Erhard Reuwich in Breydenbachs Beschreibung seiner Reise nach Jerusalem, gedruckt Mainz 1486.

ausschließlich in den Städten, Festungen und Palanken, die Serben auf dem Lande. Diesen letzteren blieb nur die schwermüthige Erinnerung an ihre große Vorzeit; die architektonischen Monumente ihrer alten Könige (neben den früher besprochenen sei auch die prachtvolle Kirche aus weißem Marmor erwähnt, die ein Baumeister aus Cattaro dem Vater Duschans bei Ipek erbaut hatte), und unter Umständen die Aussicht, wenn sie sich gegen das türkische Gesetz verfehlt, noch mehr wenn sie das Uebelwollen der Türken in gefährlicher Weise zu fürchten hatten, als Räuber oder Haiducken (serbisch

hajduk, bulgarisch hajdutin) in die Wälder zu flüchten und von hier aus den Privatkrieg gegen die Moslems zu führen, namentlich die Straße von Stambul nach Belgrad unsicher zu machen. Noch andere Serben dagegen zogen es bereits damals vor, so schon 1481, bei passender Gelegenheit durch massenhafte Auswanderung nach Ungarn sich der türkischen Herrschaft zu entziehen.

Dieselbe Brigandage wie in Serbien, die bei den im alten Reiche der Schischmaniden zusammentreffenden Gegensätzen früh genug eine politische Färbung annahm, blühte auch bei den Bulgaren, deren Land dafür noch geeigneter sich zeigte. Für dieses Gebiet hatten sich die Zustände in der Art gestaltet, daß die alten Einwohner das Niederland der Donau und große makedonische und thrakische Striche mehr und mehr den Osmanen und anderen Ansiedlern türkischen Stammes überließen, unter denen auch hier die turkomanischen, nomadischen Jürüken und die Koniaren aus Karamanien (wie diese schon Turachan in Thessalien ansiedelte) hervortreten. Der Balkan dagegen mit seinen Verzweigungen wurde von den Osmanen gemieden. Hier war der Sitz der bulgarischen Haiducken; der kriegerischen Leute, die — bald durch Gewaltthaten türkischer Machthaber gegen Eltern, Schwestern, Bräute erbittert, bald durch türkische Erpressungen verarmt, bald von der Justiz verfolgt, oder aber außer Stande, ihr Recht geltend zu machen — den Rachekrieg gegen die stamm- und glaubensfremde Rasse führten. Daneben aber hat sich allmählich in den schwer zugänglichen Thälern des nördlichen Balkan auch ein eigenthümliches neues bulgarisches Städteleben entwickelt, wo im Laufe der späteren Zeit das Talent dieses Volkes für Gewerb-, Industrie-, und Kunstthätigkeit zu erstaunlicher Ausbildung gediehen ist.

So gut wie ganz unabhängig erhielt sich unter den alten südslawischen Gebieten der Balkanhalbinsel nur die Tschernagora, das südserbische Land der kriegerischen Montenegriner mit seinen höchst schwierigen Hochthälern und wilden Felsenlandschaften. Hier hütete des alten Stefan Tschernojewitsch und der Maria Kastriota (Skanderbegs Schwester) Sohn Johannes (1465—1490), der Nationalheld der Tschernagorzen, noch lange das Land mit Kraft. Seit 1474 von Venedig durch das erbliche Patriziat ausgezeichnet, konnte er allerdings die vorgeschobene Burg Schabljak nicht auf die Dauer halten, und zog es vor, nach deren Schleifung die Podgoritza zu räumen und sich nach seinem starken Felsenschloß Cetinje zurückzuziehen, wo er auch zu Anfang 1485 ein von ihm gestiftetes Kloster dotirte. Eine momentane Wendung trat nach seinem Tode ein. Sein ältester Sohn Georg, ein wenig kriegerischer Mann, der dagegen zu Obod eine Druckerei anlegte, aus welcher unter anderem 1494 eine slavische Liturgie hervorging, starb in Frieden mit der Pforte 1514 zu Venedig. Nun aber erschien sein Bruder Maximus, der Renegat geworden war und den Namen Skanderbeg angenommen hatte, als türkischer Sandschakbeg in der Tschernagora. Erfolg hatte er aber nicht; wohl huldigte ihm das Niederland, (aus seinem Blute scheinen auch die Paschas zu stammen,

die sich bis 1833 erblich zu Skutari hielten,) aber das Gebirgsvolk von Cetinje schaarte sich um seinen Metropoliten oder Wladika Wawil (gestorben 1520) und bekleidete denselben zugleich mit der höchsten geistlichen und weltlichen Macht. Dieser und seine Nachfolger (unter denen Daniel I. Petrowitsch Njegosch 1697—1737 die höchsten Würden für sein Geschlecht erblich gewann) setzten den Kampf um ihre Unabhängigkeit gegen die Osmanen mit Erfolg fort.

Die Lage endlich der Griechen war (nicht nur je nach den verschiedenen Jahrhunderten der Fremdherrschaft, sondern auch) je nach den verschiedenen Landestheilen, wo sich ihr Stamm zu behaupten vermocht hat, anders gestaltet. Bloß weltgeschichtlich angesehen, so ist es für die Zukunft dieser Nation allerdings von Werth geworden, daß allmählich sämmtliche Glieder der weit zerstreuten Nation, die Inseln des ägäischen Meeres und Kypros im 16., die Insel Kreta im 17. Jahrhundert, unter die Herrschaft der Sultane gekommen sind. Ein Auseinanderfallen der Nation, wie das einige Zeit lang als Folge der fränkischen Eroberungen nicht unwahrscheinlich gelten konnte, ist dadurch verhindert, nachher — das bleibendste Verdienst der griechischen Kirche — durch die Thätigkeit der letzteren das Volk innerlich zusammengehalten, namentlich aber auch (später Kreta ausgenommen) der massenhafte Abfall zum Islam abgewehrt worden. Die Schattenseiten des Despotismus und der Herrschaft einer fremden, stolzen und oft brutalen Rasse über ein einst hochentwickeltes Volk, mit deren Folgen für den Charakter der Unterworfenen, blieben sich wahrscheinlich überall gleich. Am meisten konnten die Vortheile der Lage in den See- und Handelsstädten, auf manchen Inseln und in Stambul wahrgenommen werden, wohin denn auch die Griechen andauernd auswanderten, derart daß i. J. 1590 in der Reichshauptstadt wieder 100,000 nationalgriechische Einwohner sich vorfanden. Soweit aber die Kernländer der alten Griechen in Betracht kommen, von denen mehrere Jahrhunderte später die Erneuerung des griechischen Volksthums ausgegangen ist, so war der griechische Norden und Nordwesten, das sogenannte Rumelien insofern in besserer Lage, als hier die Waffenkraft sich stärker erhalten hatte. Wir lernten bereits das System der Armatolen kennen (S. 648); neben demselben, und später in sehr flüssigem Verhältniß zu diesem Institut, entwickelte sich auch hier ziemlich früh eine politische Brigandage, die Klephturie der Griechen. Nur daß dieser Krieg der griechischen Klephten gegen die Osmanen erst dann mehr Nachdruck erhalten hat, als während des 17. Jahrhunderts die Pforte unter dem Eindruck der bei den Janitscharen sich vollziehenden Veränderungen den Knabenzins verfallen ließ, endlich (1685) ganz abschaffte, und dadurch aufhörte, die Rajahvölker ihrer besten Kräfte systematisch zu berauben. Am schlimmsten hat sich nach der Eroberung unter Mohammed II. der Peloponnes befunden. Dieses unglückliche Land, wo eine schrecklich dezimirte und tief verarmte Bevölkerung von Griechen und Albanesen unter den Denkmälern der Antike, der byzantinischen Zeit, der französischen Herrschaft (neben den zahlreichen

Feudalschlössern sei auch der stattlichen französisch-frühgothischen Kirche des Madonnenklosters Issova, mit ihren heute noch imponirenden Ruinen, am unteren Alpheios, südlich von Bisbardi, gedacht[1]), und unter den rauchenden Trümmern ihrer eigenen Wohnplätze zu türkischer Sklaverei herabgedrückt war, hat seit dieser Zeit bis auf unsere Tage sich noch niemals wieder zu dem Wohlstande des Zeitalters der Villehardouin zu erholen vermocht. Hier hat sich als waffenkräftigstes Element indessen der schon erwähnte (S. 636)



Laien und Priester der Bekenner der griechischen Kirche.

Breydenbach sagt, daß diese Sekte eine der bedeutendsten zu Jerusalem sei, der Vielweiberei huldige, ihre Kinder sogleich nach der Taufe durch „schlechte Priester" firmeln lasse, daß sie das heilige Sakrament ohne Unterschied des Alters in beiderlei Gestalt spende, den Sabbath oder Samstag in Ehren halte, den Bart sehr pflege und bartlose Männer nicht würdig halte, Priester zu werden.

Facsimile einer nach der Natur gezeichneten Skizze von Erhard Reuwich in Breydenbachs Beschreibung seiner Reise nach Jerusalem, gedruckt Mainz 1486.

Stamm der Maniaten ausgebildet. Für Morea (mehr noch als für Rumelien, und ähnlich für die Inselwelt) ist aber unter der osmanischen Herrschaft sehr bedeutsam der Umstand geworden, daß die Pforte die Ausbildung und die Wirksamkeit der griechischen Munizipalverfassung geduldet hat, die übrigens durch ihre Primaten und Kodschabaschis, Demogeronten (Archonten, Vecchiarden) nicht nur auf die griechischen Zustände noch der Gegenwart sehr erheblich eingewirkt, sondern auch den Osmanen die Organe für die lokale

1) Vgl. Adolf Bötticher, „Auf Griechischen Landstraßen". S. 22ff.

Verwaltung erspart hat. Nicht minder bedeutsam wurde es, daß die Pforte auch die sehr erhebliche richterliche Conkurrenz duldete, welche die griechischen Bischöfe den Mollahs und Kadis machten. Da auch bei den Moslems die Richter zugleich über Fragen des weltlichen und des geistlichen Rechts entschieden, so erschien ihnen die Sache bei den Griechen an sich nicht weiter auffällig, und so ließen sie es zu, daß die Bischöfe, wie sie es seit Andronikos II. Paläologos gethan (S. 447), in allen civilrechtlichen Streitfragen unter ihren Glaubensgenossen (unter Mitwirkung einer Anzahl von Geistlichen und Laien) eine sehr bedeutende Gewalt ausübten, (der Patriarch, S. 593 ff., auch in gewissen Strafsachen.) Gab an sich die Macht des kirchlichen und nationalen Zusammenhanges, im Nothfalle die Drohung mit Exkommunikation, solchen, wesentlich nach Harmenopulos (S. 577), aber auch nach andern Hilfsmitteln, dann und wann nach dem lokalen Gewohnheitsrecht gefällten Entscheidungen erheblichen Nachdruck in Sachen des freiwilligen Gehorsams der davon Betroffenen, so war es andererseits nur natürlich, daß sich das griechische Volk mit Vorliebe an seine Bischöfe hielt, die auch sonst in allen möglichen weltlichen Dingen seine natürlichen Berather waren. Denn wendete sich der Grieche, was er durfte und konnte, an den Kadi oder Mollah, so kam er viel übler weg. Mit der türkischen Gerichtsbarkeit (hier von ihrem grausamen Strafrecht nicht zu sprechen) war seit Alters der unheilvolle Fehler verbunden, daß die Richter der Osmanen niemals regelmäßig besoldet waren. Schon Bajesid I. hatte sich genöthigt gesehen, bestimmte Gerichtstaxen einzuführen, die den Richtern einen gewissen Lohn ihrer Mühe und ein angemessenes Auskommen sichern sollten; damals durften die Richter für jeden Spruch 25 Aspern, für jeden Ehekontrakt 12, für jede Instruktion 7 Aspern, für Aufnahme eines Inventars bei Erbschaften zwei Procent für sich erheben. Allmählich aber hatten die Richter das Recht erhalten, von jeder an sie gebrachten Civilsache zehn Procent zu erheben. Obwohl erst nach Suleimans II. Ausgang die türkische Gerichtsbarkeit in der Art zu entarten begann, daß Käuflichkeit überhand nahm, daß es immer bedenklicher wurde, durch Prozesse vor dem Kadi Reichthümer zu zeigen: so war doch der Umstand sehr übel, daß die Kadis, — die von Rechtswegen Civilprozesse zwischen Griechen hätten nach griechischem Recht entscheiden sollen, — nur selten so gewissenhaft waren, das zu thun. Vielmehr wandten sie viel häufiger kurz und gut das türkische Recht auf die Griechen an; in vielen Fällen waren sie übrigens gehalten, nur türkisches Recht zur Anwendung zu bringen. Unter diesen Umständen ist es nur natürlich gewesen, daß die Griechen (zuweilen sogar auch Osmanen) mit wachsender Vorliebe sich an ihre Bischöfe als Civilrichter wandten, obwohl auch diese Gerichtsbarkeit von der alten nationalen Sünde der Käuflichkeit sich keineswegs frei gehalten hat. Soweit nach der Art der osmanischen Jurisdiction das überhaupt möglich war und als zulässig galt, hat daher nach Seiten des Civilrechts das griechische Episkopat die Kadis so gut wie ganz aufs Trockene gesetzt. Ein Erfolg, der schon zu

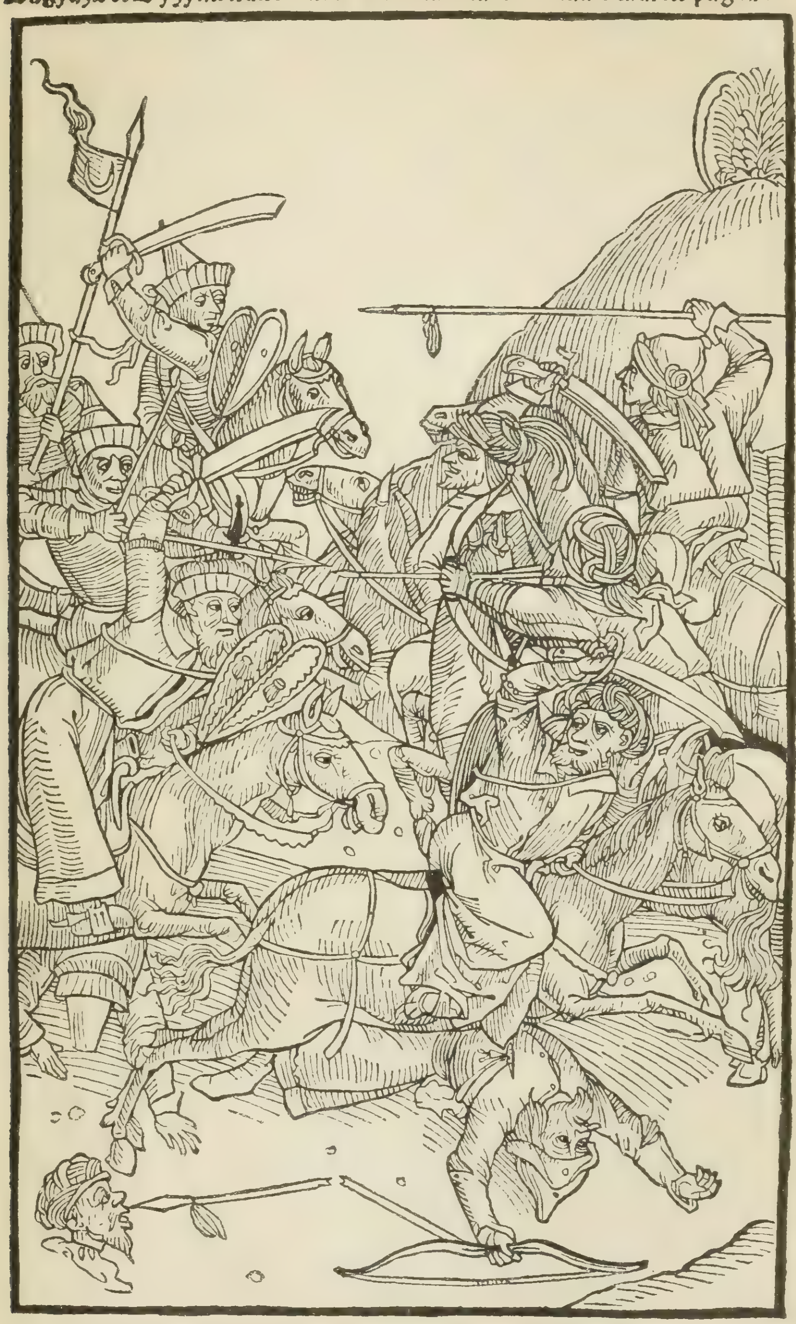
der Zeit die Griechen als Volk fest zusammenhielt, wo die Macht der Sultane noch in immer großartigerem Aufsteigen begriffen war.

—

Der unerwartete Tod des Sultans Mohammed II. erregte in Europa eine allgemeine Freude. Allerdings traten demnächst in dem Reiche der Osmanen Zustände ein, die für mehrere Jahre dessen für alle Nachbarvölker so gefährliche Stoßkraft lähmten. Von vornherein sollte sich's zeigen, daß das dämonische Institut des Janitscharenthums eine sehr zweischneidige Waffe für die Pforte, für jeden Sultan war, der es nicht vermochte, diesen Prätorianern des Islam auf das nachdrücklichste zu imponiren. Von zwei bereits als Männer erprobten Söhnen des todten Sultan stand damals der ältere, Bajesid, als Statthalter in Amasia, der jüngere Dschem in Karamanien. Besonders freundschaftliche Verhältnisse bestanden zwischen beiden um so weniger, als man in Stambul bestimmt glaubte, Mohammed habe die Absicht gehabt, dem reicher und glänzender veranlagten Dschem die Thronfolge zuzuwenden. Jedenfalls war es der Plan des zur Zeit im Amte befindlichen Großwessirs Mohamed-Mischani, den Prinzen Dschem auf den Thron zu erheben. Er ließ daher den Tod des Sultans vorerst noch verheimlichen, die Leiche nach dem Serai bringen, und zugleich den Prinzen Dschem einladen, möglichst schnell — noch vor Bajesids Ankunft — in Stambul zu erscheinen. Ehe das aber geschah, hatten die für Bajesid gestimmten Janitscharen die Wahrheit geahnt, zu Schiffe den Weg von Skutari nach Stambul genommen, und als sie in dem von ihnen erstürmten Kaiserschloß des Sultans Leiche fanden, voller Wuth den Großwessir ermordet, dann aber mit wilder Lust die Häuser der Juden und die Magazine der venetianischen und florentinischen Kaufleute geplündert. Mit Mühe nur konnte der General Ischak-Pascha den Sturm beschwören; er ließ sofort den Prinzen Bajesid, wie die Meuterer es forderten, als neuen Großherrn ausrufen. Und als dieser unter dem Jubel der Truppen am 20. Mai 1481 in Skutari eintraf und nachher seinen Einzug in Stambul hielt, da konnte er nicht umhin, den gefährlichen Freunden seines Rechtes die trotzige, nur in die Form einer Bitte gekleidete doppelte Forderung zu bewilligen: Amnestie wegen der furchtbaren Excesse, und Erhöhung des Soldes. Die letztere erfolgte in Gestalt eines außerordentlichen Geschenkes, welches nachmals — genau wie das „Donativ" der römischen Kaisergarde — bei jedem Thronwechsel, nun schon als ein Recht gewährt, allmählich bis zu einer für die Reichsfinanzen unerträglichen Höhe gesteigert worden ist.

Diesen stürmischen Scenen folgte unmittelbar der dynastische Krieg. Prinz Dschem hatte auf die Nachricht von des Großwessirs Ermordung ein Heer gesammelt und nach einem glücklichen Gefechte Brussa besetzt, wo nun auch er als der rechtmäßige Herr des Reiches freudig begrüßt wurde. Dschem besaß aber so wenig wie sein älterer Bruder die furchtbare Energie ihres Vaters.

Ein Freund friedlichen Genusses ließ er, als Bajesid II. von Skutari her wider ihn heranzog, diesem den Vorschlag machen, das Reich nach den Meeresstraßen zwischen ihnen zu theilen: ein als für die Existenz des türkischen Reiches verderblicher, für den Sultan natürlich unannehmbarer Plan. Und nun entschied schon am 20. Juni die erste Schlacht bei Jenischehr zu Ungunsten Dschems, der dabei durch seinen eigenen Obersthofmeister schnöde verrathen wurde. Nur mit Mühe entkam er über Konia nach Syrien, dann nach Aegypten, wo er bei dem mit der Pforte auf gespanntem Fuße stehenden Mamlukensultan Kaitbai freundlich aufgenommen wurde. Noch einmal machte er im Frühjahr 1482 in Verbindung mit dem karamanischen Prätendenten Kasimbeg den Versuch, von dem kilikischen Adana aus Karamanien anzugreifen. Aber bei Konia durch Bajesid selbst zurückgeworfen, nach Kilikien gedrängt und nicht gewillt, sich als Pensionär seines siegreichen Bruders nach Jerusalem internieren zu lassen, gedachte Dschem nunmehr, auf seines Genossen unbesonnenen Rath, zur Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten sich mit den Mächten des Abendlandes in Verbindung zu setzen und begab sich (23. Juli 1482) nach der Insel Rhodos, wo er überaus glänzend aufgenommen wurde, zu spät aber erkannte, daß er in seiner Person dem klugen Großmeister Pierre d'Aubusson nur ein Mittel in die Hand gegeben hatte, um eine überaus schlaue, derb realistische Politik in Scene zu setzen. Die Ritter waren natürlich keineswegs gewillt, ihm bei seinen auf Eroberung des osmanischen Reiches gerichteten Plänen Hilfe zu leisten. Vielmehr wurde Dschem nach Abschluß eines Vertrages, der für den Fall seiner Thronbesteigung zur Ausführung kommen sollte, zunächst nach einer französischen Comthurei der Johanniter, nach Roussillon am Rhone, dann nach le Puy (Februar 1483) gebracht. Gleich nach seiner Abreise von Rhodos aber schlossen die Ritter, die in ihm ein kostbares Unterpfand gegen Bajesid II. besaßen, mit diesem Sultan einen für sie sehr vortheilhaften Frieden. Der Kampf zwischen Türken und Rhodisern sollte für Bajesids Lebenszeit eingestellt, der Verkehr und Handel des Ordens nicht gestört, für Unterhalt und Bewachung aber des Prinzen Dschem von der Pforte den Rittern ein Jahrgeld von 45,000 Ducaten gezahlt werden. Lange hielten dann auch die Ritter, denen Bajesid außer andern Aufmerksamkeiten auch noch 1484 eine kostbare Reliquie (die rechte Hand Johannes des Täufers) überschickte, die nun den stolzesten Schmuck der rhodischen Johanniskirche ausmachte, den jungen Prätendenten im südlichen Frankreich in sicherer Haft. Nun aber bemühten sich die verschiedensten Mächte des Abendlandes, dann auch der Sultan von Aegypten, die Rhodiser zur Auslieferung Dschems an sie zu bestimmen; überall wünschte man sich bei Angriffen auf das osmanische Reich des türkischen Prinzen als eines wirksamen Werkzeuges gegen Bajesid II. bedienen zu können. Erst als einerseits verschiedene Befreiungsversuche die Bewachung Dschems immer mehr erschwerten, andererseits aber die römische Curie mit aller Macht drängte, entschloß sich der Orden, i. J. 1488, gegen erhebliche von Rom aus ihm gebotene Vortheile, Dschem in



Eine Darstellung aus den Kämpfen Bajesids II. mit Dschem.
Facsimile eines Holzschnittes in: Caorsini Obsidionis Rhodiae Urbis Descriptio. Ulm 1496.

die Hände des Pabstes Innocenz VIII. übergehen zu lassen. Dschem wurde am 13. März 1489 in Rom überaus glänzend aufgenommen und mit guten Zusagen überhäuft; aber auch das half ihm nichts. Inzwischen nämlich ließ sich dieser Pabst, dem auch von Aegypten her die glänzendsten Anerbietungen gemacht wurden, ebenfalls durch Bajesid gewinnen, für große Geldzahlungen den Prinzen in sicherem Gewahrsam zu halten. Bot somit die Anwesenheit des jungen türkischen Prätendenten dem Abendland die bequemste Handhabe, um dem zur Zeit am goldenen Horne schaltenden Sultan eine für die Christenwelt sehr nützliche Friedenspolitik aufzunöthigen, so hat nachher der auch sonst mit schwerster Schuld belastete, seit August 1492 regierende Pabst Alexander VI. (Borgia) diese Gunst der Lage schnöde verspielt. Als nämlich König Karl VIII. von Frankreich seinen Eroberungszug nach Italien vorbereitete, der in seinem Sinne auch der Eroberung des griechischen Reiches gelten sollte (auf welches er sich von Andreas Paläologos in Rom, S. 616, am 6. September 1494 Rechte abtreten ließ,) setzte Alexander sich mit Sultan Bajesid in Verbindung; und dieser ließ sich durch die Besorgniß vor der gefürchteten Macht der Franzosen, die natürlich in Rom sich des Prinzen Dschem bemächtigen und ihn dann gegen die Pforte ausspielen konnten, so tief einschüchtern, daß er (15. September 1494) den Pabst schriftlich aufforderte, gegen große Belohnung den Dschem auf irgend eine passende Weise aus dem Wege zu räumen. Als nun am 31. December 1494 die Franzosen in Rom einrückten, zog sich der Pabst mit Dschem in die Engelsburg zurück. Durch Karl VIII. am 11. Januar 1495 zum Abschluß eines Vertrages genöthigt, der ihm zwang, den türkischen Prätendenten auf sechs Monate dem König von Frankreich zu überlassen, gab Alexander VI. den Prinzen in der That in die Hände der Franzosen, den letztere mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelten und auf dem Zuge nach Unteritalien mit sich nahmen. Schon aber hatte Dschem in Rom das tödtliche Gift erhalten, dessen Wirkungen er in Neapel am 24. Februar 1495 erlag, nur erst 36 Jahre alt, tief betrauert von seiner Familie, und bei den Osmanen noch lange als einer der ersten Dichter ihrer Nation gefeiert.

Es war indessen nicht ausschließlich die Besorgniß vor den Gefahren, welche durch die Verbindung mit Dschem die Aegypter und die Mächte des Abendlandes dem Reiche der Osmanen hätten bereiten können, was den Sultan Bajesid II. zu einer wesentlich friedlichen Politik bestimmt hat. Dieselbe entsprach auch sonst gar sehr den Neigungen des melancholischen, religiös gestimmten Sultans, der viel größeres Interesse an den Werken des Friedens als an Krieg und Eroberungszügen hatte. Davon abgesehen daß er selbst mit Eifer die Dichtkunst und die „heilige“ Wissenschaft pflegte, so liebte er es, Gelehrte und Dichter, überhaupt aber das geistige Leben seines Volkes zu fördern, und war auf die Ausdehnung der nützlichen Schöpfungen des Friedens bedacht. Auch Bajesid II. ist ein großer Bauherr gewesen; die Herstellung sehr zahlreicher Brücken wird auf ihn zurückgeführt, und auch er errichtete große Moscheen zu Adrianopel und Stambul mit daran anschließenden, wohl=





Verkleinertes Facsimile der Ansicht von Constantinopel in der Hartmann Schedel'schen Chronik von 1493: als Beispiel für die Vorstellung, welche das Abendland von Byzanz hatte.

thätigen Zwecken und der Jugendbildung gewidmeten Nebengebäuden. In Stambul erbaute er namentlich, allerdings erst 1497 bis 1505, gegenüber dem Schlosse seines Vaters (dem Eski-Serai, S. 600) auf der Südseite des großen Platzes, der jetzt als Exerzierplatz des Seraskierats dient, die nach ihm benannte prachtvolle Moschee, die durch ihre vorzugsweise eleganten architektonischen Formen sich auszeichnet. Ihre Minarets stehen nicht auf den Ecken der Dschami, sondern frei losgelöst auf älteren, früher zu Logierhäusern eingerichteten Seitenflügeln. Namentlich ist auch der Vorhof sehr anziehend durch seine künstlerische Durchführung; marmorne Spitzbogenarkaden von abwechselnd schwarzer und weißer Färbung, die auf kostbaren Säulen von Jaspis und Verde antico mit eleganten Stalaktitenkapitälern ruhen, umgeben den Hof auf den vier Seiten und tragen reichgegliederte Kuppelhallen. Vier hohe Pforten in persischem Styl durchbrechen die Hallen. Der Hof selbst ist von hohen Cypressen und Platanen beschattet; in seiner Mitte erhebt sich das achteckige, von Säulen getragene Brunnenhaus.

Auf Bajesid II. zurück geht auch die i. J. 1485 erfolgte Gründung der zuerst mit bessarabischen Tataren und türkischen Spahis besetzten neuen rumelischen Stadt Tatar-Pazardschik (westlich von Philippopel) am Zusammenfluß der Maritza und Topolnitza, welche den Ausgang der wichtigen centralen Päße der Balkanhalbinsel beherrscht und auf dem Gabelpunkt der großen Heerstraßen von Stambul nach Wien und nach Bosnien, Ragusa und Albanien belegen, einer der größten Handelsplätze der Türkei wurde.[1])

Dieser friedliebende Sultan hatte in der That, wie wir sahen, nicht allein mit den Rhodisern unverzüglich Frieden geschlossen, sondern auch die Vertreibung der osmanischen Truppen aus Otranto (S. 636) nicht weiter gerächt. Daß auf der Nordwestseite des Reiches die Türken in Serbien und Bosnien ihre Raubzüge gegen Ungarn, Kroatien und die deutschen Alpenländer stets fortsetzten, war wenig in Bajesids Sinn, aber kaum zu verhindern. Dagegen ließ er es zu, daß der Tribut der Stadt Ragusa von 5000 auf 3000 Ducaten ermäßigt wurde, und stellte sich namentlich mit Venedig auf einen freundlichen Fuß. Bajesid II. gewährte der Republik, die ihn durch Antonio Vitturi als neuen Herrscher begrüßen ließ, bei der Erneuerung des Friedensvertrags unter dem 16. Januar 1482 durchaus günstige Bedingungen. Namentlich wurde die jährliche (S. 632) Zahlung von 10,000 Ducaten erlassen, und der Eingangszoll auf venetianische Waaren von fünf Procent auf vier ermäßigt, endlich das Weiterbestehen des Bailates in Stambul mit allen seinen Rechten und Freiheiten abermals anerkannt. Unter solchen Umständen konnte Venedig unter Zustimmung des Sultans seine Machtstellung in der Levante auch materiell wieder erweitern. Ein erster Versuch auf der ionischen Seite glückte noch nicht. Bajesid sah es zwar nicht ungern, daß im April 1483 der als Corsarenhäuptling auftretende Antonio Tocco (S. 636)

---

1) Jireček, die Heerstraße von Belgrad nach Constantinopel. S. 130 ff.

auf Kephallenia durch den Aufstand des über seine Tyrannei erbitterten Inselvolkes unter venetianischer Hilfe aus dem Wege geräumt wurde; die Insel selbst überließ er der Republik darum doch nicht. Nur Zante wurde an letztere im April 1485 gegen einen Tribut von 500 Ducaten vertragsmäßig abgetreten. Dagegen legte ihr der Sultan keine Hindernisse in den Weg bei der Erwerbung der Insel Kypros, wo früher die Handelseifersucht der Genueser ihr vielfach im Wege gestanden hatte. Auf dieser Insel*) war am 26. Juli 1458 mit König Johannes II. der legitime Mannesstamm des Hauses Lusignan ausgestorben. Seine und seiner Gemahlin Helena Paläologina (Tochter des Theodor II. von Misithra) i. J. 1442 geborene Erbtochter Charlotte vermochte sich nicht zu behaupten, als ihr energischer und begabter Halbbruder Jakob II. (der Sohn des Königs und seiner griechischen Maitresse Marguete oder Marietta von Paträ, geb. 1440) unter diplomatischer Unterstützung des osmanischen Sultans Mohammed II., mit Hilfe der Truppen des ägyptischen Sultans Al-Aschraf-Inal seit dem September 1460 das kleine Reich an sich zu reißen begann. Um nun aber seinem usurpirten und vielbedrohten Throne eine starke Stütze zu verleihen, näherte sich Jakob 1466 der Republik Venedig und ließ sich auch durch die Signoria bestimmen, des auf seiner Insel verweilenden reichen venetianischen Patriziers Andrea Cornaro Tochter Caterina, eine gefeierte Schönheit jener Zeit, zur Frau zu wählen; die Ehe ist im Herbst 1472 vollzogen worden. Aber der junge König starb bereits in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1473, und sein nachgeborener Sohn nur ein Jahr später. Nun faßte Venedig sofort festen Fuß auf der Insel. Noch längere Zeit duldete die Republik eine Scheinherrschaft der jungen verwittweten Königin; aber zu Anfang d. J. 1489 wurde letztere zur Abdankung gezwungen. Ende Februar dieses Jahres ergriffen die Beamten Venedigs von der Insel Besitz. Caterina mußte sich nach Venedig einschiffen, wo sie bei einem Einkommen von 8000 Ducaten die Herrschaft Asolo (unfern Bassano) in der Mark Treviso angewiesen erhielt; sie hat bis zu ihrem Tode, der am 10. Juli 1510 zu Venedig erfolgte, eine fürstliche Hofhaltung geführt. Merkantil, finanziell und militärisch bot die neue Erwerbung den Venetianern für eine Zeit von 80 Jahren einen glänzenden Ersatz für das verlorene Euböa.

Nichtsdestoweniger sollte die Republik erfahren, daß auch der friedliebende Bajesid II., zumal als er nach Dschems Tode sich freier bewegen konnte, keineswegs aus der Art seines Geschlechts geschlagen war, und daß auch unter ihm die osmanische Armee ihre Kraft und Gefährlichkeit für ihre Gegner keineswegs verloren hatte. Schon seit 1492 hatten die Osmanen ihre alte Tüchtigkeit wieder auf der Nordgrenze der Balkanhalbinsel bewährt. Mit Ungarn war es allerdings 1483 zum Abschluß eines längeren Waffenstillstandes gekommen, der diesem Staate noch etwas über den Tod des

*) Ueber die Details dieses Theiles der kyprischen Geschichte vgl. jetzt Karl Herquet, Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan. S. 52 ff.

tapfern Königs Matthias Corvinus (6. April 1490) hinaus die Ruhe sicherte. Dagegen hatten 1484 die deutschen Alpenländer viel gelitten, und die Moldau an den Sultan selbst in eben diesem Jahre die wichtigen Küstenplätze Kilia und Akjerman verloren. Als nachher des starken Ungarnkönigs Tod den Anlaß gab zu schlimmen dynastischen Wirren im Lande der magyarischen Magnaten, (aus denen nachher, 15. Juli 1490, die Erhebung des schwachen Böhmenkönigs Wladislaw des Jagellonen auf den Thron hervorging), da glaubten des Sultans kriegslustige Rathgeber, mit leichter Mühe das wichtige Belgrad und andere Festungen gewinnen zu können und veranlaßten wirklich ihren Herrn seit 1491 an der Donau und Sawe die Waffen wieder loszulassen. Nun gelang es allerdings i. J. 1492 dem deutschen König Maximilian I., die Osmanen, die verheerend bis Laibach und Cilly vorgedrungen waren, bei Villach einmal so gründlich als möglich zusammenzuhauen, während Paul Kiniszy am siebenbürgischen Rothen-Thurmpaß mit gleichem Erfolg ein anderes Corps zertrümmerte. Der blutige Sieg, den am 9. September 1493 der Türke Jakub-Pascha in Kroatien über den kroatischen und magyarischen Adel davontrug, wurde wieder 1494 durch Erfolge Kiniszys gegen Semendria aufgewogen, so daß der Sultan, der damals noch bestimmte Rücksichten auf Pabst Alexander VI. zu nehmen hatte, 1495 auf einen dreijährigen Waffenstillstand mit Ungarn einging. Desto energischer setzten dafür die Türken die stückweise Eroberung noch unbezwungener bosnischer Districte fort. Namentlich aber wandten sie nunmehr ihre Waffen gegen die Polen, gegen deren Neigung, ihre Macht über die Moldau auszudehnen, der (1504—1517) Woiwode Stefan Karabogdan i. J. 1496 die Osmanen zu Hilfe rief. Bereits in diesem Jahre glücklich genug gegen des Polenkönigs Johann Albert Truppen, ging im Frühling 1497 Balibeg Malkadschogli, Statthalter von Silistria, mit 40,000 Mann Kerntruppen über die Donau, überschritt mit walachischen und tatarischen Hilfstrupen den Dnjester, und richtete nun im südlichen Polen schreckliche Verheerungen an, schleppte auch 100,000 Menschen als Sklaven fort. Als er aber im Herbst den Angriff wiederholte, ruinirte der harte Winter dieses rauhen Landes sein Heer in grauenhafter Weise. Der Woiwode der Moldau schloß nachher (1511) mit der Pforte den Vertrag, der dieser die „Schutzherrschaft" und die Bestätigung der tributären Fürsten dieses Landes sicherte.

Der Einspruch des Königs von Ungarn gegen die türkischen Angriffe auf die polnischen Länder, auf das Reich seines Bruders, brachte nun allerdings die Kämpfe auf dieser Seite für einige Zeit zum Stehen. Aber sie nahmen nach einigen Jahren eine größere Ausdehnung an, als inzwischen ein erbitterter Krieg zwischen der Pforte und Venedig zum Ausbruch gekommen war. Sultan Bajesid, den auch andere italienische Mächte gegen die Republik aufreizten, sah allmählich doch die neue Stärkung der venetianischen Stellung in der Levante mit Mißtrauen und Unwillen an; namentlich seit die Republik nach der Ermordung des Herzogs Giovanni III. Crispo von Naxos (1494) dessen Länder provisorisch selbst verwalten ließ. Schon 1492 hatte der Sultan

aus mißtrauischem Unwillen über die chiffrirten Depeschen, die der Bailo Girolamo Marcello aus Stambul nach den Lagunen schickte, die Anwesenheit solcher Beamten, überhaupt ständiger Gesandten des Auslandes am Bosporus nicht mehr geduldet. Und bei den Plänen Karls VIII. gegen die Türkei, die der romantische Franzose freilich über seinen italienischen Nöthen nicht hatte ins Leben führen können, sollte (wie es unwahrer Weise hieß) die Republik die Hand mit im Spiele gehabt haben.

Bei solchen Verhältnissen nahm die Temperatur in Stambul allmählich einen für Venedig sehr unangenehmen Charakter an. Bereits kam es 1497 und 1498 auf verschiedenen Punkten, in Albanien, zur See, bei Nauplion zu ernsthaften Reibungen, 1498 durfte der Corsar Kamoghi die Inseln des ägäischen Meeres heimsuchen. Trotzdem gelang es der türkischen List, die Venetianer über das Ziel der bedeutenden Rüstungen zu täuschen, die seit Anfang d. J. 1498 in Stambul namentlich für die Marine angestellt wurden. Der Sultan eröffnete den Krieg ohne die übliche Erklärung durch Verhaftung aller in der türkischen Hauptstadt anwesenden Venetianer. Dann führte i. J. 1499 der rumelische Beglerleg ein Heer von 60,000 M. gegen Lepanto, vor dessen Mauern er am 22. Juli erschien. Der Kapudan-Pascha Daud dagegen, dessen 270 Schiffen der weder als Seemann noch als Charakter der Sache gewachsene Venetianer Antonio Grimani mit 130 Schiffen in den Gewässern von Modon nicht zu begegnen wagte, führte nach einem blutigen, aber siegreichen Gefecht bei Sapienza mit dem kleinen Geschwader des tapfern Andrea Loredano (28. Juli) seine Flotte ebenfalls gegen Lepanto, dessen Besatzung dann am 26. August kapitulirte. Gleichzeitig hatte Iskender-Pascha in Bosnien mit 10,000 Reitern die alten Raubzüge durch Dalmatien, Krain und Friaul bis nach dem Isonzo, dem Tagliamento und den Marken von Vicenza wieder eröffnet. Da der Friede nur durch kampflose Uebergabe von Modon, Koron und Nauplion hätte erkauft werden können, so strengte die Republik noch einmal alle Kräfte an und trat in die Allianz ein mit der Curie und mit den Magyaren, die — von Venedig durch Subsidien unterstützt — nun auch Polen und Frankreich gegen Bajesid II. ins Feld riefen; nur daß alle diese Coalitionen nichts rechtes zu Stande brachten, ein glückliches Gefecht der Magyaren bei dem bosnischen Jaitza i. J. 1500, und einen glücklichen Vorstoß 1502 zwischen Belgrad und Widdin ausgenommen.

Die Hauptlast des Krieges fiel doch wieder auf Venedig, im Ganzen noch immer ohne Glück. Denn die Stadt Modon, gegen welche der Sultan persönlich am 17. April 1500 mit dem Beglerleg Sinan-Pascha ins Feld rückte, wurde am 10. August nach langer Belagerung von den Janitscharen mit Sturm genommen. Am 15. August kapitulirte Navarin, und Koron folgte demnächst diesem Beispiele. Dagegen hielt das starke Nauplion tapfer Stand. Und nun kamen dem venetianischen Generalkapitän Benedetto Pesaro, der bereits die osmanische Flotte auf ihrer Rückfahrt von Zante nach den Dardanellen mit Glück verfolgt und das schon verlorene Aegina zurückgewonnen

hatte, 65 spanische Schiffe mit 7000 Mann unter dem gefeierten Seehelden Gonsalvo di Cordova zu Hilfe, so daß noch im Spätjahr die Insel Kephallenia erobert werden konnte. Das Jahr 1501 verlief dann in unbestimmtem Wechsel der Erfolge. Gelang es den Venetianern, die nun auch französische, rhodische und päbstliche Schiffshilfe erhielten, Alessio zu erobern und Megara völlig zu zerstören, so überrumpelten die Türken dafür Durazzo. Und während Bajesid bereits des Krieges satt war und unter Freigebung der früher verhafteten Venetianer sich zum Abschluß billigen Friedens geneigt zeigte, namentlich auch unter dem Druck der neu sich bildenden europäischen Allianz, wogen der Verlust von Butrinto an die Türken (26. April) und von Santa Maura an die Venetianer (30. August 1502) einander ziemlich auf.

Gleich nach der letzten Kriegsthat begannen zu Stambul unter magyarischer Vermittlung die langwierigen Verhandlungen wegen des Friedens, der dem Sultan jetzt um so erwünschter war, weil inzwischen in Asien die Dinge für die Osmanen sich schwieriger zu gestalten begannen. Einerseits nämlich war in Karamanien wieder ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen, der nur mit Mühe durch den alten Großwessir Mesih-Pascha gedämpft werden konnte. Andrerseits aber hatte sich auf den Trümmern von Usun-Hassans Reiche eine neue Macht erhoben, die bis heute im ewigen Gegensatze zu den Osmanen steht, nämlich die neupersische. Der Schah Ismail aus dem alten Geschlechte der Scheiche von Erdebil, 1500 Herr von Tavris in Adherbeidschan, Haupt einer eigenen Lehre und Sekte des Islam, die auch in Anatolien viele Anhänger hatte, zertrümmerte durch die Siege bei Nedschiwan (1501) und bei Hamadan (1502) die letzte Kraft der persischen Turkomanen und gründete die Macht der Ssaffi oder Ssofi, die bei der Gegnerschaft Bajesids gegen die Anhänger der neuen Sekte im osmanischen Reiche früh genug zu Stambul sich drohend verhielt. Unter solchen Zuständen wurde zunächst mit Ungarn am 20. August 1503 der siebenjährige Frieden oder Waffenstillstand abgeschlossen, der nicht nur Ungarn und Böhmen sammt deren Nebenländern, und sammt den der nächsten Verbündeten des Königs Wladislaw umfaßte, sondern auch den übrigen christlichen Staaten zu Gute kommen sollte. Der spezielle Friede mit Venedig wurde am 6. Oktober 1503 durch den sehr gewandten Diplomaten Andrea Gritti abgeschlossen. Die Republik verzichtete auf Durazzo, Lepanto und die messenischen Städte, behielt dafür Kephallenia, während die Einwohner des 1504 zurückgegebenen Santa Maura nach Ithaka übersiedelten. In Stambul durfte wieder ein Bailo residiren, der alle drei Jahre wechseln mußte. Alle Venetianer endlich, die über drei Jahre in Stambul blieben, mußten fortan Kopfgeld zahlen.

Seit dieser Zeit war das gute Verhältniß zwischen Venedig und der Pforte für längere Zeit wiederhergestellt. Die Republik hatte ihrerseits Mühe genug, die Krisis zu bestehen, die seit der Entdeckung der transatlantischen Erdtheile und seit der Verlegung der Wege des Welthandels nach dem atlantischen Ocean die Quellen ihres merkantilen Wohlstandes bedrohte; noch

härter drückte auf sie der schwere Krieg (1509—1516) mit der Liga von Cambray. Unter diesen Umständen mied die Signoria sorgfältig jeden Conflikt mit der Pforte, gab 1506 Alessio zurück, lehnte 1508 die ihr angetragene Verbindung mit Persien ab, und machte es dadurch möglich, daß der Sultan nicht nur die Wiener und Florentiner Anträge, sich ebenfalls auf Kosten Venedigs zu bereichern, ablehnte, sondern diesem auch seine Hilfe gegen Kaiser Maximilian nicht versagte.

Sultan Bajesid dagegen kam auch in seinen letzten Jahren nicht zur Ruhe. Kaum nämlich waren mit ungeheurer Mühe die furchtbaren Zerstörungen überwunden, welche im September 1509 ein entsetzliches, lange dauerndes Erdbeben in vielen Städten des Reiches, namentlich mit besonderer Wuth am 14. September in Stambul selbst angerichtet hatte: so brachte die Herrschsucht seiner Söhne schweres Unheil über das Reich und über den Sultan selbst, der es endlich büßen mußte, daß er, der Herrscher in einem Kriegerstaate, durchaus nicht der erste Feldherr seiner Armee zu sein vermochte. Von zahlreichen Söhnen des Sultans haben drei die letzten Zeiten ihres Vaters erlebt: Bajesids Liebling, der zum Nachfolger bestimmte Achmed, der in Amasia, Korkud, der in Tekke, und der wilde, kriegerische und herrschsüchtige Selim, der in Trapezunt als Statthalter regierte. Der letztere, der mit Ungestüm die Nachfolge für sich begehrte, wußte, daß sein Vater die Absicht hatte, schon bei Lebzeiten zu Achmeds Gunsten der Herrschaft zu entsagen, und beschloß hier mit Gewalt einzugreifen. Als ihm Bajesid und der Diwan, auf ein Gesetz des Reiches gestützt, die Forderung einer rumelischen Statthalterschaft abschlugen, eröffnete er mit 25,000 Mann seine Unternehmungen, überschritt die Dardanellen und erschien im März 1511 vor Adrianopel, wo sein Vater zur Zeit sich aufhielt: er gab vor, er wolle gegen die Magyaren aufbrechen, um sich dort ein neues Reich zu erobern. Dieser verwegene Schachzug gewann ihm unter den mit Bajesids friedlichen Neigungen überaus unzufriedenen Janitscharen starken Anhang, und selbst im Diwan eine Partei, die ihm den Thron zudachte. Bald stieg sein Heer bis auf 40,000 Mann, und der alte Sultan mußte sich entschließen, ihm nicht allein zu versprechen, daß Achmed nicht vor des Vaters Tode den Thron besteigen solle, sondern auch die Statthalterschaft von Semendria mit Widdin zu überlassen. Als inzwischen aber auch Prinz Korkud in Anatolien einen Aufstand erhob, riß Selim mit Gewalt Adrianopel an sich. Da ergriff der alte Sultan, auf das Drängen von Achmeds Freunden, nun doch die Waffen; bei Tschorli (Anfang August 1511) wurde Selim aufs Haupt geschlagen und zur Flucht genöthigt, die er nach der Krim richtete. Unter diesen Umständen rückte auch Prinz Achmed gegen Stambul vor, um jetzt auf Grund der alten Zusagen seines Vaters sich des Thrones zu bemächtigen. Schon stand er zu Skutari. Da brach aber in der Nacht vom 21. August zu Stambul ein furchtbarer Aufstand der Janitscharen aus, welche nach wilder Plünderung der jüdischen und florentinischen Kaufleute nur durch schwere Geldzahlungen

und durch Wiederholung der Zusage des Sultans sich beruhigen ließen, daß Achmed zur Zeit den Thron nicht besteigen sollte. Während dieser verdrossen sich in Anatolien nun wenigstens Karamaniens bemächtigte, konnte Bajesid nicht verhindern, daß Selim, den er jetzt selbst zur Rückkehr eingeladen, bei seiner Ankunft am 19. April 1512 vor den Thoren der Residenz sofort von den Janitscharen, von den Großen des Reiches und von Prinz Korkud jubelnd begrüßt wurde. Durch die zügellosen Prätorianer und die Bewohner der Hauptstadt gedrängt, mußte der alte Sultan am 25. April 1512 der Herrschaft entsagen. Obwohl man dem 65jährigen Manne erlaubt hatte, sich nach seinem Geburtsort Demitoka zurückzuziehen, so schien es dem neuen Machthaber doch sicherer, den Vater ganz aus der Welt zu schaffen. Alle Welt war jedenfalls überzeugt, daß der Tod, welcher den Sultan Bajesid auf der Reise zu Aja in der Nähe von Hafßa ereilte (26. Mai 1512), die Folge eines Giftes war, welches auf Selims Antrieb der jüdische Leibarzt dem Greis beigebracht.

Der neue Herrscher sah sich sowohl durch seinen Charakter, wie durch die Art seines Emporkommens und die Stimmung der Janitscharen auf der Stelle in die blutigen Bahnen seines Großvaters Mohammed getrieben. Selim I. war, wie die meisten dieser stolzen Herrschergestalten aus Osmans Hause, in hohem Grade wissenschaftlich gebildet, persönlich auch Dichter. Wie Mohammed, an den er vielfach erinnerte, mit erstaunlichen Talenten zur Heerführung und zur Regierung begabt, dabei zäh und ausdauernd, nachdenklich, aber blitzschnell in der Ausführung seiner Pläne, persönlich tapfer, wie alle diese Sultane, ein eifriger Jäger, übrigens im Verkehr mit seinem Harem, wie in andern Genüssen sehr mäßig, — hat er doch durch andere Züge seines Wesens einen furchtbaren Ruf erworben. Das tiefe Mißtrauen, welches ihn erfüllte, dazu seine Eifersucht und der schreckliche Jähzorn, der nur zu oft schreckerregend aus seinen wilden Augen leuchtete, haben ihn zum blutigen Mörder zahlreicher Verwandten, Freunde und Diener gemacht. Dabei beherrschte ihn, der bei einer gewissen grotesk zugeschnittenen Art von Liebe zur Gerechtigkeit nach Art der furchtbarsten Machthaber des Ostens als streng und unerbittlich galt, unter Umständen eine dämonische Freude an Grausamkeiten, vor allem wenn seine Rachgier entfesselt war. Das sollte jetzt während einer Reihe schrecklicher Jahre namentlich der Orient empfinden, während er mit dem Abendlande auf wesentlich friedlichem Fuße geblieben ist.

Die gewaltsame Art seiner Erhebung nöthigte ihn, jedem Janitscharen statt der 2000 Aspern seines Vaters das Donativ von 3000 Aspern (oder 50 Ducaten) zu gewähren; dazu wurde der tägliche Sold der Armee für die Reiterei um vier, für das Fußvolk um zwei Aspern erhöht. Dann aber galt es, die eingerissene Entartung und Zuchtlosigkeit der Truppen durch rastlose Kämpfe wieder zu bannen. Hatte Selim II. zunächst seine Brüder Achmed und Korkud als Statthalter von Amasia und Ssaruchan belassen, seinen eigenen 17jährigen Sohn aber, Suleiman, von Kaffa in seine Nähe gezogen, so erfuhr

er bald genug, daß Achmed die Fahne des Thronkrieges erhob und sich bereits der alten Hauptstadt Brussa zu bemächtigen eilte. Damit war die Aera der Kriege des neuen Sultans eröffnet. Schon zu Ende Juli 1512 überschritt er den Bosporus mit 70,000 Mann, und als am 24. April 1513 die Schlacht bei Jenischehr den Kampf zu seinen Gunsten entschieden hatte, eilte er, in Erinnerung an die durch Dschems Namen bezeichnete Episode, sich Sicherheit zu schaffen. Der gefangene Achmed wurde ohne Weiteres getödtet, was mit dem ihm sehr verdächtigen Korkud schon zu Ende des Jahres 1512 geschehen war. Weiter aber ließ Selim auch fünf Söhne seiner früher verstorbenen Brüder in Brussa grausam ermorden. Dann begann der neue Sultan den entsetzlichen Religionskrieg gegen Persien. Gegenüber dem schiitischen Fanatismus des Schah Ismail hatte Selim überall in seinem Reiche die Anhänger dieser Glaubensrichtung aufgreifen, ihrer 40,000 theils einsperren, theils tödten lassen. Und als nun der furchtbar erbitterte Perser, dessen Macht seit 1502 im innern Asien nordostwärts, ostwärts und südostwärts sich immer stärker ausgedehnt, des Prinzen Achmed flüchtigen Sohn Murad unter seinen Schutz nahm und selbst noch i. J. 1513 die osmanische Ostgrenze überschritt: da erklärte Selim im April 1514 den Glaubenskrieg. Ueber Siwas und Terdschan (S. 629) vordringend, stieß der Sultan mit seinem Gegner in dem Thale von Tschaldiran zusammen, wo am 23. August 1514 die 140,000 Mann und die Artillerie der Osmanen einen vollständigen Sieg über die iranischen Truppen erkämpften. Schon am 5. September fiel Ismails Hauptstadt Tavris in Selims Hände, der dann auch die Huldigungen der Georgier entgegennahm, im J. 1515 aber seine asiatischen Eroberungen noch erheblich erweiterte, um dadurch sofort in den entscheidenden Conflikt mit Aegypten zu gerathen.

Zwischen den Osmanen und den Sultanen der seit Ende des 14. Jahrhunderts zur Suprematie gelangten tscherkessischen Mamluken in Aegypten und Syrien hatten früher bis gegen Ende der Herrschaft Mohammeds II. freundschaftliche Verhältnisse bestanden. Eine Spannung trat zuerst ein, als der Mamlukensultan Chodsch-Kadem es als Uebergriff ansah, daß Mohammed II. die Wiederherstellung der verfallenen Wasserleitungen und Brunnen auf der durch sein Reich führenden heiligen Pilgerstraße nach Mekka auf seine Kosten besorgen ließ; obwohl die Sultane der Osmanen schon seit längerer Zeit, zuerst seit Mohammed I., jährlich bestimmte (durch Murad II. aus den Einkünften der Landschaft bei Angora, seit Bajesid II. auch aus denen von Modon und Koron gezogene) Gelder zur Vertheilung unter arme Pilger (später unter die Würdenträger aus des Propheten Geschlecht und die Armen in Mekka) nach der heiligen Stadt sandten. Weiter aber hatte sich ein Streit entwickelt über den herrschenden Einfluß in der Landschaft Sulkadr, das seit 1378 bestehende turkomanische Reich von Merasch und Elbistan, wo 1470 durch den ägyptischen Sultan Kaitbai der Fürst Budak auf Kosten seiner Brüder auf den Thron erhoben, 1479 aber durch Mohammed II. zu Gunsten des

Alaeddewlet wieder gestürzt worden war. Nun aber hatten die Mamluken nach Mohammeds II. Tode ihre Macht auch über Klein-Armenien, selbst über Tarsus und Adana ausgedehnt, in den Jahren 1485 bis 1491 mit Bajesids Feldherrn glücklich gefochten, und 1489 auch den Alaeddewlet gänzlich auf ihre Seite gezogen.

Hier nun räumte Selim II. furchtbar auf. Am 19. Mai 1515 fiel die Grenzfestung Kumach am Eufrat in seine Hände; die Niederlage und der Tod des alten Alaeddewlet in einer Hauptschlacht und die Hinrichtung seiner Söhne gaben bis Mitte Juni ganz Sulkadr in des Sultans Hand. Ganz Kurdistan endlich und das Land am Tigris hinab bis nach Mossul — Länder, die nach der Schlacht von Tschaldiran bereits zu Selim übergetreten, neuerdings aber durch Schah Ismail wieder zum Aufstand fortgerissen waren — wurden 1516 durch die osmanischen Feldherren definitiv für das Reich gewonnen. Die Statthalterschaften Diarbekir, Mossul und Roha wurden in eine Anzahl von Sandschaks getheilt, und viele derselben an hier einheimische Burgherren zu erblichem Familienbesitz unter osmanischer Oberhoheit verliehen. Der Ejubide Chalil, der letzte Abkömmling aus Saladins Geschlecht, ein Schwager des Schah Ismail, trat ebenfalls in Klientelverhältniß zu der Pforte und wurde in herkömmlicher Weise mit Fahne und Pauke, Säbel und Roßschweif in die Lehensherrschaft Hossnkeif eingesetzt.

Inzwischen hatte Selim I. den Krieg gegen Aegypten beschlossen; der alte Hader, dazu der Streit um einen Antheil an der von Kahira aus allein beanspruchten Schutzherrschaft über Mekka und Medina, und die heimliche Unterstützung, die von Aegypten her den Persern und Kurden gewährt worden war, gaben Anlaß genug. Eine friedliche Ausgleichung zwischen der Pforte und dem achtzigjährigen Sultan Kanssu-Ghawri von Aegypten zeigte sich als unmöglich, und so stand denn der alte Aegypter mit 50,000 Mann zur Abwehr bei Haleb bereit, als Selim I. im Sommer 1516 von Konia gegen Syrien ausmarschirte. Geheime Einverständnisse mit dem Kommandanten von Aintab erleichterten den Türken ihren Einbruch in Syrien. Schon am 24. August 1516 wurde bei Haleb auf der Wiese von Dabik die erste Hauptschlacht ausgefochten; auch hier entschied die Artillerie so vollständig zu Gunsten der Türken, daß das ägyptische Heer fast ganz zu Grunde ging; der alte Kassu-Ghawri fand selbst auf der Flucht den Tod. Nun fielen rasch nach einander die Stadt Haleb mit überreichen Schätzen, und die zahlreichen Festungen auf der syrischen Nordgrenze in die Hände des Siegers, der bereits am 12. Oktober seinen triumphirenden Einzug in Damaskus halten konnte, wo er nun auch ohne weitere Schwierigkeiten die Huldigungen sämmtlicher Kommandanten der syrischen Städte, der syrischen Burgherren, der Beduinenstämme der Nachbarschaft und der Drusen des Libanon entgegennahm.

Inzwischen aber hatten die Mamluken in Aegypten einen neuen Fürsten an ihre Spitze gestellt, den durch ritterliche Tapferkeit, Rechtlichkeit und

Uneigennützigkeit ausgezeichneten Tumanbeg. Mehr aber, als der türkische Padischah diesem neuen Sultan den Frieden unter der Bedingung anbieten ließ, daß durch Kanzelgebet und Münze Selims Oberhoheit anerkannt werde, hatten erbitterte Mamluken die osmanischen Gesandten ermordet. So mußte der Krieg fortgesetzt werden. Nach umfassenden Vorbereitungen zu dem allzeit sehr schwierigen Zuge durch die Wüsten zwischen dem südlichen Palästina und dem Nildelta, brach Selim um die Mitte des Decembers von Damaskus auf. Ueber Ramla und Gaza, wo sein Vortrab die Mamluken abermals zurückwarf, erreichte er die Wüste, die er binnen zehn Tagen zu passiren vermochte, und erschien am 21. Januar 1517 in der Nähe von Kahira. Da begann eine Zeit schrecklichen Blutvergießens. Am 22. Januar wurde zuerst die Entscheidungsschlacht bei dem Dorfe Ridania geschlagen. Die heldenhafte Tapferkeit Tumanbegs und seiner Krieger erlag auch hier der feindlichen Artillerie. Verrath des ägyptischen Heerführers Ghasali soll zu Gunsten Selims gewirkt haben. 25,000 Mamluken waren gefallen. Noch aber bedurfte es (acht Tage später) eines entsetzlichen Straßenkampfes in den engen Gassen von Kahira, bis auch die Hauptstadt des Nilthals in die Hand der Türken überging, die dabei so schonungslos würgten, daß endlich 50,000 Leichen die ausgemordete Stadt erfüllten. 800 vornehme Mamluken wurden treulos enthauptet, nachdem sie sich gegen den zugesagten Pardon ergeben hatten; auch ihr tapferer Führer Kurtbai wurde noch nachträglich wider das ertheilte Gnadenwort wegen seiner freimüthigen Rede auf des wüthenden Selim Anordnung ermordet. Der blutige Krieg fand erst sein Ende, als der tapfere Tumanbeg, der in seinem Stolze jede Unterwerfung verweigerte, nach längerer Fortsetzung des Kampfes im Delta endlich durch den Verrath eines ihm von früher tief verpflichteten, daher jetzt natürlich undankbaren arabischen Häuptlings, Hassan-Meri, in des Sultans Hände geliefert worden war. Auf Antrieb mehrerer einflußreicher Männer, die sich gegen Tumanbeg zuletzt verrätherisch benommen hatten, ließ ihn Selim am 13. April 1517 zu Kahira an dem Thore Suweila aufknüpfen.

Die Eroberung Aegyptens hatte für Selim eine doppelte Bedeutung. Einerseits ging nun das Hoheits- und Schutzrecht über die heiligen Stätten des Islam in Arabien unbestritten auf ihn, auf die Sultane von Stambul über; im August 1517 nahm er auch den Schlüssel der Kaaba von Mekka in Empfang. Andererseits aber ging nunmehr auch die Stellung als weltliches Haupt des Islam, als Khalif, auf den Chef des Hauses Osman über. Seit (S. 408) dem Mongolensturm nämlich d. J. 1258, welcher das alte Khalifat zu Bagdad vernichtete, waren einige Prinzen des Hauses der Abbassiden nach Aegypten entkommen, wo der damalige Mamlukensultan Beibars 1261 einen von ihnen unter dem Namen El-Mustánssir auf den nachgemachten Thron eines Beherrschers der Gläubigen setzte, damit die Fortführung der die eine Hälfte des Khalifenamtes darstellenden geistlichen Würde der weltlichen Herrschaft der Mamluken einen Schein von Legitimität gebe.

Jetzt nahm Selim I. „die gerade dasitzende Khalifenpuppe“ nach Stambul mit, und seit dieser Zeit führen nunmehr die türkischen Sultane den Titel von Khalifen.[1])

Mit gewaltig erhöhter Macht verließ Selim im Herbst 1517 Kahira und begab sich zunächst nach Damaskus und Haleb, um endlich im August 1518 wieder in Adrianopel einzutreffen. Wahrscheinlich trug er sich nun mit Wiederaufnahme der Eroberungspläne seines Hauses gegen das Abendland; vorläufig indessen stellte sich die europäische Welt, so lebhaft auch während mehrerer Jahre der seit 1513 regierende Papst Leo X. die Einleitung eines europäischen Krieges gegen die Osmanen betrieben hatte, mit dem gefürchteten Machthaber auf möglichst guten Fuß. Selim selbst, den ohnehin noch mehrere Aufstände (wie bei Tokat und in Syrien) in Anspruch nahmen, war zunächst darauf bedacht, sein Heer noch besser zu organisiren, namentlich die Janitscharen, die während des persischen und des ägyptischen Krieges einen bedenklich unruhigen Geist gezeigt hatten; außerdem sollte die Seemacht erheblich verstärkt werden. Der nächste Krieg, an den er dachte, sollte den Rittern auf Rhodos, „den Höllenhunden“, wie er sie nannte, gelten, an denen er die letzte große Niederlage seines Großvaters zu rächen hatte. Aber während er bereits 250 Schiffe und in Anatolien 60,000 Mann zu diesem Zweck gesammelt hatte, vertrieb ihn im Herbst 1520 die Pest aus Stambul. Auf dem Wege nach Adrianopel erkrankte er selbst zu Tschorli an dieser Krankheit und starb am 21. September 1520.

Diesmal ging der Thronwechsel ohne Erschütterungen vorüber. Selim persönlich hatte freilich in finsterer Erinnerung an die Verbrechen, denen er selbst den Thron verdankte, sich der Besorgniß nicht erwehren können, daß sein einziger, hochbegabter Sohn Suleiman ihn eines Tages werde entthronen wollen. So furchtbar war das Mißtrauen dieses unheimlichen Mannes, daß, wie es heißt, der junge Prinz wahrscheinlich nur dadurch dem Untergange sich entzog, daß er nach Selims Rückkehr aus dem ägyptischen Kriege sich beeilte, nach seiner Statthalterschaft Ssaruchan abzureisen. Jetzt aber konnte der 25jährige Jüngling ohne Schwierigkeiten von Magnesia nach der Hauptstadt sich begeben, wo er am 30. September 1520 eintraf und sofort die Zügel der Regierung ergriff. Von Natur eine milde und liebenswürdige Persönlichkeit, und glücklich genug, ohne Kämpfe und Frevel den Thron besteigen zu können, leitete er gern durch Akte der Milde und Gerechtigkeit, durch Sühnung mancher Härten seines Vaters den Antritt seiner Regierung ein. Die Wildheit der Janitscharen wurde durch Erhöhung des üblichen Donativs und des Soldes, ihr meuterischer Sinn durch erfolgreiche Strenge gegen einige Aufwiegler gezähmt. Der Aufstand aber, den der syrische Statthalten Ghasali wagte, wurde schnell genug gedämpft; im Februar 1521 auf Damaskus zurückgeworfen, mußte der frivole Friedensstörer mit seinem Kopfe büßen.

---

1) Vgl. August Müller, die Beherrscher der Gläubigen. S. 45.

Damit war die Ruhe in Aegypten und Asien wieder gesichert, und die Neigung auch des Perserschahs zur Wiederaufnahme des Krieges gegen die Pforte erheblich abgekühlt.

Um so ungestörter konnte sich Suleiman II. nun der abendländischen Politik widmen. Hier sollte es sich sehr bald zeigen, daß dieser Fürst kaum weniger unterschätzt worden war, als einst der junge Alexander der Große von den Athenern. Suleiman, der bedeutendste Herrscher, den das Haus Osman hervorgebracht hat, war in der That zu einem großen Manne, jedenfalls zu einem großartigen Sultan veranlagt. Die Geschichte kennt ihn als den Herrscher, unter welchem das osmanische Reich seinen höchsten Glanz erreicht hat, durch verständige Gesetze, durch große Werke des Geistes und der Architektur, und nach der Grundanlage dieses Reiches und seines Herrenvolks vor Allem durch kolossale Waffenthaten. Obwohl bis dahin, wo er zuerst das Scepter ergriff, als sanft und friedfertig bekannt, war Suleiman seit dem Moment seines Regierungsantrittes von der ganzen Größe seines historischen Berufes erfüllt. Und in der That besaß und entwickelte er die ganze geistige Kraft, politische Einsicht, Energie und Begabung, um — zugleich zum letzten Male in der Geschichte seines Hauses — das Osmanenthum in grandioser Weise, für die christliche Welt in „furchtbar prächtiger" Gestalt an die Spitze der damaligen Weltpolitik zu führen.

Schon seine äußere Persönlichkeit, seine hohe Gestalt, seine männliche Gesichtsbildung, die mächtigen schwarzen Augen unter einer breiten Stirn, der würdevolle Ausdruck seiner edlen Züge, imponirten auch den wilden Prätorianern seines Heeres; dazu zeigte er alle Lebhaftigkeit, die Freigebigkeit und den milden Sinn, und namentlich die Gewissenhaftigkeit, mit der er sein gegebenes Wort zu halten bemüht war, wie auch (in ganz anderem Sinne als sein blutiger Vorgänger) das Streben nach Gerechtigkeit, wie es Herrscher beliebt macht. Kein blutgieriger Menschenvertilger, wie Mohammed II. und sein Vater, theilte er doch mit diesen die Leidenschaft für Krieg und immer neue Eroberungen, und war so klug und so glücklich, bei seinen Unternehmungen fast stets auf ein durch alle mögliche Gegensätze gespaltetes Europa zu treffen.

Der erste Löwentatzenschlag Suleimans traf die Magyaren, bei denen auf König Wladislaw (1516) sein erst zehnjähriger Sohn Ludwig, und damit wieder eine Zeit gefolgt war, wo die Parteiung und die Selbstsucht der Adelsfaktionen das Land zerrüttete und die Vertheidigung der Grenzen schlimm in Verfall gerathen ließ. Es war nun Suleimans Wille, dem ewig schwankenden Zustand zwischen Krieg und Frieden an seiner und der magyarischen Grenze zu Gunsten der Türkei ein Ende zu machen, namentlich aber die starken Festungen zu erobern, die noch immer in Serbien und Bosnien die osmanische Machtentwicklung im Zaume hielten. Nun hatten gleich nach Selims Tode die türkischen Befehlshaber von Semendria und Bosnien mehrere ungarische Festungen überrumpelt und Gewaltthaten aller Art verübt. Als

dann der neue Sultan den Magyaren einen Frieden bieten ließ, den sie als schimpflich ansehen mußten, ließ man in der ungarischen Hauptstadt den türkischen Gesandten kurzweg erdrosseln. Diese That entfesselte den großen Krieg. Seit dem Februar 1521 wälzten sich die türkischen Colonnen nordwärts; bei der einen, die der rumelische Beglerbeg Achmed-Pascha gegen Sabatsch führte, befand sich der Sultan selbst. Der Feldzug führte zu den gewünschten Ergebnissen. Ohne fremde Hilfe und schlecht gerüstet wie sie waren, erfuhren die Magyaren schwere Niederlagen. Nach heldenmüthigem Kampfe fiel am 8. Juli Sabatsch, wo die ganze Besatzung den Tod fand. Semlin ergab sich ohne Kampf, und Belgrad, wo die Vertheidiger zwanzig Tage lang mit Löwenmuth sich schlugen, fiel, weil nach den Zerstörungen der türkischen Minen die bulgarischen Truppen der Besatzung entmuthigt dem Sultan die Uebergabe gegen freien Abzug anboten. Diesmal (29. August) schändeten die Janitscharen des Sultans Namen, indem sie nach der unter Mohammed II. üblichen Praxis die Kapitulation infam brachen und unter den abziehenden Einwohnern ein furchtbares Blutbad anrichteten. Die neuen Bollwerke, die Suleiman hier aufrichten ließ, und die 200 türkischen Kanonen auf den Wällen zeigten dem Abendlande sofort, was der Fall der einst durch Hunyad so tapfer vertheidigten Donaustadt zu bedeuten hatte.

Noch aber sollte der Krieg gegen Ungarn nicht sogleich festgesetzt werden. Vielmehr galt es, vor Allem die Insel Rhodos zu erobern, die alte Schmach der türkischen Waffen zu sühnen, die Ritter zu vertreiben, die hier mitten im südlichen Centrum des türkischen Machtgebietes mit einer für den Stolz der Sultane unerträglichen Kühnheit die christliche Sache zu großem Schaden des Reiches der Pforte, namentlich durch unaufhörliche Kaperzüge gegen osmanische Schiffe und Küsten, überhaupt gegen die islamitischen Länder am östlichen Mittelmeer verfochten. Der Brief, in welchem Suleiman unter dem 10. September 1521 dem neuen Großmeister Philipp de Villiers de L'Isle Adam seinen Belgrader Sieg unter höflichen Redensarten meldete, wurde auf Rhodos mit Recht als Anmeldung eines nahen Sturmes verstanden. Die Fortsetzung dieses Briefwechsels leitete denn auch hinüber zu der Eröffnung des neuen Kampfes, den Suleiman mit den Rhodisern zu einer Zeit begann, wo diese auf ihre eigenen Kräfte allein sich angewiesen fanden.

Um die Mitte Juni 1522 führte der zweite Wessir des Sultans, Mustafa-Pascha, 300 Schiffe mit 10,000 Mann Kerntruppen aus den Dardanellen nach Rhodos; der Sultan persönlich ging mit zunächst 100,000 Mann von Skutari durch Kleinasien nach der karischen Küste. Am 24. Juni landete die Flotte der Türken auf der Insel und ging in der Bucht von Parombolin vor Anker; der Sultan setzte von Marmaris aus am 28. Juli nach Rhodos über und nahm seinen Platz auf einem Hügel im Osten der Hauptstadt. Nun aber hatte der Großmeister alle Vorbereitungen getroffen, um die starke und wohlversehene Festung möglichst sicher zu halten. Obwohl er nur über 600 Ritter

und 5000 andere Soldaten verfügte, konnte er doch nach Vernichtung aller Häuser außerhalb der Mauern und Sperrung des Hafens durch zwei starke Ketten den Feind mit einiger Zuversicht erwarten. Die Vertheidigung des Hafens und der sieben Hauptbollwerke der Stadt wurde unter die Ritter je nach den acht Zungen oder Nationen des Ordens (der französischen, deutschen, englischen, spanischen, portugiesischen, italienischen, provençalischen und der von Auvergne) unter ihren Großprioren vertheilt. Villiers selbst hatte seinen Platz auf der Nordseite in der Nähe des Siegesthores genommen.

Am 1. August eröffnete Suleiman den ersten ernsthaften Angriff. Alle Mittel der damaligen osmanischen Belagerungskunst kamen in Masse zur Anwendung. Aber lange Zeit blieben alle Versuche, durch die furchtbare Artillerie und durch Minen, welche gefährliche Sturmlücken öffnen sollten, den Muth der Vertheidiger zu brechen, vergeblich. Der große Sturmangriff des 24. September kostete die Osmanen volle 15,000 Mann. Allein Suleiman hatte die eiserne Willenskraft und die unnachgiebige Zähigkeit von seinen Vorfahren geerbt. Er konnte und wollte die Insel nur als Sieger verlassen. Da er seine Streitkräfte beständig zu ergänzen vermochte, so wurde es möglich, durch ruhige Ausdauer die Rhodiser, bei denen alles Volk den Kriegern tapfer zur Seite stand, zu ermüden. Mochten immer während zwei weiterer Monate des Kampfes, der alle Schrecknisse der alten Belagerung des Demetrios Poliorketes weit überbot, geringe Fortschritte der Osmanen furchtbar theuer erkauft werden; mochten immerhin mehr als 100,000 der Angreifer und viele treffliche Heerführer den Untergang finden: das Ausbleiben aller Hilfe von Außen machte die Stadt endlich doch unhaltbar. Die Türken, die allmählich 200,000 Mann aufgeboten, 52 Minen gesprengt, 85,000 Kugeln verschossen, und zwanzig Stürme vergeblich versucht hatten, zwangen doch, als nach dem letzten Sturme (Mitte December) die Vertheidiger ihre letzten Vorräthe an Pulver und Munition verschossen hatten, und die Werke nicht mehr behauptet werden konnten, den Großmeister, am 21. December 1522 zu kapituliren. Nach diesem durchaus ehrenvollen Vertrage sollten alle Ritter lateinischer Zunge Stadt und Insel binnen zehn Tagen frei verlassen und für sich und ihr Gefolge Schiffe zur Ueberfahrt nach Kreta erhalten. Unter den Söhnen der Bevölkerung der Insel sollten niemals Janitscharen ausgehoben werden, der christliche Gottesdienst nach wie vor gestattet bleiben; neue Kirchen durften erbaut, alte wieder hergestellt werden. Den zurückbleibenden Christen wurde außerdem Sicherheit der Person und des Eigenthums, und für fünf Jahre Steuerfreiheit gewährt.

Ganz vermochte Suleiman auch diesmal die Wuth seiner Armee nicht zu bändigen; fünf Tage nach Abschluß des Vertrages drang ein frisch aus Asien angelangter Haufe von 15,000 Janitscharen mit Gewalt in die Stadt, plünderte Alles, was sich vorfand, besudelte die Kirchen und die Klöster, verübte alle Greuel wilder Barbarei. Sonst aber wurde die Kapitulation ausgeführt. Die Ritter verließen am 1. Januar 1523 die Insel; sie sind



Suleiman der Große.

Verkleinertes Facsimile eines anonymen Holzschnittes aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts.

zuerst von Kreta nach Neapel, dann nach Civita-Vecchia gegangen, um später (1530) ihren neuen Sitz auf Malta zu gewinnen. Mit Rhodos fielen 1523 auch die übrigen Inseln ihres kleinen Staates und das Schloß Budrun (Halikarnaß) in des Sultans Hände.

Die Lage der europäischen Verhältnisse hat es nunmehr dem Sultan Suleiman möglich gemacht, seit 1526 seine gewaltigen Stöße gegen das ungarische Reich mit schrecklichem Erfolg fortzusetzen. Wir fassen den weiteren Verlauf seiner Kämpfe indessen nur noch kurz zusammen. Während das Abendland durch den großen Gegensatz zwischen Frankreich, welches dann auch in schroffem Gegensatze zu seiner vielhundertjährigen früheren Politik freundschaftliche Verbindungen mit dem Sultan anknüpfte, und dem durch Karl V. imposant repräsentirten Hause Habsburg damals noch viel stärker beschäftigt wurde, als einst nach dem Untergange der Staufer durch den zwischen Anjou und Aragon, wurde für Suleiman und für seine Nachfolger bis 1683 das magyarische Donaugebiet in viel großartigerer Weise die Basis zur Bedrohung zunächst des österreichischen Mitteleuropa, als jemals Dakien für die römischen Imperatoren hat verwerthet werden können. Der erste furchtbare Schlag des osmanischen Heeres unter dem jungen Großherrn traf am 29. August 1526 die Magyaren bei Mohacs, wo in mörderischer Schlacht die Blüthe der Nation geknickt wurde und der zwanzigjährige König Ludwig II. selbst den Tod fand. Nachdem auch Buda in Flammen aufgegangen, kehrte der Sultan als Sieger nach Stambul zurück; das ungarische Reich aber hatte durch diesen schauerlichen Einbruch 200,000 Menschen als Todte oder fortgeschleppte Gefangene verloren. Noch aber stieg hier die Fluth des Unheils. Der Streit um die Nachfolge in Ungarn zwischen dem siebenbürgischen Woiwoden Johann Zapolya und dem habsburgischen Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, dem Bruder Karls V., machte die Türken zu Herren im Lande. Denn Zapolya erbat und erlangte (1528) die Hilfe des Sultans, der nun als Schutzherr dieses seines neuen Tributärs 1529 mit furchtbarer Wucht wieder in den dynastischen Krieg eingriff. Hatten die Osmanen inzwischen durch die Eroberung von Jaitza ihre Herrschaft auch in Bosnien so vollständig als möglich begründet, so erschien Suleiman i. J. 1529 wieder mit gewaltiger Macht in Ungarn, entriß zu Anfang Septembers den Oesterreichern Buda (wo er abermals die vertragsmäßig frei abziehende deutsche Besatzung vor der Mordlust der Janitscharen nicht retten konnte), setzte (14. September) den Zapolya feierlich als König von Ungarn ein, und wandte sich nun mit aller Kraft gegen das starke ostdeutsche Bollwerk, gegen Wien. Hier aber scheiterten die Angriffe der 250,000 Osmanen trotz ihrer 300 Geschütze an dem Heldenmuth der Vertheidiger. Endlich sah sich der Sultan durch Mangel an Lebensmitteln und durch das Murren seiner Truppen bestimmt, am 15. Oktober die Belagerung aufzugeben und sein Heer aus dem weithin durch Feuer und Schwert verheerten Lande zurückzuziehen.

Alle Greuel, welche die rohe Wuth der in ihren Hoffnungen auf Sieg und Beute getäuschten türkischen Barbaren bei ihrem Abzuge von Wien im offenen Lande verübten, konnten die Thatsache nicht umstoßen, daß endlich deutsche Heldenkraft der weiteren Ausbreitung der blutigen Fluth von Südosten Einhalt zu thun vermocht hatte. Trotzdem war Suleiman nicht geneigt, sich mit Ferdinand zu verständigen. Mit der geringen Neigung des Abendlandes zum Türkenkriege und mit Ferdinands Mittellosigkeit nur zu gut bekannt, nahm er bald genug den Krieg energisch wieder auf und war schon im Sommer 1532 wieder auf dem Marsche gegen Wien. Galt es doch für den Padischah, der sich ganz als Khalife fühlte und in seinem Gesetzbuch „Multeka" in den kräftigsten Ausdrücken den Krieg gegen die sogenannten Ungläubigen seinem Volke auf das dringendste als allgemeine Pflicht einschärfte, (der noch zu Ende seiner Regierung das unter dem Namen der „Posaune des heiligen Krieges" bekannte, maßlos fanatische Buch, vielleicht unmittelbar zum Gebrauch der Jugend des Serai, ins Türkische übersetzen ließ), durch die Einnahme Wiens die Christenheit auf das Aeußerste zu bedrohen. Diesmal aber scheiterte des Sultans Hauptangriff schon an der kleinen ungarischen Festung Güns (im Comitat Eisenburg), wo der tapfere Commandant Niklas Jurischitsch mit nur 2700 Bewaffneten vom 9. bis zum 28. August neunzehn Stürme aushielt. Freilich hatten (neben einem vergeblichen Angriff des Sultans auf Graz) die offenen Gegenden von Niederösterreich und Steyermark schwer gelitten; aber doch glich der Rückzug der Osmanen diesmal keineswegs einer siegreichen Heimkehr. Da gleichzeitig auch eine Flotte des Kaisers Karl V. unter dem genuesischen Seehelden Andrea Doria in den peloponnesischen Gewässern nicht ohne Erfolg gefochten hatte, so ließ Suleiman es endlich zu, daß sein damaliger vertrauter Großwessir Ibrahim-Pascha mit Ferdinands und des Kaisers Gesandten im Juni und Juli 1533 den Frieden abschloß, der jenem in Ungarn wenigstens die Städte und Landstriche überließ, die er bis dahin zu behaupten vermocht hatte.

Den neuen Friedenszustand in Europa benutzte Suleiman, um mit Persien abzurechnen, wo des Schahs Ismail seit 1524 regierender Nachfolger Thamasb als Haupt der Schiiten die geistlichen Ansprüche des Padischah von Stambul nicht anerkennen mochte, und wo noch vom letzten Kriege her je nach der Laune der Statthalter auf beiden Seiten die Grenzen mehrfach unbestimmt geblieben waren. Der schon im Herbst 1533 eröffnete, durch Ibrahim-Pascha und Suleiman geführte persische Krieg, der im Ganzen wenig Opfer kostete, gab i. J. 1534 die reiche Landschaft am Wan-See, die persische Hauptstadt Tavris, und endlich auch die alte Khalifenstadt Bagdad in die Hände der Osmanen. Erst nach vollständiger Organisation der neugewonnenen wichtigen Provinzen kehrte der Sultan nach Stambul zurück, wo er am 8. Januar 1536 seinen triumphirenden Einzug hielt, um sich dann sofort wieder in neue Kämpfe mit dem Abendland zu stürzen.

Suleiman, der wohl wußte, daß es nicht an Beziehungen zwischen

Persien und Karl V. gefehlt hatte, war in Erinnerung an die Thaten des Andrea Doria bemüht, seine Seemacht möglichst stark zu gestalten. Daher hatte er einen gefürchteten moslemitischen Corsaren in seine Dienste genommen. Es war dieses der auf der Insel Lesbos um 1473 geborene Sohn eines griechischen Renegaten, Chaireddin Barbarossa, der sammt seinem Bruder Horuk zuerst in Diensten des Herrschers von Tunis gestanden hatte. Als Horuk, der 1515 Algier für sich eroberte, 1518 gefallen war, trat Chaireddin 1519 unter die Oberhoheit der Pforte und machte sich nun als kühner Seeräuber allen christlichen Mächten des westlichen Mittelmeers ebenso lästig als gefährlich. Seit 1534 von Suleiman zum Beglerbeg des Meeres ernannt, wurde er zwar, als er dann auch Tunis gewonnen, i. J. 1535 durch Karl V. wieder aus dieser Stellung vertrieben, blieb aber bis zu seinem 1546 in Stambul erfolgten Tode der schlimmste Gegner der christlichen Seemächte. Er war es auch, der den Sultan zum Kriege gegen die im Falle eines endlichen Anschlusses an Karl V. den Türken höchst gefährliche Seemacht Venedigs aufreizte, der durch zahlreiche Corsarenstreiche eingeleitet wurde. Nach osmanischer Praxis brach der Sultan endlich 1537 den Frieden gewaltsam. Im Sommer dieses Jahres wurden alle venetianischen Güter und Waaren im türkischen Reiche mit Beschlag belegt; dann ging des i. J. 1536 ermordeten Großwessirs Ibrahim Nachfolger Ajas-Pascha von Epirus nach Korfu. Scheiterten zwar hier alle Angriffe der Osmanen, so griff dafür Kasimbeg, der Sandschakbeg von Morea, Nauplion und Monembasia wüthend an, Chaireddin aber verübte auf allen unmittelbaren venetianischen Inseln des ägäischen Meeres, wie auf den ionischen Inseln, die infamsten Schandthaten, und fast das Gleiche an den Besitzungen der venetianischen Dynasten, die damals und 1538 der Pforte tributär werden mußten. Die Allianz mit Karl V. rettete Venedig diesmal nicht; nur die kretischen Festungen vermochte Chaireddin nicht zu erobern. Auch Andrea Doria zog bei Prevesa den kürzern, und 1539 verlor Venedig auch das dalmatinische Castelnuovo. Unter diesen Umständen hat die Republik am 2. Oktober 1540 den höchst ungünstigen Frieden schließen müssen, der ihr eine Kriegssteuer von 300,000 Ducaten auferlegte und sie nöthigte, Nauplion und Monembasia, und im ägäischen Meere alle ihre unmittelbarn Besitzungen außer Kreta, Tinos und Mykonos abzutreten. In der Levante nahm jetzt an Stelle des venetianischen der Einfluß Frankreichs überhand, welches seit 1536 mit Suleiman offen verbündet war.

Gleich nachher brach ein neuer Krieg wegen Ungarn aus. Suleiman wollte offenbar, daß dieses Reich ein von Stambul unbedingt abhängiger Klientelstaat werden sollte, dessen Truppen, Kriegsmittel und Festungen lediglich der Pforte zur Verfügung ständen. Unter solchen Umständen ergriff er natürlich, als Zapolya am 21. Juli 1540 gestorben war, die Partei der Magnaten, die nach wie vor jeder Anerkennung Ferdinands von Oesterreich widerstrebten. Hatte er bereits vor drei Jahren das rumänische Gebiet zwischen Dnjester und Pruth unmittelbar annektirt, so wurde nun 1541 der neue Krieg



Andrea Doria.

Verkleinertes Facsimile des Holzschnittes von Nikolaus Meldemann (um 1530).

eröffnet. Von Belgrad aus zog der Sultan im August nach Buda, wo bereits zwei seiner Heerführer die Oesterreicher geschlagen hatten; am 2. September betrat er die magyarische Residenz, verwandelte die Hauptkirche in eine Moschee und stellte, formell bis zur Volljährigkeit des nur erst fünfvierteljährigen Sohnes des Zapolya, Ungarn unmittelbar unter osmanische Verwaltung. Ernsthafter oder doch erfolgreicher Widerstand von der deutschen Seite her erfolgte nicht; vielmehr wurden 1543 auch noch Gran und Stuhlweißenburg erobert, bereits bei Buda und Gran mit der Austheilung von Timars (S. 642) begonnen. Nur die weitere Ausbreitung der türkischen Macht nach Westen wurde durch die Anstrengungen Karls V. aufgehalten, endlich im Juni 1547 noch einmal ein Friede geschlossen, welcher gegen ein Jahrgeld von 30,000 Ducaten dem König Ferdinand den Besitz der noch in seiner Hand befindlichen Theile Ungarns auf fünf Jahre sicherte. Nur daß in dem osmanischen Ungarn das Türkenthum in Justiz und Verwaltung immer mehr Wurzeln schlug, 14 Sandschaks unter der Führung des Paschas von Buda errichtet, viele magyarische Kinder unter die Janitscharen eingereiht wurden. Und doch war dieser Theil der Christenwelt, diese scharf ausgeprägte magyarische Nationalität viel zu kräftig, als daß selbst ein so gewaltiger Mensch, ein so nachdrücklicher und fanatischer Feind des Christenthums und der Christen, wie Sultan Suleiman, sie zu überwältigen und dem Osmanenthum zu assimiliren vermocht hätte.

Nichtsdestoweniger stand Suleiman, der auch 1548/9 noch einmal im Kampfe mit Persien seine Macht am Eufrat erweiterte, und bis nach Hindostan bewundert wurde, damals auf der Höhe seiner Macht. Das drückte sich auch äußerlich in Errichtung seiner stolzesten Prachtbauten aus, nämlich der herrlichen Suleimanije-Moschee, die er seit 1550 (bis 1566) in Stambul durch den türkischen Baumeister Sinan auf einer weiten Esplanade unmittelbar nördlich von dem Eski-Serai (S. 600) unter Benutzung alter Kirchen und antiken Materials erbauen ließ, und die als der Höhepunkt der osmanischen Architektur gilt. Schon der Vorhof ist ein Prachtbau von edlen Verhältnissen, bei dem durchweg kostbares Material zur Verwendung gekommen ist; namentlich der vierte seiner Flügel wurde durch eine persische Prachtpforte, die in der Hauptachse der Moschee liegt, wirkungsvoll belebt. Das Innere der durch vier Minarets ausgezeichneten Moschee besteht aus drei Schiffen; in der Mitte erhebt sich die große, von vier mächtigen viereckigen Pfeilern getragene Kuppel, noch fünf Meter höher als die der Aja-Sofia. Die innere Ausstattung der Moschee zeigt eine edle und gediegene Pracht; alle Wände und Pfeiler sind mit farbigen Marmortäfelungen bekleidet, die flache Hinterwand rings um den Mihrab wurde mit prachtvollen persischen Fayenceplatten ausgelegt, die dort vorhandenen neun Fenster durch den damals im Orient berühmten Glasmaler Serchosch Ibrahim mit Glasmalereien von tiefglühender Farbenpracht ausgestattet; ebenso trefflich war (s. S. 597) die kalligraphische Ausführung der Inschriften.



Die Suleimanije Moschee in Stambul.

Die Hoffnungen der Osmanen aber gingen um so höher, weil Suleiman damals einen ältesten Sohn hatte, Mustafa, der — das Ebenbild der edlen Eigenschaften seines Vaters, ob seines Edelmuthes, seiner Tapferkeit und Hochherzigkeit, der Liebling des Volkes und der Armee war, und lange auch die volle Liebe seines Vaters genoß. Aber hier zuerst begann das Schicksal des Reiches, das so wesentlich an Osmans Haus geknüpft war, sich zum Niedergange zu neigen. Der Fluch der Polygamie machte sich hier furchtbar geltend. Die leidenschaftliche Liebe des Sultans zu einer Dame seines Harems, der klugen und schönen Roxolane (Churrem), einer Sklavin russischer Abkunft, führte zuerst wider alles Herkommen des Orients zur Zurücksetzung der Mutter des Thronfolgers, dann zur Erhebung Roxolanens zur Gemahlin Suleimans, die nun nach alter Art dieser Harems dahin arbeitete, mit Hilfe des Großwessirs Rusthen, ihres Schwiegersohnes, einem ihrer Söhne die Thronfolge zu verschaffen. Schon fürchteten die Türken, daß nach des Sultans Tode wieder ein Bruderkrieg ausbrechen werde. Aber die Sache verlief viel schauerlicher: Suleiman selbst hat seinem Sohne dasselbe Schicksal bereitet, wie einst Konstantin der Große dem trefflichen Crispus, — nur daß die Folgen für die Pforte noch viel unheilvoller gewesen sind. Roxolane und Rusthen verdächtigten allmählich den Mustafa mit schlimmem Erfolge bei seinem Vater; die Ergebenheit des Volkes und der Janitscharen gegen den schönen, gütigen, auch als Dichter beliebten Prinzen wurde als für die Sicherheit Suleimans immer bedrohlicher hingestellt. So verfügte der Sultan endlich das schändlichste; auf einem neuen persischen Feldzuge (1553) wurde Mustafa, Statthalter von Amasia, nach Eregli in das Zelt des Vaters beschieden, und als er dasselbe unbewaffnet betrat, vor Suleimans Augen durch die sieben Stummen, die unmittelbaren Henker des Padischah, erwürgt. Nur mit Mühe ließen sich die Janitscharen, deren unbändige Neigungen selbst Suleiman niemals ganz hat zähmen können, durch die zeitweise Entfernung Rusthens beschwichtigen. Nun aber, wo der furchtbar leidenschaftliche Mann zum Bewußtsein seiner That kam, erwachte das Gespenst des Mißtrauens gegen sich und seine Wessirs, und trieb ihn zu immer wilderen Thaten. Noch viel Blut seines Hauses ist geflossen. Mit Mustafa mußte auch dessen Sohn sterben. Aber das Hauptunheil wurde, daß von den zwei Söhnen Roxolanens gerade der schlechteste die Krone davongetragen hat. Der jüngere, Bajesid, war viel begabter, leutseliger und beliebter als sein Bruder Selim. Aus Neid nun auf Rusthen, der nach zwei Jahren wieder Großwessir geworden war, erregte ein Vertrauter Selims zwischen beiden Brüdern bittere Eifersucht. Endlich (1561) als die zunehmende Kränklichkeit des allmählich von der Gicht geplagten, zugleich düster und schwermüthig gewordenen Sultans, der immer bestimmter der Frömmigkeit nach Art des Islam sich hingab, dessen Ende als nicht mehr fern erscheinen ließ, kam es zum offenen Kriege zwischen Selim und Bajesid. Bei Konia geschlagen, floh dieser letztere nach Persien; aber der Schah, der die

Macht Suleimans zu fürchten hatte, gestattete, daß an seinem Hofe die Henker des Sultans den Flüchtling und dessen vier Söhne nun auch erwürgten. So viel Blut hatte vergossen werden müssen, um dem Prinzen Selim die Erbfolge zu sichern; und doch versagten gerade bei diesem Menschen, der den Umgang mit Eunuchen und Frauen und das Serai dem Heerlager vorzog, der seine Tage in sinnlichen Genüssen, in Trunkenheit und Trägheit verlebte, der durch seinen Freund und Bankier, den portugiesischen Juden Don João Miquez (Gemahl der Regina Mendez) in dem üppigsten Genußleben gefördert wurde; der schon durch sein dickes Aeußere und sein von Cyperwein entflammtes Gesicht unangenehm auffiel, — zuerst alle jene energischen Eigenschaften des Geistes und des Körpers, die bis dahin für einen Großherrn von Stambul als unentbehrlich gegolten hatten.

Und schon vor Suleimans Ausgang versagte diesem selbst das Waffenglück auf zwei Punkten von entscheidender Bedeutung. Der Friede mit Ferdinand von Oesterreich war nicht von langer Dauer gewesen; die seit 1551 wieder anhebenden Kämpfe in Ungarn, die sich dann unablässig weiter bis zu des Sultans Tode fortgeschleppt haben, schildern wir hier nicht mehr. Wohl aber ist es von Interesse, daß damals als türkischer Heerführer, als rumelischer Beglerbeg jener Mehemed Sokolly zuerst in den Vordergrund tritt, der — ein bosniakischer Christ, aus dem Hause seines Oheims, eines Pfarrers von Saba, als junger Sklave nach dem Serai in Stambul gebracht — nachmals als ausgezeichneter Großwessir unter Selim II. die Reihe der großen Staatsmänner Stambuls eröffnet hat, welche nach dem Versiegen der alten Kraft in Osmans Geschlecht noch bis zum letzten Drittel des 17. Jahrhunderts die Macht der Pforte behauptet haben.

Nach Karls V. Rücktritt von den Staatsgeschäften (1556) theilte sich die Macht des Hauses Habsburg und damit die Arbeit der Vertheidigung des Westens gegen die Osmanen derart, daß die spanische Linie die Kämpfe zur See gegen die moslemitischen Flotten und Corsaren, die österreichische die in Ungarn zu bestehen hatte. Gegen die Vorkämpfer nun der Christenheit zur See, gegen seine ersten großen Gegner, gegen die Johanniter auf der Insel Malta, damals unter dem Großmeister Jean Parisot de la Valette, richtete Sultan Suleiman im J. 1565 noch einmal seine volle Kraft. Aber die furchtbaren Angriffe, welche der türkische Kapudan-Pascha Piali und der als Soldat sehr tüchtige alte Mustafa-Pascha mit 180 Schiffen, einer riesigen Artillerie und 30,000 Mann gegen die 9000 Mann des Ordens seit dem 18. Mai 1565 eröffneten, scheiterten vollständig. Der Held Valette war glücklicher als einst Villiers auf Rhodos; die Ankunft endlich einer spanischen Hilfsflotte (6. September) entschied den sieglosen Abzug der hart mitgenommenen Osmanen.

Da griff der alte Sultan selbst zürnend noch einmal ein in die Verhältnisse Ungarns. Noch einmal, so hoffte er, sollte der blutige Stern seiner düstern Heldengröße an der Donau siegreich aufgehen: ein neuer furchtbarer

Zug wurde gegen Wien gerüstet. Von dem jetzt als Großwessir fungirenden Mehemet Sokolly begleitet, verließ der alte kranke Padischah am 1. Mai 1566 seine Hauptstadt. Von Essek aus ging es mit 100,000 Mann und 300 Kanonen zuerst gegen Sigeth, welches der tapfere Niklas Zriny verteidigte. Aber die am 5. August eröffnete Belagerung stieß auf den hartnäckigsten Widerstand. Und bereits war in der Nacht vom 5. zum 6. September Suleiman endlich seiner Krankheit erlegen, als erst am 8. September der grandios heroische Untergang der tapfern Magyaren den Türken einen Haufen rauchender Trümmer in die Hände gab. Ein sehr zweideutiger Erfolg; doch aber ein Abschluß, der es nunmehr dem Großwessir möglich machte, den Kampf zu suspendiren und unter einstweiliger Verheimlichung von Suleimans Tode den neuen Sultan Selim II. aus seiner Statthalterschaft Kutahia in aller Eile nach Ungarn zu rufen, wo dieser in Belgrad die Huldigung des Heeres entgegennahm. Der Kampf gegen Oesterreich wurde demnächst durch einen mit dem (seit 1564 regierenden) deutschen Kaiser Maximilian II. seit dem August 1567 verhandelten und zu Anfang 1568 auf acht Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen. Der letzte Gewinn, den noch Suleiman zu erzielen beschlossen hatte, nämlich die von diesem Sultan auf Grund unbedeutender Anlässe verfügte Einziehung der reichen Mastixinsel Chios, nahm erst Selim II. in Empfang. Der Kapudan-Pascha Piali war am 14. April 1566 mit 80 Kriegsschiffen vor dieser Insel erschienen, hatte ohne Widerstand die Herrschaft der Maona gestürzt, natürlich durch die Janitscharen in der Hauptstadt greulich wüthen, die Kirchen zu Moscheen verwandeln lassen, und nach Abschluß eines erträglichen Vertrages mit den Griechen die jungen Leute der Maona vor die Wahl zwischen scheußlichen Hinrichtungen oder Eintritt in das Janitscharenkorps gestellt. Nicht lange nach der Ueberbringung dieser Eroberungsbotschaft an Selim II. mußte Piali (im Spätjahre 1566) noch einmal auslaufen, um auch die Inseln der italienischen Dynasten des ägäischen Meeres, namentlich das Herzogthum Naxos für die Pforte zu annektiren.

-

Bei Selims II. Antritt hatte die Entwicklung des osmanischen Reiches ihren Höhepunkt bereits überschritten; es begann die Zeit des Niederganges und des allmählichen Verfalls. Nicht so zwar als ob sofort die alte soldatische Kraft der Pforte abhanden gekommen wäre. Ganz im Gegentheil, noch während einer Zeit von mehr als hundert Jahren setzten sich gegenüber Ungarn, Polen, Venetianern, Persern und Arabern die Eroberungen der Sultane fort, dehnte sich die Oberhoheit der Khalifen von Stambul in Afrika bis zum atlantischen Ocean aus. Selbst die furchtbare Niederlage, welche der spanische Seeheld Don Juan d'Austria am 7. Oktober 1571 bei den Curzolaren vor Lepanto der Flotte Selims II. beibrachte, hatte nur die Bedeutung einer grandiosen Ritterthat des Westens, hielt die Wolfsnatur der türkischen Politik nicht lange

in Schranken. Erst seit 1683, seit der Katastrophe der Türken vor Wien, ebbte die osmanische Fluth mit schlimmer Raschheit. Wohl aber begann mit Selim II. die Zeit, wo die Herrscherkraft und die Herrscherbegabung in Osmans Stamme zu versiegen anfing. Kein Sultan von genialer Begabung ist seit Suleiman II. wieder in Stambul aufgetreten; vielmehr eröffnete Selim II. die Reihe der „unthätigen", der schwachen, jedenfalls der minder befähigten Herrscher, in deren Unzulänglichkeit ein Hauptgrund des Verfalls dieses Reiches, wo die Centralgewalt doch das meiste bedeutete, zu suchen ist. Nicht mehr auf die Dauer, selten nur und vorübergehend durch einen tüchtigen Großwessir, war der innere Verfall aufzuhalten: nämlich das Erlöschen der frischen Schwungkraft des Osmanenthums; das Versinken der Osmanen in träge Weichlichkeit, die auch den unverständigen Hochmuth der „Gläubigen" gegenüber der übrigen Welt nicht ausschloß; und das Emporwuchern aller Elemente der Zersetzung und der seit Alters doch auch vorhandenen Keime des Unheils. Mit dem Ueberwuchern der Macht des Harems, mit der Schwäche der Sultane wuchs auch die Unbotmäßigkeit, die Willkür, die Selbstherrlichkeit der Paschas. Die innere Verwaltung verfiel, die Civilisirung des osmanischen Volkes stockte, die Pflege des Wohlstandes, namentlich auch bei der Rajah wurde mißachtet, Druck, Erpressung, regellose Willkür traten an die Stelle des alten strammen Regiments der frühern Großherrn. Es kam die Zeit, wo trotz des starken Grundbaues ihrer Macht und trotz der soldatischen Leistungsfähigkeit der Osmanen ihr Reich dem Schicksal aller solcher Gewaltherrschaften verfiel, die den Unterworfenen nichts als eben nur die Gewalt zu bieten, diese auf keinerlei Weise innerlich mit ihrer Lage zu versöhnen vermögen. Die Rache aber für die an den zertretenen Nationen verübten Frevel vollzogen, Dank einer wunderbaren Ironie der Geschichte, dieselben Janitscharen, die als Material zu dauernder Knechtung aus den Reihen der Unterworfenen ausgehoben waren. Hatten diese schon bei Selims II. Antritt in Stambul (5. December 1566) dem neuen unbeliebten Herrscher neue Erhöhungen ihres Donativs abgetrotzt: so haben sie ihm damals auch noch das verhängnißvolle Dekret abgenöthigt, durch welches nun auch ihre Söhne (vgl. S. 644), sowie sie erwachsen wären, in ihre Reihen aufgenommen werden sollten. Damit aber begann zunächst die Entwicklung dieser Prätorianer in einer neuen Richtung, die sie zuletzt weit mehr dem Sultan selbst und weiter auch den Rajahvölkern des Reiches, als den auswärtigen Feinden der Pforte hat gefährlich werden lassen. Diesen Niedergang aber der alten Kraftelemente des osmanischen Kriegerstaates zu schildern, liegt bereits jenseits der Grenzen der uns zunächst gestellten Aufgabe.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Das Byzantinische Reich bis zur Lateinischen Eroberung im vierten Kreuzzuge (1204).

Zweites Buch.

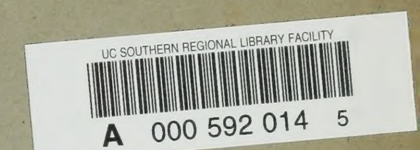
Die Geschichte der Rhomäer und der Osmanen vom Lateinischen Kreuzzuge bis zur Eroberung Constantinopels durch die Osmanen.

Schluß.

Die Osmanen von der Eroberung Constantinopels bis zum Ausgang Suleimans II.

[illegible] des Satzes am 16. Dezember 1[illegible].


3 1158 01214 3144


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 592 014 5

